



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1884.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

10083

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs IX.

(Oktober bis Dezember 1884.)

	Seite
Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh. I. II. III. 1. 129.	257
Hermann Lingg: Nur einmal. Novelle	19
August Leverkühn: Ungedruckte Briefe Platens	39
Der Geist der Berliner. I. Von einem früheren Diplomaten	50
Wilhelm Förster: Zur Geschichte der Astronomie	62
Plaudereien in Wiener Meisterateliers. I. II. 69.	177
Ludwig von Herbeck: Berlioz in Deutschland	82
Friedrich Pecht: Der Darwinismus und die Entstehung der Originalität in den bildenden Künsten	86
Anton Reichenow: Die deutsche Kolonie Kameruns. Nach eigener Anschauung geschildert	95
Stanleys Ansichten über die Stellung der Europäischen Mächte in der Congofrage	101
Johannes Flach: Telesilla. Eine dorische Novelle	141
Der Geist der Berliner. II. Von einem älteren Staatsmanne	160
K. Bürkner: Wie schützt und wie heilt man das Gehör?	183 ⁴
Georg Klebs: Über Blumenpflege im Winter	191
Friedrich von Spiegel: Der Hindukusch und seine Bewohner	195
Welche Militärmacht würde Deutschland für Kolonien nötig haben?	203
J. Ludewig: Der Mensch und das Feuer	209
Rudolf Schmidt: Des Bischofs Schwiegertochter. Novelle	267
Von Bonin: Das Junkertum in der Armee	294
Felix Auerbach: Gute und schlechte Luft	303
J. J. von Tschudi: Die La Platastaaten unter der spanischen Herrschaft bis 1810	309
M. Carrière: Verirrungen und Abwege. Ein Mahnwort an das deutsche Volksgewissen	330
Karl Haushofer: Über das Weltende	339

Berichte aus allen Wissenschaften:

Medizin.

- Karl Hennig: Der Kaffee und seine Surrogate 104
 P. Hofitansky: Zur Kur der fettleibigkeit von Dr. Demuth' . . . 226

Geschichte.

- Georg Trmer: Ungedruckte diplomatische Berichte aus Paris zur
 Geschichte der Erhebung Napoleon I. zum Kaiser der fran-
 zosen 106
 H. Dechend: Frankreich nach der Niederlage bei Roßbach . . . 359

Musikwissenschaft.

- Robert Hirschfeld: Prof. Stumpfs Tonpsychologie 112

Kulturgeschichte.

- B. Langkavel: Bienen im Haushalt der Völker 231

Nationalökonomie.

- A. Lammers: Sozialismus und Philanthropie 239
 H. v. Pflugk-Harttung: Zur Arbeiterfrage 362

Physiologie.

- Moritz Alsberg: Der Mechanismus der Verdauung bei niederen und
 höheren Tieren 350

Litteraturgeschichte.

- Carl Schmidt: Die Tendenzromane Klingers 355

Kleine Revuen:

- Litterarische Revue 117. 367
 Naturwissenschaftliche Revue 243
 Litterarische Berichte 122. 201. 373
 Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarkts 378

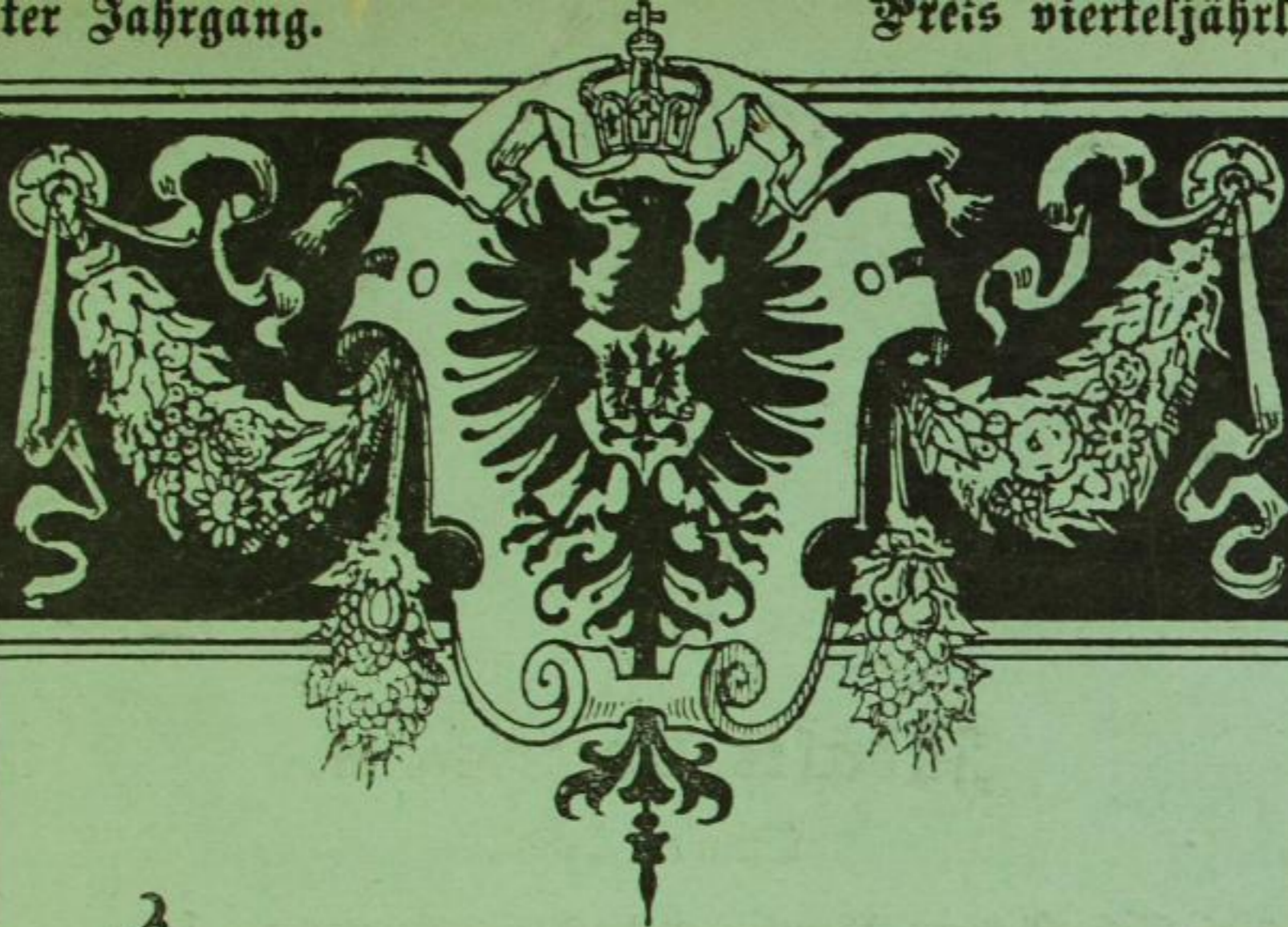
Beigabe zum IV. Quartals-Band 1884.

(Inhalt von 1884 Heft 15.)

- I. Jimenez y Aranda: „Predigt im Hofe der Kathedrale zu Sevilla“.
 Gemälde, reproduziert von Fr. Bruckmann in München. 673

II. Kunstrevue:

1. Fr. Pecht: „Die Kapuzinerpredigt in Sevilla“. Gemälde von Jimenez
 y Aranda.
 2. Allgemeine Kunst-Chronik.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Hest 13. Oktober 1884.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.

* 2678



Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

Oktober 1884.

	Seite
I. Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsrub. I.	1
II. Hermann Lingg: Nur einmal. Novelle.	19
III. August Leverföhn: Ungedruckte Briefe Platens.	39
IV. Der Geist der Berliner. Von einem früheren Diplomaten.	50
V. Wilhelm Förster: Zur Geschichte der Astronomie.	62
VI. Plaudereien in Wiener Meisterateliers.	69
VII. Ludwig von Herbeck: Berlioz in Deutschland.	82
VIII. Friedrich Pecht: Der Darwinismus und die Entstehung der Originalität in den bildenden Künsten.	86
IX. Anton Reichenow: Die deutsche Kolonie Kameruns. Nach eigener Anschauung geschildert.	95
X. Stanleys Ansicht über die Stellung der Europäischen Mächte in der Congofrage.	101
XI. Berichte aus allen Wissenschaften:	104
1. Medizin. Karl Hennig: Der Kaffee und seine Surrogate.	
2. Geschichte. Georg Irmer: Ungedruckte diplomatische Berichte aus Paris zur Geschichte der Erhebung Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen.	
3. Musikwissenschaft. Robert Hirschfeld: Prof. Stumpfs Tonpsychologie.	
XII. Litterarische Revue.	117
XIII. Litterarische Berichte.	122

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh.¹⁾

I.



Es ist ein fast allgemein anerkannter Satz, daß es keinen großen Mann giebt vor seinem Kammerdiener, und es ist deshalb doppelt interessant einmal einer Persönlichkeit zu begegnen, die auch in der Einsamkeit und von den Augen der Welt ungesehen dieselbe bleibt, ja die in dem Maße lebenswürdiger wird, als sie den Privatmann herauskehrt und als man sie näher kennen lernt. Wer den Fürsten Bismarck nur „im Dienst“ kennen gelernt, der kennt ihn noch nicht einmal zur Hälfte.

Ernst, streng, kurz angebunden, und in den Sachen, welche er der eigenen Entscheidung vorbehalten, jedem Widerspruche abhold, bewegt er sich im Dienst, im Verkehr mit seinen Untergebenen mit Vorliebe in quasi militärischen Formen, und man kann von ihm annähernd dasselbe sagen, was uns von einem langjährigen Adjutanten des Feldmarschalls Wrangel versichert wurde, daß er diesen niemals im Dienst habe lachen sehen. Der Rang und die dienstliche Stellung des betreffenden Beamten macht hierbei keinen Unterschied, und viele hochgestellte Personen wissen davon zu erzählen, was ein dienstlicher Konflikt mit dem Reichskanzler bedeutet, zumal letzterer, nach der beliebten Methode stets *va banque* zu spielen, sicher ist aus jedem Konflikt als Sieger hervorzugehen, auch wenn er nicht — was gewöhnlich der Fall ist — in der Sache selbst Recht hätte.

Um so überraschender ist der Wechsel der Szenerie, wenn man diesem selben Manne in seiner Häuslichkeit auf dem Lande begegnet. Hier tritt derselbe seinen Gästen, auch wenn sie seine Beamten sind, mit der vollen Gastfreundschaft und herzlichen Freundlichkeit des Landedelmannes gegenüber, ja er ging nicht selten so weit, Personen, die er das erste Mal bei sich sah, persönlich auf das ihnen zugewiesene Zimmer zu führen. Unterstützt wird derselbe durch seine Gemahlin, welche auf dem Lande ebenfalls die Fürstin vollständig beiseite läßt und,

¹⁾ Der Verfasser dieses Artikels steht nicht auf demselben politischen Standpunkt wie die Revue, ist aber sehr gut informiert.

soweit ihr dies ihre, in letzter Zeit leider sehr angegriffene Gesundheit gestattet, ihre Gäste in der Illusion erhält noch mit „Johanna von Buttkamer“ zu verfahren.

Überhaupt versteht man die Häuslichkeit und das Leben des Reichskanzlers nicht, wenn man sich nicht das Bild dieser Frau vergegenwärtigt, einer Frau, die nur in ihrem Manne lebt und webt und denselben mit einer Fürsorge umgiebt, die ihm einen großen Teil der kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens fern hält und in Zeiten der Krankheit jede Störung mit rücksichtsloser Energie zu verhindern weiß. Alles, was dem Fürsten begegnet, wird von ihr, im Komparativ, empfunden als ihr selbst angethan, und uns sind mehrere Beispiele bekannt geworden, daß sie selbst zwischen nahen Freunden und Verwandten und sich das Tischtuch zerschneidet, weil sie sich von ihnen in der Person des Fürsten verletzt fühlte. In Summa möchten wir auf sie das Wort anwenden, das der Oberhofprediger Strauß seinerzeit von der Schwester des Professors Neander gebrauchte, daß sie nämlich die fleißigste und erfolgreichste Mitarbeiterin an seinen Werken gewesen.

Es ist schon von anderer Seite auf die mannigfachen Berührungspunkte hingewiesen, welche der Reichskanzler mit dem größten Minister Frankreichs, mit dem Cardinal Richelieu, hat. Zu diesen Berührungspunkten rechnen wir unsererseits auch das Bedürfnis des Verkehrs mit geistvollen (Lassalle), angenehmen Personen (Ranke erzählt, daß dem Cardinal Richelieu der Umgang mit einer bestimmten Person von den Ärzten förmlich als Heilmittel vergeschrieben gewesen sei), sowie die Thatsache, daß der Fürst Bismarck mit mehr Recht als Richelieu von sich sagen kann, „er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen,“ freilich des Staates, wie er denselben versteht und hinzustellen gewillt ist. Ebenso berührt er sich mit seinem großen Vorgänger darin, daß er seine Zwecke mit rücksichtsloser Energie verfolgt und daß er es wie jener verstanden hat, das Glück selbst dem Schicksal abzuzwingen. Das Glück ist eben, wie der Cardinal Mazarin zu sagen pflegte, eine „moralische Eigenschaft,“ oder wie es Ranke bezeichnet, „der Erfolg vordringender Kenntniss, richtiger und unfehlbarer Berechnung.“ Wie Richelieu der bourbonischen Monarchie, so hat Bismarck Deutschland seine Weltstellung gegeben, und wenn auch das deutsche Reich, nachdem man ihm in den Sattel geholfen, noch einiger Reitstunden zu bedürfen scheint, so wird sich doch der betreffende Ausspruch schließlich bewähren.

Doch dies nur beiläufig. Wir haben die betreffende Parallele nur um deswillen herangezogen um plausibel zu machen, daß der Fürst Bismarck keine immobilen politischen Freunde besitzt, daß bei ihm politisch alles beweglich ist, mit Ausnahme seiner eigenen Politik und seiner eigenen Zwecke, und daß es deshalb nichts Befremdliches enthält, denselben nicht allein in seinen politischen, sondern auch in seinen persönlichen Freundschaften wechseln zu sehen, je nachdem die Menschen für ihn brauchbar und bequem sind oder nicht.

Bekanntlich war bis zur Mitte der siebziger Jahre Barzin, früher ein gräf-

lich Blumenthalscher Besitz, das ausschließliche Tuskulum des Reichskanzlers, und ist dieser fast schon sagenumwobene Ort bereits so vielfach in Wort und Bild dargestellt worden, daß eine Wiederholung als überflüssig erscheint. Das sogenannte alte Schloß ist ein Herrenhaus, wie man deren in Pommern so viele findet, sehr einfach und bescheiden in seiner Anlage, allmählich mit dem Wachsen des Vermögens und des Schönheitsfinnes vergrößert und schließlich durch den Reichskanzler selbst abgeschlossen mittelst eines Anbaues, der die für den persönlichen Gebrauch bestimmten Räume enthält, indes zu dem alten Teile in einem Verhältnis steht, das man füglich als eine architektonische Mesallianz bezeichnen könnte. Einen wirklich imposanten Eindruck macht das eigentliche Arbeitszimmer des Fürsten, in welchem der bekannte schwarzmarmorne Kamin aus dem Rathhaussaale in Brügge nachgebildet ist und dessen Dimensionen auch sonst von der Art sind, um den Kanzler des deutschen Reiches würdig zu beherbergen, ja man kann, da Varzin mit der Dotation aus dem Jahre 1866 erworben worden ist, ohne Übertreibung sagen, daß der Fürst Bismarck hier auf seinen Lorbeeren ausruht.

Freilich war in den sechziger Jahren gleich nach dem Kriege mit Oesterreich dies Ausruhen nur ein bildlicher Ausdruck, indem auf der einen Seite die Fülle der Arbeiten, welche unablässig auf den leitenden Staatsmann eindrang, eine eigentliche Muße ausschloß und auf der anderen Seite das Nervensystem desselben in einer Weise angegriffen war, daß — wie uns dies von verschiedenen Seiten bestätigt wird — der Kanzler nicht selten die Nacht bis vier Uhr des Morgens schlaflos in seinem Bette zubrachte, dann von vier bis sechs Uhr einen Spaziergang in seinem Parke machte und nun endlich zu einem unruhigen Schlummer gelangte. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn der Kanzler heute angegriffener und reizbarer ist als seine parlamentarischen Gegner, welche sich stets in der angenehmen Lage befanden, ihren Leib wohl zu pflegen und ihren Geist nicht übermäßig anzustrengen.

Dessen ungeachtet versichern alle, welche ihm damals näher standen, niemals eine Rückwirkung dieser Nervosität auf den gesellschaftlichen Verkehr verspürt zu haben, was um so mehr ins Gewicht fällt, als der Kanzler nach seiner Naturanlage unzweifelhaft zu den cholерischen Naturen zählt.

Nach übereinstimmenden Berichten seiner Gäste verlief der Tag in Varzin in gleichmäßiger Weise: Gemeinschaftliches oder besonderes Frühstück je nach Wunsch, gemeinschaftlicher Spaziergang oder Spazierfahrt vor dem Diner, wobei es dem Kanzler besonderes Vergnügen bereitete, seinen Gästen seine neuen Forstkulturen, Wiesenanlagen, Forellenteiche u. dgl. zu zeigen, und wobei man Gelegenheit hatte wahrzunehmen, daß derselbe das Größte wie das Kleinste mit derselben Energie und Konzentration des Geistes behandelt und sich über eine schön gewachsene Fichte fast eben so freut wie über eine wohlgeratene Note.

Selbstverständlich war der Ton der Unterhaltung bei Tisch und sonst je nach der Persönlichkeit und Qualität der Gäste ein verschiedener, mit der alleinigen

Maßgabe, daß der Kanzler es nicht liebte, außer bei dem Kaffee und der Zigarre über Geschäfte zu sprechen. Diese Nachtsch-Gespräche wurden in der ungezwungensten Weise geführt und seitens des Kanzlers mit dem naturwüchsigem Humor gewürzt, welchen wir so oft in seinen Briefen zu bewundern Gelegenheit gehabt haben.

Der häufigste Gast in Barzin zu jener Zeit, doch nicht bloß zu seinem Vergnügen, sondern als „rechte Hand des Kanzlers“, wie man ihn damals nannte, war der Geheime Rat Lothar Bucher, ein ebenso begabter und fleißiger als vorsichtiger und reservierter Mann, der dem fernem Stehenden den Eindruck machte, als ob ihn seine politische Vergangenheit in seiner neuen Stellung und Umgebung etwas verlegen machte und als ob er es ängstlich vermied, irgend jemandem einen Einblick in sein Inneres zu gestatten. In Barzin wurde er damals fast zur Familie gezählt und von allen Gliedern derselben in entsprechender Weise behandelt. Um so befremdlicher ist es, daß sein Name heute fast verschollen ist. Man hört nicht von ihm, man spricht nicht von ihm, und über seinen Kopf hinweg ist eine Reihe von jüngeren Männern avanciert, die allerdings den Vorzug vor ihm haben, daß sie — mit Ausnahme des Herrn Busch — „geborene Diplomaten“ sind. Man sagte einmal, daß Bucher bei dem Reichskanzler in Ungnade gefallen sei, weil er dessen soziale Projekte gemißbilligt habe, doch sind wir nicht geneigt dies für wahr zu halten. Bucher ist heute ein alter Mann, der sich verlehrt fühlt und sich nach Ruhe sehnt.

Der Zweite der regelmäßigen Tafelrunde in Barzin war der jetzige deutsche Botschafter bei dem Quirinal, Herr von Reudell, der auch in Berlin als Hausfreund galt, ein ostpreußischer Edelmann, der unseres Wissens dem Kanzler durch Herrn von Below-Hohendorf empfohlen wurde und sich seine Stellung in der Familie zunächst wesentlich durch sein meisterhaftes Klavierspiel erworben hatte. Man lobte an ihm die unbedingte Anhänglichkeit und Treue gegen seinen Chef und war auch nicht sonderlich überrascht, ihn demnächst — wie manche sagten, auf den Flügeln des Gesanges oder wenigstens der Musik — von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Botschafters des deutschen Reiches aufsteigen zu sehen.

Eine dritte stehende Figur in dem Barziner Kreise war der inzwischen verstorbene Legationsrat von Obernitz, eine durch sehr gefällige Umgangsformen und einen gemüthlichen faustischen Witz ausgezeichnete Persönlichkeit, der grade um deswillen in den Sommerferien des Kanzlers sehr wohl gelitten war und bei der Fürstin in besonderer Gnade zu stehen schien, weil er es verstand den Kanzler aufzuheitern und ihm ein Lächeln abzugewinnen. Sonst wurde derselbe, soweit unsere Information reicht, weniger als Staatsmann und Diplomat wie als Hofmarschall verwendet, eine Thätigkeit, die keineswegs zu unterschätzen war und die sonst im ganzen und großen zum Ressort der Fürstin gehörte.

Man hat schwerlich eine Vorstellung davon, wie groß die Zahl der Briefe öffentlichen und privaten Inhalts war, mit denen der Kanzler anfangs in Barzin überschüttet und überlaufen wurde, und es bedurfte in der That der ausdrück-

lichen Erklärung, daß alle nach Varzin nachgesandten Briefe rücksichtslos vernichtet werden würden, um sich einigermaßen davor zu retten. Wir wissen von Augenzeugen, daß der Kamin in Varzin diesen Briefen gegenüber eine ähnliche Rolle spielte, wie die bekannte Pfeife der Königin von England gegenüber den eingeschmuggelten Zigarren.

Als sich jemand darüber beklagte, daß so mancher Brief verloren gehe und daß nicht selten auch Unterschlagungen auf der Post vorkämen, bemerkte der Kanzler in seiner trockenen Weise: „Meine Varziner Briefe könnten sie alle unterschlagen; übrigens ist es ein wahres Glück, daß wir nicht lauter ehrliche Postbeamte haben, denn sonst würde kein Mensch mehr eine Wert- oder Geldsendung deklarieren.“

Nicht minder war auch der Geheime Rat Wagener damals ein nicht seltener Gast in Varzin. Das Verhältnis, in welchem dieser zum Kanzler stand, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Dasselbe datierte vom Jahre 1848 und war fast zwei Dezennien hindurch ein sehr intimes, wie dies die kürzlich veröffentlichten, auch in diesen Blättern erwähnten Memoiren des gedachten Herrn des Näheren ergeben. Der Kanzler pflegte diesen seinen Rat mit Vorliebe als sein lebendiges Konversations-Lexikon zu bezeichnen, auch nahm man zu jener Zeit allgemein an und sprach dies in der Presse bei jeder Gelegenheit aus, daß derselbe namentlich auf die Behandlung der sozialen Fragen einen entschiedenen Einfluß ausübe. Diese stets wiederholte öffentliche Betonung des sozialen Einflusses soll dem Kanzler mit der Zeit unbequem geworden sein, da selbiger es bekanntlich nicht liebt sich überhaupt beeinflussen zu lassen, geschweige denn in der Öffentlichkeit als beeinflusst zu erscheinen.

Der intimste Gast aber war der Herr von Blanckenburg-Zimmerhausen, ein Jugendfreund nicht nur des Kanzlers, sondern auch der Fürstin, dessen verstorbene Frau allgemein als die erste Jugendliebe des Fürsten angesehen wurde und der selbst als der Ehestifter des fürstlichen Paares galt. Herr von Blanckenburg verkehrte mit der gesamten Familie des Kanzlers auf dem Fuße eines alten Hausfreundes und wurde auch in seiner parlamentarischen Thätigkeit im Verlaufe der sechziger Jahre sowohl im Landtage wie im Reichstage als einer der wenigen Vertrauensmänner des Kanzlers gewürdigt. Allerdings erhielt dies Verhältnis in den siebziger Jahren, soweit man dies von außen beurteilen konnte, einen empfindlichen Stoß, und ist man im Publikum niemals ganz über die eigentlichen Motive aufgeklärt. Man wollte wissen, daß mit der Erkaltung des Verhältnisses zwischen dem Kanzler und dem Grafen Roon, der bekanntlich mit Herrn von Blanckenburg verschwägert war, auch das Verhältnis des letzteren eine Abkühlung und durch die Ablehnung des ihm angebotenen Portefeuilles für die Landwirtschaft einen Bruch erfahren habe. Allerdings quittierte Herr von Blanckenburg damals seine gesamte politische Thätigkeit, und zwar, wie ihm näher stehende Personen versicherten, weil er nicht als konservativer Presspfahl in dem liberalen Ministerium Camphausen figurieren und auf der anderen Seite seinem alten Freunde nicht Opposition machen wollte.

Selbstverständlich ist mit diesen Persönlichkeiten die damalige Tafelrunde des Reichskanzlers keineswegs erschöpft, wenngleich Barzin vor dem französischen Kriege nicht in dem Maße als der Mittelpunkt der europäischen Politik angesehen werden kann, wie dies später der Fall war. Abgesehen davon, daß vor dem französischen Kriege der Aufenthalt in Berlin noch die Regel und die ländliche Villeggiatur die Ausnahme war, während sich dies später, insbesondere nach der Erwerbung von Friedrichsruh, umgekehrt gestaltete, so hat auch Deutschland überhaupt erst mit dem und durch den französischen Krieg seine heutige dominierende Stellung in Europa errungen und hat dem entsprechend auch erst von da ab die Wallfahrt zu dem deutschen Reichskanzler als zu dem politischen Draht von Europa begonnen.

Nichtsdestoweniger aber flogen auch damals schon die höheren Beamten und Diplomaten in Barzin aus und ein, zu geschweigen daß nicht allein der zahlreiche Freundeskreis des Kanzlers ihn so zu sagen mit List und Gewalt aufsuchte und daneben die Neugier, und zwar nicht bloß der Eingebornen, sondern auch der Ausländer, insbesondere der Engländer und Amerikaner, seinen Schritten folgte und das ziemlich anspruchslose Gasthaus in Barzin bevölkerte. Je nach der Qualität dieser Besucher war die Unterhaltung eine verschiedene, doch stets von der Art, daß, wie die Teilnehmer versichern, dieselbe fast ohne Ausnahme als praktische Unterweisung für den Umgang mit Diplomaten und solchen, die es werden wollten, gelten konnte. Ohne daß die betreffenden Herren es auch nur bemerkten, hatte der Kanzler sie von allen ihren Geheimnissen befreit, und zwar in einer so jovialen und fortdialen Weise, daß die gemißbrauchten Staatsmänner sich durch sein Vertrauen noch sehr geehrt fühlten. Die Stärke des Kanzlers bestand eben darin, über seine Pläne mit der größten Offenheit zu sprechen, ein Verfahren, welches ihm bekanntlich schon in Frankreich die Kritik seitens Louis Napoleons eingetragen hatte, daß er nicht ernsthaft zu nehmen sei, und das ihm auch einem Kommiss-Diplomaten gegenüber den unschätzbaren Dienst leistete, daß man ihm bei solchen Herzensergießungen kein Wort glaubte. Sehr spaßhaft soll, wie man uns versichert, sein Verkehr mit dem englischen Gesandten Lord Loftus gewesen sein. Dieser Herr, der sich selbst für einen bedeutenden Diplomaten hielt, glaubte hier immer noch in ähnlicher Weise auftreten zu können, wie dies dem Herzog von Wellington auf dem Wiener Kongreß gestattet war, und er verlor völlig die Kontenance, als ihm bedeutet wurde, daß ihm nur die größte Bescheidenheit dazu verhelfen könne überhaupt noch angehört zu werden.

Sehr irrtümlich würde es natürlich sein, wenn man annehmen wollte, daß der Kanzler während seines Ferien-Aufenthalts auf dem Lande lediglich seiner Erholung gelebt, vielmehr sind wir geneigt anzunehmen, daß er grade hier, in einer gewissen äußeren Ruhe und ungestört durch die Kleinigkeiten des laufenden Dienstes, seine großen Pläne durchdacht und vorbereitet hat, sodaß sie demnächst fertig und gerüstet aus seinem Kopfe hervorspringen konnten. Der Reichskanzler zählt eben zu den politischen Künstlern, welche sich nicht mit Fertigung von Kartons begnügen, sondern nur das vollendete Bild für ein Kunstwerk halten.

So wird man es auch verstehen, daß derselbe stets einen großen Teil des Tages für sich zubrachte, ohne daß doch ein Resultat seiner Mühe alsbald äußerlich in die Erscheinung trat, und daß er vielfach Sachen las und besprach, von denen man nicht gleich ab sah, was sie bedeuten sollten.

Erst heute beispielsweise ist man zur Klarheit darüber gelangt, daß der Kaiser Napoleon doch nicht so ganz auf dem Holzwege war, wenn er annahm, daß der damalige Kanzler des Norddeutschen Bundes mit der Absicht umginge, den französischen Einfluß in Spanien zu brechen und an diesem Lande einen Bundesgenossen für gewisse Eventualitäten zu gewinnen, ebenso wie einzelne hingeworfene Äußerungen desselben darüber keinen Zweifel lassen, daß er schon damals die Notwendigkeit einer Modifikation der Stellung Deutschlands Rußland gegenüber und die Entfaltung einer slavophilen Politik des Fürsten Gortschakoff ins Auge gefaßt habe.

Wenngleich wir darüber nur vom Hörensagen sprechen und urteilen können, so glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß das Verhältnis zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Fürsten Gortschakoff niemals ein besonders vertrauensvolles gewesen. Letzterer lebte und webte noch in den politischen Traditionen des Kaisers Nikolaus, und wenn er dessen ungeachtet der Aktion Preußens gegen Oesterreich und dem Kriege Deutschlands gegen Frankreich keine thatsächlichen Hindernisse bereitete, so hatte hieran wohl die Liebe den geringsten Anteil. Man hielt einen derartigen Siegeslauf Preußens und Deutschlands überhaupt für unmöglich, auch gefiel Fürst Gortschakoff sich in der Illusion, daß eine Schwächung der Kriegführenden die Stellung Rußlands noch mehr heben und daß Deutschland nach wie vor im Fahrwasser der russischen Politik segeln würde.

Soviel wir haben in Erfahrung bringen können, ist der Kanzler stets der Meinung gewesen, daß die russische Diplomatie mit ihrem Streben nach Westen denselben Fehler begehe, wie seinerzeit die früheren deutschen Kaiser mit ihren Heerzügen nach Italien, und verschiedene Äußerungen lassen uns kaum einen Zweifel darüber, daß das heutige Rußland diese Ansicht Bismarcks in ernste Erwägung gezogen und den Weg nach Merw und so weiter als den richtigen erkannt hat, nicht allein um seine politische Aktion mehr mit seinem Charakter in Einklang zu setzen, sondern auch um die Präponderanz Englands an seiner empfindlichsten Stelle zu durchbrechen.

Man darf nicht erwarten, daß ein Mann wie der Fürst Bismarck über seine Politik und seine Auffassung der europäischen Verhältnisse selbst vertrauten Freunden gegenüber sich jemals anders als andeutungsweise geäußert, und selbst von denen, welche seine ländliche Einsamkeit geteilt, wird sich kaum jemand rühmen können, über seine Zielpunkte etwas vor der Zeit erfahren zu haben. Es ging dort, wie alle gleichmäßig versichern, ähnlich zu wie auf den späteren parlamentarischen Soireen, wie man denn auch von Cromwell behauptet, daß, wenn er recht vertraulich gewesen, man erst recht nicht gewußt habe, was er wolle.

Von hohem Interesse sind die Mitteilungen, welche der Kanzler über seine

Erfahrungen in dem österreichischen Kriege gemacht hat. Er war dort hingegangen mit dem festen Entschlusse, nur als Sieger lebendig zurückzukehren, und man weiß, daß es in der Schlacht bei Königgrätz einen Moment gab, wo die Entscheidung sich auf der Schärfe des Messers zu bewegen schien. „In diesem Moment,“ erzählte er, „begegnete ich dem General von Moltke und bot ihm eine Zigarre an. Derselbe wählte aus meinem Vorrat die beste, und ich sagte mir, wenn der noch die Ruhe hat die Zigarre zu prüfen, dann kann die Sache nicht schlimm stehen. Nachdem die Schlacht gewonnen war, kam ein halter General an ihn heran und sagte: „Nun sind Sie ein großer Mann! Wären wir geschlagen worden, dann wären zu Hause die alten Weiber mit nassen Handtüchern über Sie hergefallen!“

Als nach Beendigung des Krieges mit Österreich von der heiligen Allianz und von dem Testamente Friedrich Wilhelm III. die Rede war, bemerkte der Kanzler: „Mir ist es nicht ganz verständlich, wie man heute noch für die heilige Allianz schwärmen kann, nachdem sich in der letzten Zeit zur Evidenz herausgestellt hat, daß dieselbe nichts mehr als eine russische Mausfalle war und das Adjektivum heilig nur noch als ein unpassender Scherz erschien. Sie werden, wenn ich es erlebe, den Beweis in die Hand bekommen, daß der Krieg mit Österreich in meiner Politik nichts war, als ein Gewittersturm, der die Atmosphäre zwischen uns gereinigt hat, und daß es jetzt erst möglich sein wird, eine aufrichtige und nachhaltige Allianz auf dem Fuße der Gleichberechtigung zwischen uns und Österreich zu stande zu bringen. Sie werden mir noch alle Abbitte leisten und mich als den eigentlichen Testamentsvollstrecker Friedrich Wilhelms III. preisen.“

Psychologisch sehr interessant ist es, daß der Kanzler, ähnlich wie Napoleon I., von dem Professor Leo behauptet, daß er selbst in dem Kanonendonner der Schlacht nach den Parlamentsreden in Paris gehorcht, den Parlamentarismus zwar praktisch mit großer Geringschätzung behandelt, nichts desto weniger aber die „öffentliche Meinung“ wie kaum ein anderer auf das sorgfältigste studiert und seine größten Erfolge grade seiner richtigen Diagnose der Volksstimmung und Strömung verdankt. Freilich hat er dabei stets sowohl theoretisch wie praktisch den Grundsatz festgehalten, daß die Regierung als das Haupt des Volkskörpers und als der Ort, in welchem sich alle Staatsgedanken konzentrieren, der wichtigste und maßgebendste Teil des Volkskörpers sei und als Ausgangspunkt aller politischen Aktion die Aufgabe habe, die öffentliche Meinung zu leiten und zu korrigieren. Daher das große Gewicht, welches er auf die Presse und auf vollendete Thatsachen legt; daher auch die eiserne Konsequenz, mit welcher er seine Pläne verfolgt. Er teilt, wie wir hören und wie er dies in seinem vertrauten Kreise wiederholt ausgesprochen haben soll, die Ansicht des Paters Becr, welcher zu sagen pflegte: „Wenn der Wind sich dreht, drehen sich alle Wetterfahnen, und zwar um so schneller und entschiedener, je schärfer der Wind ist.“

Als eines Tages das Gespräch auf die öffentliche Meinung und deren Be-

deutung kam, sagte der Kanzler: „Sie kennen unzweifelhaft den Ausspruch des alten Napoleon, daß drei schreiende Weiber mehr Lärm machen als tausend schweigende Männer. Man thut deshalb auch sehr unrecht, den schreienden Weibern der öffentlichen Meinung irgendeine größere Bedeutung beizulegen. Die wahre öffentliche Meinung ist die, welche sich aus gewissen politischen, religiösen und sozialen Vorderfragen in einfachster Fassung in der Tiefe des Volkslebens erzeugt und regt, und diese zu erkennen und zum Durchbruch zu bringen, das ist die eigentliche Begabung und Aufgabe des Staatsmannes. Ich möchte dieselbe die Unterströmung der öffentlichen Meinung nennen. Ich habe deshalb auch niemals mit den eigentlichen Parlamentschreibern gerechnet und habe grade um desswillen die Genugthuung gehabt, die öffentliche Meinung, auf welche ich Wert lege, in nachhaltiger Weise für mich zu gewinnen. Die Paulskirche in Frankfurt und das Unionsparlament in Erfurt waren in der That eine Versammlung ausgezeichneter Redner, und doch was ist von denselben übrig geblieben? Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch.“

Außerdem hat der Kanzler wiederholt die Ansicht verlautbart, daß die Masse der Bevölkerung überhaupt nur für Thatsachen und große, aber einfache Fragen ein Verständnis und vor allem — wie Thomas Carlyle dies so drastisch ausgesprochen — das Bedürfnis habe geführt und regiert zu werden, sodaß es einigermaßen auffällig erscheint, wenn seitens der Regierung dieser durchaus richtigen Auffassung bisher so wenig praktische Folge gegeben worden ist. Man weiß und sieht, in welcher despotischen Weise die Masse der Arbeiter seitens ihrer Führer und Verführer beherrscht und geleitet wird, und wie wenig alle bisherigen Mittel gefruchtet haben, diese Herrschaft zu brechen.

Selbstverständlich bildeten damals die sozialen Fragen einen Hauptgegenstand der Unterhaltung in Varzin, zumal dieselben durch die Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts in den Vordergrund getreten und brennende geworden waren. „Wenn man eine alte Form umformen will, muß man dieselbe zunächst flüssig machen,“ sagte der Kanzler, und es läßt sich nicht leugnen, daß mit der Etablierung des Norddeutschen Bundes alle Verhältnisse innerhalb seines Umkreises flüssige geworden waren. Was der Kanzler auf diesem Gebiete beabsichtigte, ließ sich aus seinen kurzen Aussprüchen schwer entnehmen, sei es daß er damals noch nicht mehr sagen wollte, sei es daß er sich selbst noch nicht ganz klar war. Jedenfalls sind wir geneigt anzunehmen, daß man verschiedene seiner Maßregeln nur alsdann richtig würdigt, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte des Flüssigmachens betrachtet. Wir rechnen hierher selbst die Einführung der Gewerbefreiheit, wengleich die Ausführung der Umgießung in eine andere Form etwas lange hat auf sich warten lassen und erst neuerdings durch die vielbesprochene allerhöchste Botschaft eine bestimmtere Gestalt angenommen hat. Es gab damals eben nur wenige in der Umgebung des Kanzlers, welche die soziale Frage einigermaßen gründlich studiert hatten. Mit Ausnahme der Herrn Bucher und Wagener war in den Kreisen der Regierung das Manchesterium die herrschende Doktrin, und selbst der Kanzler war als pommerscher Rittergutsbesitzer in den

Traditionen des Freihandels aufgewachsen. Man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn der Umschwung auf diesem Gebiete sich nur langsam vollzog und die sozialpolitische Reform sich in dem Kampfe mit den bisherigen Traditionen und mit den bestehenden Institutionen nur ruckweise Bahn zu brechen vermochte. Außerdem hat der Kanzler in seinen betreffenden Gesprächen niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß er sein neues Gebäude nicht mit Luftsteinen, sondern nur mit Klinkern auszuführen gedenke, das heißt ins Politische übersezt, daß er nur mit solchen Elementen bauen wolle und könne, in welchen er für seine Gedanken eine gewisse Resonanz und damit die Sicherheit finde, daß das Zusammengefügte auch den Einwirkungen der wechselnden Witterung Widerstand leiste.

Um sich über alle einschlagenden Fragen gründlich zu informieren, verschmähte er es während seines Ferien-Aufenthalts auf dem Lande in keiner Weise, sich bei Geschäftsleuten aller Art, mit denen er hier in Berührung kam, in längere Gespräche über deren Verhältnisse und Wünsche einzulassen und so allmählich den Stoff zu seiner sozialen Reformpolitik zu sammeln.

Daß und in welcher Weise diese Arbeiten und Bestrebungen durch den Krieg mit Frankreich eine Unterbrechung erlitten, ist bekannt, und darf man bei Beurteilung der Tragweite dieser Unterbrechung auch nicht außer acht lassen, daß mit der Beendigung jenes Krieges und dem sich daran anschließenden Auftreten der Kommune in Paris nicht allein die Sozialdemokratie, sondern auch die soziale Frage als solche in eine andere Phase getreten war. So lange die deutsche Sozialdemokratie sich noch in den Traditionen Lassalles bewegte und den deutschen Staatsgedanken als solchen anerkannte, so lange konnte man mit derselben auch von Staatswegen paktieren. Seitdem dieselbe aber den Kriegszustand als permanent erklärt hat, scheint auch der Reichskanzler von dem Grundsatz auszugehen, die Sozialdemokratie in ihrer jetzigen Gestalt besiegen und soweit möglich vernichten zu müssen. „Wenn die Völker aus Prinzip Rebellen werden, dann müssen die Regierungen aus Grundsatz Despoten sein,“ sagt ein älterer Schriftsteller.

Mit dem Jahre 1866 war Bismarck ein großer und berühmter Mann geworden, doch war ihm diese Berühmtheit nicht selten recht unbequem. „Es ist nicht grade sehr angenehm,“ sagte er, „weder auf vierzehn Schritt belorgnettiert, noch auf vier Schritt beschossen zu werden, und das Bischen Eitelkeit, welches in dem Angestauntwerden seine Befriedigung findet, hält nicht lange vor. Alle die kleinen Eitelkeiten des Lebens haben nur so lange Reiz, wie man sie nicht besitzt. Sobald man dieselben erreicht hat, gilt von allen der Ausspruch des Königs Salomo, daß es eitel ist und keine wahre Befriedigung gewährt. Ich begreife deshalb auch nicht, wie ein Mensch dies Leben ertragen kann, der nicht an ein anderes und besseres glaubt.“

Daß wir bei unserer Zusammenfassung des Verkehrs und der Unterhaltung in Barzin nicht überall ipsissima verba des Kanzlers zitiert haben, wird jeder nach Verlauf einer so langen Zeit und in Ermangelung eines Busch'schen Tagebuchs leicht erklärlich finden, doch glauben wir überall den richtigen Sinn wiedergegeben und unseren Lesern Veranlassung zu mancherlei Kombinationen geboten

zu haben. Die Aktion des Kanzlers ist eine so konstante Größe, daß eine kleine Probe genügt, um das Ganze richtig zu würdigen.

Einen besonderen Reiz des Aufenthalts in Varzin bot das eigenartige Familienleben des Bismarckschen Hauses. Man könnte nicht sagen, daß die Söhne an die Begabung des Vaters heranreichen, doch scheint es diesem gelungen zu sein, einen Teil seiner Energie auf dieselben zu übertragen und sie sowohl geschäftlich wie diplomatisch so einzuschulen, daß er an ihnen, wie er dies ja auch kürzlich gegen den Herrn Professor Gneist ausgesprochen haben soll, sehr brauchbare Mitarbeiter gewonnen hat. Dabei darf man nicht übersehen, daß der Kanzler auch hier dem Grundsatz Ludwig XIV. zu folgen scheint, die Staatsgeheimnisse in möglichst wenigen Händen zu konzentrieren und daß er das Bedürfnis hat, in seiner nächsten Umgebung Organe zu besitzen, deren Treue und Diskretion er unbedingt sicher ist. Es ist ein Vorzug, der durch nichts Anderes ausgeglichen oder ersetzt werden kann, bei einem Lehrer in die Schule zu gehen, der in der Staatskunst heute nicht seines Gleichen hat, und schon von Jugend auf gleichsam spielend in das Geheimnis eingeweiht zu werden, daß der alte Grundsatz des schwedischen Kanzlers Drenstierna auch heute noch Geltung hat und daß ein praktischer Staatsmann am sichersten geht, weniger mit den Tugenden als mit den Fehlern der Menschen zu rechnen.

Es waren hauptsächlich die Zeiten der Muße auf dem Lande, in denen der Kanzler sich der geschäftlichen und diplomatischen Erziehung seiner Söhne widmete und zwar so, daß selbige im Dienst wo möglich noch strenger herangenommen wurden als andere. Dafür war das Verhältnis außer Dienst ein um so herzlicheres, und waren die privaten Einwirkungen an erster Stelle darauf berechnet, den Charakter auszubilden und den Söhnen diejenige Selbständigkeit anzuerziehen, dieselben befähigen sollte demnächst auf eigenen Füßen stehen zu können.

Diese Art Erziehung erstreckte sich auch auf seine Tochter, die jetzt vermählte Gräfin Kanitz, die beispielsweise im Deciffrieren von Depeschen geübt war wie der älteste Hofrat im Centralbüro des auswärtigen Ministeriums. Sonst spielte diese Tochter, die damals noch sehr jung und anscheinend der Liebling des Vaters war, die Rolle einer Fee und erfreute sich insbesondere eines Humors wie ein junger Student, eines Humors, der niemals seinen Zweck verfehlte, den etwa trübe gestimmten Vater aufzuheitern und seine Sorgen und Schmerzen, wenigstens eine Zeit lang, vergessen zu machen. Nur dies herzliche und gemüthliche Familienleben hat dem Kanzler die Kraft gewährt, der Feindschaft von außen mit der von ihm so oft betonten „Würsichtigkeit“ gegenüberzutreten.

Es ist eine sehr interessante und zugleich für ähnliche Verhältnisse sehr lehrreiche Schilderung, welche Ranke in seiner Geschichte der Päpste von dem Kriege entwirft, welchen Philipp II. seinerzeit gegen den Papst Paul IV. zu führen gezwungen war. Ranke sagt darüber wörtlich: „Als ein guter Katholik führte Alba den Krieg mit äußerster Zurückhaltung, er bekämpfte den Papst, aber ohne aufzuhören ihn zu verehren; nur das Schwert will er ihm aus den Händen winden, nach dem Ruhme zu den Eroberern von Rom gezählt zu werden gelüftete ihn

nicht. Und wer waren dagegen die, welche den Papst gegen so gute Katholiken vertheidigten? Die tauglichsten darunter waren die Deutschen, alles Protestanten. Sie verspotteten die Heiligenbilder an den Landstraßen, in den Kirchen, verlachten die Messe, übertraten die Fasten und begingen hundert Dinge, von denen der Papst sonst ein jedes mit dem Tode bestraft haben würde. Ich finde selbst, daß Karl Caraffa mit dem großen protestantischen Parteigänger Markgraf Albrecht von Brandenburg einmal ein Verständniß angeknüpft hatte."

Ähnlich, wenn auch nicht in derselben Stärke, standen sich die Gegensätze im Jahre 1866 gegenüber, und ähnlich, wenn auch nicht ganz so groß, war die Verwirrung der Begriffe und Partei-Anschauungen unmittelbar nach dem Kriege mit Oesterreich. Das Testament Friedrich Wilhelm III. war veraltet, die heilige Allianz zur Mythe geworden, und es war kaum anders, als daß die konservative Partei, welche bis dahin die Regierung gestützt hatte, gezwungen war, ihre früheren Ideale anzugreifen und daß die bisherigen politischen Protestanten plötzlich als die Kriegsvölker ihres früheren Todfeindes auf der politischen Bühne erschienen. Es ist nun einmal in der realen Welt nicht anders, als daß die Macht der Thatfachen überall am schwersten und entschiedensten in das Gewicht fällt und daß die Motive und Persönlichkeiten, welche den Anstoß zu einer bestimmten Bewegung gegeben haben, auch noch eine Zeit lang darin nachwirken.

Es war deshalb auch nur eine natürliche Folge der Situation, daß die Persönlichkeiten, welche in den deutschen Ländern außerhalb Preußens die Träger des Gegensatzes gegen Bundestag und Oesterreich und die Vorkämpfer der preußischen Hegemonie gewesen waren, ihre Rolle auch im Norddeutschen Bunde einstweilen weiter spielten, ja daß die Bundes-Regierung sich gezwungen sah, ihre politische Armee aus Freunden und Gegnern zu kombinieren und nicht selten einem konservativen Alba als Feind zu begegnen.

Weder ungewöhnlich noch befremdlich war es daher, wenn der Kanzler mit einem Teile seiner früheren Feinde wenigstens Waffenstillstand schloß und einen Teil seiner früheren Freunde, welche die österreichischen Traditionen noch nicht vergessen konnten, einstweilen beiseite liegen ließ. Die Situation war damals so ernst, daß man jeden, welcher das *fait accompli* anerkannte, als Bundesgenossen behandeln mußte, wie dies der Kanzler auch in einer seiner ersten Reden im preußischen Abgeordnetenhanse aussprach, indem er die Notwendigkeit betonte, daß man Rücken an Rücken stehen und das Gesicht dem Auslande zuwenden müsse, um gemeinschaftlich unsere Interessen zu wahren, und an die gemeinsamen Gefahren der Krone und des Volkes erinnerte, die weit entfernt, durch die bereits errungenen Erfolge verschleucht zu sein, vielmehr intensiver geworden wären, wenn nicht das Ausland durch den Anblick der vollen Einigkeit der preußischen Nation mit ihrer Regierung vor jedem verderblichen Plane zurückgeschreckt würde." Überdies war der Kanzler darüber vollständig im Klaren, daß ein Teil derer, welche bis dahin als Führer der konservativen Partei gegolten hatten, nur mit Widerstreben in die neuen Bahnen einlenkten, daß er mit dem Partikularismus nicht allein in den außerpreußischen Ländern, sondern vielleicht am nachhaltigsten mit

dem preußischen Partikularismus zu kämpfen haben würde und daß deshalb ein entsprechendes Gegengewicht für ihn unentbehrlich sei. Es sind dies alles Dinge, die so auf der Hand liegen, daß man nicht zu den Vertrauten des Fürsten Bismarck zu gehören, sondern nur ein Bißchen gesunden Menschenverstand zu besitzen braucht, um die Gedanken, welche den leitenden Staatsmann damals bestimmt haben, nachdenken zu können.

Als nächste Stütze boten sich ihm hier die Männer des Nationalvereins, doch muß man bei Beurteilung des betreffenden Verhältnisses von Hause aus daran festhalten, daß er in ihnen nicht Ratgeber oder gar gleich berechtigte Mitarbeiter, sondern nur Werkzeuge suchte. Die Männer, welche sich ihm zunächst darboten, waren die Herren von Bennigsen als Präsident des Nationalvereins, Miquel, langjähriger Hannoverischer Oppositionsmann, Braun-Wiesbaden als Führer der Nassauer Liberalen, v. Forckenbeck als Führer nicht allein von Junglithauen, sondern auch der oppositionellen Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses, und Lasfer als Vertrauensmann und reddegewandter Parlamentarier. Daß von diesen Bennigsen, als geborner Aristokrat und in seinen gesellschaftlichen Formen tadellos, persönlich der angenehmste war, liegt auf der Hand, und gehörte er deshalb auch zu denen, die in Barzin willkommen waren, doch glauben wir nicht, daß der Kanzler ihn jemals im Ernst als seinen Nachfolger betrachtet oder empfohlen habe. Wenn wir den Kanzler richtig beurteilen, so glaubt derselbe überhaupt nicht einen Nachfolger zu finden, der ihn voll ersetzen kann, und wenn er jemals von einem Nachfolger gesprochen hat, so ist es wohl stets in dem Sinne geschehen, um den tiefen Abstand der betreffenden Persönlichkeit in das rechte Licht zu stellen. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die neuerdings in die Öffentlichkeit gelangte Nachricht von der Kandidatur des Generals von Stosch, der jetzt fern von Madrid darüber nachdenkt, wie schwer es ist, den Kanzler zu ersetzen.

Daß der Kanzler bei der Bildung der nationalliberalen Partei seine Hand mit im Spiele gehabt hat, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, doch sind wir geneigt anzunehmen, daß er dieselbe von Hause aus als eine Übergangspartei betrachtet und darauf hingearbeitet hat, allmählich alle diejenigen, welche gewöhnt waren, seine Politik nachhaltig zu unterstützen, zu einer großen Regierungspartei zu vereinigen. In wie weit ihm dieser Plan gelungen ist, ist eine Frage, die wir erst später beantworten können, da erst nach dem französischen Kriege diejenige Sonderung eintrat, welche demnächst unsere politische Entwicklung beherrscht hat.

Es war der Herr von Forckenbeck, der schon im preußischen Abgeordnetenhaus die Situation insofern richtig beurteilte, als er eine Fortsetzung der bisherigen Opposition gegenüber der neugewonnenen Machtstellung Bismarcks für inopportun und aussichtslos erklärte, und von welchem demgemäß die Initiative ausging, seine fortschrittlichen Wölfe als nationalliberale Lämmer umzukleiden, ein Changement, dessen Bedeutung man am besten ermißt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß derselbe Herr von Forckenbeck demnächst der Veranstalter und Chef des allerdings ins Wasser gefallenen Städtetages und später von der Zahl

derer war, welche durch die Sezession zur deutschen Freisinnigkeit gelangten. Einstweilen war indes seine Haltung und Thätigkeit durchaus den Wünschen des Kanzlers entsprechend, und der Norddeutsche Bundestag bot deshalb auch das sonderbare Schauspiel, an seiner Spitze den Mann zu erblicken, der vordem durchaus nicht abgeneigt gewesen war, dem Herrn von Bismarck den Prozeß zu machen. Man behauptete wohl nicht mit Unrecht, daß der Kanzler damals mit dem Herrn von Forckenbeck einen ziemlich engen geschäftlichen Verkehr unterhalten habe und daß letzterer es an nichts habe fehlen lassen, um die politischen Flitterwochen möglichst zu verlängern. Bekanntlich ist Herr von Forckenbeck, ebenso wie Waldeck, Katholik, und es gab viele, welche es sich nicht ausreden ließen, daß er ebenso wie jener ein doppeltes Spiel spiele. Wir sind nicht dieser Meinung. Wer Herrn von Forckenbeck näher kennt, der weiß, daß er überhaupt nichts von dem Fanatismus an sich hat, durch welchen Waldeck nach jeder Richtung gekennzeichnet war; selbiger ist vielmehr, wie schon seine Sprache verrät, eine ruhige, trockene, kalkulierende Natur, mit einem scharfen, formalen, juristischen Verstande und deshalb auch zum Kammerpräsidenten wohl qualifiziert. Seine Absicht war auch keineswegs dem Kanzler dauernd zu dienen, sondern nur so lange mit demselben zu gehen, bis er sich mit Aussicht auf Erfolg von ihm trennen könne. Daß er hierin fehlgegriffen, ist wohl überwiegend auf gewisse Einflüsterungen zurückzuführen, welche ihn neben Bennigsen als chronischen Ministerkandidaten erscheinen ließen. Heute betrachten der Reichskanzler und Herr von Forckenbeck sich wohl kaum noch als politische Freunde, man müßte denn die periodischen Angriffe des Fürsten Bismarck auf die Berliner Stadtverwaltung nach dem Sprichwort „Was sich liebt, neckt sich“ interpretieren.

Wesentlich anders steht es mit dem Herrn von Bennigsen. Bei diesem war allerdings der Wunsch lebendig und das Bestreben vorherrschend, Hand in Hand mit dem Fürsten Bismarck weiter zu gehen, immerhin mit dem stillen Nebengedanken, mit der Zeit besser gewürdigt und näher herangezogen zu werden, zumal nachdem er sich auch in dem Konflikt mit der römischen Kurie als ein in der Wolle gefärbter Kulturkämpfer bewährt hatte. Seine parlamentarische Befähigung war eine nicht unbedeutende, wenngleich keine originale, und seine Energie nie bedeutend genug, um längere Zeit hindurch die Nationalliberalen davon abzuhalten, sich von der Linken umgarnen und in einen quasi prinzipiellen Gegensatz gegen den Reichskanzler drängen zu lassen. Daß ihm dies nicht auf die Dauer gelang, hatte darin seinen Grund, daß seine Basis und Bestrebungen politischer Natur waren, während seine Rivalen sich, wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend auf dem volkswirtschaftlichen und sozialen Gebiete bewegten und hier mit ihren Motiven auch ihre Kraft schöpften. Man wird dies heute schon besser verstehen, nachdem die fernere Entfaltung der nationalliberalen Partei nicht allein die vorhandenen Gegensätze konkreter herausgestellt, sondern auch thatsächlich den Beweis geliefert hat, daß diejenigen Elemente und Führer, welche die Partei nach links in die Opposition gegen den Reichskanzler zu drängen versuchten, sich alsbald sowohl in der Sezession als in dem deutschen Freisinn als

Vorkämpfer des Manchesterthums und als prinzipielle Gegner der sozialpolitischen Reform des Fürsten Bismarck entpuppten. Es war die notwendige Konsequenz dieses Gegensatzes, der auch in dem Gros der Partei noch nachwirkte, daß Herr von Bennigsen seine parlamentarische Laufbahn quittierte, weil ihm die Majorität der Partei die Heeresfolge zur Unterstützung der Sozialpolitik des Fürsten Bismarck verweigerte, ebenso daß die Nationalliberalen heute ihre Versuche zur Wiederannäherung an den Reichskanzler mit einem, freilich noch sehr orakelhaften, Bekenntnis zu dessen Sozialpolitik inaugurierten. Wenn Herr von Bennigsen dessen ungeachtet heute noch den Spröden spielt, so hat dies hauptsächlich wohl darin seinen Grund, daß er dem sozialpolitischen Bekenntnis seiner Parteigenossen selbst noch nicht recht traut; desgleichen erhält dadurch die fortdauernde angenehme Temperatur zwischen dem Reichskanzler und dem Herrn von Bennigsen ihre rechte Erklärung. Letzterer ist dem Ersteren nach wie vor eine sympathische Persönlichkeit und ein wertvoller Gehilfe, aber doch immer nur ein Gehilfe, dem der Kanzler als Meister gegenübersteht.

Der ostensible Vertreter des Gegensatzes gegen Herrn von Bennigsen war von Anbeginn der Dr. Lasfer, ein Mann, in dessen Persönlichkeit sich eigentümliche Widersprüche vereinigten, Widersprüche, an denen derselbe auch schließlich zu Grunde gegangen ist. Man würde irren, wenn man meinte, daß Dr. Lasfer jemals dem Fürsten Bismarck eine sympathische oder bequeme Persönlichkeit gewesen, und wir nehmen keinen Anstand, die Charakteristik, welche man neuerdings von ihm gegeben — in den Memoiren des Geheimen Rates Wagener — wenigstens insofern als richtig anzuerkennen, als ihm darin die Absicht zugeschrieben wird, die Rolle des Ungarn Deak in Deutschland zu spielen. Jedenfalls lassen einzelne private Äußerungen, welche ihm in der Aufregung und im Ärger im Reichstage entfielen, kaum einen Zweifel darüber, daß er eine Zeitlang nicht daran gezweifelt, als Sieger aus dem Konflikte hervorzugehen. Ebenso zählen wir dahin das bekannte Wort, daß der Kanzler nur so lange mit dem Kopf gegen die Wand laufen werde, als er wisse, daß dieselbe von Pappe sei. Einer steinernen Mauer gegenüber werde er dies wohl lassen. Überhaupt versteht man das Auftreten und das Schicksal des Dr. Lasfer nur unter der Voraussetzung, daß man die in ihm herrschenden Widersprüche in das rechte Licht stellt. Halb Idealist, äußerlich bescheiden und innerlich von der Bedeutung seiner Person auf das tiefste durchdrungen, lebte er immer nur zur Hälfte der praktischen Welt und verfiel dadurch nicht selten dem Schicksal, in den brennendsten Widerspruch mit sich selbst zu geraten. Bedeutender und nachhaltiger waren seine Leistungen auf dem Gebiete der Rechtspflege und der Gewerbegesetzgebung. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir ihn als den eigentlichen Verfasser des Notgewerbegesetzes bezeichnen und seinen Willen und Einfluß auch in den Justizgesetzen als den maßgebenden charakterisieren. Man versteht dies nur, wenn man erwägt, daß für den Kanzler die gesamte damalige Gesetzgebung nur insofern Wert und Bedeutung hatte, als es sich darum handelte, die Einigung Deutschlands zu beschleunigen und zu befestigen und daß er dabei vieles mit in den Kauf nahm,

was er sonst unzweifelhaft zurückgewiesen haben würde. Es war ihm beispielsweise wichtiger, daß Deutschland ein gemeinsames Strafrecht und desgleichen Zivilprozeßordnung erhielt, als daß sich in diesen Gesetzen manche recht bedenkliche Bestimmungen fanden. Wir mögen nicht behaupten, daß diese Auffassung eine korrekte gewesen, aber sie war thatsächlich vorhanden.

Mit dem Hervortreten der sozialpolitischen Projekte des Kanzlers wurde die Opposition Lasfers, welche bis dahin noch eine gemäßigte und bedingte gewesen war, eine prinzipielle und forcierte, doch hatte er, um mit dem Volkswitz zu sprechen, nicht genug Wind für diese große Flöte, und es dauerte deshalb auch nicht lange, daß er sich in diesem Widerspruch innerlich und äußerlich aufrieb. In der Leichenrede, die ihm der Fürst Bismarck vor kurzem gehalten hat, war von Freundschaft nichts zu bemerken.

Über den Abgeordneten Braun haben wir nicht viel zu sagen. Derselbe ist ein jovialer Herr, Vorsitzender des Handelstages und Ehrenmitglied des Cobdenclubs. Er erfreute sich eine Zeit lang eines gewissen Einflusses in seinem engeren Vaterlande, scheint diesen jedoch neuerdings eingebüßt zu haben und auf den Einfluß beschränkt zu sein, den ihm seine Stellung in der Industrie und Handelswelt gewährt. Wir glauben nicht, daß der Kanzler denselben jemals überschätzt hat, doch war er ihm als Parlaments-Humorist eine nicht unangenehme Persönlichkeit.

Wenn wir den Abgeordneten Eugen Richter an dieser Stelle einstweilen übergehen, so hat dies darin seinen Grund, daß sein Licht erst später leuchtete und daß wir überhaupt nicht geneigt sind, denselben als Chef und Leiter der scheinbar von ihm beherrschten Partei gelten zu lassen. Derselbe ist ein sehr brauchbares, augenblicklich wohl noch unentbehrliches und dabei sehr eigensinniges Werkzeug, welches mit großer Vorsicht behandelt sein will, doch fortschrittelt er auch seinerseits mit gebundener Marschroute, worauf wir demnächst noch zurückzukommen gedenken.

Dem wirklichen Kenner der Geschichte ist es nicht unbekannt, daß sich die Entwicklung und Schicksale der Völker und Staaten nicht in Parlamentsreden und Beschlüssen, sondern in den Thaten und Schicksalen ihrer leitenden Persönlichkeiten vollziehen, und daß es die lebendigen Menschen sind, welche durch ihre Tugenden und Fehler, ihre Handlungen und Unterlassungen Geschichte machen und nach dem Goetheschen Ausspruch der Gottheit lebendiges Kleid weben. Man wird es uns deshalb auch wohl zu gute halten, wenn wir uns bei Schilderungen der maßgebenden Persönlichkeiten von der einen Seite etwas länger aufgehalten haben. Wir halten dies eben für die beste Art Geschichte zu schreiben, auch glauben wir daneben die Gesellschaft in Barzin und die persönliche Stellung des Kanzlers zu den von uns gezeichneten Persönlichkeiten, mit welchen er eine Zeit lang Geschichte gemacht hat, nicht allein positiv, sondern auch negativ am sichersten dadurch zu kennzeichnen, daß von allen diesen Personen, soviel wir wissen, Herr von Bennigsen der einzige war, der jemals eine Einladung nach Barzin erhalten hat. Die Einladung der anderen Herren beschränkte sich auf die üblichen officiösen Dinners und Soireen, welche persönlich zu weiter nichts verpflichtete

und höchstens den Barometerstand der Temperatur in den gesetzgebenden Körpern signalisierte.

Eben so sparsam freilich wurden die Mitglieder der konservativen Partei mit Einladungen bedacht, eine Thatsache, die man nur alsdann richtig verstehen kann, wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise das frühere Gefüge jener Partei gelockert war und wie regellos dort die verschiedensten politischen Strömungen durch und gegen einander gingen. Der Bruch mit Oesterreich, die Depossidierung alter deutscher Dynastien, die Annektierung selbständiger Länder, das Paktieren mit dem Liberalismus und Nationalverein gingen so sehr gegen den konservativen Strich, daß eine unverkennbare Spannung und ein nicht verhehltes Mißtrauen zwischen dem Kanzler und manchem seiner früheren intimen Freunde platzgegriffen hatte, ein Zerwürfniß, welches besonders in dem ganz offen eklatierenden Gegensatz des Präsidenten von Gerlach zu Tage trat und, soviel wir wissen, niemals wieder beigelegt worden ist, obschon der Herr von Gerlach früher ein intimer Freund des Hauses und, wenn wir nicht irren, sogar Pate eines der Bismarckschen Kinder war.

Man befand sich eben damals auf konservativer Seite vielfach in der sonderbaren Lage, daß man zwar geneigt war, die Resultate des Krieges gegen Oesterreich zu acceptieren oder wenigstens nicht wagte, dieselben offen zu desavouieren, daß man aber den Weg, auf welchem man dahin gelangt war, entschieden verwarf und sich in der Illusion gefiel, hier Halt machen und auf die alte Parteischablone und Politik vor 1866 zurückgreifen zu können. Es liegt auf der Hand, daß der Kanzler von einem näheren Verkehr mit den also gestimmten Herren kaum ein anderes Resultat erwarten konnte, als eine Steigerung der Verstimmung und eine Fixierung des Gegensatzes, während er auf der andern Seite die Hoffnung hegen durfte, in der öffentlichen Verhandlung der betreffenden Themata und durch die sich darin manifestierende Wucht der öffentlichen Meinung einen großen Teil der ihm innerlich entfremdeten früheren Parteigenossen auch persönlich für sich wieder zu gewinnen, eine Hoffnung, welche ihn bekanntlich nicht getäuscht hat. Gerlachs gab es eben nur wenig in der Partei, was wir, beiläufig bemerkt, nicht zum Lobe derselben sagen, da die heutige Zeit leider nur zu geneigt ist, schließlich den Erfolg an die Stelle des Prinzips und der Überzeugung treten zu lassen.

Daß der Kanzler damals die betreffende Entwicklung Deutschlands und zu dem Zwecke auch die entsprechenden Parteien einigermaßen forcierte, hatte, soweit unsere Wahrnehmungen reichen, wesentlich darin seinen Grund, daß er gleich nach dem Friedensschlusse den demnächstigen Krieg mit Frankreich als eine unausweichliche Eventualität vor Augen hatte und um deswillen keine Zeit verlieren zu dürfen glaubte, Deutschland wenigstens soweit unter Dach und Fach zu bringen, um diesem nicht zu unterschätzenden Feinde mit der vollen Kraft und mit Aussicht auf Erfolg entgegen treten zu können. Man kannte damals noch nicht den Meisterzug seiner Politik, nämlich die Militärverträge mit den süddeutschen Staaten, doch war der Kanzler zu sehr praktischer Staatsmann, um sich darüber zu täuschen,

daß diese Verträge hier und da schließlich nur so lange gehalten werden dürften, als das Kriegsglück auf Seiten Preußens stehe.

Je mehr er deshalb davon überzeugt war, daß der König von Preußen abermals auf seinen Rat seine Krone aufs Spiel setze, um so entschiedener und überzeugter hielt er jeden, der ihn an der Zusammenfassung Deutschlands und seiner Streitkräfte zu hindern versuchte, für einen Feind des deutschen Vaterlandes sowie der Krone Preußens. Daher der oft so herbe Ton, den er anschlug, und die Entschiedenheit, mit welcher er das kleinste Compromiß auf diesem Gebiete von der Hand wies.

Zu den mancherlei Freundschaften, welche sich damals lösten, gehörte auch die mit dem früheren Bundestagsgesandten von Savigny, dessen Ambition zu jener Zeit auf nichts Geringeres ging, als Kanzler des Norddeutschen Bundes zu werden, und der auch aus seiner Verstimmung kein Hehl machte, als ihm die Vize-Kanzlerschaft angeboten und diese von ihm abgelehnt wurde. Wir haben dem Herrn von Savigny selbst eine Zeit lang näher gestanden und glauben deshalb um so unparteiischer aussprechen zu dürfen, daß demselben die Gabe der freien Rede gänzlich versagt und daß er deshalb völlig außer Stande war, einem Parlamente gegenüber eine staatsmännische Rolle zu spielen.

Nicht mit Unrecht hat man dem Kanzler, ähnlich wie dem Herzog von Wellington, den Beinamen des Eisernen gegeben, doch ist nichts ungerechtfertigter als die Annahme, daß derselbe die Kriege mit leichtem Herzen und ohne Mitgefühl mit den Schrecken, welche sich in ihrem Gefolge finden, geführt habe. Wir wissen von Augen- und Ohrenzeugen, daß derselbe seinen Ritt über das Schlachtfeld mit Thränen in den Augen geschildert und dabei hinzugefügt hat: „Wer einmal ein großes Schlachtfeld gesehen, der kann unmöglich leichtfertig Krieg führen. Ich sehe noch immer vor mir,“ fügte er hinzu, „einen blutjungen Lieutenant, der wie schlafend an einem Baum lehnte. Derselbe war durch den Kopf geschossen, und ich fragte mich unwillkürlich: Wo ist seine Mutter?“ Sein Ausspruch von den Knochen des pommerischen Grenadiers war deshalb durchaus auch ernsthaft gemeint.

Selbstverständlich machte die siegreiche Beendigung des Krieges mit Frankreich abermals einen tiefen Schnitt durch alle europäischen Verhältnisse, ebenso aber auch durch die persönlichen Beziehungen des Reichskanzlers, wie sich dies bei Besprechung der Gesellschaft von Friedrichsruh näher herausstellen wird.

(Fortsetzung folgt.)



Nur einmal.

Novelle

von

Hermann Lingg.

Etlich' schlimme Gefellen waren es, welche nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges das Land unsicher machten und allgemein nur die „Harten“ genannt wurden, einmal weil sie so hießen und zweitens weil sie bei ihren Räubereien und sonstigen Übelthaten keine Schonung kannten. Es waren mit einem Wort hartgesottne Sünder. Ihre Namen waren: Grimhart, Braunhart, Krumhart, Schlamhart, Bockhart u. s. w. Sie pflegten wöchentlich einmal in einer am Walde gelegenen Schenke zusammenzukommen, um ihre Meinungen und auch ihre Beutestücke gegenseitig auszutauschen, je nach Neigung und Bedürfnis. Die Herberge hieß zum roten Krug. Es war in einer stürmischen Nacht zu Ende Octobers, als sie sich hier wieder einmal zusammenfanden. Jeder hatte sein Kößlein an die Krippe gebunden, ihm Heu vorgesteckt und war dann mit klirrendem Sporn und Schwert in die niedrige, rauchige Wirtsstube getreten. Sie setzten sich an den langen braunen Tisch, in welchem eine Menge Namen, Sprüche und Verse eingeschnitten waren. Bald hatte jeder seinen Humpen vor sich. Auf dem dreibeinigen Stuhle sich schaukelnd, begann Grimhart die Unterhaltung: „Habt ihr denn auch bemerkt,“ rief er mit heiserer Stimme, „daß einer, als wir angeritten kamen, sich schleunigst aus dem Staube machte? Es war der Klostervogt vom Stift, der hat mir auf einen guten Gedanken verholten: der Wein ist heuer geraten, wie wär's, wenn wir uns einen nächtlichen Ritt zum See hinab nicht gereuen ließen? Die Schwestern haben am Gelände dort einen Keller, der mit manch schönem Stückfaß verziert ist. Ich wäre dafür, einmal daselbst einzufahren und ein wenig Umschau zu halten. Wenn wir unterwegs ein Bauernpferd und einen Karren mitnehmen, so können wir auch ein Fäßlein aufladen, das leeren wir dann bei dir, Braunhart, auf deiner edlen Beste Raubenu, was meinst du dazu?“

„Schäme dich,“ erwiderte trocken der Angeredete, „schäme dich, die frommen Stiftsfräulein aus ihrer gesegneten Ruhe zu stören. Ich bin nicht dabei.“ Grimhart flüsterte seinem Nachbar Krumhart etwas ins Ohr, worauf dieser zustimmend nickte und ausrief: „Ja, ja, dann begreif ich's wohl!“

„Nun, was lachst du, alter Stiefelnknecht,“ schrie Braunhart.

„Er sagte,“ nahm Schlamhart lachend das Wort und lehnte sich mit dem Oberkörper auf seinem Stuhle soweit zurück, daß er mit dem Fuß an die Tisch-ecke stieß und die Humpen erklimmen machte, „er sagte, und viele andere sagen es auch, du habest deine guten Gründe, warum du den Klosterfrauen nichts anhaben willst.“ Braunhart sah ihn finster an und biß sich auf die Lippen. „D,“ rief spöttisch Grimhart und drehte seinen roten Kimbart, „glaube nur ja nicht, daß wir so unmenschlich sind und deine Gefühle nicht zu würdigen wissen.

Nein bewahre, bleib du nur hier und bet' indes einen Rosenkranz, bis wir wieder kommen. Man sagt nämlich — aber wenn du, unterbrach er sich, einen Gruß an die Äbtissin zu bestellen hast, den wollen wir schon ausrichten.“ Alle lachten. Zornrot sprang Braumhart auf und rief: „Was sagt man? Red', oder ich reiß dir den Flammberg durch die Rippen!“ Da stand Krummhart auf und sprach: „Nun, man sagt, die Äbtissin habe, noch ehe sie den Schleier nahm, in ihrer holden Jugend auch einmal der Minne gehuldigt mit einem schönen jungen Ritter. Der habe sie schnöde verlassen und sei an den Hof des französischen Königs gezogen, ehe sie aber die Schwelle des Klosters betrat, habe das Ereignis stattgefunden, dem du das Leben dankst. Jetzt weißt du alles.“ Braumharts Gesicht verfinsterte sich bei diesen Worten, er starrte ihn an, als höre er eine schreckliche und unglaubliche Nachricht. Dann verzogen sich seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln, dann kam es wie ein unsagbar düsterer Ernst über seine Stirn, und gleich darauf erhellte sich sein jugendfrohes Gesicht wieder und blickte so lustig und unbefangen in den Kreis der Becher wie vorher. „Wohlan,“ rief er aus, „erzähle nur weiter, ich sehe mich schon größer werden, wer weiß, was noch aus mir wird!“ Krummhart fuhr fort: „Man gab dich den ehrwürdigen Vätern im Kloster Zwiefalten zur Erziehung, denn du solltest ein geistlicher Herr werden, man sagte dir, deine Eltern wären im Kriege umgekommen, und du habest nichts mehr auf Erden als die Aussicht, dich zu einer Zierde der Kirche aufzuschwingen, als ein zweiter Augustinus oder Athanasius dereinst zu glänzen; dich lockte jedoch mehr der Ruf eines Tilly und Wallenstein, und so sprangst du eines Tages aus und kamst zu uns. Leider, da der Krieg ein Ende nahm, saßen wir bald auf dem Trocknen und mußten unsere Zuflucht zu diesem Rittertum vom Stegreif nehmen, zu dieser fröhlichen Weglagerei, zur Fortsetzung des Ordens vom heiligen Crispinus und des Wandels unter deinem herrlichen Gestirne Kriegsgott Mars!“

Abermals veränderten sich die Gesichtszüge des jungen Mannes, mit einer gezierten Würde stand er auf, nahm den Hut ab, daß die Feder sich bis auf den Boden senkte, und sprach mit kaltem Ernste zu dem Gefährten: „Was du da erzählt hast, Krummhart, mag wahr oder erfunden sein, mir ist es gleichgültig, damit ihr aber seht, daß es nichts auf Erden giebt, was mich abhalten kann, einen Streich auszuführen, so werde ich das beabsichtigte Abenteuer mit euch bestehen. Wenn die Äbtissin wirklich meine Mutter ist, so hat sie es lang genug anstehn lassen, sich um mich zu bekümmern, und hab' ich denn nicht ein Recht auf Mitgenuß an ihrem Weinfeller? Weil indessen der Mond noch am Himmel steht und zuweilen durch die Wolken bricht und wir die halbe Stunde, bis er hinunter ist, noch warten müssen, und weil wir überhaupt einmal bei den Lebensgeschichten stehen, von denen ihr die meine gehört habt, so bestehe ich darauf, daß auch ihr andern drei eure Lebenswege zum besten gebt. Also Krummhart voran!“ „Ich habe nichts dagegen,“ erwiderte dieser, „es ist aber nicht viel von mir zu sagen. Ich bin der Sohn eines reichen Kaufmanns aus einer vornehmen Stadt und sollte nach dem Willen meines Vaters ins Ausland, in die neue Welt, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Als ich aber in die Seestadt kam, lernte ich ein Frauen-

zimmer kennen, die mir meinen wohlgefüllten Mantelsack leeren half, und als sie mich völlig abgeblättert hatte, sich an einen andern hing. Als reuiger Sohn kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, kaum noch erkennbar, so hatten mich zuerst das flotte Leben und dann Elend und Entbehrung heruntergebracht. In der Heimat angekommen, fand ich meine Eltern nicht mehr. Sie waren aus übergroßer Sehnsucht nach mir — denkt euch nur, mir nachgereist und mußten bereits in der neuen Welt angekommen sein, wo sie mich nun freilich nicht finden konnten. Allerdings hatten sie sich in der Seestadt nach mir erkundigt, aber der Herrscher, an den ich beglaubigt war, wähnte ebenfalls, ich sei schon längst abgereist. Sie werden mich drüben wohl als einen auf dem Meere Umgekommenen beweint haben. Ich erfuhr nie mehr was von ihnen. Nachdem ich den Staub von meinen Füßen geschüttelt, verließ ich unbemerkt und ungekannt die Stadt, in der ich geboren war, und begab mich zu den Fahnen Banniers, der damals in der hiesigen Gegend sich mit den Kaiserlichen herumschlug. Da fand ich denn auch euch, das Übrige wißt ihr.“

„Meine Geschichte,“ begann hierauf Schlamphart, „ist nicht so merkwürdig, ich hatte in früher Jugend Dienste bei einem Chronikenschreiber genommen und lernte da Handschriften nachzuahmen. Wie ich nun darin eine große Fertigkeit erlangt hatte, so verfiel ich darauf Zeugnisse und, was man sonst noch wollte, unter falschem Namen auszustellen, und seitdem ich Wein und einen guten Bissen trockenem Brod und Wasser vorzog, so betrieb ich mein Geschäft so fleißig, daß ich mir ein schönes Stück Geld damit verdiente. Das ging eine Zeit lang ganz gut, man kam mir aber auf die Sprünge, und ich mußte das Weite suchen. Wie ich nun so in den Landen herumzog hatte ich einmal einen Reisegefährten, der kein anderer war als der Tod selbst, Hans Mors oder Freund Hain genannt. Der bewog mich“

Braunhart, der schon während der ersten Geschichte öfter aufgestanden war, einen Laden geöffnet und hinausgesehen hatte, unterbrach jetzt den Erzähler. „Die Wolken,“ rief er, „hängen so schwarz über den Mond herein, daß wir unsern Ritt wohl beginnen dürfen.“

„Auf!“ riefen die Harten wie aus einem Munde und eilten zu ihren Pferden.

Der Wirt, der sich aus Furcht bisher nicht hatte sehen lassen, kam jetzt unter die Thüre und verbeugte sich zum Abschiede vor seinen Gästen. Diese sprengten durch's Hofthor in die Nacht hinaus und waren bald verschwunden.

Ein paar Minuten lang hörte man noch den Hufschlag der Pferde, dann war alles wieder in Stille und Dunkelheit begraben.

Braunhart, der vorausritt, befand sich in einer sonderbaren Stimmung. Früher hatte ihn bei dergleichen Raubstücken ein gewisses Schamgefühl, ein leises Rühren des Gewissens angewandelt, heute nicht mehr. Es kam ihm vor, als habe er ein vollkommenes Recht auf die Beraubung des Klosterkellers; er gehört ja zum Besitztum meiner Mutter, murmelte er boshaft in sich hinein. Die also, die mich unter ihrem Herzen getragen hat, die ist jetzt so fromm geworden, daß sie nichts mehr davon weiß noch wissen will. Sie hat es wohl ganz vergessen, daß ein Sohn von ihr noch

lebt, oder wenn sie es nicht vergessen hat, so muß sie es doch vor der Welt verleugnen, in deren Augen sie als eine Heilige dastehen soll. Ich will übrigens der Sache genau nachspüren, und wenn ich die sichern Belege dafür habe, daß ich ihr Kind bin, dann will ich vor sie hintreten und sagen: Gottloses Weib du.

In diesem Augenblicke fuhr ein heftiger Windstoß in die Tannenzwipfel, der Reiter blickte auf und lachte vor sich hin. „Ja wohl, weshalb solch großartige Redensart, wird es nicht besser sein, ich sage gleich zu ihr: Gebt mir Gold, hochheilige Äbtissin, findet Euch ab, damit ich ein einträglicheres Gut kaufen kann als dieses Rauhenau, das mir der Krieg in die Hände gespielt hat, dieses leere Nest, dann will ich Euch in Ruhe lassen fürderhin und keine Seele soll es erfahren, was Ihr mir seid.“

Mittlerweile waren die Spießgesellen in der Nähe des Klosterleins angelangt. Es war ein Gebäude neben der Straße und von ihr durch eine ziemlich hohe Mauer getrennt und lag auf der Höhe eines Abhanges, der sich, mit Reben und Obstbäumen bepflanzt, bis an den See hinabzog. Über die Mauer beugten große Nußbäume sich herüber, und dichter Ephen hatte das Thor umzogen. Das ganze Anwesen, nur von einigen Schwestern und Dienstboten bewohnt, gehörte zum Stifte und hatte ein mehr ökonomisches als kirchliches Aussehen, was auch seiner Bestimmung entsprach. Hier wurden die Gemüse, das Obst, der Wein für den Bedarf der Stiftsfrauen in der Stadt gezogen, hier sammelte man in den Gärten die Nüsse, hier lieferte eine Anzahl Kühe die Milch und die Biene den Honig. Eine mehrere Tagwerke große Wiese gehörte zu dem Gütlein, wie es genannt wurde. Auch an Geflügel aller Art fehlte es nicht, Garn wurde gebleicht, und ein Teil des Grundstückes trug Roggen und Gerste. Nun hatte allerdings die Kriegszeit viel Übles gebracht, viel Schaden war angerichtet worden, aber man hatte es sich angelegen sein lassen, durch Fleiß, Sparsamkeit und Beihilfe der frommgesinnten Nachbarn umher die Verluste zu ergänzen und einen ziemlichen Wohlstand wieder herzustellen. Zuweilen an Sonn- und Feiertagen fuhren die Frauen in schwerfälligen Kutschen heraus und besichtigten die Fortschritte ihrer Ökonomie. Eindringliche Lehren und Ermahnungen an den Verwalter und die Knechte flossen dann in Fülle. Die Frauen des Stiftes waren größtenteils Töchter adeliger Häuser und wußten wohl Bescheid über Pflege der Güter und Bodenkultur. Auch ein kleiner Wald gehörte zu dem Besitz, und dieser Wald war es, an dessen Ausgang sich jetzt die vier Harten befielen, auf welche Weise sie am besten das Gütchen überfallen wollten.

Die Mauer war hoch, das Thor gut verriegelt, drinnen befanden sich Wolfshunde und handfeste Knechte. Durch eine Lüge sich freiwillig Eintritt zu verschaffen, erschien nicht glaublich. Schlamphart meinte, bei den Kapuzinern im nahen Kloster wollte er schon leichter Einlaß bekommen; er sei gewohnt um diese Zeit seine Beichte abzulegen, die Brüder würden ihn gewiß einlassen. Dann wisse er, könnte man durch den unterirdischen Gang, der ins Frauenkloster führe, in dieses gelangen. Ein allgemeines Hohngelächter war die Antwort auf diesen Ratschlag. — „Da sieht man's wieder,“ hieß es, „Schlamphart will immer auf

unterirdischen Wegen zum Ziele gelangen, indem er überirdische Zwecke vorgiebt. Aber daraus wird diesmal nichts, alter Schleicher, diesmal mußt du mit ins Zeug, und geht's drunter und drüber — mitgegangen, mitgehangen." Jetzt zog Grimhart unter seinem Mantel etwas an einer Schnur hervor, die ihm über die Schulter hing, und zeigte es Braunhart, der freudig erstaunt ausrief: „Das ist ja eine Heertrompete.“ „Ja,“ antwortete jener, „die hab ich mir mitgenommen, als es zu Ende und ich davon ging. Alle Signale der kaiserlichen Armee habe ich los, vor manchem Schloß, vor manchem Städtlein hab ich mit diesem Stück zur Übergabe geblasen und so mein' ich, wir sollten vor das Klösterlein reiten und im Namen des Landeshauptmannes, des Grafen Wolfack, Einlaß und Quartier begehren. Wir seien ein Fähnlein Reiter, ausgeschildt, um die Gegend von Räubern und Zigeunern zu säubern und wollten vom langen Ritt hier Rast halten, die Pferde könnten nicht mehr weiter. Glaubt mir, ich weiß meine Worte schon so zu stellen, daß es Art hat und man uns Glauben schenkt. Sobald das Thor aufgeht, galoppieren wir hinein, jeder sein Pistol und das Schwert in der Hand und hauen alles nieder, was sich widersetzen könnte.“

„Das ist ein Anschlag, der sich hören läßt,“ rief Braunhart, welcher sich stets als der Anführer geberdete und auch von den andern als solcher betrachtet wurde. „Grimhart, du bist ein ganzer Kerl, und somit Kraut auf die Pfanne und vorwärts!“

Rasch ritten sie dahin und alles ging so, wie sie es vorbedacht und vorausbestimmt hatten. Der Knecht am Thor, ein alter Mann, der zeitlebens auf dem Hofe dienstbar gewesen und völlig unerfahren in Listen und Ränken war, öffnete gutwillig und erhielt sogleich einen Schlag auf den Kopf von Grimhart mit der Trompete, daß er schwerbetäubt niedersank. Das Pferdegetrappel weckte auch die übrige Dienerschaft aus dem Schlafe, alles rannte in Verwirrung umher, wer über die Schwelle trat, dem wurden die Pistolen auf die Brust gesetzt und die Hände gebunden. Sobald man alle beisammen hatte, wurden die Gefangenen in eine Kammer geschleppt und die Thüren hinter ihnen abgeschlossen. Den schreienden Nonnen und Mägden bedeutete man, daß sie schweigen sollten, wenn ihnen ihr Leben lieb sei.

Hierauf ging das Zechen los, alle Fässer wurden angestochen und die Weine darin versucht; welcher den Freibeutern nicht schmeckte, der wurde unter Lachen und Höhnen laufen gelassen, vom besten wurde ein kleineres Faß gefüllt und dasselbe zum Mitnehmen bestimmt und aufgeladen, Wagen und Gaul fanden sich im Kloster. Braunhart, den dies wüste Treiben anwiderte, schritt über die Treppe einen Korridor entlang, er suchte und wußte nicht, was. Ein Lichtschimmer zog ihn an, eine Ampel beleuchtete ein großes in Holz geschnitztes Muttergottesbildnis, schön bemalt, ein edles Kunstwerk aus früherer Zeit. Das leichtgesenkte, leidende Antlitz der Madonna übte eine eigene Macht aus über den Mann, der seit seinen Kinderjahren wohl schwerlich mehr das Innere einer Kirche betreten hatte. Sein Annähern schien indes als unerhörter Frevel angesehen zu werden, eine Greisengestalt trat ihm entgegen, eine Matrone, mit ängst-

lich drohender Gebärde, sie streckte abwehrend die Hände ihm entgegen und rief: „Wenigstens vor heiliger Schwelle solltest du, ruchloser Räuber, zurückschrecken!“ „Seid Ihr die Äbtissin des Stiftes,“ erwiderte Braunhart, „dann habe ich mit Euch ein paar Worte zu reden. Was der Kirche gehört, davon wird nichts angerührt. Setzt Euch auf diesen Betschemel und stehet mir Rede. Seid Ihr die Äbtissin?“ „Nein,“ ward ihm zur Antwort, „nur ihre Schwester seht Ihr vor Euch.“

„Gut, dann seid Ihr ja meine Muhme.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Nun, so will ich mich Euch rundweg erklären und selbst diese heiligen Mauern sollen nichts davon vernehmen. Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Sie schwieg. „Euer Schweigen nehme ich als Bejahung,“ sprach er, „Eure Schwester war heimlich vermählt mit einem italienischen Edelmann, in der That mit einem Abenteurer, der sie verließ, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben hatte.“

Die alte Dame sah ihn groß und starr an, ein wilder Zorn, dessen Ausbruch sie kaum zu unterdrücken vermochte, blitzte aus ihren grauen Augen. Von solchem Mund, von einem Räuber das zu hören, und was diese Worte noch verbargen! Diese Frage, das sagte ihr eine innere Stimme, diese Frage konnte nur jemand thun, der das schrecklichste Geheimnis ihrer Familie wußte und zu verraten beabsichtigte. Sie hatte nicht den Mut diesem Manne entgegenzutreten und ihm zu sagen, du lügst; noch weniger wagte sie den Versuch eines Anerbietens, ihm Schweigen abzukaufen. Sie versiel in eine Angst, die all ihr Denken in Verwirrung brachte, sprachlos vor Schrecken starrte sie noch immer den Fremdling an, ihre Hand suchte nach einer Stütze, um sich aufzurichten. Braunhart, der dies bemerkte, ergriff ihren Arm und sprach sanft: „Euer Schweigen ist beredter als alle Worte, Matrone, ich bin Euer Nefse, daß Eure Schwester mein Dasein verleugnete, meine zarte Jugend fremden Händen überließ, ist schuld an allem. Ja, ich bin ein Freibeuter, ein gefürchteter Nachzügler des großen Krieges — aber noch ist es Zeit zur Umkehr — was ich von Dir verlange, ja mir erbitte, ist dieses: Vermittle eine Unterredung zwischen mir und meiner Mutter, eine geheime Zusammenkunft, denn auf mich wird dort gefahndet, wo sie lebt, vor ihrer Welt und Umgebung bin ich ein Ausgestoßener, und sie soll nicht der Nachrede ausgesetzt sein, daß sie mit einem Geächteten gesprochen habe.“

Kaum hatte Braunhart dies gesagt, als aus dem Hofe herauf Schüsse krachten, Lärm und Waffengeklirr ertönten. Er blickte nach dem Gange zurück, sprang an ein Fenster und dann nochmals zu der Matrone. „Wollt Ihr, wollt Ihr, rasch, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Die Äbtissin hat nichts zu befürchten, sie ist mir heilig und ehrwürdig, aber sehen und sprechen muß ich sie.“

Die Alte sah noch einmal prüfend in das Antlitz des Mannes, der vor ihr stand, etwas in seinen Zügen schien überzeugende Kraft für sie zu haben, sie nickte mit dem Haupte und sprach: „Ich will den Auftrag besorgen, es soll geschehen.“

„Gut, wehe Euch, wenn Ihr nicht Wort haltet!“ Damit ließ er ihre Hand los und stürmte den Korridor entlang, die Treppen hinab nach dem Hofe. Hier bot sich ihm das Schauspiel eines hartnäckigen und blutigen Kampfes. Seine Genossen waren von einer Anzahl städtischer Reiter angegriffen und verteidigten sich gegen die Überzahl mit äußerster Anstrengung. Sie suchten sich wenigstens zur Flucht noch Gelegenheit zu bahnen, aber, wie es schien, vergeblich. Das Trompetensignal war an ihnen zum Verräter geworden. Der Stiftsvogt, der bei ihrer Ankunft in der Schenke weggeritten, hatte bei der Thormache des Städtchens die Anzeige gemacht, daß die vier „Harten“ in der Schenke zum roten Krüge saßen und wahrscheinlich einen Anschlag planten. Darauf hatte man sogleich eine Streife ausgeschildt, die jedoch die Schenke leer fand. Als sich die Reiter bereits wieder auf dem Heimwege befanden, hörten sie die Trompete. Was muß das sein, sagten sie, und der Kommandierende befahl, sogleich nach der Richtung, woher der Schall kam, zu reiten. Es wurde ihnen bald klar, daß er nirgend anders herkommen könnte als vom Klostergütchen. Eiligst schwenkten sie dahin ab. Grimhart, der die Wache hatte, nahm die Städtischen erst dann wahr, als sie schon ganz nahe herantrabten. Kaum hatte er Zeit seine Gefährten zu alarmieren, die noch rasch ihre Pistolen luden und nach ihren Pferden rannten, um sich davonzumachen. Es war zu spät, sie mußten sich zur Wehre setzen und waren eben nahe daran zu unterliegen, als Braunhart auf dem Kampfplatz erschien. Die Sache nahm sogleich eine andere Wendung, im Nu hatte er einen der Reiter vom Pferde geschossen und einen seiner Freunde von zwei andern befreit. Die Landreiter, die so plötzlich einen neuen Feind vor sich sahen und noch mehrere hinter ihm vermuteten, stuzten und wichen zurück, was Braunhart Zeit gab zu seinem Pferde zu kommen und sich hinauf zu schwingen. Er schlug mit verzweifelter Mut um sich, aber trotzdem nahm der Kampf einen unglücklichen Ausgang für die armen Stegreifritter. Braunhart sah einen nach dem andern unter den Hieben der Gegner niedersinken, er merkte wohl, daß ihm nichts mehr übrig bleibe als zu fliehen, somit setzte er seinem Pferd die Sporen ein, schlug den nieder, der ihm den Weg versperren wollte, und gelangte glücklich durch das Thor ins Freie. Die Reiter ließen die Verwundeten liegen, die sie für tot oder doch wenigstens für unschädlich gemacht halten mochten, und erachteten es für das Wichtigste, den Anführer, als welchen sie Braunhart erkannt hatten, zu verfolgen. Dieser schlug die Richtung nach seinem Schlößchen Rauhenau ein, und da die Verfolger mehr vom Kampf ermüdet waren als er, so gelang es ihm, einen Vorsprung und glücklich das Schlößchen zu erreichen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und die Verfolger wollten auch, als sie ihn nach Rauhenau hineinkommen sahen, es dennoch nicht aufgeben, ihn einzufangen. Das Schlößchen lag in einem Waldthal, von einem breiten Sumpf umgeben, der es sehr gefährlich machte, sich ihm zu nähern. Eben jetzt nach mehreren herbstlichen Regentagen war es geradezu unmöglich durchzudringen. Ein auf Ballisaden durch das Moor gebauter Steg bot nur für einen Reitenden oder Gehenden Platz. Als Braunhart über diesen Steg weggeritten war, sah er sich um und bemerkte,

daß die Verfolger noch ziemlich weit hinter ihm waren. Der Sumpf endigte sich in einen breiten und tiefen Graben, über den eine Zugbrücke nach dem Schloßhof führte. Der Burgwart, ein alter, durch den Krieg verarmter Bauer, der das Herannahen des Herrn bemerkt hatte, ließ die Zugbrücke nieder und dieser ritt ein. Hiermit war die ganze Besatzung beisammen. Braunhart gab seinem Diener den Befehl, die Brücke schleunigst wieder aufzuziehen und, was an Gewehren vorrätig sei, herbeizubringen. Da nur immer ein Mann über den Steg vordringen und sohin leicht niedergeschossen werden konnte, so war eine Verteidigung der Rauhenau auf eine längere Dauer möglich. Dies sahen die Landreiter auch ein, als sie am Rande des Sumpfes angekommen waren; sie schickten nach der Stadt um Verstärkung und um Geschütze. Es sollte eine förmliche Belagerung angestellt werden, denn diesmal durfte Braunhart nicht mehr durchschlüpfen, diesmal hatte man die Beweise eines Raubanfalls in Händen, und er sollte mit diesem für alle andern Übelthaten büßen. Solches kümmerte indes vorläufig den Eingeschlossenen wenig. Todmüde und verwundet warf er sich auf sein Lager und sank, nachdem ihn sein Zussasse verbunden hatte, in einen tiefen Schlaf. Als er wieder erwachte, war seine erste Frage, ob nichts Neues sich ereignet habe. „Nein,“ war die Antwort, „es zeigten sich wohl einige Reiter am Waldrande, sie kamen bis an das Moor, stiegen ab und schickten uns aus Arkebussen etlich unschädliche Kugeln herüber, dann machten sie wieder Kehrt.“

„Maushart!“ — denn auch der Diener war ein Harter — rief jetzt der Schloßherr, „ich fühl' unbändigen Hunger, hast du was?“

„O Herr, wir haben genug Hirsch- und Rehwildpret im Keller, ich hab' Euch bereits ein ordentlich Stück gebraten und dazu eine Polenta gebacken, wie ich es von Italienern gelernt, die einmal über den Splügenpaß herüberkamen. Laßt's Euch schmecken und mög' es Euch stärken, Herr, nehmt auch einen guten Schluck Wein dazu, wir werden Arbeit genug bekommen, es sieht nicht aus, als wolle man uns in Ruhe lassen. Zwanzig auf einen, erwiderte Braunhart, und doch soll ihnen die Lust vergehen. An Pulver und Blei haben wir, hoff' ich, keinen Mangel.“

„Daran nicht, aber wenn die Städter einmal was vorhaben, so sind sie hartnäckig,“ erwiderte Maushart, „würde es mir über Nacht gefrieren, dann riet ich Euch über den Sumpf nach der andern Seite hin zu flüchten.“

„Oho! daß ich darin stecken blieb' und, wenn ich nicht erstickte, herausgezogen würde wie ein Frosch; nein, Alter, das geht nicht, lieber verhungere ich hier oder lasse mir das Schlößlein über dem Kopfe zusammenschießen und mich mit.“

Das fecke Wort schien in der That nicht ungerechtfertigt. Kaum hatten sich Herr und Knecht zum gemeinsamen Mahle niedergesetzt, wobei sie nebenzu fortwährend Späße hielten, als mit einem Mal die Ziegel auf dem Dache flirrten und über ihnen ein Teil der Zimmerdecke einstürzte, als hätte der Blitz ins Haus geschlagen. „Da sind sie schon,“ rief Braunhart, „beim Teufel,“ sie haben Haubitzen herbeigebracht, schnell in den Keller und fülle Säcke mit Sand, daß wir wenigstens für unsern Schießstand eine Deckung haben. Wenn sie aber Bresche

schießen und des Nachts dann herankriechen, kann es uns trotzdem übel ergehen.“

„Darum, alter Mann, rette du dich,“ rief Braunhart aus, „ich habe schon so viel Schlimmes verübt, daß es außer Gott nur ein Wesen giebt, das mir verzeihen dürfte, und dieses ist die Abtissin im Stift. Wenn heute Nacht, wie vorausszusehen, das Moor festgefriert, so rette dich hinüber, und wenn du hörst, daß ich lebend in ihre Hände gefallen bin, so gehe zu dieser Frau und gib ihr dies Blatt Papier, es stehen nur ein paar Worte darauf, aber es wird genug sein für mich und sie.“

Der Bauer versprach es und stellte sich mit seinem Feuerrohr an die Schießscharte. Braunhart, vom Wundfieber durchschauert, sank wieder auf sein Lager, wilde Phantasieen zogen durch seinen Sinn, und wie sehr er sich auch dagegen wehrte, er verfiel abermals in einen tiefen Schlaf, der anfangs einer Betäubung gleich, dann allmählich sich in Träume verlor. Er sah seine Mutter ihm entgegenkommen so mild und schön wie die, zu der er in seiner Kindheit gebetet. Anfangs schien sie ihm zuzulächeln, dann verdüsterten sich ihre Züge, wurden härter und härter und waren endlich die der Greisin, die ihm auf dem Klostergut entgegengetreten war. Jetzt schien sie sich über ihn zu beugen, ihr Gesicht wurde ganz steinern, sie legte das Haupt auf seine Brust, es war schwer, so schwer, daß er glaubte ersticken zu müssen. Dann flog es wie ein grelles Licht über ihn, und als er nun stöhnend die Augen aufschlug, da war es nicht das Haupt seiner Mutter, was ihm so schwer dünkte, es waren die Fäuste seiner Feinde, die hereingedrungen waren und ihn knebelten. Sie rissen ihn vom Lager auf und schleppten ihn nach der Thür. Mit grimmigem Schmerz sah er die Leiche seines Dieners am Boden liegen. Der war also nicht von ihm gewichen, sondern war bei der Verteidigung seines Herrn erschlagen worden. Der Zettel, den er ihm gegeben hatte, lag neben ihm auf dem Boden; hinstarrend las Braunhart seine eigenen Worte: Rette Dein Kind!

Als sie ihn aus dem Schloßchen ins Freie brachten, erkannte er wohl die Ursache des gelungenen Überfalles; es war wirklich starker Frost eingetreten, und was ihm Mittel zur Flucht hätte werden sollen, hatte den Angreifern die Einnahme des Schloßchens erleichtert. Er wurde auf einen mit Strohbindeln gefüllten Karren gelegt, und so ging es über die holprigen Waldwege der Stadt zu. Die Erschütterung verursachte ihm heftige Schmerzen und überströmte zuweilen sein leichenblaßes Gesicht mit Blut. Halb bewußtlos daliegend schlug er hier und da die Augen auf, dann sah er die Stadtreiter mit gezückten Schwertern neben dem Wagen und darüber hinaus die entlaubten Äste der Bäume wie Gespenster ihn angrinsen.

Es war am Allerseelentag noch früh am Morgen, als sie sich dem Weichbilde der Stadt näherten; vor dem Thore auf einer Anhöhe lag der Kirchhof rings mit hohen Mauern umgeben, als gälte es die Toten gegen die Lebenden zu verteidigen. Aus diesen Mauern bewegte sich eine Prozession. Ein langer Zug von Frauen in schwarzer Gewandung und weißen Schleiern, jede eine Wachskerze in

der Hand, trat seinen Rückweg nach der Kirche vom Orte der Gräber an. Sie sangen eine Litanei und blickten in regungsloser Andacht vor sich nieder, es war der übliche Bittgang der Klosterfrauen des Stiftes nach einer Messe für die armen Seelen; inmitten der Nonnen schritt die Äbtissin, eine hohe Gestalt, durchaus edel und majestätisch, die vollendete Vertreterin der kirchlichen Würde, die sie bekleidete. Plötzlich wurde sie aufgehalten, und gerade vor ihr an einer Abzweigung der Heerstraße wurde der Zug unterbrochen, sie sah auf, und Welch ein Anblick! Auf einem schmutzigen Fuhrwerk, auf Stroh gebettet, lag ein Jüngling von Staub und Blut bedeckt mit zerrissenen Kleidern, totenblaß. Er sah sie nicht, seine Augen waren geschlossen, sie aber hatte ihn nicht nur gesehen, ein furchtbares Aufblitzen alter Erinnerung fuhr wie ein Dolchstich durch ihre Brust, sie zitterte am ganzen Leibe und mußte von den nächsten der sie begleitenden Frauen gehalten werden, daß sie nicht zu Boden sank. Man schrieb es dem unerwarteten Anblick zu, der auf jedes Menschenherz einen entsetzlichen Eindruck machen mußte, der vorhergegangenen Nachtwache, der herbstlichen Frühlänge. „Was ist da geschehen, wer ist dieser Unglückliche?“ fragte sie kaum hörbar. Einer der Reiter mochte wohl erraten, was die Frau wissen wollte, er rief von seinem Pferd herunter: „Es ist der, auf den wir schon lange fahnden, der seinem elenden Lebensende diesmal nicht entgehen wird. Verzeiht, hochwürdigste Frau, daß wir Euren frommen Weg durchkreuzten.“

Damit verneigte er sich und ritt seinem Zuge nach.

Was die Äbtissin Dominika geahnt hatte, sollte ihr bald zur Gewißheit werden. An einem der folgenden Tage erschien die Schwester vor ihr und berichtete von dem Überfalle der gestrigen Nacht. Sie schien weniger ungehalten als tief, aufs tiefste betrübt zu sein.

„Aber wie ich soeben sah und hörte,“ sprach die Äbtissin mit erzwungener Ruhe, „sind die Räuber eingefangen und hierher gebracht worden.“

„Du sahst sie“ — rief erschrocken die Schwester, du sahst auch ihn?“

Die Äbtissin erblaßte, sie sank in ihren Stuhl, „es ist nicht möglich — o Agnes, sage mir, es ist nicht möglich, er war es nicht.“ Es lag ein so qualvoller Anblick der Seelenangst auf diesem Gesichte, daß es Agnes nicht wagte, ihr sogleich jeden Zweifel zu benehmen, daß Braumhart, der Anführer der Stegreifritter, ihr Sohn sei. Sie sprach: „Ich will nicht leugnen, daß die Anzeichen alle, die dafür sprechen, trügerlich sind und falsch sein können, er selbst jedoch glaubt es.“

„Er selbst! Du hast also mit ihm gesprochen?“

„Ja — und seine Gesichtszüge, der Ton seiner Stimme gaben ihm nur allzusehr recht.“ —

Die Unglückliche verbarg ihr Gesicht in ihrer Hand und rief, — o es ist allzu schrecklich — Gott, wie furchtbar straffst Du! — Aber ist es denn meine Schuld, daß es so kam — ließ ich ihn nicht für die Kirche erziehen, weihte ich nicht Gott seine Seele, wollte ich nicht, that ich nicht alles, daß der Friede seines Innern nie von den Kämpfen und Übeln dieser Welt befleckt würde! Und nun mußte es so kommen! Wie war es nur möglich! Hast du nichts von ihm erfahren können?“

„Von ihm selbst nicht,“ entgegnete Agnes, als er aber von den Reitern hart bedrängt, hinweg gesprengt war und alle ihm nachsetzten, blieben seine Gefährten verwundet in unserm Hofe zurück. Ich ließ sie verbinden und pflegen, obwohl sie Räuber und Verbrecher sind, theils aus christlicher Pflicht und Nächstenliebe, theils auch von dem Verlangen bewegt, etwas aus ihrem Munde über deinen Sohn zu erfahren.“

Die Äbtissin seufzte und heftete in fieberhafter Spannung ihren Blick auf die Lippen der Schwester. Diese fuhr fort:

„Ich erfuhr also, daß Bernhard, oder wie sie ihn jetzt heißen, Braumhart sehr bald, nachdem er von seinen bisherigen Pflegeeltern ins Kloster gebracht war, große Fähigkeiten aber auch eine unbezähmbare Wildheit an den Tag legte, ein trotziges und hochfahrendes Wesen, das die frommen Väter vergeblich mit Mahnungen und Bestrafungen zu bändigen suchten. Es wuchs immer mehr mit ihm auf. Eines Tages zog eine Abteilung von der schwedischen Armee an Zwiefalten vorbei, sie machten Halt, schlugen ein Lager auf und brandschakten das Kloster. Am folgenden Morgen war ein Zögling mit den Soldaten weggezogen und kehrte nicht mehr zurück.“

„Und mir verschwieg man das,“ rief die Äbtissin entrüstet aus.

„Es geschah wohl aus Schonung für dich und in der Voraussetzung, dein Sohn würde bald wieder zurückkehren, bei seiner stürmischen und widerseßlichen Art ließ sich annehmen, daß ihm soldatische Zucht und Ordnung nicht auf die Dauer gefallen würde. Aber er kam nicht wieder, ja seltsamer Weise zog es ihn nach dem Friedensschlusse in diese Gegend zurück, er kaufte mit der erworbenen Kriegsbeute, die er zu Geld gemacht hatte, ein elendes Schloßchen, Rauhenau genannt, zu dem ein paar Acker und ein Jagdbezirk gehörten, hier lebte er anfangs wie der wilde Jäger, verließ nur bei Nacht sein Schloß und streifte über Wald und Felder, bald lernte er einige seiner Nachbarn, Gleichgesinnte kennen, es kamen ehemalige Kriegskameraden zu ihm, lungerten auf seinem Gute herum, und als die allerdringendste Lebensnot an sie herantrat, verbanden sie sich gegenseitig zu allerlei Abenteuern, die anfangs als tolle Streiche gelten konnten, bald aber zu verbrecherischen Thaten wurden, sie raubten und — mordeten.“

Mit einem Schrei fuhr die Äbtissin auf, sie hielt sich zitternd an die Lehne ihres Stuhles „und jetzt,“ sagte sie endlich und nickte mehrmals schwermütig vor sich hin, „jetzt ist das Gericht Gottes über ihn gekommen, und nicht nur dies, auch der weltliche Arm der Gerechtigkeit trifft ihn, und er trifft uns mit. Gott ist barmherzig, die Menschen sind es nicht. Ich kann ihn nicht auf elende und schmäbliche Weise umkommen lassen, ich muß ihn retten — aber wie? Ach mein Gefühl drängt mich dazu, ein Rest mütterlichen Gefühles, aber die Furcht vor der entseßlichen Schande, wenn es bekannt wird, wer er ist, lähmt mir jeden Entschluß, bindet mir die hilfsbereiten Hände. Agnes, rate mir, verlasse mich nicht in dieser jammervollen Lage! Was soll ich thun?“

„Einstweilen glaube ich,“ riet Agnes, „hast Du abzuwarten, was diejenigen mit ihm vorhaben, die jetzt seine Richter sind, die Räte dieser Stadt, die er schon mehrfach geschädigt hat.“

„Meinst du, mit Lösegeld könnte ich seine Befreiung bewirken? — sie könnten ihn dann verbannen, in die Acht erklären, was sie wollten, er müßte ihnen Urfehde schwören.“

„Das alles würde nur Verdacht gegen dich erwecken und ihm nichts nützen, es würde vergeblich sein. Ihr Haß ist zu groß, zu viel Übles hat er ihnen angethan, sie wollen sein Leben und sie wollen es auf eine schmachliche Weise beendeten sehen.“

„Du glaubst doch nicht . . . ?“

„Wenn du aus jenem Fenster nach Osten blickst, so gewahrst du nicht weit im See eine kleine Insel, dort — —“

„Ach“ — rief die unglückliche Frau — „jetzt weiß ich alles, aber das Äußerste mahnt mich an das Letzte, was ich zu seiner Rettung thun kann. Mir, der gefürsteten Äbtissin, steht das Begnadigungsrecht eines zum Tode Verurtheilten zu. Wenn der arme Sünder auf dem Wege zum Richtplatz ist, habe ich das Recht an ihn hinzutreten und mit jener goldnen Schere, die du dort siehst, den Strick zu durchschneiden. Gott, mein Herr und höchster Richter, ich werde dieses Recht nun auch an dem ausüben, dem meine Schuld das Leben gab, dem meine Thorheit, nein, eine Sünde größer noch als die erste, mein irdischer Hochmut, zum Verbrecher machte, an dem, der Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut ist, der mir ein teurer, liebevoller Sohn sein könnte, eine Stütze, eine Freude meines Alters! O hilfreiche Mutter im Himmel, sieh meinen Schmerz und habe Gnade mit mir!“

„Sie wird dich nicht verlassen,“ sagte mit dumpfer Stimme die Schwester, vor allem wirst du bis zu jenem Tage dich mit Geduld und Ergebung waffnen müssen, unsägliche Leiden stehen dir bevor.“

„Was ist aus den anderen geworden?“ fragte die Äbtissin nach längerem Stillschweigen.

„Wohl erwartend, daß ihre Auslieferung von uns verlangt würde, ließ ich sie sobald wie möglich frei,“ gab Agnes zur Antwort.

„Wenn die, und kühn sind sie genug, ihn befreien würden? Mit Geld und allem wollt' ich zu Hilfe sein.“

„Sie leiden wohl noch an ihren Wunden und halten sich in Verstecken auf, auch ist derjenige, der ihr Anführer war, zu wohl bewacht, als daß eine Befreiung möglich wäre. Diese Hoffnung gieb auf.“

„Schicke wenigstens jemanden zu ihnen, der sie von allem, was vorgeht, benachrichtiget.“

„Das werde ich auf jeden Fall thun, und nun behüte Dich der Himmel, bis wir uns wiedersehen. Sei stark, sei mutig und vertraue auf Gott!“

Die Schwestern trennten sich unter Umarmung und Thränen. Dominika trat ans Fenster und öffnete es. Der Klang von Kirchenglocken hallte vom anderen Ufer des Sees hierüber, und zugleich zogen die Nebel, die bisher über der Wasserfläche gelagert hatten, sich allmählich in die Höhe und ließen die milde Herbstsonne und den blauen Himmel hervorleuchten. In Erinnerung versunken

blickte sie hinaus. Dort drüben, hinter jenen waldigen Vorbergen lag das Schloß ihrer Eltern, ein hochgegiebeltes Gebäude mit Thürmen und einem großen Hof und Garten. Dort hatte sie ihre schöne Jugendzeit verlebt. Sie glaubte die weißen Mauern herüberschimmern zu sehen. An den Abhängen des Berges, auf dem das Schloß stand, rankten die Reben noch in gelbrötlichem Blätterschmucke, die Trauben waren längst gefeltert. Welch schöne Tage, Welch reizende Feste hatte sie dort gesehen! Von Nah und Fern waren die Edelleute mit ihren Familien zu der Weinlese gekommen, da wurde fröhlich gesungen, geschertzt und bei Fackelschein getanzt. Zu einem dieser Feste hatten einst Anverwandte einen Mailänder Herrn mitgebracht, einen schwarzbärtigen Lombarden. Wie stachen gegen die Pracht seiner Kleidung, gegen sein feines Benehmen und seine feine melodische Sprache die einfachen altväterischen Sitten und Trachten des einheimischen Adels ab, wie bezaubernd war seine Rede, wie einnehmend sein Blick, wie mächtig seine Haltung und seine Gestalt! Er wußte in dem Herzen des jungen Mädchens eine Liebe zu entzünden, die sie ganz in seine Gewalt gab. Einstens hatte er eine Reise zu Pferd in die höheren Alpenpässe vorgeschlagen, er würde seiner Geliebten eine Fernsicht in die lombardischen Gebiete zeigen, und er blieb an diesem Tage und dem folgenden ihr steter Begleiter. Abends, als man sich, wie vorausbestimmt war, in dem Hospiz zusammenfinden sollte, fehlten der Fremde und die Tochter des Hauses. Welche Tage des Jammers kamen jetzt über die Unglückliche! Sie wagte nicht mehr die Erinnerung daran heraufzubeschwören. — Nach vielem Elend ward ihr endlich von den Ihrigen verziehen unter der Bedingung, daß sie den Schleier nehme. Sie that es. Das Kind wurde ins Nachbarland zur Pflege gegeben. Alles das stand jetzt wieder lebhaft vor ihrem Gedächtnisse, jahrelang war es darin wie eingeschlafen, wie ausgelöscht gewesen, jetzt tauchten diese Bilder ihrer Vergangenheit wieder vor ihr auf und mit all den Wunden und Schmerzen, die sie damals erlitten hatte. Nun wohnte niemand mehr da drüben in ihrem Heimatschlosse von all den Ihrigen, eine Seitenlinie des alten Geschlechtes hatte Besitz davon genommen, nur die Schwester war ihr in die Einsamkeit des Klosterlebens gefolgt.

Die hellen Mittagsglocken verstummten, ein rascher Nordwestwind trieb neuerdings Nebelwolken über den See und hüllte das jenseitige Ufer mit seinen Bergen in düsteres Grau.

Die Äbtissin erhob sich, es galt zu handeln, nicht länger mehr zu träumen. Sie schrieb einen Brief an den hohen und ehrsamten Rat der Stadt, zunächst an den Bürgermeister gerichtet. Sie überwand sich und wünschte Glück zu der Einbringung eines so gefährlichen Feindes wie dieser Braunhart; dann stellte sie die Frage, ob der Gefangene nicht etwa ihres Bekenntnisses sei, in diesem Falle gebiete es ihr die Pflicht zu erinnern, daß man einen Geistlichen seines Glaubens zu ihm lasse, der sein verstocktes Gemüt für Reue und Buße empfänglich machen würde. Sie schloß den Brief und siegelte. Eine dicke schwarze Fliege hatte sich während dessen auf den Tisch vor sie hin gesetzt, flog abwechselnd wieder auf und summtete ihr ums Ohr, sie erschraf. Sie dachte an die Qualen der Verdammten,

an die unauslöschlichen Folgen der Sünde, an die Flammen in der Hölle. Und das wäre noch nicht das Ärgste, wenn ich dort büßen müßte für meine Sünden, aber der Gedanke, daß auch er verloren sein soll, ewig verloren! — und durch meine Schuld verloren! — —

Vielleicht ist er jetzt schon tot und verdammt, oder — wenn er noch lebt, flucht er mir — oder hofft auf Rettung von mir? — Sie sprang auf, klingelte und empfahl ihrem Diener, der den Brief zu überbringen hatte, die größte Eile. Sie hoffte damit viel gethan zu haben, ihr bedrücktes Herz fühlte sich erleichtert.

Der Bürgermeister der freien Reichsstadt war eben aus dem ersten Verhöre, das mit Braunhart angestellt worden, in das Ratszimmer zurückgekehrt, als ihm das Schreiben der Äbtissin gebracht wurde. Er las und lächelte. „Die guten Frauen sind doch sogleich sehr besorgt um das Seelenheil eines Verbrechers! — Sie beglückwünscht mich zur Gefangennahme des gefährlichen Menschen, und draußen auf ihrem Gütchen ließ man seine Spießgesellen frei. Darin scheint doch einiger Widerspruch. Aber was kann ich thun? Ich muß ihrem Ansinnen willfahren, hieß es doch sonst, ich hätte dem Glenden den Trost seiner Religion verweigert, und ein Lärm würde davon in alle Lande gemacht werden, daß es bis zu den Ohren des Kaisers dränge. Man sagte mir übrigens, er soll aus einem vornehmen Hause sein, nun, sein hochfahrendes Wesen, der Troß, mit dem er im Verhöre sich uns gegenüber verhielt, sprechen schon dafür. Aber wie dem sei, darauf haben wir nicht zu achten, ich suche den Prozeß so schnell wie möglich zu beenden, dem Galgen soll sein Futter nicht länger vorenthalten bleiben.“ — Nach diesen Worten wiegte der Gewaltige das Haupt mit den langen, um die Schulter wallenden Locken, wie der olympische Jupiter. Er war auch wirklich ein stattlicher Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, mit vollem, gebräuntem Antlitz, hervorragender und gebogener Nase, ein echter Römerkopf. In seiner Amtskleidung, im schwarzen Mantel, hoher Krause, die goldne Kette um den Hals und den Haudegen an der Seite bot er eine mächtige und Vertrauen erweckende Erscheinung. In die Sitzungen folgten ihm stets eine Schar von Bürgern und die Ratsdiener, bei feierlichen Anlässen schritt eine Wache vor ihm her mit Hellebarden und Hüten mit wallender Feder; wenn er vierspännig ausfuhr, rannten zwei Läufer in grün und weißer Livree vor seiner Staatskutsche. Mit den Frauen des Stiftes stand er auf bestem Fuße, die konfessionellen Angelegenheiten zwischen dem katholischen Stift und der evangelischen Stadtgemeinde waren seit dem westfälischen Frieden in feste Normen geregelt, und der Bürgermeister war bedacht diesen Frieden auch in die Gemüter überzutragen und ein gegenseitiges friedliches Auskommen zu begründen und fest zu halten. Das gelang ihm denn auch. Einzelne Häfeleien abgerechnet, lebten die Bürger mit den Beamten des Stiftes in bestem Einvernehmen. Die Mauer, welche beider Gebiet trennte, schien gar nicht nötig.

Indessen befand sich der Gefangene in dumpfer Gleichgültigkeit, nachdem die ersten Ausbrüche der Raserei und Verzweiflung vorüber waren. Er lag in einer engen, niederen Stube des ersten Stockwerkes im sogenannten Diebsturm. Wenn

er sich an das schmale, eisenvergitterte Fenster aufschwang, sah er die weite Fläche des Sees, der bis an den Fuß des Turmes reichte, bei stürmischem Wetter oft seine Wellen an die Fenster des Gefängnisses schleuderte. Grimhart, dachte er, könne schon da herauf, und wenn er noch lebt, so findet er sicherlich eine List aus, um mich zu retten. Der Arme hoffte nur von seinen Genossen Befreiung, an seine Mutter dachte er nicht. Ja, er dachte wohl an sie, aber er erwartete nichts von ihr. Im ersten Verhöre war einmal der Gedanke in ihm aufgestiegen, seine Abkunft geltend zu machen, doch er verwarf diesen Ausweg sogleich als nichtig: würde man ihm glauben? nein! und wenn — würde das hinreichen, ihm Straflosigkeit oder auch nur eine gelindere Strafe einzutragen? schwerlich. So schwieg er denn über diesen Punkt und begnügte sich allen Fragen des Richters mit handgreiflichen Lügen und mit Worten eines empörenden Hohnes zu begegnen, er wußte, daß er damit seine Sache nicht verschlimmern, vielleicht aber deren Ausgang verzögern könne. Er ließ sich Andeutungen scheinbar unwillkürlich ent-schlüpfen, die auf eine größere Verschwörung der adeligen und geistlichen Reichs-unmittelbaren gegen die freien Städte hinwiesen. Er beabsichtigte dadurch, daß man mehr von ihm zu erfahren wünschte, und dadurch der Prozeß verlängert würde. Diese Absicht schien auch Erfolg zu haben. Die Aufregung in der Stadt war eine ungeheure, die verschiedensten Gerüchte gingen umher, und die Besorgnisse nahmen immer größere Ausdehnung an.

Es war selbstverständlich, daß auch auf dem Lande über das Ereignis gesprochen wurde, und daß die Genossen Braunharts, die überall fleißig hin-horchten, Kundtschaft bekamen. Krummhart, dessen Wunde nicht ganz geheilt war und der deshalb seinen Namen mit vollem Rechte trug, hinkte mehrmals als Bettler verkleidet — übrigens war er auch einer — zur Klosterschwelle, und wurde denn auch eines Tages vor die Verwalterin des Gutes, vor Agnes, geführt. Sie erkannte ihn sogleich und gab ihm Nachricht von seinem Gefährten. Durch den Beichtvater, den man diesem gegeben hatte, war eine Vermittelung möglich gewesen, wer hätte auch vermuten können, daß die ehrwürdigen Frauen des Stiftes heimlichen Verkehr mit dem angeklagten Verbrecher unterhielten?

Krummhart erfuhr, daß der Gefangene von ihm und den beiden anderen Harten Befreiung hoffe, und Agnes sprach es geradezu aus, daß auch sie die gleiche Erwartung hege. Krummhart schüttelte den Kopf, „unmöglich“, beteuerte er, „das geht ganz und gar nicht, wie sollten wir was ausrichten können, wir paar Leute gegen eine ganze Stadt, die jetzt doppelt auf ihrer Hut ist; sagt nur, wie Ihr Euch so was vorstellt? Habt Ihr etwa einen Plan?“

„Nun, ich meine so! Wenn der Gefangene vom Turm ins Verhör geführt wird, ist er nur von zwei Scharwächtern begleitet, die könntet Ihr überfallen und bewältigen. Das Thor, das vom Stift aus in die Stadt führt, soll um diese Zeit offen stehen, das könnt Ihr leicht erreichen, und seid Ihr einmal drinnen, so habt Ihr Zuflucht und seid in Sicherheit.“

„Das alles müßte am hellen Tag geschehen,“ meinte Krummhart, „und solches sind wir nicht gewöhnt; wir können hübsche Thaten ausführen, aber die

Nacht brauchen wir dazu. Übrigens will ich es Grimmhart und Schlamphart zu wissen thun, wir wollen darüber rathen."

"Wo haltet ihr euch auf?"

Krummhart zögerte mit der Antwort — als ob er doch nicht ganz traue, aber Agnes fuhr ihn heftig an: "Wie, Ihr werdet doch keinen Argwohn haben? Wie soll da was zustande kommen, wenn Ihr uns nicht vertraut?"

"Kennt Ihr das Boenreuter Tobel," versetzte Krummhart, — "nun, dort ist im Wald eine Höhle, und es heißt, daß Euer Vorgänger hier, der verstorbene Verwalter, nach seinem Tode in diese Höhle gebannt ist. Er hat dem Kloster manch schönes Silbergeschirr entwendet, zur Strafe dafür sitzt sein Geist in jenem Felslöche, und viele Leute haben ihn schon gesehen, wie er an heiteren Tagen, wenn die Sonne recht lieblich scheint, unter dem Eingang sitzt und das gestohlene Silber puht. Deswegen ist der Ort gemieden, und deswegen sind Eure unterthänigsten Freunde daselbst sicher."

Krummhart machte nach diesen Worten eine tiefe Verbeugung und wandte sich zu gehen.

Die Matrone reichte ihm, als wäre er wirklich ein Bettler gewesen, ein Almosen und ging ins Kloster zurück.

Als Krummhart zu seinen Freunden in die Höhle kam, legte er ihnen den Plan, wie Braunhart zu befreien wäre, vor und war erstaunt, wie gut der Vorschlag aufgenommen wurde. Besonders Schlamphart war es, der ihn sehr billigte, er gedachte sich jedenfalls, es möge nun kommen, wie es wolle, durch das offene Thor in's Stift zu flüchten. Wär' er einmal darin, dann würd es ihm schon gut gehen, das sah er voraus, und er kostete jetzt schon im Geiste die vortrefflichen Bissen der Klosterküche.

Um so weniger Vertrauen schenkte dem Unternehmen, als sie davon hörte, die Äbtissin; es war ihr unangenehm, mit diesen Menschen überhaupt in Gemeinschaft treten zu sollen, von deren Mut und Treue sie die allergeringste Meinung hatte. Ihre Zuversicht war einzig das ihr zustehende Begnadigungsrecht, und sie traute sich Standhaftigkeit genug zu, es anzuwenden. Wenn sie sich freilich vorstellte, welcher Anblick es für sie sein würde, ihren Sohn in der Verbrecherkleidung mit dem Strick um den Hals gebunden zwischen Henkersknechten herankommen zu sehen, in seine Augen zu schauen, und sein von der Todesangst entfärbtes Gesicht, o, da schwindelte ihr bei dem bloßen Gedanken daran, aber sie besaß Geistesstärke genug, sich diesen Gedanken oft und immer wieder zu vergegenwärtigen, sich allmählich mit ihm vertraut zu machen, sich förmlich für den Augenblick in ihre Lage und für alles, was sie dabei zu thun hatte, wie in eine Rolle, die zu spielen war, einzuüben. Bald schauderte sie nicht mehr, wenn sie daran dachte, sie hatte das heftige Pochen ihres Herzens unterdrücken gelernt, sie hatte sich geprüft, und ihre Hand zitterte nicht mehr, wenn sie die verhängnisvolle Schere zur Hand nahm, die für einen nun die entgegengesetzte Bestimmung von jener der Parze haben sollte.

Der Tag des letzten Verhörs, der Tag, an dem das Urtheil gesprochen werden sollte, rückte heran.

Das Frauenstift mit der Kirche und einem geräumigen Garten bildete ein für sich bestehendes Ganzes, das rings von Mauern umschlossen war. Nur gegen die Seeseite hin nach der Brücke befand sich ein Thor und eines gegen den anderen Stadtteil, der von der protestantischen Bürgerschaft bewohnt war. An das Seethor konnte man auch mittels eines Bootes gelangen. Auf einem solchen landeten in der Nacht vor dem Tage, der über Braunharts Schicksal entscheiden sollte, die Gefährten, Krummhart, Grimmhart und Schlamphart. Sie wurden auf ihr leises Klopfen sogleich eingelassen und gelangten durch das andere Thor in die Stadt, die noch in tiefstem Morgenschlummer lag. Sie waren mit Dolchen bewaffnet und wußten sich bis zu Tagesanbruch in bekannten Schlupfwinkeln zu verbergen. Als um 9 Uhr morgens Braunhart aus dem Turm abgeholt und nach dem Rathause, in dem sich der Verhörsaal befand, geführt wurde, entstand in einem nahe bei dem Turm gelegenen Hause ein Brand, der die Aufmerksamkeit der Menge, welche sonst den Gerichtsgang begleitete, plötzlich abzog. Alles rannte nach dem Hause zu, aus dessen Schornstein dicker Rauch emporwirbelte.

In diesem Augenblicke stürzten sich die drei Harten auf Braunhart und seine Wache, an dem ersteren wurden sogleich die Bande, die seine Hände gefesselt hielten, durchschnitten und zugleich die beiden Schergen an seiner Seite niedergestoßen.

„Ins Stift,“ räumten sie dem Befreiten zu, „schnell, schnell, man läßt uns das Thor auf!“ Braunhart drückte den Freunden die Hand und brach in fröhliches Lachen aus. Er entriß dem einen der im Blute daliegenden Scharwächter die Hellebarde und folgte den Kameraden, die ihn rasch mit sich fortzogen, denn er selbst war wie ein Trunkener, wie einer, der aus tiefem Schlaf erwacht, stehen geblieben und hatte dann einer ungezügelter Freude sorglos sich hingegeben. „Fort, fort,“ riefen sie ihm zu, „nachher springe und jauchze, nur jetzt nimm dich zusammen und eile.“ Er folgte, indem er den Spieß drohend gegen die an den Fenstern sich zeigenden Leute schwang, und schon bogen sie in den Weg ein, der auf das rettende Thor mündete, als aus einer Nebengasse eine andere Abteilung der Scharwache hervorkam und ihnen den Weg abschnitt. Sie hatte die Bestimmung, diejenigen, welche den Gefangenen aus dem Turm brachten, vom Rathaus her auf halbem Wege entgegenzukommen und ihn in Empfang zu nehmen und in die Verhörstube zu bringen. Nun waren sie heute wegen des Feuers und des Zulaufes der Menge genötigt gewesen, einen anderen Weg zu nehmen. Braunhart, der sie wohl kannte, stürzte sich mit seiner Waffe sogleich gegen den ersten, und Grimmhart warf sich mit seinem Dolch auf den zweiten, während Krummhart und Schlamphart die Flucht ergriffen. Sie entschlüpfen, gedeckt durch den Angriff der beiden anderen, und brachten ins Stift die Meldung von dem verunglückten Befreiungsversuche; sie hatten nämlich gesehen, wie sich immer mehr Wachen und Bürger zusammenscharten. Grimmhart starb mutig kämpfend an Braunharts Seite, dieser selbst, auf dessen Inhaftnahme es hauptsächlich abgesehen war und den man deshalb

schonte, ward umzingelt, rücklings gepackt, niedergeworfen und abermals gefesselt. So, kaum noch der Rettung nahe und ihr so bald wieder entrisßen, ward er ins Verhör geschleppt und das Todesurteil über ihn ausgesprochen. Er hörte es schweigend an, und nur ein Seufzer: „o warum konnten die Schurken nicht auch mich wie den Grimhart töten!“ entrang sich seiner Brust. Dann ward er wieder in den Kerker zurückgebracht. Der Urteilspruch wurde noch in derselben Stunde der Äbtissin in einem amtlichen Schreiben bekannt gegeben und in der Stadt öffentlich ausgerufen.

Es war gegen Mittag, als eine Sänfte durch die Straße nach dem Rathause getragen wurde, umgeben von glänzender Dienerschaft. Hier angelangt, öffnete ein Trabant, und es trat die Äbtissin des Stiftes in vollem Ornat ihrer Würde heraus und stieg die Treppe hinan. Oben kam ihr der Bürgermeister entgegen. Mit zeremoniösem Anstand geleitete er sie in sein Sprechzimmer. Ein großer und prächtiger Lehnstuhl wurde ihr herangerückt und sie zum Sitzen eingeladen. Sie verneinte stumm und begann sogleich stehend ihre Anrede.

„Hochgebietender Herr,“ hub sie an, „mit Schmerz und Betrübnis haben wir erfahren, daß der hohe Rat sich genötigt sah, ein Todesurteil auszusprechen. Die Ruchlosigkeit jener bösen Gesellen ist uns bekannt, und wir haben oft im Gebet zu Gott um Befreiung von dem Übel dieser gefährlichen Menschen gefleht, dieses inständige Bitten ist erhört worden.“ Sie hielt ein wenig inne, wie von einer mühsam verhaltenen Gemütsbewegung erschöpft.

Der Bürgermeister verneigte sich und sprach:

„Leider ist es nur einer, der bisher in die Hände der Gerechtigkeit überliefert wurde, dieser aber wird der verdienten Strafe nicht entgehen, sein Leben ist verwirkt.“

Die Äbtissin errötete leicht hin, es war offenbar, daß sie allen Mut zusammennehmen mußte, um nun zu erwidern: „Wir haben in Anbetracht der Bußfertigkeit des Sünders, im Hinblick auf seine Jugend und in der Hoffnung, Gott werde noch Gnade für ihn haben und ihm noch auf Erden eine Frist zu seiner Besserung geben; wir haben beschlossen, von unserem Rechte Gebrauch zu machen, den armen Sünder auf seinem Wege zur Nichtstätte mit eigener Hand zu begnadigen — an welchem Tage soll die Prozedur stattfinden?“

„Am dritten Tage von heute an, wir gewähren die gesetzliche Frist, Euch aber möchten wir bitten, erspart Euch den Weg und den traurigen Anblick, es würde fruchtlos sein.“

„Wie,“ rief die Äbtissin aus, „fruchtlos?“

„Zu groß ist die Erbitterung der Bürger,“ ward ihr entgegnet, „besonders seit dem Vorgange von heute morgen, zu schwer und empörend sind die Verbrechen, hier darf keine Gnade walten.“

Die Äbtissin erhob langsam ihre Hand, faßte das große goldne Kreuz, das vor ihrer Brust hing und drückte es gegen sich, als wolle sie damit die Bewegung in ihrem Innern niederdrücken; dann sprach sie: „Das Begnadigungsrecht steht mir zu, ist uns verbrieft und heilig.“

„Entschuldiget,“ durchlauchtigste Frau, nahm der Bürgermeister wieder das Wort, „dieses Recht ist Euch allerdings eingeräumt, und Ihr habt es bereits einmal ausgeübt, wir aber sind es anzuerkennen nur einmal verpflichtet, nur einmal während ihrer Amtsführung hat jede Äbtissin das Recht der Begnadigung. Sollte Euch das unbekannt geblieben sein, oder hattet Ihr es vergessen?“

„Nur einmal,“ wiederholte Dominika fast tonlos, ja ich hatte es vergessen, nur einmal.“ Die letzte Silbe kam wie ein Hauch über ihre Lippen, und diese Lippen verzogen sich so bitter, so schmerzlich hart und wurden so bleich, als wären es die einer Sterbenden. Ihr Haupt sank zurück, ihre Kniee brachen, und sie wäre zu Boden gestürzt, wenn der Mann, der vor ihr stand, sie nicht gehalten hätte.

Er klingelte und legte sie in die Arme der herbeieilenden Diener.

Totenblässe bedeckte ihr Antlitz, und ihre Augen waren geschlossen, als man sie in der Sänfte nach Hause brachte. Der herbeigerufene Arzt brachte sie in's Leben zurück und verschrieb die nötigen stärkenden Mittel. Sie erholte sich, und das erste war, daß sie bis zum Abendläuten ihre Frauen alle zu sich an ihr Krankenlager bestellte. „Drei Tage noch,“ sagte sie zu sich, „es wird möglich sein ihn zu retten, aber nur durch meinen Tod kann es geschehen. Es giebt keinen andern Ausweg. Wenn ich während dieser Frist sterbe, so geht das Begnadigungsrecht an meine Nachfolgerin über, und weil es das erstemal sein wird, daß sie davon Gebrauch macht, so muß es anerkannt werden. Es ist nötig, daß ich sterbe und ich werde es können.“

Als abends die Nonnen bei ihr eintraten, erschien sie vollkommen gefaßt, sie ernannte nach vorhergegangener Wahl ihre Nachfolgerin und sandte zugleich einen Boten an den Kurfürsten von Mainz, seine Bestätigung einzuholen. Von ihrer Nachfolgerin, als welche sie eine der jüngeren Frauen, eine, die sich besonders durch Güte und Barmherzigkeit auszeichnete, empfohlen hatte, ließ sie sich das Handgelübde geben, den Verurteilten zu begnadigen. Diese kniete am Bette nieder und gab ihr das erbetene Versprechen, darauf brachte die Äbtissin ihren Mund an das Ohr der Knieenden und legte ein Bekenntnis ihrer Sünden ab.

Noch vor Tagesanbruch verkündeten die Glocken ihren Hingang. Auf offener Bahre wurde sie von den Schwestern zur Gruft der Stiftskirche getragen. Krummhart und Schlamphart, die noch nicht die geheiligte Zufluchtsstätte zu verlassen gewagt hatten, waren Zeugen der feierlichen Bestattung und folgten in heuchlerischer Bußfertigkeit dem Kondukte. Sie hatten nicht außer acht gelassen, daß die Äbtissin mit ihrem goldenen Kreuze und einem kostbaren Fingerring in die Gruft gebracht ward. Die beiden Bösewichter sahen sich verständnisvoll an.

Die Kunde vom Tode der Äbtissin gab in der Stadt zu den seltsamsten Gerüchten Anlaß. Bald hieß es, der heftige Unwille über die ihr widerfahrene Kränkung und darüber, daß ihr Begnadigungsrecht nicht geachtet worden sei, habe der Herzkrankheit, an welcher sie schon lange gelitten, ein rasches Ende bereitet; man sagte aber auch, sie habe sich, damit im Zusammenhang aus Reue über einen früheren Fehltritt, freiwillig den Tod gegeben. Wie viel an der einen oder der

andern Sage Wahres sein mochte, oder wie es sich wirklich verhielt, darüber konnte nie etwas Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden.

Als am Tage nach ihrem Tode Braunhart zur Hinrichtung geführt wurde, als er schon am Ufer stand, von wo aus er das verhängnisvolle Boot besteigen sollte, erblickte er eiligen Schrittes eine Schar Klosterfrauen herankommen. Sein fahles Antlitz belebte sich, in den Augen blitzte ein Hoffnungsstrahl; sie kommt, sie wird ihn retten, er wird sie sehen, die mütterliche Liebe hat gesiegt.

Jetzt trat aus der Mitte der Nonnen eine zarte Gestalt hervor, sie schlug den Schleier zurück und zeigte ein engelgleiches Gesicht voll Erbarmen und Güte. Sie sah ihn fremd und ruhig an, hieß ihn niederknien und schnitt mit der goldenen Schere, die ihr von einer der begleitenden Frauen gereicht wurde, den Strick an seinem Halse durch. Ebenso rasch wie sie gekommen war, entfernte sie sich wieder. Niemand hatte gegen ihre Handlung Einsprache gethan. Es mochte sein, daß die Richter eine Ahnung von all dem hatten, was sich hier Geheimnisvolles und Schicksalsreiches zugetragen, sie erhoben keinen Widerspruch und begnügten sich den Verurteilten für ewige Zeiten des Landes zu verweisen.

Er soll in den Türkenkrieg gezogen und dort gefallen sein. Bevor er aber sich entfernte, erhielt er noch die Gewährung einer Bitte, es ward ihm gestattet, die Gruft, in welcher die Äbtissin beigesetzt war, zu betreten. Er näherte sich dem Sarge, er hob den Schleier von dem Antlitz der Verstorbenen, seiner Mutter, die er in diesem Augenblick zum erstenmal in seinem Leben sah, als Tote sah und nie wiedersehen sollte. Es war nicht Schmerz, nicht Trauer, was ihn erfaßte, auch nicht Reue, es war ein größeres und erhabneres Gefühl, das seine Seele jetzt ganz ausfüllte und ihn über sich und sein Schicksal hinwegtrug. Er preßte die Stirne an die metallne Wand des Sarges und schloß die Augen, als wollte er ebenso von aller Welt jetzt wie diese Tote abgezogen und von allem Irdischen los sein. Und siehe, da war es ihm, als richte sich die Leiche langsam auf und sehe ihn gütig an und voll unendlicher Liebe und neige sich über ihn. Jetzt erst empfand er den unendlichen Verlust, er hatte nun und nur dies eine Mal die beseligende Macht der Liebe verstanden. Tief aufseufzend sprang er empor, die Tote lag reglos in ihrem Sarge, aber darüber her blitzten ihm die schielenden Augen Schlampharts entgegen, und hinter ihm tauchte der struppige Kopf des andern auf. Sie hatten sich ihm nachgeschlichen, um einen Diebstahl zu begehen; ein furchtbarer Blick von ihm scheuchte sie hinweg, er folgte ihnen, bis sie die Schwelle der Gruft verlassen hatten, dann wandte er sich nochmals zurück und preßte die Lippen auf die bleiche, starre Hand seiner Mutter. Es war eine feierliche, für ewig Weihende Versöhnung. Als er die Stätte des Friedens verließ, hallte die Glocke mit mächtigen Schlägen durch das Gebäude, und mit dem letzten schloß sich die Gruft von selbst, wie von Geisterhand bewegt.



Ungedruckte Briefe Platens.

Von

August Leverkühn.

Ein glücklicher Zufall hat die nachfolgenden Briefe Platens mir in die Hände gegeben. Sie stehen nur in losem Zusammenhang unter einander, die Antworten darauf sind nicht mehr vorhanden, die Personen und Verhältnisse, auf die sie bezug nehmen, sind dem Gedächtnis unserer Tage längst entschwunden. Aber es ist ja bekannt, daß Briefe gar leicht zu Selbstgesprächen werden — so mögen sie denn als solche willkommen sein, weil darin die Leiden und Freuden, das Empfinden und Streben eines edlen Dichters mit anziehender Offenheit zu Tage tritt.

Platens Bekanntschaft mit dem hessischen Maler Sigismund Ruhl, an den die meisten Briefe gerichtet sind, hatte einen wunderlichen Anfang genommen. Platen berichtet darüber in seinem Tagebuch unterm 19. November 1823 folgendermaßen:

„Ein Brief von Ludwig Sigismund Ruhl aus Kassel. Der dunkle Zusammenhang der Wesen, den man Sympathie nenne, sei ihm etwas Unerklärbares, dem er nicht länger nachgrübeln wollte. Er selbst habe von dem Augenblicke an, da er mich in meinen „Lyrischen Blättern“ (erschienen 1821) kennen gelernt, etwas für mich empfunden, was nur wenige für wenige fühlten. Schon lange, ehe ich es ahnen konnte, sei er meinem vergeistigten Selbst verbunden gewesen und scheue sich nicht, dieser Stimme Worte zu geben. Vielleicht würde künftig ein persönliches Zusammentreffen mich überzeugen, daß sein Geist und Leben dem meinigen verwandt seien. Er bittet mich, ihn mit einem Blatte zu beglücken, das nichts enthalten solle, als die Genehmigung seiner Gefühle.“

Dieser Brief Ruhls muß die Veranlassung zu fortgesetztem brieflichen Verkehr zwischen ihm und dem Dichter gewesen sein. Platen bemerkt unterm 1. Februar 1824 in seinem Tagebuche:

„Ruhl hat mir mit einem Briefe voll Dank und Freude sein Bild geschickt, das ich verlangt hatte.“

Kurz danach findet sich die Notiz:

„Ruhl und Grimm urteilen sehr günstig über den „Pantoffel.“

Auch das schöne Gedicht auf den am 30. März 1824 erfolgten Tod des mit dem Dichter befreundeten jungen Schweden Peter Ulrich Kernell, welches beginnt:

Den ein allzu früh Ermatten
Um der Jugend Rest betrogen

sandte Platen dem entfernten Freunde mit einem mir vorliegenden kurzen Billet vom 7. Mai 1824.

Inzwischen hatte Platen sein Lustspiel „Berengar“ zusammen mit dem „gläsernen Pantoffel“ als: „Schauspiele erster Band“ herausgegeben. Auf dieses

Unternehmen bezieht sich der zunächst folgende Brief. Den darin erwähnten Dr. Wippert charakterisiert Platen im Tagebuche als „einen unendlich schätzbaren Charakter, aber eingefleischten Kantianer aus der Fries'schen Schule.“

Bezüglich des „Ringgedichts“ bemerkt er daselbst: „Einen kurzen Spruch aus Hafis für Ruhl gesucht, den sich derselbe auf ein Pestschaft stechen lassen will.“

I.

Erlangen den 17. Juni 1824.

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, weil ich Ihnen pressante Dinge zu sagen habe, Ich würde Ihnen ein Exemplar meiner Schauspiele beilegen, die Sie in Frankfurt noch nicht erhalten werden; allein ich fürchte, daß der Postwagen Sie in Hanau nicht mehr erreichen wird. Wenn Sie nach Wiesbaden kommen sollten, so suchen Sie einen dortigen Badegast, den Dr. Wippert auf; ich habe mit ihm diesen Winter durchlebt und durchlitten, er saß mit mir an dem Sterbebette Kernells, und er wird Ihnen viel von mir erzählen können.

Vom Berengar erwarten Sie nicht zu viel. Es ist eine Komödie in einem Akt, übrigens, hoff' ich, nicht ohne Poesie. Nun aber schreibe ich an einem größeren Stück, dessen Stoff, den Sie wahrscheinlich kennen werden, aus dem Herodot genommen. Es heißt: Der Schatz des Rhampsinit, Lustspiel in 5 Akten. Zwei davon sind bereits abgeschlossen. Es hat mehr Humor und Handlung, als der gläserne Pantoffel, aber weniger Wiß und vielleicht noch weniger Lebhaftigkeit des Dialogs. In diesem Augenblicke ist mir weniger um die Aufführung zu thun, als vielmehr, daß das erste Bändchen meiner Schauspiele Absatz findet, damit das 2. gedruckt werden kann, und ich nicht gehemmt werde. Sind sie einmal in der Welt, dann mögen die Theater damit fertig werden. Wenn sie nicht alle den gläsernen Pantoffel zurückgewiesen hätten, so würde es noch nicht gedruckt sein. Der Verleger der Schauspiele hat von meinen ersten Ghafelen und vermischten Schriften beinahe gar nichts abgesetzt, und verspricht sich daher nicht viel in bezug auf die Komödien.

Weder meine Verhältnisse erlauben mir in Berlin zu leben, noch habe ich Lust, das südliche Deutschland zu verlassen. Sollten Sie aber eins meiner Stücke zur Darstellung befördern können, so reise ich hin, um es anzusehn. Mit dem Berliner Theater, und dies ist eigentlich, was ich Ihnen zu sagen habe, verhält es sich folgendermaßen. Ein Graf Egloffstein, der sich damals hier aufhielt, und in Berlin sehr bekannt ist, schickte ein Manuscript des gläsernen Pantoffels an den Grafen Brühl, Intendanten des Berliner Theaters. Dieser meldete mir zwar den Empfang, aber nichts weiter.

Nach einiger Zeit sagte mir Egloffstein, es hätte besonders die erste Szene Anstoß gefunden, da ein abdankender König vor dem König von Preußen nicht dargestellt werden dürfe. Ich schloß daraus, daß man in Berlin so wenig Lust habe, das Stück zu geben als in München und Wien und anderwärts, und entschloß mich daher zum Druck. Da ich nun aber keine offizielle Antwort vom Grafen Brühl erhalten, so muß er sogleich in meinem Namen, von dem Druck

benachrichtigt werden, mit dem Bemerken, daß die Aufführung noch immer eine große Vergünstigung für mich sein würde, ich jedoch auf alles Honorar verzichtete. Ich hätte diesen Auftrag heut oder morgen einem andern, entfernteren Bekannten gegeben, wenn Sie mir nicht gemeldet hätten, daß Sie nach Berlin gingen. Nun verlaß ich mich also hierin auf Sie, mein Bester, und wenn sich Ihre Abreise noch verzögert, so müssen Sie einen Ihrer dortigen Freunde mit diesem Auftrage belästigen. Wenn es noch aufgeführt werden sollte, so müßte die Aufführung nach dem gedruckten Exemplar bewerkstelligt werden. Ich will herzlich froh sein, wenn es nur auf dem herzlich schlechten Nürnberger Theater gegeben wird; das ist die höchste Gunst des Glücks, um die ich gegenwärtig noch buhle. Da die Dekorationen auf diesem Theater sehr schlecht sind, so ist noch Hoffnung, daß einige Poesie darauf geduldet wird. Suchen Sie doch in Berlin den Professor der neueren Sprachen Valentin Schmidt auf, der in der Markgrafenstraße wohnt, und teilen Sie ihm den gläsernen Pantoffel mit. Ich stehe in entfernter Verbindung mit ihm, da er ein großer Vertrauter Shakespeares und Calderons ist. Auch wenn Sie den Historiker Dr. Leo sprechen sollten, so grüßen Sie ihn von mir. Er ist ein alter Bekannter von hier, übrigens kein Freund meiner Poesie, da er einer von den vielen ist, welche die deutsche Poesie mit Goethe für abgestorben erklären, eine Menschenrasse, die ich freilich nicht besonders protegiere. Im Jahrgang des Frauentaschenbuchs 1825 werden Sie eine kleine Reihe neuerer lyrischer Gedichte von mir finden.

Wegen des Ringgedichts haben Sie sich nicht deutlich genug erklärt. Sie schreiben einen Spruch in arabischen Lettern. Soll es ein arabischer, ein persischer Spruch sein, oder ein deutscher in arabischen Lettern? Welchen Gehalts soll er ungefähr sein? Ist die Form, die Sie beilegen, die Form des Steines, und soll ich den Spruch in diesen Raum der Länge oder Breite nach schreiben? Für einen eigentlichen Spruch ist der Raum doch wohl zu klein. Lassen Sie recht bald von sich hören und schicken Sie von Zeit zu Zeit eine kleine Zeichnung auf einem Papier schnitzel oder etwas ähnliches, was immer Freude machen wird. Nächsten Herbst mache ich eine Reise nach Venedig.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie baldigst.

P.

Noch eines. Thun Sie dem Grafen Brühl zu wissen, daß, wenn das Anstößige des gläsernen Pantoffels bloß in der Exposition liegt, ich dieselbe gern abändern will, wofern das Stück dann aufgeführt werden wird.

II.

Erlangen, d. 9. August 1824.

Für heute nur das wichtigste, zumal da Sie meinen letzten Brief ohnedem noch nicht vollständig beantwortet haben, und mir weder wegen des Siegelringes nähere Auskunft gegeben, noch mir gesagt haben, was Sie in Hanau festhält. Zuerst danke ich Ihnen für die prompte und gütige Besorgung meines Auftrages. Wenn Sie es in Berlin werden dahin bringen können, daß eines meiner Stücke

gegeben wird, so werden Sie mich dort sehen. Sollte in bezug auf die beiden gedruckten Komödien (von denen man ja das etwa anstößige, z. B. den Philosophen von Sansfoucy¹⁾ weglassen könnte) gar nichts zu machen sein, so sende ich Ihnen nach meiner Rückkehr aus Venedig eine Abschrift meines neuesten Stückes (der Schatz des Rhampsinitt). Es wurde hier zuerst am 17. Juli vor einer großen und geistreichen Gesellschaft vorgelesen, und für etwas weit Höheres und Gediegeneres erklärt, als der gläserne Pantoffel ist. Auf meiner Rückreise werde ich es in München vorlesen und sehen, was dort zu machen ist. Zur Aufführung meiner Schauspiele etwas beizutragen ist der größte Freundschaftsdienst, den Sie oder irgend jemand mir leisten kann; denn ich bin nicht von denen, die damit zufrieden sind, daß man ihre Dramen liest. Die dramatische Poesie gehört in unserer Zeit nicht zu den toten, wie die epische, und sie hat noch das Recht, eine unmittelbare und volle Wirkung auf das Volk hervorzubringen. —

Wenn die Berliner Verstand haben, so werden sie sich auch an den Philosophen von Sansfoucy u. dergl. nicht stoßen. Es steht ihnen frei, solche Stellen auszupfeifen, was ihnen der Dichter am wenigsten verargen wird; allein sie sollen sie anhören können, und die freie Entwicklung der Poesie nicht hemmen.

Ihr Freund

Platen.

Auf der Reise nach Venedig, die Platen im ersten Briefe erwähnt, entstanden bekanntlich seine herrlichen venezianischen Sonette. Eine Urlaubsüberschreitung, deren der Dichter sich auf dieser Reise schuldig machte, mußte er mit einem vom 2. Januar bis 22. März 1825 dauernden Arrest zu Nürnberg büßen. Aus dieser Zeit stammen die beiden folgenden Briefe.

III.

Nürnberg, d. 3. Februar 1825.

Von Ihren Wünschen kann ich gegenwärtig nur einen erfüllen, indem ich Ihnen ein Manuskript des Rhampsinitt überschiere, den ich Sie bitte, auf irgend eine Weise auf irgend ein Theater in Berlin zu bringen. Für den Berengar bitte ich um dieselbe Gunst. Vielleicht wird sich das Volkstheater auch zur Aufführung des gläsernen Pantoffels verstehen. Sollte die Stelle gegen Friedrich II. Anstoß finden, oder sonst etwas, so kann man es ja weglassen, oder ich mache mich anheischig, es zu verändern. Soll ich nicht, wie so viele andere dramatische Dichter in Deutschland zu Grunde gehen, so muß ich vor allem streben, meine Stücke aufs Theater zu bringen. Wie wenig ich an den Druck des Rhampsinitt denken kann, mögen Sie selbst beurteilen, da ich in einer Stadt wie Berlin keinen Subskribenten für meine Sonette finden kann, deren Preis ein paar Groschen beträgt. Ich habe mich schon mit meinen „vermischten Schriften“ in bedeutende Kosten verwickelt, da sie nicht abgingen und ich dem Buchhändler den Schaden ersetzen muß. Ein Büchlein von ein oder zwei Bogen nimmt vollends kein Buchhändler; denn sie sagen, dergleichen würde im Buchladen durchgelesen.

¹⁾ Auf welche Stelle sich dies bezieht, ist mir nach den „Gesammelten Werken“ von 1839 und 1877 nicht deutlich. Die erste Ausgabe war mir nicht zugänglich.

Da ich jedoch günstigere Nachrichten von Wien erhielt, so habe ich die Sonette einstweilen drucken lassen, und wenn ich in Erlangen wäre, wo mir ein Freund (der Professor Buchta, ein Schüler Savigny's, da Sie in dieses Haus kommen) den Druck besorgte, so würde ich gleich ein Exemplar mitschicken. Es wird nun in einigen Tagen dem Rhampfinit nachfolgen, dessen Empfang ich Sie gleich, nach Erlangen adressierend, zu bescheinigen bitte.

Ich merke nun wohl, daß ich auf keine Anerkennung bei meinen Zeitgenossen rechnen darf, auch dann vielleicht nicht, wenn mir das Vollendetere gelingen wird, dessen Reime in meinem Herzen größer und größer werden. Meine Poesie wird höchstens im südlichen Deutschlande Beifall finden, wo sie und wo von jeher fast alle deutsche Poesie entstanden ist.

Sollte für den Rhampfinit einige Hoffnung in Berlin sein, so werde ich Ihnen einen Prolog dazu schicken, den ich in München dazu geschrieben habe, und der dort vielen Beifall gefunden, und als eine glückliche Vorbereitung für das Stück angesehen worden ist. Mein Bild kann ich Ihnen noch so wenig als die Sonette schicken, da es in Erlangen liegt. Den Spruch sollen Sie in meinem nächsten Briefe erhalten, wenn Sie mir den Raum bestimmt haben werden, den er einnehmen darf. Ich werde einen Vers oder Halbvers aus dem Hafis wählen. Soll er sich auf die Handlung des Gemäldes oder worauf beziehen?

Verzeihen Sie das gekritzelte, wiewohl kompendiöse Manuscript, und sagen Sie mir bald, was Sie über das Schauspiel denken. Bis es nicht in München, dem Versprechen gemäß, aufgeführt worden, habe ich keine Anfeuerung zu etwas neuem, wiewohl der Stoff in Masse vor mir liegt.

Ganz der Ihrige

Platen.

IV.

Nürnberg, d. 28. Februar 1825.

Sie sehen, liebster Freund, daß ich noch immer Arrestant bin und ich werde auch unter einigen Wochen nicht erlöst werden, was meiner Gesundheit nicht sonderlich zuträglich ist. Ein Exemplar der venetianischen Sonette, was aber nicht auf Subskription geht, werden Sie unterdes erhalten haben? Ich kann Ihnen allerdings eine Anzahl derselben durch Buchhändlergelegenheit zuschicken; allein da sie nicht im Buchhandel sind, wenigstens vorerst nicht, so müßte das unter Ihrer eigenen Adresse geschehen. Sagen Sie mir daher, wie viele Sie ungefähr abzusehen gedenken, da Sie nun doch einmal das Buch in Händen haben und es verlegen können. Übrigens thut es ja nichts, wenn Sie weniger anbringen, und die anderen wieder zurückschicken. Vielleicht übernimmt Ihr Buchhändler welche auf seine Gefahr. Ich stellte mir die Sache bei der Unbedeutendheit des Preises viel leichter vor, sonst würde ich Sie gar nicht damit geplagt haben. Ich bitte Sie daher, sich keine besondere Mühe damit zu machen. Das Büchlein ist gedruckt, und vielleicht kommt eine Zeit, wo man es wird zu schätzen wissen, wonicht, so behalte ich es als Makulatur in meiner Wohnung. In den Buchhandel kann ich es nicht eher thun, als bis ich mit der Subskription im reinen bin, da ich nun

doch einmal in dieser Angelegenheit an mehrere Orte geschrieben habe, und die Leute doch nicht zum besten haben kann. Wie sie sich über den Rhapsodit vernehmen lassen, ist mir zum Teil erfreulich gewesen, nur wundert es mich, daß Sie über das Stück im ganzen nichts gesagt haben, so wenig als über die eigentlichen Hauptcharaktere Siuf und Sethon. Blionberes und Kaspar gehören allerdings nicht zu den glänzenden Partien des Stückes, aber ich finde es etwas ungerecht, wenn Sie Kaspar und Bernullo zusammenstellen, wovon der eine ein Hofmann und der andere ein Reitknecht ist. Blionberes ist ein Mensch von Bildung, aber ohne Genialität. Er hat sich vielerlei angeeignet; aber ohne alles Urtheil. Viele Freunde haben den Gegensatz, den er mit Kaspar bildet, doch nicht unergötzlich gefunden. Was seine Stellung im ganzen Stück betrifft, so giebt er nicht nur zu komischen Situationen Anlaß, sondern giebt auch dem Helden selbst Relief, da er mit aller seiner Tugendschwäberei gegen die Tüchtigkeit Siufs nicht aufkommen kann. Man darf den Theaterintendanten nicht merken lassen, wie fein die Tendenz des Ganzen ist; denn eben daran würden sie Anstoß nehmen. Ohnedem habe ich wenige Hoffnungen für Berlin. Sollte man aber doch geneigt sein, das Stück über die Bretter gehen zu lassen, so lege ich zu diesem Zweck den Prolog bei, den ich für das Münchener Theater geschrieben habe. Ich wünschte in jedem Falle, daß er gesprochen würde, denn das Stück braucht, in betracht auf unser Publikum, besonders das der Logen, eine Vorbereitung. Ich habe mich in diesem Prolog der Meinung des Publikums bequemt, das ganze für ein Märchen erklärt, wofür ich es gar nicht halte, und auch gar nicht als Märchen, sondern auf rein menschliche Weise motiviert habe. Doch für viele ist die ganze Poesie chimärisch. Das Lied der Dora im fünften Akt hat ein Freund von mir, ein Graf Fugger, herrlich komponiert, doch mag ich es so lieber am Klavier als von den Brettern hören. Auf dem Theater muß das Lied mit Begleitung der Musik bloß rezitiert werden, erstlich, weil die wenigsten Schauspielerinnen singen können, zweitens, weil es abgeschmackt ist, das Lied hinter der Szene von einer anderen singen zu lassen, und drittens, weil gewöhnlich so gesungen wird, daß kein Mensch etwas davon versteht, und diese Poesie sich nicht schämen darf, verstanden zu werden.

Wenn das Stück angenommen werden wird, so werde ich Ihnen über kurz oder lang ein anderes kleineres zuschicken, das unter der Zeit entstanden, und mit dem Sie auch Ihr Glück versuchen können. Wenn freilich, wie ich fast vermute, der Schatz des Rhapsodit unverrichteter Dinge wieder in den Gewahrsam seines Autors zurückkehrt, so wird es nicht ganz ohne Unbehagen von meiner Seite ablaufen, nicht bloß der Sache selbst wegen, sondern auch, weil Sie sich dann für nichts und wieder nichts bemüht haben. Was den unergründlichen Brunnen betrifft, nach dem Sie sich erkundigen, so muß ich gestehn, daß diese Dichtung schon vor ziemlich geraumer Zeit entstanden ist, und weil sie mir nicht genügte, unvollendet blieb. Übrigens da Sie daran Vergnügen finden, so kann es mir ohnedem nicht schwer werden, sie zu Ende zu schreiben, wenn mir einmal der Almanach wieder in die Hände fällt. Übrigens treffen Sie auch im diesjährigen Frauentaschenbuch eine kleine Reihe Gedichte von mir.

Ich weiß nicht, warum ich mir den Umfang Ihres Bildes viel kleiner vorgestellt habe, als es vermöge der angegebenen Größe der Fahne sein kann. Ich freue mich darauf, es einst zu sehen. Gleich noch denselben Tag, als ich Ihnen mit dem Rhampfinit schrieb, fiel mir ein kurzer und schöner Spruch aus dem Firdusie ein, der mir nicht unpassend für eine Karawane scheint. Er heißt: „Geh durch die Welt und sprich mit jedem!“ Behagt Ihnen dieser aber nicht, so sagen Sie es nur ganz aufrichtig, denn es soll mir nicht die mindeste Mühe machen, Ihnen noch ein Duzend andere zur Wahl vorzuschlagen.

Adressieren Sie Ihren Brief gefälligst hierher, bei Professor Hermann abzugeben. Dieser Freund besorgt mir meine Angelegenheiten draußen im Sefulum, denn ich darf die Kaserne doch wenigstens als ein Kloster betrachten.

Ganz der Ihrige

Ⓟ.

Prolog zum Rhampfinit.

Zu euch ins festliche, geschmückte Haus
Schickt mich die leichte Phantasie heraus,
Die von sich selbst zuerst auch Kunde bringt,
Eh' sie das purpurne Gefieder schwingt,
Das kühlend oft die dürre Welt umhaucht,
Und in des Wohllauts ewige Woge taucht.¹⁾

Gefällt es euch, so führt sie euch zugleich
Aus eurem Birkel in ihr Fabelreich,
Wo dem Gewohnten sich der Geist entzieht,
Wo Laune herrscht, wo jede Sorge flieht.
Vergebt ihr, wenn sie euch das Leben zeigt
Gemischt und bunt und mannigfach verzweigt;
Ihr wißt, sie spricht für Einen nicht allein,
Sie läßt die Welt von allen Seiten ein;
So viele Männer sieht sie hier und Frau'n,
Und alle wünschte sie vergnügt zu schau'n.
Den Gang des Ernsten hat sie wohl bedacht,
Und auch für den gesorgt, der gerne lacht.
Verzeiht ihr nur, verargt ihr heute nicht,
Wenn mehr zum Ohr sie, als zum Auge spricht:

¹⁾ Hier folgen in den gedruckten Ausgaben die Verse:

Sie weiß zu gut, ihr fordert nicht von ihr,
Was keinem Ohre ziemt, wie dieser hier:
Nur dem Zeloten wird's zu denken Pflicht,
Daß er zu Thoren oder Schurken spricht,
Die er zu bessern strebt durch harte Zucht,
Um so zu sammeln seiner Mühe Frucht:
Der Dichter stellt sich seiner Hörer Chor
Als lauter edle, große Menschen vor,
Ihm ward ein weit erhabeneres Amt,
Er bessert nicht, indem er nicht verdammt,
Und seinem rhythmischen und heitern Mut
Erscheint die Welt, wie Gott sie nannte, gut.

Andere, geringfügige Varianten sind nicht hervorgehoben.

Zwar manches wird dem Sinn des Auges klar,
Allein der Geist ist ewig unsichtbar.

Drum horchet auf, und folgt dem Dichter jetzt,
Der euch im Flug bis an den Nil versetzt,
Sich aus uralter Zeit ein Märchen wählt,
Das uns ein frommer Sonier erzählt.
Gebrauch und Sitte wechselten seitdem,
Doch ist, sie darzustellen, kein Problem,
Denn trotz der langen, ungeheuren Frist,
Blieb doch der Mensch, was er gewesen ist:
Ein Werk von fremdem Zwang und eigener Kraft,
Ein Spiel des Glücks, ein Ball der Leidenschaft.

Wer sagte ganz von seiner Zeit sich los?
Es lebt und webt in ihr der Dichter bloß,
Da sie allein ihm jene Bilder schenkt,
Wodurch die Welt er zu vergnügen denkt;
Drum hat er hier geflissentlich verstreut
Den Witz von gestern und den Scherz von heut.
Sie lehren euch, daß alles nur ein Spiel,
Und dienen ihm, denn sein Bedarf ist viel,
Und viel erscheinen hier auf sein Geheiß,
Wovon der alte Herodot nichts weiß.
Ein Dichter läßt an keinen fargen Tisch,
Er fühlt sich reich und lebt verschwenderisch,
Weil er sich eher jeden Fehl verzeiht,
Nur nicht gedankenlose Nüchternheit.

So mag's geschehn, nachdem er dies gewagt,
Daß er gefällt euch oder misbehagt,
Wobei doch stets der inn're Trost ihm bleibt,
Daß ihn Begierde nach Vollendung treibt.
Setzt hört' ihn an, da nur für euch er lebt,
Und, wenn es nicht unmöglich ist, vergebt!

Die folgenden Briefe sind an den namhaften Orientalisten R. W. Umbreit in Heidelberg gerichtet. Platen hatte diesen auf einer Reise im Sommer 1822 kennen gelernt, nachdem ihm schon früher die Kunde geworden, daß Umbreit „außerordentlich viel auf seine Ghafelen halte und sie auswendig wisse.“ Umbreit hatte eine Anzahl Exemplare der „Neuen Ghafelen“, erschienen 1823, um sie in Heidelberg bekannt zu machen, verlangt — der zunächst folgende Brief ist die Antwort auf dies Verlangen. Die darin erwähnte Komödie ist der „Gläserne Pantoffel“, die Zueignung, die an Schelling, beginnend:

„Es muß ein Volk allmählich höher steigen.“

V.

Berehrungswürdiger Freund,

Sie werden die 14 verlangten Exemplare, für deren Besorgung ich Ihnen herzlich danke, durch Buchhändlergelegenheit erhalten. Ich wünsche mir, daß die

Gedichte Ihnen gefallen mögen, da Sie, außer der Form, nichts eigentlich Orientalisches mehr darin finden werden.

Die Zeit dieser lyrischen flüchtigen Ergießungen scheint übrigens bei mir vorüber zu sein, da ich mich nun, meiner frühesten Meinung gemäß, wieder ganz im dramatischen Element bewege und wahrscheinlich bis ans Ende meiner poetischen Laufbahn darin bewegen werde. Ich habe vergangenen Herbst eine Komödie geschrieben, freilich nicht im gewöhnlichen Sinn des Worts, die unter Freunden vielen Beifall gefunden hat, die Ihnen aber noch nicht mitgeteilt werden kann, weil sie noch nicht gedruckt werden wird, und ich sie erst an einige bedeutende deutsche Theater verschickt habe; denn sie ist ganz für die Bühne bestimmt, da die Zeit überhaupt vorüber ist, wo man Dramen schrieb, um hinter dem Ofen gelesen zu werden. Um Ihnen jedoch etwas darauf bezügliches im voraus zu geben, da ich Ihnen von dem Drama selbst, das anonym gegeben werden soll, nichts zu verraten denke, lege ich Ihnen eine Zueignung bei, die mit dem ersten Drucke desselben erscheinen soll.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, und gedenken Sie zuweilen Ihres Freundes

Erlangen, d. 3. Dez. 1823.

Gr. Platen.

IV.

Erlangen d. 7. Mai 1824.

Verzeihen Sie, daß ich nicht früher für Ihre gütige Zuschrift mich bedankte. Vielfache Beschäftigungen hielten mich davon ab, und das Krankenbett eines Freundes, an dem ich den halben Winter zubrachte. Ich lege Ihnen sein Leichengedicht bei, Sie sollten diesen vorzüglichen jungen Schweden kennen lernen, er war vorigen Herbst in Heidelberg und ich hatte ihn an Sie adressiert; doch waren Sie damals abwesend.

Meine Komödie ist von 5 verschiedenen deutschen Bühnen nicht angenommen worden, und ich habe nicht Lust, sie an die sechste zu schicken. Ich hätte Ihnen in der letzten Zeit ein Manuskript zusenden können, doch da ich nun bereits mit dem Druck beschäftigt bin, so habe ich es unterlassen. Mit dieser Komödie erscheint noch eine zweite, kleinere, später entstandene, deren Stoff aus Le grand's Fabliaux du treizième siècle genommen ist, beide unter dem Titel: Schauspiele von &c. Erstes Bändchen, Erlangen bei Heyder. Leider bin ich nicht im stande, Ihnen ein Exemplar zum Geschenk zu machen, da ich die äußerst wenigen Freiemplare an Schelling und ein paar Respektspersonen verteilen muß, und ich mir daher vornahm, meine Freunde samt und sonders diesmal leer ausgehen zu lassen. Sollten Sie aber Ihre Güte so weit treiben wollen, sich die Schauspiele kommen zu lassen, so werden Sie dieselben in 14 Tagen bis 3 Wochen verschreiben lassen können. Bis dahin hoffe ich den Druck vollendet zu sehen. Ich bin neugierig, was Sie zu diesen Dramen sagen werden, die freilich nicht im antiken Sinne angelegt sind, auch nicht in der bis jetzt in Deutschland beobachteten Manier. Bildlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung; Vermischung des sentimental und witzigen Elementes der Poesie ist dasjenige, was sie sich vorsetzten,

und vorzüglich Verbannung aller Rhetorik und Nüchternheit. Aber erwarten Sie nur ja nicht zu viel davon! Vielleicht werden erst spätere Produktionen leisten können, was diese bloß versprechen.

Leben Sie wohl und lassen Sie bald etwas von sich hören!

Voll Hochachtung und Freundschaft für Sie und die Ihrigen

Gr. Platen.

Als Anhang und Gegenbild zu diesen Briefen eines jungen Dichters, der mit Mißgeschick und Teilnahmslosigkeit gegen seine Produktionen in Deutschland so lange zu kämpfen hatte, daß er endlich unmutsvoll nach Italien sich wandte, um dort Frieden und Anerkennung zu finden, mögen zwei Briefe anderer deutscher Dichter folgen, die während eines beschaulichen Lebens in der Heimat teilnahmvolle Dankbarkeit ihres Volkes reichlich genossen haben.

Beide sind an Umbreit gerichtet. Der erste Brief, der Ahlands, dürfte sich auf Umbreits 1847 erschienene „Neue Poesie aus dem alten Instrumente“ beziehen, ein Werk, in welchem der Verfasser Nachbildungen der schönsten poetischen Stellen des alten Instruments, insbesondere der Psalmen und des Hohen Liedes, gegeben hatte.

Der Brief des verehrten Alten von Neuseß bedarf keiner Bemerkung. Er führt uns in des Dichters häusliches Sorgen und Sinnen, und wem wäre es nicht erfreulich, ihn hier, an seinem Herde, zu belauschen!

Hochverehrter Herr!

Der Dank für Ihr schönes Geschenk würde nicht so sehr verspätet kommen, wenn ich mich im stande gesehen hätte, dem freundlichen Vertrauen zu entsprechen, womit Sie mich zu einer öffentlichen Äußerung über die Wiederaufnahme der alttestamentlichen Poesie in der von Ihnen durchgeführten Weise aufforderten. Es drängen mich eben jetzt verschiedene, längst angefangene Arbeiten, im Felde der Kritik aber bin ich noch niemals aufgetreten und am wenigsten dürfte ich diese Laufbahn so spät erst bei einem Buche beginnen, dessen Verfasser des Gegenstandes soviel mächtiger ist, als ich. Vor dem ernststen Interesse, mit dem ich, das alte Testament in der Hand, Ihrem Werke gefolgt bin, kann ich nur durch die einfache Anerkennung Zeugnis geben, wie mich am meisten diejenigen Gedichte angezogen haben, in welchen die geistigsten, ahnungsvollsten, von den alten Sängern und Sehern fast nur im Vorübergehen hingegebenen Worte einen Widerhall aus tiefster Seele gefunden. —

In aufrichtiger Hochschätzung

Ihr ergebenster

Tübingen, den 25. Febr. 1848.

L. Ahland.

Neuseß bei Koburg 1. Febr. 1850.

Hochzuverehrender!

Schon längst hatten wir, ich und meine Frau, Ihnen und den lieben Ihrigen einen herzlichen Dank zu sagen für die freundliche Aufnahme, die bei seinem Aufenthalt in Heidelberg mein zweiter Sohn in Ihrem Hause gefunden. Dieser, der

jetzt ganz in unserer Nähe, in Koburg, praktischer Arzt ist, vereint seinen schönsten Dank mit dem unsrigen. Nun aber, wie immer eine gewährte Gunst den Anspruch auf eine zweite nach sich zieht, so mache ich jetzt diesen meinen zweiten Sohn zu einer Brücke des Übergangs, um Sie mit einer Angelegenheit meines ältesten zu behelligen, der jetzt außerordentlicher Professor ohne Besoldung in Jena ist und gern ein solcher mit Besoldung im schönen Heidelberg wäre, wo jetzt eben 2 Stellen auf einmal, beide seines Faches, soviel ich weiß, erledigt sind. Er hat bisher mit Beifall und verhältnismäßiger Frequenz so wohl geschichtliche, insbesondere deutsch-geschichtliche, als auch altdeutsch-sprachliche Vorlesungen gehalten. Jetzt eben erklärt er den Parcival, Bücher aus beiden Fächern hat er auch gemacht, sie liegen aber bei den Buchhändlern in Leipzig oder sonst wo, in Stocken gekommen durch unsere politischen Bewegungen; doch hofft er jetzt eines flott zu machen. Sonst kenn' ich von ihm nur mehre Recensionen und einige Beiträge zu den Grenzboten. Nun ist er zwar noch jung, und es hat mit ihm keine Eile, er selbst hat auch kein ungestümes Vorwärtsdringen, und behagt sich wohl noch einige Zeit in Jena. Aber er hat unnötiger Weise auch schon eine Braut, ein treffliches Schleswigerkind, das diesen Winter bei uns zugebracht, und um deretwillen wünscht ich ihm eine solche Stellung, und überwinde meine sonstigen Bedenklichkeiten, um Sie hiermit freundlichst zu bitten, nach Ihrer Kenntnis der dortigen Zustände mir zu sagen, ob und wie wir es zu machen? Allerdings habe ich auch für mich die eigenmüßige Nebenabsicht dabei, wenn mein Sohn im schönen Heidelberg wäre, selbst noch einmal ihn dort zu besuchen, wozu ich jetzt volle Muße habe. Denn von Berlin, wo für mich nie ein rechter Boden war, und wo ich jetzt gar nicht existieren könnte, bin ich Gott sei Dank glücklich losgekommen, obgleich etwas fahl, und nicht sehr großmütig abgefunden. Ich bin jetzt vergraben in orientalischen Studien, aus denen endlich ein ordentliches philologisches Werk hervorkommen wird, und zwar eine Ausgabe (mit Commentar und Übersetzung) des Bostan von Saadi, mit Zugabe von reichlichen Auszügen aus all seinen andern Poesieen, ausgenommen das genugsam bearbeitete Gulistan. Wenn Sie in Ihrem Kreise was dahin einschlagendes kennen, z. B. einen persischen Commentar des Bostan, den ich noch nicht habe habhaft werden können, so bitte ich gar sehr, mir damit zu Hilfe zu kommen. Mein Saadi liegt mir nicht weniger am Herzen als meines Sohnes Professur. Wie sollte es mich freuen, Sie nach so langer Zeit, und da ich Sie nur ein paar Stunden gesehen (auf dem Volksbrunnen) einmal wieder zu sehen. Werden Sie nie Ihre Thüringische Heimat mehr besuchen? Thun Sie's, so gedenken Sie, daß ich an deren Grenze wohne und gehn mir nicht vorüber.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Rückert.



Der Geist der Berliner.¹⁾

Von einem früheren Diplomaten.

Paris, den 16. August 1884.

Geehrter Herr!

Sie fordern mich auf, nicht meine Umgebung zu schildern, sondern aus ihr heraus die Eindrücke wiederzugeben, welche ich während meines letzten Aufenthaltes in Berlin empfangen habe. Sie sind sich dabei wohl bewußt, einerseits, daß die Mängel heimischer Zustände in der Entfernung zu verblaffen, die Vorzüge der Heimat wie Luftgebilde der Dämmerung groß zu erscheinen pflegen; andererseits, daß der hiesige Luftkreis eine hochgradige Begeisterung für Berlin nicht eben begünstigt. Sie hoffen, daß sich diese Einflüsse einigermaßen ausgleichen und so eine teilschaftslose Würdigung von Verdiensten und Fehlern zu stande komme. Sollte auf die Fehler ein schärferes Licht fallen, so hieße das, meinen Sie, nur dem Zeitgeschmack ein Opfer bringen, denn heutzutage dürften Sprachreiner ohnehin nicht Kritik mit „Beurteilung, Prüfung“ übersehen, sondern eher mit „Bemänglung, Verurteilung.“ Außerdem läge ja im Tadel eine Anerkennung der Lebensfrische Berlins, da seit ältesten Zeiten Lobredner sich meist nur am Sarge hören lassen, und Tadel erst in der Nähe des Sterbelagers zu verstummen pflegt.

Das Ideal meines jetzigen Luftkreises läßt sich nicht besser schildern als mit den Worten Karl Hillebrands: „Die laute Zeugung der Gedanken in lebendiger Berührung, die Kunst dieses Spiel unmerklich zu wenden und zu leiten, die Genugthuung dem Einfall eine schöne oder eine reizende oder eine beredte Form zu geben, die höchsten Gegenstände in die Unterhaltung zu ziehen ohne unerreichbar, die gemeinsten ohne rot zu werden, alle Natürlichkeiten mit Ziemlichkeit, alles Künstliche mit Natürlichkeit zu sagen, über die Dinge hinzugleiten und doch im Vorübergehen anzuregen, anderen auf den Grund zu gehen ohne eine Anstrengung fühlen zu lassen, rasche Ausblicke zu öffnen, durch Anspielungen das Persönliche zu streifen ohne darin aufzugehen, durch schelmische Zweideutigkeiten zu reizen, . . . diese Kunst verbreitet ihren Geist über die ganze Kultur eines Volkes, dessen Herdentrieb es nicht in der Einsamkeit duldet, das ohne Konvention nicht leben kann, aber sich innerhalb dieser willkürlichen Grenzen frei und anmutig zu bewegen das Bedürfnis fühlt. Sie teilte dem Familienleben, wie der öffentlichen Thätigkeit und der Litteratur etwas von ihrem Geiste mit und machte aus den gebildeten Kreisen dieser Nation eine Gesellschaft.“

Erreichen kann das heutige Paris keineswegs jenes Ziel; aber das Streben nach demselben geht nicht unter. Leider hat hier, wie bei Ihnen, seit den Zeiten eines Goethe, einer Madame de Staël, die Gewohnheit zugenommen, bedeutende

¹⁾ Über dasselbe Thema werden wir eine zweite Abhandlung von einem andern hervorragenden Politiker im Novemberheft der Revue publizieren, um diesen Stoff nicht einseitig zu behandeln.

Gegenstände aus dem Gespräch zu verbannen. So wäre der Klatsch und der Austausch von Gemeinplätzen unausföhrlich überwiegend, wenn nicht wenigstens die Tändelei des Hofmachens, die Würze des Wortwizes sich dazu gesellten. Die Rolle des Kalauers ist hier kaum geringer als in Berlin, und Schmalheiten, Läppereien werden in Menge genossen, wenn sie nur reichlich mit gesellschaftlichem Kauderwelsch (argot) übergossen sind. Aber trotz aller Trivialität und aller Unwissenheit der heutigen „großen Gesellschaft“ entnimmt doch die Unterhaltung dem politischen und litterarischen Leben der Hauptstadt hier vielleicht reichlicheren Stoff als in Berlin. An der Spree verbietet es Rücksicht auf die Vorurteile anderer, Religion zu berühren; Politik anzutasten untersagt Besorgtheit um das eigene Wohl, denn ein gewagtes Wort könnte einem die angenehmsten Gesellschaftsjäle verschließen und vielleicht selbst dem Angeredeten die Laufbahn verderben; Wände haben ja Ohren. Vertiefung in philosophische Probleme würde beweisen, daß man nicht mehr jung ist, denn sie ist dem Zeitgeist fremd. In den Naturwissenschaften sind, dank dem Überwiegen des griechisch=lateinischen Unterrichts auf unsern Gymnasien sowie der Fachbildung auf unseren sogenannten Universitäten, die Hochgebildeten zu unwissend; für Volkswirtschaft fehlt den Frauen der Begriff; von sozialen Fragen will der Besizende lieber nichts hören; Besprechung der deutschen Klaffiker würde voraussetzen, daß die Welt heute Zeit hat, sie zu lesen. Auf den Gesprächs=Gebieten der Tonkunst, des Gesanges drohen dem arglosen Verehrer Beethovens, Mozarts und Händels Gefahren; er merkt bald, daß er nicht zeitgemäß ist, wenn er nicht in dem Wagnertum das letzte Wort der Kunst anerkennt; man zweifelt an seinem Geschmack, wenn er für einfache Leistungen inniger Kunstliebe und für treue Wiedergabe alter Tonsetzungen tieferen Anteil empfindet als für das die öffentlichen Aufführungen mehr und mehr verunstaltende abgerichtete Virtuositentum. Gleich schlimm ergeht es ihm, wenn er außerhalb deutscher Renaissance in der Kunst etwas gelten lassen will, wenn er z. B. für die größere Erhabenheit (und Zierlichkeit zugleich) der Gothik schwärmt, oder wenn er in den Berliner Hauseinrichtungen die Abwesenheit jedes individuellen Geschmackes rügt und für Beibehaltung von ererbten oder an eigene Lebensschicksale erinnernden Gegenständen neben den vom Architekten, Tapezierer oder Möbelhändler ausgesuchten ein Wort einzulegen sucht. Macht ihm die unmachsichtige Durchführung des „Stilvollen“ den Eindruck lebloser Eintönigkeit, so ist es geraten, dies für sich zu behalten. Eine Besprechung der Gemäldeausstellungen läßt sich nicht sehr lang ausspinnen; dazu müßte schon die Zahl erwähnenswerter Landschaften und Bildnisse eine größere sein. Man greift also z. B. zu dem herrlichen Fries vom Altar zu Pergamon, — zu den mit der Kühnheit eines Michel Angelo und der Technik eines Praxiteles behandelten Prachtgestalten der gegen schlangenfüßige Titanen kämpfenden Götter und Göttinnen; oder man läßt seiner Bewunderung freien Lauf für den wunderbar reizvollen weiblichen Marmorkopf, den Humann aus Kleinasien nach der Spreestadt gesandt hat. Allein unglücklicherweise gehört die Tischnachbarin zu den aufrichtigen Wesen, die eingestehen, daß verstümmelte Bildnisse ihnen Abscheu einflößen, — und freilich ist von allen diesen schönen Gestalten

keine einzige unversehrt. Man springt also rasch auf die Tanagra Terrakotten über und findet hier zum Glück Übereinstimmung; denn diese zierlichen Thonformen, denen Ernst von Wildenbruch eine hübsche Erzählung gewidmet hat, sind zufällig Mode. Man verfällt weiter auf's Theater; allein mit aufrichtigem, warmem Lobe des neuen „Deutschen Theaters“, seines Romeo, seines Probepfeils, erregt man das Mißfallen der Anhänger des Schauspielhauses; Sardous große Begabung anzuerkennen, würde als undeutsch ausgelegt werden; selbst in betreff der Meininger Schauspieler gelingt die Einigung nicht, nachdem man merkt, daß nicht sowohl die Schillersche Dichtung Eindruck gemacht hat als vielmehr die glänzende Gruppierung der auf Wallenstein einstürmenden Piccolomini'schen Kürassiere und ähnliche äußerliche Wirkungen. Glücklicher ist man, gelangt man zu den E. von Wildenbruchschen Schauspielen, deren markige Sprache und kräftig fortschreitende Handlung beiderseits mit Freude anerkannt wird.

Indes im großen und ganzen merkt der Ankömmling doch bald, daß Schweigen ihm am meisten Achtung einbringt. Es gilt als vornehm; anstatt auf Geistlosigkeit gedeutet zu werden, ruft es häufiger die Vermutung hervor, daß der in den Gehirnfalten verborgene Inhalt zu bedeutend sei, um so ohne weiteres preisgegeben zu werden; ein allzu lebhafter Gedankenaustausch gilt in den feinsten Kreisen als mit der persönlichen Würde nicht recht vereinbar.

Wer dies erkannt hat, schweigt gern, so lange ihm keine passenden Schmeicheleien oder schlechten Witze einfallen, zwei allerwärts beliebte Waren, von denen indes die erstere den Nachteil hat, nicht immer für aufrichtig gehalten zu werden.

Sie sehen, ich würde nicht leicht in den Fall kommen, auf den Berliner das Wort anzuwenden, mit welchem Montesquieu den Franzosen bezeichnet: „il semble être fait uniquement pour la société.“ Dazu müßte die Unterhaltung mit mehr Verständniß gepflegt werden; denn sie ist die Seele der Geselligkeit, und ohne Geselligkeit kann eine Gesellschaft in dem Sinne, den wir hier im Auge haben, weder entstehen noch bestehen.

Liegt der innere Grund hierfür in dem Mangel eines alle Stände des Volkes durchdringenden, einigenden und verschönernden Elementes, wie es in der frühen Blüte italienischer Gesellschaft der Kunstsinne, der Humanismus, in der englischen Gesellschaft der shakespeare'schen Zeit die Teilnahme an einem gesunden und ungemein regen öffentlichen Leben, in Frankreich die Liebe zur eigenen Sprache war, — das Vergnügen an den Schriftstellern, in denen der nationale Geist am vollsten zum Ausdruck kam; — so finden wir das äußere Hindernis in dem Mangel an guten Manieren. Wo jeder einzelne nur sich selbst hören will, — wo so laut gesprochen wird, daß der Ausländer zunächst vermeint, es bereite sich eine allgemeine Prügelei vor, da kann von einer gemeinsamen Unterhaltung ja nicht die Rede sein. In Pariser Salons, so weit sie noch bestehen, wird der in die Luft geworfene Gesprächsball abwechselnd von dem einen und von dem andern aufgefangen und zurückgeworfen, während die übrigen aufmerksam zuhören und auf eine gute Gelegenheit warten, an dem hübschen Spiele selbstthätig teilzunehmen. So löst ein jeder den andern ab, dem Gewandteren fällt

auf natürliche Weise die Hauptrolle zu, und der Anfänger hat einerseits gute Beispiele vor sich, an denen er sich heranzubilden vermag, andererseits steht er einer Zuhörerschaft gegenüber, vor der es sich lohnt, sein Bestes zu geben, und mit welcher zu wetteifern es nötig wird, die Saiten der geistigen Kraft scharf anzuspinnen.

Zur deutschen Einigkeit fehlt, wie es einst von Holzendorff richtig bemerkt hat, ein gleichförmiger Typus des gentleman, wie ihn England in seinem Landedelmanne besitzt. Aufgabe der Reichshauptstadt wäre es, diesen Typus zu schaffen. Gelangte er in Berlin zur Anerkennung, und fände er von dort aus Verbreitung über das ganze Reich, so wäre das allmähliche Zusammenwachsen einer gebildeten Gesellschaft gesichert, deren Einfluß auf das ganze übrige Volk, welches er, immer von einer Schicht zur andern wandelnd, allmählich durchdringen würde, schließlich diejenige „gebildete öffentliche Meinung“ erzeugen würde, unter deren Abwesenheit wir in sozialer, politischer, litterarischer, ethischer Hinsicht so sehr leiden. Weshalb wird England von der öffentlichen Meinung regiert? Weil eine solche thatsächlich besteht, außerhalb der Presse, und zwar in derartiger aus Gleichheit der Bildung und der Gesinnung hervorgehender Übereinstimmung und Kraft, daß es der Presse unmöglich sein würde, ihr zu widerstehen und eine entgegenstehende Meinung als das Urteil der Nation auszugeben. In Deutschland kann die Presse, können Volksvertretungen nie die Bedeutung, den Einfluß haben, wie in einem Lande, wo beide ihren Rückhalt und zugleich ihre Beschränkung in einer nationalen Gesellschaft besitzen.

Karl Hillebrand hat vor drei Jahren die Ansicht geäußert, es stünde uns bevor, eine solche Gesellschaft zu erhalten, welche die ganze höhere Bildung des Volkes umfaßt; der kein Interesse fremd ist; bei deren Zusammenkünften Geist und Laune frei walten innerhalb von Schranken, die nicht sowohl durch den äußeren Zwang der Sitte gesetzt sind als durch ein künstlerisches Bedürfnis nach Verfeinerung des Benehmens und nach derjenigen allein wahren Bornehmheit, welche zarte Rücksicht auf andere an Stelle rohen Hervordrängens des eigenen Ich setzt. Ich glaube auch, daß uns die Zukunft dieses Gut bringen wird; ist doch sonst Einigung, Konzentration die Losung des Tages.¹⁾ Wir sind auch überzeugt, daß Berlin dazu berufen ist, dies zu vermitteln; denn dort allein, in dem Brennpunkt des nationalen Lebens, kann die Verschmelzung ständischer und provinzieller Besonderheiten zu einem neuen Guß stattfinden. Besitzt erst Berlin einen guten Ton, — der richtig bezeichnet worden ist als „ein Zurückdrängen persönlicher Eigentümlichkeiten und Gegensätze zum Behufe anstoßlosen Plauderns“²⁾ — so wird jeder Besucher Berlins diesen Begriff mit sich nach Hause nehmen und dort einbürgern, bis er Allgemeingut des Reiches geworden. Allein der Guß ist noch nicht weit gediehen; zu spröde stehen sich noch die Vertreter der Freiheit des Gedankens und der Feinheit des Benehmens entgegen, zu abgesondert leben die

¹⁾ Eine Renaissance der deutschen Gesellschaft könnte man füglich von dem nämlichen ästhetischen Triebe erwarten, dem der allgemeine Geschmack an der Kunstrenaissance entsprossen ist.

²⁾ Jakob Bernays in der „Deutschen Revue“ vom Januar 1883.

einzelnen Kreise für sich. Beamten, Offiziere, Künstler, Gelehrte, Juristen, Ärzte, Bankiers, der höhere Kaufmannstand, Fabrikanten, Baumeister, Rentiers, verkehren zum großen Teil vorwiegend unter sich, und in jedem dieser Kreise herrschen über Feinheit des Benehmens eigene Auffassungen, die zwar in einzelnen Punkten mit den Gewohnheiten der Hofgesellschaft übereinstimmen, aber trotzdem samt und sonders eine wesentlich verschiedene „allure“ haben. Und dabei bilden sich alle in ihrer Unschuld ein, es gebe nur einen guten Ton, und ein jeder Gebildete besitze ihn.

Zur Hofgesellschaft rechne ich den Hof, den hohen Adel und die Diplomatie; alle drei haben eine eigene Tonfärbung, die jedoch das Zustandekommen eines gefälligen Einklangs nicht verhindert. Bei großen Hoffesten muß zwar, wie auch in anderen europäischen Großstädten, die Disziplin mit ihrer ganzen Strenge zur Geltung kommen; der Kreislauf ist gehemmt, und Vergnügtheit hat nicht recht Gelegenheit durchzubrechen wie in kleinerem Kreise. Den besten Ton trifft man ohne Zweifel in denjenigen Familien des höchsten Adels an, wo Kenntnisse und Geist vorhanden sind, und wo Aufenthalt in fremden Ländern und Umgang mit Ausländern das Anspruchsvolle des militärischen Wesens, das Zugeknöpfte der büreaukratischen Allure zurückgedrängt oder weggewischt haben. In einen solchen Kreis passen am besten Diplomaten, Künstler sowie hochgebildete Offiziere hinein, aber auch einzelne Gelehrte und Schriftsteller werden dort ausnahmsweise zugelassen und heimisch. Und das begreift sich, denn der Gelehrte bringt die griechische Bildung mit, welche notwendig verfeinernd wirkt, und aus dem Studium französischer, italienischer oder englischer Litteratur ist ihm unter Umständen manche Blüte zugeflogen, die ihn den übrigen Mitgliedern des Kreises nahe bringt; Diplomaten, Künstler, Schriftsteller und Generalstabsoffiziere sind aber in besonderem Maße auf den Umgang angewiesen; sie müssen Menschen kennen und behandeln lernen, um für ihren Beruf vollkommen tauglich zu sein, und sie sind deshalb auch meist frei von der Steifheit des Beamten oder der naturwüchsigen Derbheit der nicht dressierten Gesellschaftsschichten. In den übrigen Kreisen fehlt zwischen landjunckerlicher Anmaßung, philisterhafter Steifheit oder vollständigem Sichgehenlassen die richtige Mitte. Es rächt sich hier die demokratische Verwilderung der Kinder auf den Straßen und in Volksschulen und das Kneipenleben der Erwachsenen. Die burschikosen Gebräuche der Studentenzeit, die Flucht des Junggefallen in das Bierhaus anstatt in die befreundete Familie, haben die Einwirkung weiblichen Geschmacks und weiblicher Zartheit auf die männlichen Sitten gehemmt, und rückwirkend hat die Abwesenheit der Söhne und ihrer Genossen, der Ehemänner und Väter vom häuslichen Herde und von der Unterhaltung am Theetisch der Hinneigung der Frauen zum Trivialen, der Mädchen zum Vergnügen traurigen Vorschub geleistet. So wie bei Männern die Dressur beiseite geschoben wird, tritt das burschikose Wesen in seiner ganzen Geschmacklosigkeit zu Tage; man erkennt, daß der Mann seit seinem neunzehnten Jahre meist in der Kneipe und beim Bier seine Mußestunden zugebracht hat. Und des Mannes Bier hat zu des Weibes Kaffee geführt. In männerloser Vereinigung entwickelt sich bei den Frauen

die Klatschsucht, das Überwiegen der kleinlichen Interessen über die großen. Wahrlich, wenn man bedenkt, in wie viele Geschichtsbücher, wie viele Gedichtsammlungen und Romane, in wie viele Geschichten der Litteratur, Kunst und Musik so manches Berliner Fräulein sozusagen getaucht worden ist, so begreift man schwer, warum sie es so selten zu inhaltsreicherem Zwiegespräch bringt. Freilich fehlt etwas, die Gelegenheit zur Ausbildung des Konversationstalents. Bei Zusammenkünften werden sofort jung und alt in verschiedenen Zimmern untergebracht. Es entgeht somit der Jugend die Möglichkeit zu hören, wie sich ältere geistreiche Leute unterhalten, sie entbehren der Schule, wie sie z. B. Engländer durchzumachen pflegen, wo gereifte Männer sich täglich und gern mit jungen Mädchen, und junge Männer mit reifen Frauen unterhalten. Wo soll die Fortbildung des Geistes, die Gemeinsamkeit der Sitte herkommen, wenn Kinder ausschließlich mit Kindern, wenn Halberwachsene nur unter einander Umgang haben; und wenn gar die erwachsenen Männer, auch abgesehen vom Rauchzimmer und Whist- oder Skattisch, lieber unter sich verkehren als mit Frauen?

Warum stehen wir in dieser Hinsicht anderen Völkern nach? An ästhetischem Gefühl fehlt es uns doch nicht? Es scheint, als ob freie Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit ohne Verletzung anderer, echte Höflichkeit ohne Annatur nur die Frucht einer nach Jahrhunderten zählenden Kultur sei. Im dreißigjährigen Kriege haben wir die feinen Sitten früherer Zeit verloren, und wir müssen erst während mehrerer Geschlechter ein Muster guter Gesellschaft vor unsern Augen leuchten sehen, ehe unser Benehmen die Anmut erhält, die den Abkömmlingen der weltherrschenden Römer noch heute angeboren ist. Als solches Muster kann uns eine kleine Schicht unserer Gesellschaft nicht genügen. Zur adeligen oder militärischen Erziehung muß der Ernst des Politikers, die Arbeit des Gelehrten, die Erfahrung des Richters, die Einbildungskraft des Dichters, der Geschmack des Künstlers, die Weltkenntnis des Reisenden, Kaufmannes, Seefahrers, die Rührigkeit des Gewerbsfleißigen, die Selbständigkeit des Reichen hinzukommen. Erst die Mischung verschiedener Elemente kann eine Lebensart hervorbringen, die sich allen Ständen als erreichbar darstellt, und deren Aneignung dem Jünglinge und Mädchen alsdann mit Recht das erste Ziel des Ehrgeizes wird.

Diese Mischung zu vollziehen ist die Aufgabe Berlins. Durch Aufnahme aller gesellig verwertbaren Eigentümlichkeiten deutscher Volksstämme soll der Märker zum Deutschen werden. Der Berliner soll den ewig menschlichen Humor der Fliegenden Blätter mit dem spitzen Augenblickswitz seiner Wespen, Kladderadatsch, Ulf vermählen lernen, er soll die angeborene Boshaftigkeit durch süddeutsche Gemütlichkeit mildern, märkische Verbheit durch Dresdener Höflichkeit, norddeutsche Trockenheit durch rheinischen Frohsinn mäßigen und verschönern. Vor allem soll er sich den Schönheits Sinn aneignen, der dem Trieb zur Ungebundenheit ein Halt zuruft, und soll bei sich die Liebe zum Natürlichen so weit entwickeln, daß er ebensowohl die geheuchelte als die empfundene Unterwürfigkeit gegen den Vorgesetzten durch ungeschminkten und freimütigen Anstand ersetzt. *Alignée à la Prussienne* nennt die uns im allgemeinen so wohlwollende Madame de Staël in einem noch

ungedruckten Briefe an Goethe die Berliner Gesellschaft — und langweilig ist sie allerdings meistens, wenn sie nicht ins Geräuschvolle verfällt. Eine hier in Paris erschienene Schilderung des dortigen Lebens enthält, nebst einer Menge böswilliger Bemerkungen, Ungenauigkeiten und Verkehrtheiten die kaum übertriebene Behauptung: on n'y cause pas du tout. Die Unterhaltung als künstlerische Betätigung der Persönlichkeit, als anmutiges Mittel um große Anschauungen zum Gemeingut werden zu lassen, ist allerdings bei uns noch im Werden. Ein großes Hemmnis ihrer Entwicklung ist die Intoleranz, die demokratische, sozialistische Nivellierungssucht, die nirgends stärker hervortritt als bei den bevorzugten Ständen. Daß des Junkers, Offiziers und Beamten religiös-politischer Horizont eng ist, und daß der Künstler und Schriftsteller vielfach ein Pedant ist, würde weniger schaden, wenn sie nicht alle mit so fanatischer Bigotterie jeden anderen in die allein seligmachende, ja allein anständige, allein ehrenhafte und patriotische Ansicht hinein drängen wollten. Jede Originalität ist bei uns Kezerei; in Paris, Petersburg und New-York wird sie als das wahre Lebenselement eines Salons gehätschelt.

Sollten Sie nun mit mir darin einig sein, daß sich keine schönere und nützlichere Aufgabe der Reichshauptstadt stellen läßt, als durch guten Ton eine gefellige Unterhaltung ins Leben zu rufen, durch deren längere Wirksamkeit eine gebildete Gesellschaft mit lebendigen, einigermaßen gleichartigen, aber freien Anschauungen über politische, soziale, religiöse, wirtschaftliche, literarische, wissenschaftliche Fragen emporschwänge, so werden Sie mich fragen, was Berlin in dieser Beziehung leistet?

Nun, manches habe ich bemerkt, was ich loben darf. Zur Begegnung zwischen hoch und niedrig, zwischen Mitgliedern verschiedener Berufsclassen ist jetzt mehr Gelegenheit als vor vierzig Jahren. Durch Zuthun der Kaiserin hat der Talar der Universitäts-Professoren, der schwarze Frack der Reichstagsabgeordneten Zugang zum Weißen Saale gefunden, wo ehemals außer Ministern, Diplomaten und Offizieren nur die Uniform der Oberst- und Ober-Hofchargen, des Kammerherrn und Kammerjunkers, die Tracht des Pagen und ausnahmsweise die landständische Uniform oder diejenige hoher Zivilbeamten sichtbar war. Am Kronprinzlichen Hofe erblickt man Künstler, Gelehrte und Schriftsteller und dazu Männer und Frauen bürgerlicher Herkunft, denen kein anderer Anspruch auf solche Bevorzugung zusteht, als daß sie eifrigen Anteil an den wohlthätigen Vereinen oder den künstlerischen und kunstgewerbefleißigen Bestrebungen bewiesen haben, welche die Kronprinzessin begünstigt oder ins Leben gerufen hat.

Den bürgerlichen Millionären darf man ferner die Anerkennung nicht versagen, daß sie kein Geld scheuen, um einen Kreis aus verschiedenen Ständen um sich zu scharen. Bei ihren kostspieligen Mittagstafeln bemerkt man gewöhnlich mindestens ein Mitglied der Diplomatie, des Offizier- oder Gelehrtenstandes, einen Künstler, Reisenden, Schriftsteller, Beamten oder Richter, und bei einem vom Rhein hergewanderten Rentier, dessen Frau sich darauf besonders gut versteht, kann man außerdem noch Excellenzen, Dichter und Komponisten treffen.

Auch einzelne Minister begünstigen vermittelst schöner Gastfreiheit die Begegnung des aus der Provinz, aus Süd- oder Westdeutschland Hingereisten mit dem geborenen Berliner oder dem ausländischen Mitglied des diplomatischen Korps. Letzteres würde auch gern ein Gleiches thun, wenn nicht die Etikette es ihm schwer machte, seinen Umgang außerhalb der Hofgesellschaft zu suchen. Die scharfe Trennung zwischen dieser Hofgesellschaft und allen anderen Kreisen erklärt das große Aufsehen, welches eine oben erwähnte, trotz des Verbotes viel gelesene Pariser Schrift gemacht hat. Einer Million Berliner bot dieselbe den Einblick in eine fremde Welt, von der sie kaum eine Ahnung hatten, an welche sie nie dachten. Auf einmal wurde der Vorhang in die Höhe gezogen, und bei den Enthüllungen fiel auf Sitten und Charakter der mittleren Stände ein viel vorteilhafteres Licht als auf diejenigen der hohen Stände. Kein Wunder, daß man eifrig bestrebt war, die verbotene Frucht zu erhaschen, wenn man auch einzelne Hiebe mit in den Kauf nehmen mußte und seine eigenen Manieren nicht eben als die allerfeinsten verherrlicht fand.

Nicht gering anzuschlagen auf dem Gebiete der „Gesellschaftsbildung“ in unserem Sinne ist die Mitwirkung der Künstler und Gelehrten. In den Sälen von Gustav Richter und von Helmholtz hat eine Annäherung verschiedener Elemente stattgefunden, wie sie das alte Berlin im von Olfers'schen und Lepsius'schen Hause kannte. Daß solche lobenswerte Bemühungen keine größeren Erfolge herbeigeführt haben, liegt an ihrer Vereinzelung. Und die Erklärung dafür, daß so wenige den genannten Beispielen nacheifern, ist vornehmlich in den sybaritischen Anforderungen zu suchen, die nicht bloß der Kammerherr oder Bankier, sondern auch der Fähnrich und der Maler an den Gastgeber zu stellen pflegen. Früher begnügte sich der Gast mit Thee und Butterbrot, und auch der mäßig Bemittelte konnte einen größeren Kreis öfters um sich vereinen. Heutzutage spielen die materiellen Genüsse eine so bedeutende Rolle, daß ein jährliches Einkommen von 40000 Mark dem schwerbesteuerten Staatsbürger kaum gestattet, so viel für die Geselligkeit zu leisten, als sich vor vierzig Jahren mit einem Einkommen von 10000 Mark bestreiten ließ. Der verwöhnte Jüngling rümpft die Nase, wenn das Abendessen nicht warm, die Küche nicht vorzüglich, die Weine nicht alt sind. Um solchem Nasenrümpfen zu entgehen, schränkt natürlich der Familienvater seine geselligen Verpflichtungen so sehr als möglich ein und ladet nur die nötigsten Gäste. Diesem Übelstande abzuhelpen, sehe ich bloß ein einziges Mittel, die Verlegung der Hauptmahlzeit auf 6 Uhr und eine Verkürzung des viel zu langen geselligen Abends. Denn in zwei Stunden hat eine Gesellschaft sich ausgesprochen; wenn sie also nicht etwa tanzt oder Karten spielt, warum soll sie sich nicht erst gegen 9 versammeln und vor 11 Uhr auseinandergehen? Der Verlegung der Eßstunde reden die großen Bankiers allgemein das Wort, und nur der späte Abschluß der Londoner Börse und die Notwendigkeit die Telegramme und Briefe aus London zu erledigen, scheint noch die Ausführung des Gedankens zu erschweren, die freilich beim Fabrikanten weniger Anklang findet. Die fremden Diplomaten speisen ohnehin immer spät, der Hof nicht vor 5 Uhr, und die all-

gemeine Annahme einer späten Stunde 5¹/₂ oder 6 würde den heilsamsten Einfluß auf alle großen Geschäfte, auf Ministerien und städtische Behörden haben. Man würde die Bureauarbeit nach 5 Uhr abends und vor 10 Uhr morgens beseitigen, und wie es in England geschieht, durch eifrigen und ununterbrochenen Fleiß von 10—4 oder 10—5 ebensoviel leisten können wie bisher durch Hinzunahme einiger Morgen- und Abendstunden. Der Gesundheitspflege und dem Familienleben sollte alsdann, wie in London, die ersparte Zeit hauptsächlich zu gute kommen. Theater und Konzerte dürften nicht vor 7¹/₂ oder 8 Uhr anfangen. So würden die Abendgesellschaften den Charakter von Abfütterungen und Trinkgelagen verlieren, der ihnen jetzt allgemein anhaftet und sie wesentlich von denjenigen anderer gesitteter Länder unterscheidet; und auch mäßig Begüterte könnten ein offenes Haus oder einen wöchentlichen Empfangstag haben.

Ein in Berlin sehr vernachlässigter Grundsatz ist der des alten Frankreich, wonach eine Tischgesellschaft sich zwischen der Zahl der Grazien und der Musen halten soll. Wenn eine Hausfrau sich zum Einladen entschließt, dann will sie auch jedes Mal das Zimmer gefüllt sehen. Ich möchte nun behaupten, man solle, wenn es Besprechung der Musen gilt, sich der Zahl der Grazien zu nähern suchen, — gilt es Besprechung der Grazien, die Zahl der Musen nicht überschreiten. Leider entgegnet man mir, ein bescheidener Hausstand gestatte nicht so oft einzuladen, wie es in diesem Fall notwendig sein würde, und diners seien mehr wie eine Pflichterfüllung als wie ein Mittel zur Pflege höherer Geselligkeit zu betrachten.

Dem Deutschen des 19. Jahrhunderts, dem in Geistesfreiheit groß gewordenen, nach dem Nährboden wirtschaftlicher und politischer Freiheit strebenden, allem Partikularismus abholden Deutschen erscheint der märkische Junker ein Kind des Mittelalters, das westfälische Zentrumsmitglied ein Sohn des 17. Jahrhunderts, der den Durchschnitt nicht überragende Zivil- und Militärbeamte kein Naturmensch mehr, sondern ein Kunstzeugnis zu sein, das ihm Sympathie weder entgegenbringt noch einflößt. Um jemanden, in dem jene ihren Zerstörer, ihren Erben vermuten, den Weg zum Reichstag oder gar in die Hofreise zu versperren, werfen sie ihm je nach Umständen gemeine Gesinnung, schlechte Erziehung oder Mangel an Vaterlandsliebe vor. Um den ersten oder zweiten Vorwurf zu verdienen, genügt es, wenn z. B. ein Reichstagsabgeordneter nicht drei Paar Glacehandschuhe über einander anzieht, ehe er mit dem erbitterten, rücksichtslosen Gegner handgemein wird. Rein! Wie fehlt uns doch selbst der geringste Begriff von den Erfordernissen des öffentlichen politischen Lebens! Ohne scharfe Siebe geht es da nicht ab; die Erfahrung aller Länder, aller Zeiten bestätigt das. Wir bedürfen, meiner Ansicht, noch viel größerer parlamentarischer Redefreiheit, als selbst Eugen Richter in Anspruch nimmt. Es hat sich aus uralten Zeiten eine so übertriebene und vielfach unrichtige Auffassung dessen, was Ehre ist, in unseren Studenten- und Offizierkreisen erhalten, daß der Deutsche in allen Weltteilen den Ruf grenzenloser Empfindlichkeit genießt. Jede Wahrheit wird als Beleidigung einer Person, eines Standes, einer Regierung, einer Kirche an-

gesehen, und schließlich sollen so viel Rücksichten genommen werden, daß man keine Waffe für die Sache des Volks, der Wahrheit und des Rechtes mehr schwingen darf.

Aber die beliebteste Art, den Neuerer fern zu halten, ist ihm Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen. Die Zunahme des vaterländischen Gefühles seit 1866, ist leider — etwa seit 1876 — von dem Aufwachsen eines Chauvinismus begleitet gewesen, der sich täglich breiter macht und dem Deutschen den weltbürgerlichen Sinn abgewöhnen will, den wir mit Recht als kostbares Erbgut unserer Väter betrachten. Der Chauvinist verlangt nicht bloß ein unbedingtes Lob für alles Deutsche — vorzugsweise natürlich für Armee, Beamtentum, Regierung — sondern auch Haß und Verachtung für alles Ausländische. Himmel! was ist das für ein Kulturrückschritt gegen die Zeit, wo wir Molière, Rousseau und Voltaire lasen, wo uns Winkelmann in das Altertum einweihete, wo Lessing und Gervinus uns zu Shakespeare und Händel, Schloffer und Witte zu Dante führten, wo von Vincke der ältere und der jüngere die englische Selbstregierung priesen, wo Gneist nicht bloß gerühmt, sondern auch gelesen wurde!

Die politischen Gegensätze bilden ohne Zweifel die Hauptkluft zwischen der vornehmen und der bürgerlichen Gesellschaft. Der Landadel sieht seine Stellung vor der Macht des von dem Bürgertum erworbenen beweglichen Kapitals schwinden. Um diesen Entwicklungsgang zu hemmen, sucht er durch Hingebung an den Hof und an die Regierung seinen Einfluß dort zu erhalten. Dazu ist es ihm dienlich, daß seine — ohnehin unverständigerweise in Verachtung des Erwerbslebens erzogenen Söhne — die Hauptstütze der Regierung werden. Ihr Eintritt in Armee und Staatsdienst ermöglicht dies und verschafft ihnen zugleich das liebe Brot. Diese Unterhaltungsquelle könnte eine parlamentarische Regierung durch Verminderung, resp. Nichtvermehrung der Offiziers- und Beamtenstellen gefährden, und schon aus diesem Grunde muß für eine möglichst starke Regierungsgewalt eingetreten, muß der Ausbreitung freisinniger Ideen durch soziale Verbesserung Andersdenkender entgegengearbeitet werden.

Ist es nun bei solchen Gegensätzen doch möglich die Erstehung einer Geselligkeit zu erhoffen, deren Wesen in geistreicher Mitteilung von Gedanken und Empfindungen, deren Reiz darin bestehe, „sich innerhalb konventioneller Formen frei zu bewegen, dieselben geschmeidig und sich dienstbar zu machen, die Persönlichkeit trotz ihrer zur Geltung zu bringen, alles zu sagen, ohne sie zu verletzen . . . ein höheres Spiel . . . das von der bequemen Gemütlichkeit so ferne ist, als das Sonett vom Knittelvers?“¹⁾ Ich meine, ja; denn die geistige Bildung unserer Nation beruht doch noch überall auf gleicher Grundlage, auf einer Liebe zum Wahren, Guten und Schönen, die dem klassischen deutschen Schrifttum entwachsen ist, die von deutscher Wissenschaft unausgesetzt genährt wird. Vermeiden auch strengkatholische Familien den Umgang mit Staats- oder Altkatholiken, — findet auch ein Freigeist schwer Einlaß in gewisse vornehme protestantische Kreise,

¹⁾ Siehe Karl Hillebrand. „Deutsche Rundschau“ vom Mai 1881.

halten sich Antisemiten den Israeliten auch fern, so sind doch glücklicherweise noch nicht alle Menschen Fanatiker geworden, und ich habe z. B. zwei berühmte Verfechter des Ultramontanismus als ächte Weltleute bei zwanglos-heiternem Verkehr mit Andersgläubigen ertappt.

Wir haben die Unterwürfigkeit der Popsperiode, die schüchterne Schwerfälligkeit, die uns vor 1848 anhing, abgelegt; wir müssen uns nun auch angewöhnen, das Muster feinen Anstandes weder im forschen Auftreten des Korpsstudenten, noch in der laut Achtung fordernden Selbsterfülltheit des Offiziers zu suchen, sondern in der Bescheidenheit und Selbstbeschränkung, der wohlwollenden Rücksicht auf andere, die mehr als alles andere das wesentliche Merkmal des gentleman, caballero, gentiluomo ausmacht und den charme nicht bloß der femme du monde, der lady, sondern überhaupt des Menschen bildet. Der nach Berlin verschlagene Pariser findet zu wenig Anmut bei unseren Frauen, zu viel Eingebildetheit bei unseren Aristokraten, Künstlern, Dichtern und Schriftstellern. Er klagt, daß der Beamte zugeknöpft, der Gelehrte wenig zugänglich sei; die heitere Behaglichkeit des höheren Mittelstandes jagt ihm besser zu als die lederne Steifheit vornehmerer Kreise, indessen beschwert er sich über die derbe Vertraulichkeit der unteren Gesellschaftsschichten. Kurz, er ist am liebsten in Paris, und wir wollen uns seine Ansichten nicht aneignen, sondern geben sie zunächst nur wieder, damit sich ein jeder die Frage vorlege, ob er den ausgesprochenen Tadel verdiene, ob seine Persönlichkeit zum Kunstwerk geworden sei, ob er die Demut des weisen und guten Mannes an den Tag zu legen pflege.

Wenn erst ein freisinnigerer Geist die Gesellschaft durchzuckt und einigt, wenn die Ausübung eines bedeutenderen Einflusses derselben auf das öffentliche Leben es mit sich bringt, daß die praktischen Fragen in Kirche und Staat in ihrem Kreis zur Erörterung, zur Entscheidung gelangen, daß sie die Verpflichtung und Verantwortlichkeit empfindet, die öffentliche Meinung zu schaffen, zu beherrschen, dann wird das Bedürfnis sich zu verständigen kräftiger zur Geltung gelangen, und die jetzige Spaltung der Gesellschaft vielleicht aufhören. Allein so lange die Mitwirkung der öffentlichen Meinung an der Politik so gering bleibt wie heute, so lange die allmächtige Staatsgewalt und das allwissende Beamtentum selbst der Volksvertretung thatsächlich nur eine beratende Stimme einräumen und von der Gesellschaft fordern, daß sie gouvernemental sei, so wird die Mischung und Einigung der Meinungen nicht als Bedürfnis empfunden werden und geringe Fortschritte machen. Jede zieht sich in ihren Schmollwinkel zurück.

Die Journalistik könnte übrigens mehr zur Verbreitung des Interesses an geistigen Dingen beitragen. In keinem Lande mit Ausnahme der Vereinigten Staaten dürfte wohl so viel Raum in der Tagespresse, in Zeitschriften, in den Vorräten der Leihbibliotheken der bloßen Unterhaltung gewidmet sein. Von unseren Wochenblättern sind beinahe alle der Belletristik, den vermischten Nachrichten, dem Witz gewidmet: unsere Tagesblätter können ohne Feuilletou nicht bestehen. In einzelnen Zeitschriften überwiegt der belletristische Inhalt die Behandlung wichtiger Fragen aus allen Gebieten, denen z. B. englische Monatschriften, wie

die Nineteenth Century, der Contemporary Review ausschließlich gewidmet sind. Aus dem letzten Jahrgange dieser beiden Zeitschriften allein könnte man eine Anzahl ungemein wichtiger Fragen nennen, von denen ein großer Teil unserer Presse sich grundsätzlich fern hält — vielleicht weil die Anregung derselben in gewissen Kreisen verstimmen könnte, oder weil es sich nicht lohnt, Gedanken zu äußern, deren Verwirklichung nur wenig durch das Überzeugen der Leser gefördert werden dürfte. Bei den englischen Zeitschriften ist es anders; findet die Ansicht des Schriftstellers Beifall, so hat sie gegründete Aussicht, praktische Verwirklichung, Einfluß auf die Sitten, die Gesetzgebung, die Schicksale des Landes zu erhalten.

Unsere Parlamentarier könnten auch mehr für Hebung der Berliner Geselligkeit thun. Indes, ebenso wie der Richter und Ministerialbeamte, fühlen sie sich abends von der Tagesarbeit zu erschöpft, um nicht den Besuch eines Vergnügungslokales und das Sichgehenlassen am Biertisch der Pflege feinsten Geselligkeit in Frauenreisen vorzuziehen. —

Dem Berliner würde es nicht schaden, seinen Spott etwas zu mäßigen, seinen Hang zum Kalauern zu bändigen, alle Steifheit abzuthun, der Rücksichtslosigkeit zu entsagen, Verbheit nicht durch gar zu konventionelle Höflichkeit zu ersetzen, überhaupt sein eigenes Ich ein wenig in den Hintergrund zu stellen und Trivialität zu meiden. Trotzdem bleibt Berlin die Stadt angestregter geistiger und gewerblicher Arbeit, der Mittelpunkt politischen Denkens und Thuns; und die Anziehung, die es auf die Nation übt, erkennen wir in der stets zunehmenden Zahl derjenigen, die sich aus der Provinz dahin flüchten.

Für Wissenschaft, Litteratur und Kunst ist es schon die Hauptstadt der Nation. Mit der Zeit wird es uns auch zu einer Gesellschaft verhelfen, und zwar durch Vereinigung der frei nach dem Höheren strebenden, für alles Menschliche teilnahmsvollen Individuen. Dem Versuche der regierenden Klassen, die Gesellschaft zu verstaatlichen, sie durch Einprägung des alleinseligmachenden gouvernementalen Glaubens zu einem politischen Werkzeug herabzudrücken, sind die Antisemiten neuerdings kräftig zu Hilfe gekommen. Den Semiten gebührt dagegen das Lob, die Entwicklung der Geselligkeit mehr als andere gefördert zu haben und derselben den belebenden Witz reichlich zuzuführen. Vom guten Ton sind sie zwar weit genug entfernt, aber ich traue ihnen zu, denselben rascher sich anzueignen als manche, die ihn heute zu besitzen wähnen. Die Schuld für unsere gesellschaftlichen Mängel trifft im Gegenteile vornehmlich diejenigen Kreise, welche jeden Freisinn verkehren und daher einerseits den Kenntnissen und dem Geiste in nur sehr bescheidenem Maße den Eintritt in vornehme Salons gönnen, andererseits sich von freisinnig angehauchten Kreisen fernhalten.



Zur Geschichte der Astronomie.

Von

Wilhelm Foerster.

Die Geschichte der Naturwissenschaften und der Mathematik hat in den letzten Jahren viele bedeutsame Förderungen und Klärungen erfahren, welche zugleich der Kulturgeschichte überhaupt und allen tieferen Überzeugungen, die in einer gehörigen Würdigung der letzteren wurzeln, zu gute gekommen sind. Indessen bleibt für die Forschung, besonders aber für die Darstellung auf diesen Gebieten noch sehr viel zu thun, um die überreiche Ernte, die hier allmählich herangereift ist, zur köstlichsten Nahrung und Stärkung geistigen Glückes und Friedens zu verwerten.

Die zu ihrer Zeit sehr erklärlichen Übertreibungen der kulturgeschichtlichen Auffassungen von Buckle und seinen Nachfolgern, eingeleitet durch die schematische und einseitige Behandlung der Aufgabe in Whewell's berühmter und gelehrter Geschichte der induktiven Wissenschaften, welche selber wieder aus der in England entstandenen Überschätzung der sogenannten Philosophie des Bacon von Verulam hervorging, die Gefahren aller dieser und ähnlicher früherer Rückschläge und Vorstufen sind im wesentlichen überwunden, und man hat endlich begonnen, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit mit einer der Größe der Aufgabe entsprechenden Größe und Reinheit des Urteils zu behandeln, insbesondere sich von erregtem Tadel vergangener Irrungen und von Unterschätzung oder Verwerfung ganzer großer Zweige der menschlichen Entwicklung und Bethätigung freier zu halten.

Es war schon vor zehn Jahren ein Anachronismus, als C. von Littrow seine Rede „über das Zurückbleiben der Alten in den Naturwissenschaften“ veröffentlichte, in welcher er die außerordentlichen Leistungen der Griechen in der Astronomie ganz ignorirte und aus einer Blütenlese dilettantischer und naturwissenschaftlich-unflarer Äußerungen von nichtastronomischen Schriftstellern der griechischen Zeit gegen die Leistungen der griechischen Forschung verurteilende Folgerungen zog, welche sofort hinfällig werden, sobald man nur ein einziges der bedeutenderen Kapitel in dem großen astronomischen Werke des Ptolemäus näher ansieht. Es war ein ähnliches Verfahren, als wenn man aus den Werken unserer Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen auf den gegenwärtigen Zustand mancher unserer exakten Naturwissenschaften schließen wollte. —

Daß es verhältnismäßig langsam mit der Bearbeitung der Entwicklungsgeschichte der Naturwissenschaften und der Mathematik vorwärts geht, ist wesentlich daraus zu erklären, daß die exakten Fachmänner selber, welche mitten in der Forschungsarbeit stehen, im allgemeinen nur für die nächstvorhergegangenen Stadien der Entwicklung, welche noch in ihre eigenen Aufgaben hineinspielen, ein lebhafteres Interesse haben, und daß zugleich für die Bearbeitung der früheren, besonders der ältesten Entwicklungsstadien, deren allgemein menschliches, so zu sagen psychologisches Interesse immer mehr wächst, je weiter man sich von der Gegenwart

entfernt, ein Zusammenwirken naturwissenschaftlicher Fachkenntnis mit archäologischen und philologischen Leistungen erforderlich wird, wie es nur sehr schwer zu erreichen ist.

Auf dem Gebiete der Geschichte der Astronomie hat uns vor einigen Jahren Schiaparelli in Mailand, dem unter anderem die Erforschung der Kometen- und Meteor-Erscheinungen so außerordentliches verdankt, mit einer vortrefflichen Abhandlung über die Sphärentheorie des Eudorus und mit einer anderen über die Vorgänger des Kopernikus beschenkt, wobei es so recht ersichtlich wird, welche Feinheiten von Gedankenverbindungen noch in manchen Gestaltungen des griechischen Geistes verborgen sind, an denen man bisher ziemlich achtlos vorübergegangen war.

Das frühe Auftauchen des kopernikanischen Gedankens, dieses ungeheuren Schrittes der Loslösung von den Illusionen der unmittelbaren Wahrnehmung, ist ja überhaupt vom höchsten Interesse, nicht im Sinne der auch neuerdings wieder von seiten kirchlich-gesinnter Forscher verfochtenen Idee, daß auch alles naturwissenschaftliche Erkennen von einer uralten, ursprünglichen Offenbarung herrühre, auch nicht im Sinne der einfältigen, pessimistischen Verallgemeinerung „es sei alles schon einmal dagewesen“, sondern im Sinne der Embryologie der menschlichen Erkenntnis, wie man es in gut Darwinischem Geiste kurz ausdrücken kann. —

Je weiter zurück derartige Ideenverbindungen liegen, desto einfacher und durchsichtiger wird nämlich ihr inneres Gefüge, desto instruktiver ihre Erforschung für die Erkenntnis der späteren immer künstlicheren Gedankenbauten, bei denen schon hochbearbeitete Materialien als Bauelemente benutzt werden. Es ist damit gerade so, wie in der Raumeswelt mit der Erforschung des Fernsten und des Kleinsten durch Teleskop und Mikroskop, wobei die Probleme sich vereinfachen und Gestaltungsgesetze sich offenbaren, die sonst in der gewöhnlichen Sinneswelt lange verhüllt geblieben wären.

Eine höchst eigenartige Aufgabe würde eine erneute Behandlung der Stellung darbieten, welche Plato zu dem ersten Auftauchen der Elemente des kopernikanischen Gedankens eingenommen hat. Soviel auch darüber schon von bedeutenden Männern geschrieben worden ist, bleibt doch noch manches unter Zuziehung der Äußerungen früherer und späterer Philosophen und Astronomen, insbesondere auch der auf die Erdbewegung bezüglichen Kapitel des Ptolemäus, der Erörterung bedürftig.

Nicht bloß wegen des unzweifelhaften mächtigen Einflusses, den gerade platonisches Denken auf die geistige Entwicklung des großen Vollbringers Kopernikus selber ausgeübt hat, würde eine solche Untersuchung besonders bedeutsam sein, sondern noch mehr deswegen, weil sie einen Beitrag zu einer richtigeren Schätzung der von der exakten Naturforschung oft übermäßig geschmähten Naturphilosophie liefern würde.

Es ist ja ganz richtig, daß die Spekulationen der Naturphilosophie allein die Erkenntnis gar nicht fördern.

Es hat sogar den Anschein, als ob diese Spekulationen durch voreilige altfluge Zuversicht des Besserwissens mitunter die entscheidende exakte Arbeit der Forschung geradezu hemmten. Wenn man aber näher zusieht und längere Zeiträume der Entwicklung dabei zusammenfaßt, erkennt man doch, daß die Gesamtbilanz ganz anders ausfällt, und daß die naturphilosophische Spekulation innerhalb des sogenannten induktiven Forschungsprozesses gar nicht entbehrt werden kann.

Unbeschreiblich seltsam, ja widerwärtig erscheinen dem Naturforscher die aus ganz unklaren Vorstellungen und ergreifend herrlichen Analogieen gemischten kosmologischen Träumereien, welche z. B. in Platos Phädon von Sokrates, kurz vor dem von so rührender Hoheit verklärten Tode, den aufhorchenden Jüngern vorgelesen werden; fast unerträglich sind in Platos Timäus die arithmetischen und geometrischen Phantasmen, welche an die Stelle der Lösung astronomischer und physikalischer Probleme gesetzt werden; aber gerade aus derartigen Gedankenelementen, welche bis dahin himmelweit von einander entfernt lagen, und zwischen denen der Genius nun über weite dunkle Abgründe lustige, verwegene Brücken baute, sind doch die Keime mächtiger Theorien hervorgegangen, denen alsdann, nachdem sie sich zur Erklärung und Verbindung großer Gruppen von wohlbeobachteten Thatsachen als ausreichend und notwendig erwiesen hatten, die exakteste und nüchternste Naturforschung volles Bürgerrecht gewährt hat. —

Angemein charakteristisch ist es für die Entwicklung der Naturerkenntnis in den Händen der Griechen während des Zeitraums, in welchem der Fortgang dieser Erkenntnis fast ausschließlich ihnen zu verdanken ist, also etwa vom siebenten Jahrhundert vor bis zum dritten Jahrhundert nach Christo, daß der hierarchische Charakter wissenschaftlicher Arbeit, insbesondere astronomischer Forschung und astronomischer Vorhersagung, welcher der indischen, der assyrisch-babylonischen und der ägyptischen Kultur eigentümlich ist, bei den Griechen schon ziemlich früh in den Hintergrund tritt und einem ganz individualistischen, höchstens in der Bildung von Schülern und Schulen zu einiger Organisation gelangenden Betriebe wissenschaftlicher Forschung weicht. Gerade durch diese Freiheit der Bewegung erklärt sich die außerordentliche Lebhaftigkeit naturphilosophischer Spekulationen, durch welche die Griechen schon wenige Jahrhunderte nach der Aufnahme chaldäischer, ägyptischer und vielleicht auch ostasiatischer Überlieferungen weit über alle diese hinaus bis an die Schwelle der kopernikanischen Lehre gelangten.

Anfangs hatte es zwar den Anschein gehabt, als ob die delphische Priesterschaft unter den griechischen Stämmen auch für die astronomische Forschung und für die Praxis der astronomischen Vorausbestimmungen, insbesondere für die Kalender- und Festrechnung, eine ähnliche Bedeutung gewinnen sollte, wie ähnliche priesterliche Institutionen in den älteren Kulturländern. Indessen lassen schon die ersten Schritte der delphischen Priesterschaft in dieser Beziehung, z. B. die Herstellung der Einheitlichkeit des Kalenderwesens auf der Grundlage der sehr unvollkommenen achtjährigen Schaltperiode zur Harmonisierung des Mond- und des Sonnenlaufes, erkennen, daß diese Priesterschaft, vielleicht deshalb, weil sie wohlfeilere Machtmittel früh in die Hände bekam, zu einer wissenschaftlichen Thätig-

keit größeren Stiles nach Art der großartigen chaldäischen Leistungen nicht bestimmt war.

Schon lange vor der Zeit der ersten Begründung der delphischen Theokratie war die schlechte achtjährige Schaltperiode, welche nachher auch noch die römische Chronologie durch Vermittelung der griechischen in anhaltende Not brachte, ein von den kundigen Astronomen ganz überwundener Standpunkt; denn die bedeutend genauere neunzehnjährige Schaltperiode, der sogenannte goldene Cyclus, deren Einführung in Griechenland erst viel später durch Meton in Athen erfolgte, ist offenbar ein uraltes, schon damals Jahrtausende lang in der kalendariſchen Praxis bewährtes Ergebnis ostasiatischer und chaldäischer Himmelsbeobachtung gewesen, welches in Delphi entweder nicht rechtzeitig bekannt oder nicht gehörig verstanden und gewürdigt worden war. —

Es wird stets ein höchst anziehender Gegenstand geschichtlicher Darstellung sein, die wunderbare, in den kühnen und völlig richtigen Divinationen des Aristarch von Samos über die Erdbewegung (um das Jahr 260 vor Christo) gipfelnde Steigerung zu schildern, welche die griechische Naturphilosophie in jenem freien, wetteifernden Zusammenwirken erfahren hat, nur selten durch ein delphisches Wort der Mißbilligung gestreift, oder durch faktiöse, politisch-hierarchische Anfeindungen bedroht und gehemmt.

Aristarch, der außerordentliche Mann, von dem wir leider so wenig Näheres wissen, von dessen wichtigsten und entscheidenden Aussprüchen uns aber einer der größten mathematisch-physikalischen Forscher des Altertums, Archimedes, kaum mehr als ein halbes Jahrhundert nach des ersteren Tode völlig zweifelloſe und klare Mitteilungen macht, scheint die kosmologischen Phantasmen über die Drehung und Bewegung der Erde, welche in den drei vorhergegangenen Jahrhunderten innerhalb der pythagoräischen und platonischen Lehrmeinungen, bald in Unteritalien, bald in Kleinasien oder auf den Inseln, bald in Athen in den seltsamsten Begründungen, in den unklarsten und verhülltesten Darstellungen aufgetaucht waren, mit einem kühnen Griffe zusammengefaßt und in seinem Buche „über Größen und Abstände“ so zu sagen ein Senfblei in die Tiefen des Himmelsraumes geworfen zu haben; denn er weist schon gewisse Einwürfe gegen die Bewegung der Erde um die Sonne mit der Bemerkung zurück, wahrscheinlich seien die Fixsterne so weit von uns entfernt, daß von ihnen aus sogar diese Bahn der Erde in ihrer ganzen Ausdehnung nur verschwindend klein erscheine.

Die Astronomie selber war noch lange nicht so weit, um diesem Fluge der Spekulation folgen zu können, und sie lehnte deshalb mit Recht diese Hypothesen als Grundlage ihrer weiteren Erforschung der himmlischen Bewegungsercheinungen ab, ganz im Sinne der von Aristoteles ausgesprochenen Mahnungen und seiner eindrucksvollen Formulierung der nächsten Aufgaben und des normalen Verlaufes des naturwissenschaftlichen Forschungsprozesses, einer Formulierung, welche wir später gegen den Schluß der griechischen Forschungsthätigkeit an mehreren Stellen des astronomischen Werkes des Ptolemäus ganz im Sinne der sogenannten induktiven Methode noch schärfer und zutreffender ausgeführt und durch zweifellos auf

Messungen begründete, höchst solide Entdeckungen bewährt finden, die noch folgenreicher waren, als die naturphilosophischen Ahnungen.

Absicht und Umfang dieser meiner Mittheilungen gestatten es nicht jene Entwicklung hier weiter zu verfolgen und den, insbesondere in einzelnen Abschnitten meiner Sammlung wissenschaftlicher Vorträge angedeuteten oder teilweise ausgeführten Nachweis im Zusammenhange zu wiederholen, daß späterhin im Verlaufe der astronomischen Entwicklung die in der Griechenzeit scheinbar ungehört verhallende philosophische Prophetie im kopernikanischen Sinne gerade zur rechten Zeit wieder in die exakte Forschung eintrat und nun, auf dem festen Grunde zahlreicher sorgfältig bearbeiteter Messungen von zweitausendjährigen Bewegungsercheinungen am Himmelsgewölbe, durch Kopernikus, Keppler, Galilei und Newton zu einer großen, siegreichen Theorie erwuchs.

Ptolemäus selber hatte bereits in fluger Resignation die Mängel anerkannt, welche die schlichteren, der unmittelbaren Wahrnehmung der Menschen sich enger anschließenden Hypothesen der damaligen Astronomie über die himmlischen Bewegungen schließlich nach mehrhundertjähriger Erprobung mit Hilfe der seit Aristoteles Zeit gesammelten astronomischen Messungsergebnisse wahrnehmen ließen; aber die Andeutungen, welche die Beobachtungen zu Gunsten einer fundamentalen Erneuerung der orthodoxen astronomischen Theorie enthielten, waren damals noch nicht entfernt so stark wie zu den Zeiten des Kopernikus. Und dem Epigonen-Zeitalter des Ptolemäus fehlte auch die Kühnheit zu jenem gewaltigen Schritte, welchen die jugendliche Naturphilosophie bereits leichten Herzens gewagt hatte, und welchen dann das ebenso begeisterte und doch reifere Zeitalter der Renaissance in männlicher Geistesstärke vollbrachte.

Charakteristisch ist es übrigens, daß in der Zeit von Thales bis Aristarch, in welcher jene Naturphilosophie blühte, an ordentlichen und stetigen Messungen und Aufzeichnungen von den Griechen in der Astronomie gar nichts geleistet wurde. Diese Lücke würde für die großen griechischen Astronomen, wie Hipparch und Ptolemäus, deren Thätigkeit in die vier Jahrhunderte nach Aristarch fällt, höchst nachtheilig und hemmend gewesen sein, wenn sie nicht durch die Erbschaft ausgefüllt worden wäre, welche die Griechen durch Alexander den Großen in Babylon angetreten hatten. Dort fielen nämlich im rechten Moment diejenigen reichen Sammlungen sehr einfacher, aber regelmäßiger und stetiger Messungen und Aufzeichnungen der himmlischen Bewegungsercheinungen, welche den sogenannten Chaldäern in Babylon verdankt werden, in ihre Hände. Hipparch, wie Ptolemäus konnten von diesen Messungen so guten Gebrauch machen, daß u. a. in denjenigen Kapiteln des Lehrbuchs des Ptolemäus, welche seine höchst sinnreiche Theorie der Mondbewegungen enthalten, die Beispiele mit Vorliebe aus dem chaldäischen Beobachtungsschatze entnommen werden, der uns aber leider nur in solchen Beispielen überliefert wird. Auch konnten Hipparch und Ptolemäus leider die babylonischen Himmelsbeobachtungen nur bis zur Mitte des achten Jahrhunderts vor Christo verwerten, weil ihnen für noch ältere Zeiten die Anknüpfung der Beobachtungen an eine durch feste chronologische Normen gesicherte Zeitfolge nicht mehr möglich war.

Die Chaldäer hatten sich, wie es scheint, während der ganzen Dauer ihrer mehrtausendjährigen stetigen Aufzeichnung der Himmelserscheinungen zu theoretischen Spekulationen noch nicht erhoben; dennoch waren sie unzweifelhaft auf dem einfachsten Wege der Zählung und der Verallgemeinerung der durch Zählung gefundenen Rhythmen in der Wiederkehr der Erscheinungen nicht bloß sehr früh zur Kenntnis des oben erwähnten, für das Kalenderwesen so wichtigen goldenen Cyclus von 19 Jahren und der für die Vorhersagung der Finsternis so bedeutungsvollen Periode von 18 Jahren und 10 Tagen (6580 Tagen), sondern auch zum Bewußtsein einer Reihe von andern tiefer liegenden Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Bewegungsercheinungen am Himmel gelangt, wie wir u. a. auch aus einigen auf die Ergebnisse der „uralten“ Astronomen hinweisenden Mitteilungen des Ptolemäus zuverlässig entnehmen können. Von den Ursachen der Finsternisse und von der Kugelgestalt der Erde, welche in den Umrissen des Erdschattens bei den Mondfinsternissen so deutlich hervortritt, hat man sich offenbar in Babylon schon sehr früh volle Rechenschaft zu geben vermocht.

Man darf auf die weiteren Aufschlüsse sehr begierig sein, welche uns die Keilschrift-Aufzeichnungen über das Wesen der astronomischen Institutionen, die so Großes geleistet haben, sicherlich noch bringen werden, selbst wenn es nicht gelingen sollte, ältere und vollständigere Beobachtungsaufzeichnungen, als die Griechen uns von jenen überliefert haben, und zugleich sichere Anhaltspunkte für die Chronologie derselben aufzufinden, was sogar für unsere astronomischen Theorien noch eine große Bedeutung haben würde. Auch wird es für diese archäologisch-philologische Forschungen, die schon einige wertvolle Sonnenfinsternis-Beobachtungen aus jenen alten Zeiten zu Tage gefördert haben, ein interessantes Problem bilden, näher zu untersuchen, in welchem Zusammenhange die chaldäische Astronomie mit der ostasiatischen (chinesischen) Astronomie gestanden hat; denn für ein hohes Alter der letzteren und eine nahe Übereinstimmung ihrer frühesten Ergebnisse mit denen der chaldäischen Astronomie liegen jedenfalls sehr erhebliche Anzeichen vor.

Allen diesen Forschungen, insbesondere der Verfolgung der räumlichen und zeitlichen Verkettungen zwischen den verschiedenen geistigen und wissenschaftlichen Entwicklungsstufen, sowie dem Nachweise der eigentümlichen Kontinuität des Wachstums trotz scheinbarer Unterbrechungen und Rückschläge wohnt ein außerordentlich hoher Reiz inne.

Hierzu haben auch die Forschungen in der älteren Geschichte der Mathematik neuerdings mehrere höchst anziehende Beiträge geliefert. Besonders ist es auch in helleres Licht gestellt worden, in welcher Weise und in welchen für den Fortschritt der Astronomie bedeutungsvollen Zeitpunkten die charakteristische Leistung, die das indische Altertum zu der Entwicklung der exakten Wissenschaften beigetragen hat, nämlich das Rechnen nach dem System des dekadischen Stellenwertes der Zahlen, in den großen Entwicklungsstrom eingetreten ist.

Mag in anderer Hinsicht die Entwicklung des Menschengeschlechtes außerordentlich viele Dunkelheiten und Rätsel darbieten, ja sogar ausgedehnte Rückbildungen und Verkümmierungen erkennen lassen, die Geschichte der exakten Natur-

erkenntnis und der Mathematik, und zwar in umfassendster und einleuchtendster Weise die Geschichte der Astronomie läßt ein viel lichteres Bild bereits in großen Zügen erblicken.

Verbindet man die Gipfelpunkte dieses geistigen Lebens und Arbeitens, wie sie sich uns in einer nach der Zeitfolge geordneten Reihe darbieten, welchen Völkergruppen und sonstigen Kulturbedingungen räumlicher und zeitlicher Art sie auch angehören mögen, so tritt uns eine solche wohl organisierte und harmonisierte Erscheinung des Zusammenwirkens entgegen, als ob jene einzelnen großen Leistungen nur die einzelnen Glieder von Schlußfolgerungen innerhalb eines und desselben umfassenden geistigen Organismus wären, und die Jahrtausende verdichten sich gewissermaßen zu der Ablaufszeit eines einzigen großen Gedankenprozesses.

Man möchte dieses gesetzmäßige Zusammenwirken providentiell nennen, wenn nicht mit diesem Worte sich so viel kleinliche und der Reinheit des Denkens gefährliche Vorstellungen verbänden, welche weit hinter der Größe jener kulturgeschichtlichen Eindrücke zurückbleiben. Haben doch diejenigen, welche das Wort „providentiell“ im Munde führen, sich noch nicht einmal zu dem Verständnis aufzuschwingen vermocht, daß die Lehre von der Gesetzmäßigkeit und dem stetigen Zusammenhange der Entwicklung der Gesamtheit der Organismen auf der Erde — wie sie endlich, nachdem die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der himmlischen Bewegungen so große Erfolge errungen hat, auch in der biologischen Forschung als die fundamentale Voraussetzung aller tieferen wissenschaftlichen Behandlung der bezüglichen Probleme anerkannt ist — die Weiten der Zeit und des Raumes mit viel erhabeneren Vorstellungen erfüllt und viel tiefere Frömmigkeit erweckt als die kindlichen Auffassungen, an deren Stelle sie tritt. Mögen auch die Hypothesen, mit denen die Biologie auf jener Grundlage nunmehr zuversichtlicher an die Erklärung der Erscheinungen herantritt, zum Teil noch primitiver sein als die Mechanismen, welche die Astronomie in den ersten Stadien ihres großen Forschungsprozesses den Erscheinungen unterlegte, so ist doch nunmehr die Bahn für eine ähnliche, aber an Glückesverheißung für die Menschheit noch reichere Entwicklung des Erkennens und der Beherrschung der Erscheinungen des irdischen Lebens geöffnet.

Ja auch für die Behandlung der Geschichte der Astronomie und der Kulturgeschichte überhaupt versprechen einzelne, in gewissem Grade schon bewährte Hypothesen der biologischen Evolutionslehre erhebliche Förderung und Klärung beizutragen. Die Art und Weise, wie sich innerhalb gewisser Völkergruppen gewisse geistige Bethätigungen steigern, und wie dieselben mitunter wieder verkümmern, überhaupt eine Fülle eigenartiger ethnisch-psychologischer Erscheinungen, welche die Geschichte der Astronomie erkennen läßt, wird beim Lichte der biologischen Entwicklungslehre verständlicher werden und uns alsdann auch wichtige praktische Fingerzeige liefern.

Kulturgeschichte in solchem Sinne, gestützt auf die mit jedem Tage mächtiger werdenden praktischen Erfolge gesetzmäßiger Erkenntnisarbeit, ist auch besonders geeignet, den Gefahren, welche gerade diese äußeren Erfolge in gesteigertem Maße

für das innere Leben der Menschen mit sich bringen, entgegenzuwirken und den Pessimismus und Nihilismus zu bekämpfen.

Der Pessimismus — großgezogen in längst vergangenen Zeiten, als es noch völlig aussichtslos erschien, die Außenwelt, einschließlich der Wohnung der Menschenseele, durch gesetzmäßige Forschung mehr und mehr zu bemeistern und Schmerz und Not immer erfolgreicher direkt und gemeinsam zu bekämpfen — sinkt er nicht immer mehr zu einem leeren Phantasma, zu einer bloßen Entwicklungserscheinung zusammen, und zwar um so sicherer, als die mit der Steigerung der Erkenntnisarbeit verbundene Steigerung und Stählung der normalen psychischen Prozesse im Individuum auch die Widerstandskraft des letzteren gegen die stets verbleibenden Reste von äußeren und inneren Übeln mächtig erhöht und auch dadurch die Ursachen der letzteren vermindert.

Das mit der tieferen und allgemeineren Erkenntnis der geschichtlichen und organischen Entwicklung ebenfalls wachsende sympathische Gemeingefühl, dessen immer größere dynamische Bedeutung eine Betrachtung der Kulturgeschichte im Lichte biologischer Anschauungen bereits nachzuweisen vermöchte, wird endlich imstande sein, auch das noch immer so wirre äußere Geschehen in der Menschenwelt den Normen reineren Denkens und reicheren Mitempfindens erfolgreicher anzupassen. —



Plaudereien in Wiener Meister-Ateliers.

I.

Bei den Malern.

Die Aufgabe, welche wir uns in den nachstehenden Aufzeichnungen gestellt, hat ihre großen Schwierigkeiten. Denn wenn diese Skizzen auch nicht den Anspruch erheben Künstler-Porträts bieten zu sollen, so ist doch ihr Zweck darauf gerichtet, aus einzelnen charakteristischen Zügen und Äußerungen der Künstler selbst möglichst porträtähnliche Essais von der Natur und dem Wesen unserer Wiener Meister herzustellen. Zum Porträtieren gehören aber bekanntlich zwei; der Porträtierer und der, der sich abbilden läßt. Ist es schon nicht jedermanns Sache zu einem physischen Bilde zu sitzen, um wieviel weniger zu einem psychischen. Der Natur der Sache nach wird daher unsere Arbeit Mosaikbilder bieten müssen, bei denen mancher Stein fehlt und von denen einige nur in großen Amrissen die Züge der zu schildernden Gestalten tragen werden. Wenn sie Naturwahrheit besitzen, so danken wir dies Verdienst unseren großen Modellen, die mit den Schwierigkeiten beim Porträtieren vertraut, uns die Arbeit bewußt oder unbewußt erleichtert haben. —

Mein erster Atelierbesuch galt dem Meister Hans Makart. Ich muß gestehen, daß ich nicht ohne Bangen an seine Thür klopfte, denn der Künstler teilt

mit Moltke den Ruf eines großen Schweigers. Ja man weiß diesbezüglich allerhand Anekdoten zu erzählen, von denen mir die von der verstorbenen Gallmeyer unmittelbar zuvor mitgeteilt worden. *Se non é vero, é ben' trovato*, mußte ich mir sagen, nachdem ich den berühmten Meister selbst kennen gelernt. Zu freundlichster Weise empfing er mich in seinem hallenartigen, prachtvoll decorierten Atelier und hieß mich neben ihm, auf einem persischen Divan, vor dem ein fein eingelegter Tisch stand, Platz nehmen. Uns gegenüber an der Mittelwand hing sein neuestes großes Gemälde „der Frühling.“ Eine schöne, in Weiß gekleidete weibliche Gestalt, deren blondes Antlitz unverkennbar die Züge von Mafarts Frau trägt, kredenzt einem in ein rotes Wamms gehüllten jungen Ritter, der sein Pferd am Zügel nachführt, einen Trunk in goldener Schale. Das herrliche Weib sitzt unter einem mit schneeigen Blüten bedeckten Baume, zur Rechten und zur Linken spielen nackte Kindergestalten, Amoretten und Genien mit blonden, rot-haarigen und dunklen Köpfchen; allenthalben sprießen und blühen bunte Blumen hervor, und die ideale Landschaft im Hintergrunde atmet den duftigen Hauch des ins Land gezogenen Lenzes. — Links davon steht auf einer Staffelei eine Judith mit dem Haupte des Holofernes; eine dämonisch schöne Gestalt; eine jener dunkel gefärbten Semitinnen, deren sammetartiges Infarnat und finlich schmelzender Blick einen berückenden Eindruck üben. Das Gewand bauscht sich über den schöngeformten Hüften zu malerischen Falten auf; der rechte Arm fällt entblößt zur Seite, die Hand hält ein mit kostbarem Griff versehenes Messer, die linke das Haupt des Holofernes. — Beide Bilder erhalten ein gutes Licht durch ein großes, hochgelegenes Fenster; die Wandnische ist durch eine mit Farbenskizzen, alten Bildern und Teppichen decorierte Galerie verkleidet, zu der man auf einer mit Palmenzweigen und seltenen Stoffen geschmückten freien Treppe gelangt. —

Angesichts dieser Szenerie sitze ich neben dem Meister und bitte ihn zunächst um einige Andeutungen über seine Kunstanschauung. „Der leitende Gedanke, der mich bei meinem künstlerischen Schaffen erfüllt,“ beginnt er mit leiser Stimme, ist die Darstellung des harmonisch Schönen. Ich kann mir das Werk einer der bildenden Künste nicht für sich allein, ohne Zusammenhang mit den anderen denken. Mein Ideal ist das Zusammenwirken aller bildenden Künste. Die Darstellung der bloßen Naturwahrheit, wie sie oft in der modernen Genre-Malerei und in der Darstellung kriegerischer Szenen und Schlachten der Jetztzeit angestrebt wird, vermißt meiner Anschauung nach den eigentlich künstlerischen Zug und sinkt zur Illustration herab, denn was sie im Auge hat, ist nicht vor allem das Schöne. Wie anders präsentiert sich ein Schlachtenbild aus der Zeit der Griechen und Römer mit seinen malerischen Kostümen und den in voller Schönheit hervortretenden Körperformen als eine Schlacht von heute, bei welcher die Reihen der uniformierten Soldaten oft nur durch bloße farbige Streifen angedeutet werden. Was das Zusammenwirken der bildenden Künste betrifft, so können wir von den Griechen und Römern lernen, die schon in der Anlage ihrer herrlichen Kunstbauten alle Rücksicht nahmen auf

deren plastische und malerische Ausschmückung. Die Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum zeigen uns große Wandflächen mit herrlichen Fresken bemalt; ganz zu geschweigen von den in Hellas noch erhaltenen Tempelbauten. Auch in der italienischen Renaissance tritt das Streben nach einem Zusammenwirken der Künste zu Tage. Welch stilvollen plastischen Schmuck weisen beispielsweise die Säle im Dogenpalaste zu Venedig auf, und wie häufig haben sich die Maler des Cinquecento die Architektur zu ihren großen Fresken selbst dazu komponiert und dieselbe teils in Stein ausführen lassen, teils durch gelungene, in Farben hergestellte Imitationen der architektonischen Motive ersetzt. — Leider können sich unsere Architekten nicht dazu entschließen, der Malerei genügend weite Räume für größere Schöpfungen zuzugestehen. Nur Hansen, der Erbauer des Parlaments-Palastes, hat noch gleich den ihm vorschwebenden antiken Vorbildern Sinn für einen harmonisch ausklingenden Wettstreit der Künste.“

Bei diesem Anlasse kamen wir auf die Anwendung der Polychromie in der Architektur zu sprechen, welcher Mafart ihre volle Berechtigung zuerkennt, wenn sie mit richtigem Geschmacke und passender Farbenzusammenstellung angewendet wird.

Eine vor wenigen Jahren in einer hiesigen Vorstadt erbaute Kirche entspricht in ihrer polychromen Ausschmückung nichtsweniger als den soeben angeführten Bedingungen. Von diesen Bauwerken lenkte sich das Gespräch auf die innere Restaurierung des Stefandoms, mit welcher der Meister durchaus nicht einverstanden zu sein scheint, und auf den Rathausbau. Hier erfuhr ich, daß den ursprünglichen Intentionen gemäß die anfangs als flach geplante Decke des großen Saales von Mafart mit den Fresken des Festzuges von 1879 geschmückt werden sollte. Als man später die Decke einwölbte, blieben für die Fresken nur zwei kleine Räume an den beiden Schmalseiten des fünfmal so langen als breiten Saales übrig, worauf der Künstler auf die Ausführung dieser Bilder gänzlich verzichtete. —

Die Unterredung wurde nun durch den Eintritt der Frau des Professors, einer überaus eleganten und sympathischen Erscheinung, unterbrochen, deren Toilette wir den geehrten Leserinnen schon darum nicht vorenthalten wollen, weil sie so vollständig in das künstlerische Intérieur des Ateliers paßte: Ein Negligée von dunkelolivengrünem Blüsch, vorn mit kostbaren Spitzen von Cremefarbe aufgepufft; Brosche und Ohrgehänge von selten schönen und großen Brillanten. Doch nicht vermöge der Toilette allein paßt die schlanke, vornehme Gestalt der Frau vom Hause in dieses Heiligtum der Kunst; ganz abgesehen von der anmutsvollen Grazie, die in jeder ihrer Bewegungen liegt und ihr angeboren scheint, nimmt Frau Bertha Mafart so lebhaften Anteil an dem künstlerischen Schaffen ihres Gemahls, daß ihr der Meister gewiß manche Anregung und Ermunterung zu danken hat. Nachdem ich ihr vorgestellt worden, bestand sie in lebenswürdigster Weise darauf, daß wir uns durch ihre Gegenwart ja nicht abhalten lassen sollten, die frühere Unterredung fortzusetzen. — Ich erkundigte mich nun nach den neuesten Bildern des Meisters. „Der Frühling“ soll ein Seitenstück zu seinem „Sommer“ bilden. Wie dort das Motiv des Bades als für die Jahreszeit bezeichnend und zugleich malerisch schön gewählt erscheint, so sollen hier die beiden jugendlichen Gestalten,

die in ihnen erwachende Liebe, das Aufblühen in der Natur, die Lenzesstimmung, wiedergeben. — „Am meisten aber“, bemerkte der Künstler, „beschäftigen mich gegenwärtig die Arbeiten für das kunsthistorische Museum. Die mir von der Regierung vor zwei Jahren zugewiesene Aufgabe besteht in der malerischen Ausschmückung des Treppenhauses. Zwölf Lünetten sollen mit Bildern versehen werden, welche die wichtigsten Momente in der Geschichte der Kunst zum Gegenstande haben. Hierzu ist die Decke mit einer im großen Stile gehaltenen allegorischen Darstellung zu versehen.“ Zu letzterer zeigte mir Makart die Skizze, welche in der Mitte den Lichtgott Apoll darstellt, wie er die Finsternis, mit ausgelöschter Fackel, in die Tiefe stürzt. Von den für die Lünetten bestimmten Bildern sind bereits sechs vollendet. Das erste zeigt Raffael mit seiner Madonna und dem Christuskinde; das zweite das Bild Rembrandts von zwei Genien gehalten, das dritte Rubens mit seiner Frau, das vierte Tizian malend, vor dem Modell zu seiner Venus; das fünfte und sechste sind räumlich größer und stellen allegorische Gestalten der Fama mit der religiösen und profanen Kunst zu beiden Seiten und die Malerei, eine Figur von wunderbarer Schönheit, dar.

„Ich hatte,“ erklärte Makart, „hinsichtlich der Ausschmückung des kunsthistorischen Museums, insbesondere der Gemäldegalerie-Säle, ganz eigene Ideen, mit denen ich in den maßgebenden Kreisen leider nicht durchgedrungen bin. Meiner Anschauung nach wäre es endlich an der Zeit von dem in den Museen festgehaltenen konventionellen Stile abzugehen. Da dachte ich mir, daß beispielsweise in dem Saale, der für die Gemälde der Venetianer bestimmt wäre, sämtliche Bilder die jener Zeit entsprechenden Rahmen erhalten sollten; ebenso müßte die Decke in dem Geschmacke und in dem herrschenden Farbenton jener Kunst-epoche geschmückt sein; die Ecken des Saales wären mit entsprechenden Kaminen zu verkleiden, in der Mitte könnte man Altarbilder in den geschnitzten Schreinen der damaligen Zeit anbringen. So würde der ganze Raum etwas künstlerisch Harmonisches und im wahren Sinne Malerisches bieten. In ähnlicher Weise würde ich die Bilder der niederländischen Meister in dem ihnen bestimmten Saale mit jenen schwarzen Rahmen versehen haben, die zur Zeit, da die herrlichen Porträts in den schwarzen Gewändern mit den kostbaren Spitzenkrausen am Halse und an den Armen geschaffen wurden, allgemein gebräuchlich waren. Allerdings müßten diese Bilder dann ebenso wie damals von einem Goldgrunde absteigen, wobei mir eine Imitation der niederländischen Goldtapeten vorschwebt. Dem entsprechend müßte auch die ganze übrige Ausstattung den Charakter jener Kunst-epoche an sich tragen.“ Als ich bemerkte, daß die Ausführung dieser originellen und echt künstlerischen Pläne wohl die für das Museum bestimmten Fonds sehr überschritten haben würde, verneinte dies der Meister. Frau Makart aber warf lächelnd ein, daß die Budget-Überschreitung sicher nicht jene enorme Höhe erreicht haben würde, die bei einer der zuletzt aufgeführten Monumentalbauten die Wiener in wahres Erstaunen versetzte. Über die großen Meister des Cinquecento befragt, äußerte der Professor, daß er sich zu jenen am meisten hingezogen fühle, die wie Raffael und Michelangelo ihre erhabenen und gewaltigen Konzeptionen nicht bloß auf

Tafelbilder beschränkten, sondern bei ihren herrlichen Fresken darauf bedacht waren, sie mit den architektonischen Motiven der meisten Säle und Hallen in Einklang zu bringen. Makart geht in dieser Anschauung soweit, daß er sich zu jedem seiner Gemälde ein bestimmtes, dem Geschmacke desselben angepaßtes Interieur hinzudenkt und, wie er mir an einer Skizze zeigte, sogar dazu komponiert. Für seine seltene dekorative Begabung spricht übrigens sein oft beschriebenes und in Abbildungen reproduziertes Atelier. „Hier meinte er, wird sich jedes meiner Gemälde wirkungsvoll präsentieren; Sie sehen die verschiedensten Bilder neben einander, und keines wird durch das andere geschlagen. Wenn man aber eines herausnimmt und in dem nüchternen Saale einer Gemäldegalerie neben andere einreicht, so wundere ich mich nicht, wenn man findet, daß dasselbe einen dunkleren Ton habe.“ Der Professor zeigte mir dann eine Skizze zu der künstlerisch-dekorativen Ausstattung der Hauptwand in dem Gartensalon eines Lustschlosses und überraschte mich durch die in Farben ausgeführten Entwürfe zu einer gothischen Gruskapelle und zu einem prachtvollen Palastbau im Renaissance-Stil, bei welchem das Problem der Anbringung der Kuppel über einem Langbau glücklich gelöst erscheint; die Spitze der Kuppel wird von einem Kreise von Genien gekrönt. — Diese architektonischen Studien, die sich in vollem Einklange mit seiner Kunstanschauung befinden, zeigen, daß Makart auf einer weit höheren Stufe steht, als jene annehmen, die ihn unter die Maler unserer Zeit als den größten der Koloristen einreihen. In seinen hochfliegenden Ideen steckt etwas mit der kühnen Schöpferkraft Richard Wagners Verwandtes; möge es ihm wie diesem vergönnt sein, wenigstens den einen oder den anderen auf das Zusammenwirken der Künste gerichteten Plan verwirklicht zu sehen. —

Man kann sich nicht leicht zwei verschiedenere Kunst-Individualitäten denken, als Makart und Canon. Schon in der äußeren Erscheinung weisen sie die größten Gegensätze auf. Makart ist von kleiner, schwächerer Gestalt, auf der sich sein schöner, von schwarzem, vollem Bart und Haar unrahmter Kopf fast etwas zu gewaltig ausnimmt; Canon hat eine hohe mächtige Gestalt; sein dichter, grauer Bart wallt von Lippen und Kinn bis tief über die breite Brust herab. Makarts Auftreten hat im ersten Augenblicke etwas schüchtern Befangenes, das zu seinem zierlichen Wesen stimmt; der Blick seiner dunklen Augen ist ernst und prüfend. Canon hat etwas Martialisches in seinem Außern; sein Auftreten ist sicher und entschieden; er trägt sich stets in origineller künstlerisch-genialer Weise und kann sich im Gespräch erwärmen und mitunter recht jovial dreinschauen. Auch sein Atelier im ersten Stockwerk eines Hauses der Vorstadt Landstraße trägt einen von Makarts Kunsttempel grundverschiedenen Charakter an sich; nicht darum, weil es räumlich viel kleiner ist und sich auf ein etwas niedriges Gemach beschränkt, sondern weil die ganze Ausschmückung desselben eine ganz andere Geschmacksrichtung verrät. Waffen- und Jagd-Trophäen sind hier der vorherrschende Schmuck und deuten auf die Neigungen des Künstlers hin. In dekorativer Hinsicht hält sich Canons Atelier

von allem Konventionellen möglichst fern und trägt sein eigenstes Gepräge scharf an sich.

Anfangs wollte unser Gespräch nicht recht in Fluß kommen, und über seine Arbeiten zeigte sich der Meister etwas zurückhaltend. Dieselbe Aufgabe, die Makart im kunsthistorischen Museum zufällt, hat Canon im naturhistorischen Museum auszuführen; ich traf ihn gerade an dem ersten Entwürfe eines für die Gabinetten bestimmten Bildes beschäftigt. Die zwölf Bilder werden die Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen versinnlichen; zwei die Zoologie darstellende Traumgestalten hatte ich Gelegenheit vollendet zu sehen; geistvoll und bedeutend in der Auffassung tragen sie jenen goldigen Farbenton an sich, der den Bildern Canons eigen ist und an die Gemälde der alten italienischen Meister erinnert. Seine jüngste Arbeit befindet sich, wie erwähnt, noch im Stadium des Entwurfes und weist in flüchtigen Kohlenstrichen die Gestalt der Kristallographie. Bei dem Deckengemälde zu diesem Cyclus von allegorischen Gestalten schwebt dem Meister der von ihm in kurzem dahin bezeichnete Gedanke vor, den Kreislauf des Lebens darzustellen. Die Mitte soll eine sphinxartige Gestalt einnehmen, von welcher als von der schöpferischen Kraft alle Güter und Tugenden ausgehen; eine Idee, die dem Künstler Gelegenheit bietet, eine Fülle von herrlichen Figuren zu schaffen; den Schluß sollen zwei Reiter bilden, von denen der eine glücklich seinem Ziele zueilt, während der andere jählings abstürzt. Das Ganze kann man sich, nach den von dem Meister hierüber gemachten Andeutungen, als eine Art von Apotheose der Naturwissenschaft, als ein ins modern Wissenschaftliche übertragenes jüngstes Gericht vorstellen. —

Das Madonnen-Altarbild, welches bei der letzten Jahresausstellung im Künstlerhause die Bewunderung von Kennern und Kunstfreunden erregt hatte, so daß man dasselbe den hervorragendsten Werken der berühmten Italiener an die Seite stellte, führte unser Gespräch auf die klassische Kunstepoche. —

„Man hat mir das oft gesagt,“ bemerkte Canon, „daß meine Bilder den Einfluß der alten italienischen Meister verraten; doch ist dies nicht ganz richtig. Die Vorbilder, denen ich nachgestrebt, waren die Niederländer Van Eyck, Hemling u. a., die sich ja in unverkennbarer Weise an die Italiener angelehnt und uns sowohl stofflich als zeitlich näher stehen. Stofflich, indem sie mit großer Meisterschaft das Porträt und Genre behandeln; zeitlich, indem die niederländische Malerei nicht so rasch und unvermittelt abbricht, wie die italienische, sondern sich bis ins vorige Jahrhundert hinein fortsetzt, so daß sie eine gewisse Anknüpfung an die neuere Kunst bildet.“ Auf meine Frage nach seinem Urtheile über die künstlerische Produktion der Gegenwart zeigte sich der Professor begreiflicherweise etwas reserviert, doch scheint ihm das Vorherrschen des Naturalismus ernste Bedenken einzuflößen. In Italien vollends sei die Kunst — mit wenig Ausnahmen — in vollem Niedergange; weder in der Malerei noch in der Skulptur werde dort mehr großes geschaffen. Ja es sei geradezu unbegreiflich, wie ein Volk, welches die herrlichsten Werke der klassischen Kunst stets vor Augen habe, an den Verirrungen der modernen Richtung so viel Gefallen finden könne.

Wer den Impressionismus noch zur Kunst rechne, dem fehle offenbar der Sinn für das Schöne, auf dem ja jede künstlerische Schöpfung basieren müsse. —

Im Laufe des Gespräches berührte ich den Namen des geistvollen, aber barocken Brüsseler Malers Bierß, der gleichzeitig Bildhauer, Architekt und Dichter gewesen und den Canon persönlich gekannt hatte. Über die Art, wie dieses merkwürdige Talent sich Bahn gebrochen, erzählte mir der Professor, nachdem er sich eine neue Zigarrette gedreht und angezündet, folgende Anekdote: Zur Zeit, da Ingres Direktor der französischen Kunstakademie war und einen bestimmenden Einfluß auf die Aufnahme der Bilder in den Pariser Salon ausübte, reichte der damals noch unbekannte Bierß einen Hektor mit der Leiche des Patroklos ein, ein Bild, das große Vorzüge besaß. Nichtsdestoweniger wurde dasselbe von dem gestrengen Ingres zurückgewiesen. Daraufhin ließ sich Bierß aus der Sammlung eines Brüsseler Kunstfreundes, Herrn Van Loo einen wundervollen Kopf von Rubens aus und zeichnete auf dem unteren Rande desselben mit leicht verwischbarer Farbe seine Namens-Chiffre ein. Auf diese Weise in einen echten Bierß umgestaltet, ward nun der Rubens an Ingres nach Paris geschickt, um in den Salon aufgenommen zu werden. Der Akademiendirektor, für den die Namens-Chiffre Ausschlag gebend schien, wies aber auch dieses Bild zurück, und daraufhin veröffentlichte Bierß den ganzen Vorgang in einer voluminösen Broschüre, worin Herr Ingres wenig Schmeichelhaftes gesagt ward und die ihm offenbar sehr geschadet haben würde, wenn die ganze Sache von der Pariser Künstler-Clique nicht vertuscht worden wäre. Die belgische Regierung aber ward hierdurch auf den einheimischen Maler aufmerksam und setzte ihm unter der Bedingung, daß seine Werke fortan im Lande bleiben sollten, einen Jahresgehalt aus. Wenn er sein Budget überschritt und Geld brauchte, was nicht selten vorkam, so durchzog er die verschiedensten Gegenden Belgiens und malte für billigen Preis kleine Porträtköpfe. Sein Museum in Brüssel nebst dem dazu gehörigen Garten, dessen Blumenbeete und Baumgruppen die Karte Europas darstellen sollen, gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Auch ihm war bei seinen künstlerischen Schöpfungen wie so manchen anderen die Schönheit nicht der Hauptzweck; er arbeitete viel auf grellen Effekt hin und führte in seinen Bildern oft politische und soziale Ideen in bizarrster Weise aus." Als ich Professor Canon bat mir mitzuteilen, auf welche Weise er sich selbst der Künstlerlaufbahn zugewendet, erzählte er mir einiges aus seinem Leben, wobei er mit sichtlich Vorliebe bei den Erinnerungen aus seiner militärischen Karriere verweilte. Da er noch Kavallerie-Offizier war, zeichnete er zwar schon recht gut, dachte aber nicht im entferntesten daran, je Künstler zu werden. Unerwartete Schicksalsschläge veranlaßten den jungen Mann mit Beibehaltung seiner Oberleutnantscharge den Dienst zu quittieren und die früher unterbrochenen polytechnischen Studien wieder aufzunehmen. Seine Tischgenossen in einem bescheidenen Gasthause waren damals mehrere junge Maler, Schüler Professor Rahls. Er sah häufig ihre Arbeiten, interessierte sich dafür; und so kam ihm der Gedanke, ob er es ihnen nicht gleichthun könnte. Nachdem er in Wien seine künstlerischen Studien begonnen, wendete er

sich nach Karlsruhe, wo er sich an den Vorbildern der alten Meister heranbildete. Vier Jahre nachdem er den Entschluß gefaßt Maler zu werden, verkaufte er um hohen Preis sein erstes Bild, und damit schien seine Existenz gesichert, sein Künstlerruhm begründet. — Zu den größten Vergnügungen des Meisters zählen die Jagd und das Reisen. Er hat Zentralbrasilien besucht und war wiederholt in Afrika, von wo er reiche Jagdbeute mit nachhause brachte. Vier prachtvolle Pantherfelle, Hyänen, Schakale, Wölfe, ausgestopfte Adler und Geier zieren sein Atelier, und unerschöpflich ist er in lustigen Geschichten über seine Jagdzüge. Seine letzte Ausbeute war ein Schakal, den er in den Ruinen Karthagos mit Revolverschüssen erlegt. Seine Jagdpassion, sowie seine ausgedehnte Belesenheit, ernste wissenschaftliche Bildung und die ihm eigene Gabe geistvoller Gauserie haben ihn dem Kronprinzen näher geführt, der die hervorragende Bedeutung des Meisters wohl zu würdigen versteht. In seinem Wesen kann er die alte Soldatennatur so wenig verleugnen, daß man ihn weit eher für einen Schlachten-, als für einen Historien- und Porträtmaler halten würde. Bei aller Biederkeit aber liegt in seinem Auftreten der vornehme Ton, der unseren Kavallerieoffizieren von jeher eigen war. Seine Bekanntschaft kann man sich als einen wahren Gewinn anrechnen, und sein Umgang mag reiche, geistige Anregung bieten.

„Herr Professor von Angeli ist vor wenigen Tagen abgereist und dürfte kaum vor dem Herbst zurückkehren.“ So lautete die für einen Interviewer allerdings ziemlich trostlose Auskunft, die mir der Portier der Akademie der bildenden Künste erteilte. Ich ließ mich hierdurch aber nicht abhalten das Atelier des Meisters zu besichtigen, wobei mir einer seiner Freunde in bereitwilliger Weise den Cicerone machte. Einem anderen Freunde des großen Porträtmalers verdanke ich die in Folgendem eingestreuten charakteristischen Züge aus seiner künstlerischen Thätigkeit. Das Atelier Angelis in der Akademie ist ein mäßig großer, elegant und geschmackvoll decorierter Raum, welcher mehr den Eindruck eines Salons macht, in dem man sich gern zu einem Plauderstündchen niederläßt, als einer Heimstätte künstlerischen Schaffens. Hier hat das Porträt die Alleinherrschaft. Die aufgestellten, sprechend ähnlichen Bilder repräsentieren eine so illustre Gesellschaft, wie man sie schwerlich in dem Atelier eines anderen Porträtmalers vereinigt finden wird.

Da ist vor allem das lebensgroße, für das Wiener Rathhaus bestimmte Bild des Kaisers Franz Josef I. im Ordensornate des goldenen Blißes; dann das bekannte Bild der Kronprinzessin Viktoria von Deutschland; an einer Seitenwand erblicken wir den überaus interessant gemalten Kopf Moltkes, eine Studie zu dem von der Stadt Breslau bestellten Bilde des Feldherrn; ferner ein Brustbild der Prinzessin Karl Theodor von Bayern und Porträts mehrerer Damen des hiesigen Hochadels. Wie uns der etwas wortfarge Führer versichert, pflegt der Professor in der Regel sehr rasch zu arbeiten. Vor seiner Abreise nach Berlin, wo er gegenwärtig den deutschen Kronprinzen als Gegenstück zu dem Bilde der Kronprinzessin

zu malen hat, ward ihm in seinem Atelier der auszeichnende Besuch des Kaisers zu teil. Eine projektierte Reise an den englischen Hof mußte infolge des plötzlichen Todes des Herzogs von Albany aufgeschoben werden. Von Berlin wird sich der Künstler zunächst nach Sigmaringen begeben. Angeli ist der Liebling der Hofreise und der vornehmen Gesellschaft; einerseits wegen seines ungezwungenen, natürlichen Wesens und dann aus dem Grunde, weil er die hohen Herrschaften zumeist so malt, wie sie gemalt zu sein wünschen; d. h. ihnen selbst auf die Stellung und Haltung den größtmöglichen Einfluß einräumt. Wenn wir das Bild der Königin von England betrachten, wie sie die Hände in dem Schoße, ein Taschentuch vor sich hin hält, so erkennen wir sofort, daß diese Pose unmöglich vom Künstler arrangiert worden sein konnte; dabei ist das Bild unendlich lebenswahr, denn Angeli scheint nur soweit zu idealisieren, als es die Gesetze der Kunst und Schönheit dringend erheischen. Diese bilden denn auch die einzige Grenze für die freie Wahl seitens der von ihm porträtierten hohen Persönlichkeiten. Im Verkehre mit denselben giebt sich der Künstler anscheinend ganz ungezwungen, weicht von dem ihm eigentümlichen wienerischen Dialekte nicht ab, was man „ganz nett“ findet, weiß aber stets, wie weit er in seiner Natürlichkeit gehen darf, sodaß er sich nie einen Scherz erlauben wird, den man übel aufnehmen könnte, wodurch sein Umgang mit den höchsten Kreisen eine gewisse Sicherheit gewinnt. Dem hiesigen Hofe bringt er aus der Hauptstadt Preußens die neuesten Berliner Anekdoten mit, während er andererseits in Berlin mitunter „Gstanzeln“ und „Todler“ zum Besten giebt, oder auch wohl mit seiner angenehmen klingenden Tenorstimme ein Schubertsches Lied vorträgt, wobei man ihm im königlichen Schlosse gern zuhört. Wenn er in Reichenau am Fuße des Semmering weilt, so pflegt das zur Sommerszeit im nahen Payerbach residierende erzherzogliche Paar zuweilen sein Atelier zu besuchen. Einst trat die schöne Prinzessin Maria Theresia (Gemahlin Erzherzog Karl Ludwigs), auf dem Wege zur Karalp in richtiger Touristenkleidung mit nägelbeschlagenen, aber trotzdem graziös gearbeiteten Schuhen, bei dem Meister ein. Als dieser die hohe Frau in dem ebenso aparten als ihr wohl zu Gesicht stehenden Anzuge erblickte, äußerte er bewundernd: „Ei, ei, kaiserliche Hoheit; das hätt' ich nit geglaubt, daß man mit so kleine Schucherln und so kleine Fußerln auf die Kar gehen könnt!“ — Als er einmal den Kaiser porträtierte, war von verschiedenen Malern die Rede, die in früherer Zeit Bilder von dem Monarchen gemalt. „Erinnern sich Majestät,“ bemerkte Angeli, „noch an den Künstler, der um Sie zu malen, Glacehandschuhe angezogen? War das nicht urkomisch?“ Die Art, wie dies vorgebracht wurde, wirkte so drollig, daß der Monarch lächeln mußte. Ein anderes Mal führte ihn Angeli durch die Ausstellung im Künstlerhause, und da sich unter den kurz zuvor für den Kaiser von einer Kommission angekauften Bildern einige herzlich unbedeutende Werke befanden, bei denen die Protektion mehr ausschlaggebend gewesen sein mochte als der Kunstwert, scheute sich der Maler nicht, dies dem Kaiser anzudeuten und ihn gleichzeitig auf einen Künstler aufmerksam zu machen, dessen Talent eine Unterstützung verdiente.

„Majestät, jetzt hat man Ihnen soviel Schmarren z'sammengekauft, daß Sie auch ein gutes Bild, wie das hier, von einem armen talentvollen Künstler ankaufen könnten; der junge Mann verdient eine Unterstützung und Ermunterung.“ Der Kaiser sah sich das Bild an und nickte zustimmend mit dem Haupte. Dann wurde die Besichtigung der anderen Säle fortgesetzt. Als der Monarch beim Weggehen die Treppe hinabschritt und Angeli gegenüber seine Befriedigung über die Ausstellung im allgemeinen aussprach, erlaubte sich dieser die Äußerung: „Jetzt haben Majestät doch vergessen das Bild zu kaufen, das ich Ihnen empfohlen hab'; es geschähe ein gutes Werk damit.“ In seiner großen Güte nahm der Kaiser diese etwas gewagte Bemerkung nicht ungnädig auf. Das bewußte Bild aber ließ er am nächsten Tage ankaufen. Seitdem kommt es vor, daß sich der Monarch die Liste der ihm zum Ankaufe vorgeschlagenen Bilder vorlegen läßt, sich damit selbst ins Künstlerhaus begiebt und nach eigener Wahl ihm minder zusagende Bilder von der Liste streichen und dafür andere dazu notieren läßt. —

Angelis Ateliernachbar in der Akademie ist der Schlachtenmaler Professor L'Allemand, ein etwa 40jähriger, schlank gewachsener Mann, mit braunem Bart, geistvollen, hellen Augen, von freundlichem, einnehmendem Wesen; gleich Angeli ein geborener Wiener. Das Atelier ist mit militärischen Emblemen aller Art geziert: mit Waffen, Helmen, Tschakos und anderen Ausrüstungsgegenständen aus den verschiedensten Zeitepochen. In der Nähe der Thür hinter einer Staffelei befindet sich das naturgetreue Modell eines vorschriftsmäßig gefattelten Militärpferdes, auf einem Fauteuil liegt die Uniform des Feldmarschall Laudon, die der Künstler zu dem berühmten Bilde des großen Feldherrn benützte. Auf der Staffelei sehen wir ein in der Vollendung begriffenes Bild des Kaisers in der Marschallsuniform mit dem blauen Groß-Cordon und Stern des Hosenbandordens. Das Porträt ist ein Geschenk des Monarchen für den gewesenen englischen Botschafter am Wiener Hofe, Sir Henry Elliot.

Die Ähnlichkeit ist meisterhaft getroffen, und in dem ganzen Charakter des Bildes tritt die Hoheit und Milde des Originals auf den ersten Blick hervor. Der Künstler verhehlte mir nicht, daß die Züge des Kaisers schwer wiederzugeben seien. Malerische Bedenken erweckte ihm das dunkelblaue Band auf der weißen Uniform und von einer Kopie des Porträts, die er mit dem rot-weißen Bande des Leopold-Ordens für die orientalische Akademie anfertigte, versprach er sich eine bessere Wirkung. Er erzählte mir, daß ihm der Monarch im vergangenen Winter wiederholt in den Stefans-Appartements der Hofburg zu dem Bilde gesessen. Seine Majestät hatte sich hierbei stets in leutseliger Weise mit ihm unterhalten und im Gespräche die Ereignisse des Tages oder Kunstfachen berührt, wobei es dem Künstler auffiel, welch staunenswertes Gedächtnis der Kaiser für Bilder bewahrt, die er einmal in seinem Leben, und sei es noch so lange her, gesehen. Auch bei seinem letzten Besuche in L'Allemands Atelier äußerte der Monarch ein sichtlich Interesse für die Vollendung seines Porträts wie für die Fortschritte,

welche die anderen in Arbeit befindlichen Gemälde des Künstlers gemacht; sie wurden sämtlich bis auf die hierzu gefertigten Farbenskizzen in allen Einzelheiten besichtigt, so daß der Kaiser eine volle Viertelstunde in dem Atelier verweilte, wobei er es nicht an anerkennenden Worten für den Maler fehlen ließ. Außer den Kaiserbildern und einem Porträt des Erzherzogs Rainer hat der Meister in diesem Augenblicke ein großes, den Einzug des 8. Dragoner-Regiments in die Hofburg darstellendes Gemälde auf der Staffelei. Das Bild ist ein Seitenstück zu dem Einzuge der Dampierre-Kürassiere, welche 1619 durch ihr plötzliches Erscheinen in der Hofburg Kaiser Ferdinand II. aus der Gewalt des protestantischen Adels befreit hatten. Seither genießt das Regiment das Privilegium bei seiner jeweiligen Ankunft in Wien mit klingendem Spiel durch die Hofburg zu marschieren, wobei der Oberst in Marschadjustierung vor dem Kaiser in dessen Appartements erscheinen darf. Nun ist das 8. heute Graf Sternberg'sche Dragoner-Regiment dasselbe, welches dereinst Dampierre zum Inhaber hatte. Als es vor einigen Jahren in Wien Garnison bezog, machte es von seinem Privileg Gebrauch, und der Kaiser begab sich mit seinen General-Adjutanten in den Burghof, um die Reiter an sich vorbei defilieren zu lassen. Diesen Moment hat L'Allemand in einem meisterhaften Bilde verewigt. Aus dem zu der Stadt und dem Burgtheater führenden Thore kommt das Regiment hereingeritten; die graue Fassade des Schlosses mit den kaiserlichen Appartements glänzt in hellem Mittagssonnenschein; dem Thore zunächst steht der Kaiser mit seiner Suite, neben ihm der Oberst des Regimentes zu Pferde; eine Anzahl Neugieriger will sich zu beiden Seiten der einziehenden Reiter vordrängen und wird von der Hofburgwache zurückgehalten; darunter finden wir manches bekannte Gesicht; zum Teil Stammpublikum der mittäglichen Burgmusik. Sowohl die Offiziere an der Spitze des Regimentes, sowie mehrere Unteroffiziere und die zur Linken reitenden Trompeter haben Porträtähnlichkeit und sind gleich vielen der Pferde nach der Natur gemalt. Eine große Anzahl von Skizzen, welche sich der Künstler eigens zu dem Gemälde angefertigt, schmückt sein Atelier; jeder einzelne Kopf ist ein gelungenes Porträt. Das Gemälde ist ein Geschenk des Kaisers an das 8. Dragonerregiment, welches seinerseits dem Monarchen das ebenso vortreffliche Bild des Einzuges der Dampierre-Kürassiere verehrt hatte. — Das Abbilden der Pferde brachte mich darauf, den Meister um seine Ansicht über den künstlerischen Wert der in jüngster Zeit so vielfach angewendeten Moment-Aufnahmen der Pferde in den verschiedensten Gangarten zu befragen. — Dieselben, meinte er, hätten zwar als Studien viel Interesse, wären aber in den wenigsten Fällen für Bilder zu verwenden, da viele dieser Aufnahmen ganz ungewöhnliche und unmalerische Stellungen aufweisen. Dagegen bieten derartige Manöver-Photographien, z. B. das Bild einer im Galopp einherstürmenden Batterie, für den Schlachtenmaler recht instruktive Skizzen. — Wie mir der Professor erzählte, war er sowohl im Jahre 1864 auf dem schleswig-holsteinischen, wie 1866 auf dem italienischen Kriegsschauplatze. Leider kam er beide Male zu spät, um einer eigentlichen Aktion beizuwohnen, nichtsdestoweniger aber zog er aus den auf den Schlachtfeldern und im Kriegs-

leben überhaupt gewonnenen Eindrücken großen Nutzen für seine Studien. In seinem Atelier befinden sich zwei größere Skizzen der Schlacht von Custoza und eine Skizze der im Jahre 1789 von den Österreichern und Russen über die Türken gewonnenen Schlacht von Martinjestie, infolge welcher der die ersteren kommandierende Herzog von Koburg zum Marschall ernannt wurde. Das bedeutendste Schlachten-Gemälde L'Allemands ist die in der kaiserlichen Bilder-Sammlung befindliche „Schlacht von Kolin“, die der Künstler in seinem 23. Lebensjahre, wie er sagte, in jugendlicher Begeisterung gemalt hat. Ebendort ist auch das große Reiterbild Feldmarschall Laudons zu sehen, dessen Skizze eine Wand des Ateliers ziert.

Will man ein Stück echten malerischen Orients kennen lernen, so muß man das im zweiten Stockwerke der Akademie befindliche Atelier des Professors Leopold Karl Müller besuchen. Die farbenprächtigen Gemälde dieses Meisters, dessen Spezialität das Land der Pyramiden bildet, sind bei uns leider wenig bekannt, weil sie von der Staffelei sofort auf den englischen Markt wandern, wo sie zu fabelhaft hohen Preisen abgesetzt werden. Professor Müller, der seiner Studien halber neunmal in Ägypten war, ist erst vor sechs Wochen aus dem Nillande, wo er den ganzen Winter zugebracht, zurückgekehrt. Sein Atelier ist mit den kostbarsten orientalischen Teppichen, Stoffen und Gewändern ausgestattet; an den Wänden befinden sich seltene Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände der verschiedenen Stämme des Sudan; über dem Tische hängt eine jener eigentümlich geformten Lampen, wie solche sich nur in den Moscheen finden. Auf den Staffeleien fesselt unsere Aufmerksamkeit zunächst das malerische Intérieur eines Kaffeehauses in Assuan; männliche und weibliche Gestalten in reicher Drapierung, die Gesichtsfarbe vom hellsten Olivenfarb bis zum dunkelsten Schwarz fauern auf verschliffenen Teppichen in der Mitte des Raumes. — Das nächste Bild weist eine Volksszene bei Assuan; wir sehen als Hauptfigur ein ägyptisches Weib; ihr halbwüchsiges Kind trägt sie nach Landessitte rittlings auf ihrer linken Schulter. Da es uns auffällt, daß das Weib unverschleiert geht, befragen wir den Künstler darüber und erhalten die Auskunft, daß sich die Ägypterinnen nur, wenn sie Europäern begegnen, zu verschleiern pflegen. An den Wänden des Ateliers gewahren wir einen prächtigen „Kamelmarkt aus der Umgebung von Kairo“, ferner einige bekannte hiesige Kavaliere in der Kleidung von Afrika-Reisenden „hoch zu Kamel“, im Hintergrunde die Pyramiden; die stimmungsvolle Skizze einer Nillandschaft; eine Sammlung wundervoller Studienköpfe aus dem Lande der Pharaonen, darunter Frauenköpfe von entzückender Schönheit, von denen das Profil der einen ein vollendetes Sphynx-Profil aufweist. Auch unter diesen Studien sind alle Schattierungen der Hautfarbe bis zu dem tiefen Schwarz des Zulu-Kaffers vertreten. Das Landschaftliche atmet auf Müllers Gemälden die volle Farbenglut der afrikanischen Sonne; das Azurblau des Himmels, der grelle Gegensatz der von dem hellen Lichte beschienenen Sandwüste oder des Mauerwerks mit den dunklen Schatten ist meisterhaft wiedergegeben; in dem Festhalten wahrhaft malerischer

Momente, in der Gruppierung der Gestalten, der Charakterisierung der Physiognomien, in deren lebensvoller Bewegung, tritt die große Beobachtungsgabe und echt künstlerische Auffassung des Meisters hervor, der uns außer seinen ägyptischen Schätzen auch einige überaus fein gemalte Damenporträts zeigte. —

Professor Leopold Müller ist ein stattlicher Mann in den besten Jahren, von elegantem Äußeren, mit dunkelblondem Haar und blondem Schnurrbärtchen und von der ägyptischen Sonne etwas gebräuntem Teint. Über die gegenwärtigen Zustände in Egypten hat er eine ziemlich pessimistische Anschauung und bestätigt, was wir schon von anderer Seite erfahren, nämlich, daß mit dem seit etwa zwei Jahren herrschenden neuen Regime im Nillande alle Ordnung und Disziplin außer Rand und Band gegangen sei. Der Sieg von Tel el Kebir, dem diese Umwälzung zu danken, werde im Lande mit Hinweis auf die Erkaufung desselben bezeichnend genug der Sieg von Tel el Bakschisch benannt. — „Von dem Mahdi,“ äußerte der Professor, „spricht man in Kairo nicht viel; doch sind die Leute über seine Fortschritte wohl unterrichtet, denn die arabischen Zeitungen, welche mehr gelesen werden, als man hier annimmt, wissen hierüber Wunderdinge zu berichten. Nach den letzten Eindrücken, die ich dort empfangen, halte ich es nicht für unmöglich, daß der Mahdi, der sich nun auch Berbers bemächtigt, von dort über Dongola und Korosko nach Wadi Halfa an den Nil vordringt.“ „Sind die ägyptischen Soldaten wirklich so feig, wie man sie schildert?“ erlaubte ich mir zu fragen. „Als feig haben sie sich bisher nur gezeigt, wenn sie von englischen Offizieren befehligt, gegen mohammedanische Glaubensgenossen zu Felde zogen. Unter ihren eigenen Offizieren leisteten sie, wie die Geschichte der letzten 60 Jahre zeigt, mitunter Wunder von Tapferkeit.“ Von dem gewesenen Bizekönig Ismaël Pascha, den der Künstler persönlich kannte, hat er eine gute Meinung und hält ihn für einen selten befähigten und gebildeten Mann; wogegen ihm der gegenwärtige Khedive Tewfik Pascha den Eindruck einer schwachen Natur machte. Sehr flug und versiert, ja ein Staatsmann von europäischer Bildung, sei der jetzt an der Spitze des Ministeriums stehende Armenier Rubar Pascha, mit dem der Professor gleichfalls Gelegenheit hatte, zu verkehren. — Die eingeborene Bevölkerung ist dem Künstler sehr sympathisch; er hält dieselbe für überaus gutmütig und hatte sich, wiewohl er nur wenig arabisch spricht, auf seinen bis über Assuan ausgedehnten Reisen nie über Unzukömmlichkeiten oder gar räuberische Anfälle zu beklagen. Das Modellstehen aber erklären die Leute als mit den Satzungen ihrer Religion unvereinbar, weshalb es nicht immer leicht fällt, sie dazu zu bewegen, zu einer Skizze zu stehen oder zu sitzen. Wenn ihn in einem Dorfe das Volk zeichnen oder malen sah, drängte es sich neugierig um ihn und flüsterte sich zu, daß er „eine Fantasia“ mache; ein Ausdruck, mit dem alles in die Sinne fallende Seltsame, Tänze, Aufzüge u. s. w. bezeichnet wird. Die Engländer sind begreiflicherweise bei der Bevölkerung sehr unbeliebt; in dem Maße, als die Verstimmung gegen sie zunimmt, wächst die Sympathie für die Franzosen. — Die knapp zugemessene Zeit gestattete es mir nicht, den Professor noch über den Beginn seiner künstlerischen Laufbahn zu befragen; doch hörte ich nachträglich, daß er früher

durch einige Jahre für das Wiener Witzblatt „Figaro“ gezeichnet, und daß mehrere der humoristischsten Typen dieses Blattes den großen Maler-Egyptologen zum Urheber haben. Im nächsten Winter beabsichtigt Leopold Müller wieder nach Kairo zu gehen, vorausgesetzt, daß es ihm dann die politischen Ereignisse und der Mahdi noch gestatten. —



Berlioz in Deutschland.

Von

L. v. Herbeck.

Das „nemo propheta in patria“ ist ein sehr abgebrauchtes und nur zu häufig mißbrauchtes Sprichwort. Wenn irgend eine Mittelmäßigkeit sich nicht den gewünschten Beifall der Mitbürger zu erringen vermag, dann seufzt sie mit einem melancholischen Blicke gegen den Himmel: „o undankbares Vaterland“, und die Freunde sagen: „Der hätte auch nicht daheim bleiben sollen mit diesen Talenten!“ In vielen Fällen kann man das Sprichwort jedoch trefflich anwenden, und als Beispiel für die Stichhaltigkeit desselben lassen sich zwei der älteren Zeit angehörige Namen ersten Ranges anführen: Händel und Shakespeare. Sie beide sind, wie Gervinus treffend bemerkt, nicht in ihrem Vaterlande groß geworden: Händel mußte nach England gehen, um voll erkannt zu werden, Shakespeare wurde erst lange nach seinem Tode infolge der beispiellosen Erfolge, die seine Dichtungen in Deutschland errangen, in seiner Heimat jener hohe Rang unter den Dichtern eingeräumt, welcher ihm gebührt. Ein drittes Beispiel aus neuerer Zeit beweist die Anwendbarkeit des Sprichwortes wieder ganz klar. Man blicke auf Hector Berlioz. Dieser überaus geniale Mann wäre ohne Deutschland heute gewiß „vergessen und versunken“ und — wären nicht gewisse Umstände eingetreten — es könnte einem wohl passieren, daß man in Paris bei Nennung des Namens Berlioz ein neugieriges *que c'est que ça?* zur Antwort bekäme.

Daß es bei Berlioz so und nicht anders kam, ist eigentlich eine natürliche Sache. Seiner Musik fehlen beinahe alle jene Eigenschaften, welche der Franzose an dieser Kunst so sehr liebt. Die Leichtlebigkeit der Nation, welche beispielsweise Auber in seinen Melodien so graziös zum Ausdruck bringt, wird man in Berlioz' Werken kaum in einem Takte gewahr. Seine Musik ist tiefsinnig, grübelnd; die Form selten tadellos, häufig sogar zerhackt: kein Wunder, daß seine Landsleute nur wenig Gefallen daran fanden, und der Meister bald zur Einsicht gelangte, daß die Schöpfungen seines Geistes wenig im Einklang standen mit dem französischen Geschmacke. Richard Wagner, welcher ihn im Jahre 1840 in Paris kennen lernte, schreibt über den französischen Musiker: „Berlioz zog mich trotz seiner abstoßenden Natur bei weitem mehr an; er unterscheidet sich himmelweit von seinen Pariser Kollegen, denn er macht seine Musik nicht fürs Geld. Für die reine Kunst kann er aber auch nicht schreiben, ihm entgeht aller Schönheits-

sinn, und mit wenigen Ausnahmen ist seine Musik Grimasse. Er steht in seiner Richtung völlig isoliert: an seiner Seite hat er nichts wie eine Schar Anbeter, die, flach und ohne das geringste Urtheil, in ihm den Schöpfer eines nagelneuen Musik-Systems begrüßen und ihm den Kopf vollends verdreht machten; — alles übrige weicht ihm aus wie einem Wahnsinnigen“. Auf den Kundigen dieses abfälligen Urtheiles mochte es daher einen höchst befremdenden Eindruck ausüben, wenn er in der letzten Märznummer der „Bayreuther Blätter“ einen aus jener Pariser Zeit stammenden nachgelassenen Aufsatz Wagners las, worin Berlioz' warm gedacht und seiner Kunst das größte Lob gespendet wird. Der Widerspruch läßt sich erklären. Während Wagner in diesem Aufsatz vermutlich wirklich das niederschrieb, was er über Berlioz dachte, hat er bei der Verfassung der bedeutend später erschienenen und vermutlich auch später verfaßten Autobiographie — worin die abfälligen Bemerkungen enthalten sind — sein Urtheil durch verschiedene Umstände beeinflussen lassen. Gerechtigkeit gegen lebende Kunstgenossen war bekanntlich Wagners Sache nicht, und je bedeutender ihm ein Kollege erschien, desto ungerechter gestaltete sich sein Urtheil über denselben. Da Berlioz eben schon eine ganz respectable Bedeutung erlangt hatte, so lassen sich die scharfen Worte Wagners erklären. Das in den Bayreuther Blättern veröffentlichte Urtheil ist übrigens bei weitem nicht die erste bekannte Äußerung eines Deutschen über Berlioz. Noch zu Lebzeiten Goethes hatte sich Berlioz daran gemacht, zu acht Szenen aus „Faust“ eine Musik zu schreiben. Nachdem der Druck vollendet war, sandte der Komponist ein Exemplar als Zeichen seiner Verehrung an den Dichter. Goethe erbat sich von seinem Freunde Zelter, mit welchem er in regem Briefwechsel stand, eine Meinung über das Werk, welche ungünstig genug ausfiel. Am 21. Juni 1829 schreibt Zelter wörtlich an den Dichter: „Gewisse Leute können ihre Geistesgegenwart und ihren Anteil nur durch lautes Husten, Schnauben, Krächzen und Auspeien zu verstehen geben; von diesen einer scheint Herr Hektor Berlioz zu sein. Der Schwefelgeruch des Mephisto zieht ihn an, nun muß er niesen und prusten, daß sich alle Instrumente im Orchester regen und spuken — nur am Faust rührt sich kein Haar. Übrigens habe Dank für die Sendung; es findet sich wohl Gelegenheit, bei einem Vortrage Gebrauch zu machen von einem Absceß, einer Abgeburt, welche aus gräulichem Inceste entsteht.“

Ob Berlioz von diesen lapidaren Äußerungen Kenntniz erhalten hat, muß dahin gestellt bleiben. Thatsache ist es, daß er bald sämtliche Exemplare der Faust-Szenen, deren er habhaft werden konnte, zusammenraffte und vernichtete; außerdem setzte er auf das Titelblatt seiner zweiten, der Öffentlichkeit übergebenen Komposition (Ouvertüre zu „Waverley“) die Bemerkung, daß er dieselbe als sein erstes Werk angesehen wissen wolle. Er konnte freilich die einmal gefaßte Idee, zu „Faust“ eine Musik zu komponieren, nicht mehr aufgeben, und ihr verdankt er einen nicht geringen Teil seines Ruhmes. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er sich in das Studium der Dichtung vertieft hatte, zeugt von seiner enormen Fähigkeit, sich dem deutschen Wesen zu assimilieren, in den Geist des größten deutschen Dichters einzudringen. „Ich ließ das Buch nicht aus der Hand,“ berichtet Berlioz,

„ich las unaufhörlich darin, bei Tisch, im Theater, auf der Straße, überall.“ Zwanzig Jahre später, merkwürdigerweise gerade, als er auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, erfaßte ihn die Faust-Idee wieder mit aller Macht. Die Komposition ging rasch von statten, rascher als bei allen seinen anderen Werken. Er schrieb, wo und wann er nur konnte, im Wagen, in der Eisenbahn, im Dampfschiffe, ja sogar inmitten der Konzertsorgen in den Städten. In Basso entstand die Introduction „Le viel hiver a fait place au printemps“, in Wien schrieb er die Szene am Elbeufer, die Arie des Mephisto „Voici des roses“ und den Sylphentanz. In Pest entstand „La ronde de paysans“, in Prag der Engel-Chor „Remonte au ciel“ in der Apotheose, in Breslau der Studentenchor „Jam nox stellata“ und in Paris das übrige. Ein großer Teil des grandiosen Werkes entstand also auf deutschem Boden. Da außerdem die Musik wenig vom französischen Charakter merken läßt, und das Gedicht von einem Deutschen herrührt, so kann man Berlioz „Faust“ mit gutem Rechte ein deutsches Werk nennen. Zur ersten Aufführung eines solchen war aber Paris besonders zur damaligen Zeit, wo Deutschland und China gar manchem Franzosen gleiche Begriffe waren, durchaus nicht der geeignete Ort. Die Teilnahmslosigkeit des Pariser Publikums gegenüber allem, was Kunst und Litteratur betraf, war unglaublich groß; für die Margarethe stand keine Modesängerin zur Verfügung; Roget, welcher den Faust, und Léon, welcher den Mephisto sang, waren außer Mode gekommen, und zudem konnte man diese Sänger ohnehin täglich im Theater hören; alle diese Umstände führten zu dem traurigen Resultate, daß Faust im November 1846 zweimal vor halb leeren Bänken gegeben wurde. Das „kunstliebende“ Publikum legte für diese Novität so wenig Interesse an den Tag, als wäre Berlioz der unbedeutendste Zögling des Konservatoriums, kurz es war nicht mehr und kein besseres Publikum im Hause, als wenn man die schlechteste und abgespielteste Oper gegeben hätte. Berlioz gesteht, daß ihn nichts im Leben so verlezt hat als dieser durch eine unglaubliche Teilnahmslosigkeit des Publikums hervorgerufene Mißerfolg eines Werkes, das er selbst eine seiner besten Schöpfungen nennt. Beschämt, niedergedrückt und aller Geldmittel entblößt, faßte Berlioz den Entschluß, Frankreich den Rücken zu kehren und nach Rußland zu gehen. Von dort ging er nach Deutschland. Wenn er hier gerade nicht auf Rosen gebettet war, so konnte er doch manchen schönen Erfolg erringen. Die großen musikalischen Geister Deutschlands hatten ihn verstanden, und das war Berlioz' größtes Glück. Schumann, dieser herrliche, aber doch strenge Kritiker, weiß manch begeistertes Wort über ihn zu sagen und gießt seinen ganzen Spott über die Schar der Philister, welche schon manchem großen Werke die Berechtigung der Existenz nur deshalb abgesprochen haben, weil sie selbst es nicht verstehen. „Einem“ sagt er, „der noch nicht über die ersten Anfänge musikalischer Bildung und Empfindung hinaus ist (und die Mehrzahl ist darüber nicht hinaus), muß er (Berlioz) geradezu als Narr erscheinen, so namentlich den Musikern von Profession, die sich neun Zehntel ihres Lebens im Gewöhnlichsten bewegen, doppelt, da er ihnen Dinge zumutet, wie niemand vor ihm.“ Von Mendelssohn und Liszt wurde der französische Meister

zu wiederholten Malen ausgiebig unterstützt, und Franz Hiller steht heute noch mannhaft für Berlioz ein.

Seine Faustmusik hat zu Lebzeiten Berlioz' in verschiedenen deutschen Städten einen schönen Erfolg errungen, den enthusiastischsten wohl im Jahre 1866 in Wien. Langsamer als mit „Faust“ ging es mit seinem großen Requiem. Das Werk gelangte erst 1841 in Petersburg in den Konzertsaal, dann folgte nach langer Pause 1868 Altenburg, 1872 Leipzig und 1874 Halle. Der Erfolg der Wiener Aufführung durch die Gesellschaft der Musikfreunde im vorigen Jahre war ein solch durchschlagender, daß heuer schon eine Wiederholung des Requiems erfolgen mußte.

Man durchblättere die Konzertprogramme der deutschen Städte, und der Name Berlioz wird einem jeden Moment in die Augen fallen. Von seinen größeren Werken wird die Musik zu „Faust“ trotz der darin enthaltenen Schwierigkeiten mit besonderer Vorliebe aufgeführt, und seine Symphonieen „Harold“ und „Romeo und Julie“ bilden den Schmuck vieler Konzertprogramme. Auch in Frankreich hat die Pflege Berlioz' in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen. Ob diese Pietät für Berlioz als eine Folge aufrichtiger Liebe zu seiner Musik betrachtet werden kann, oder ob der Grund derselben nicht vielmehr in der durch die kolossalen Erfolge Berlioz' im Auslande gereizten National-Eitelkeit zu suchen sei, wäre freilich erst zu unterscheiden.

So viel aber steht fest, daß der Name Berlioz heute bei zwei Nationen den besten Ruf genießt und bei weitem mehr geachtet wird, als dies bei Lebzeiten des Meisters der Fall war. Wenn die Achtung vor den Werken eines Künstlers nach dessen Tode zunimmt, so ist dies immer ein untrügliches Zeichen für den hohen Wert, welchen dieselben besitzen.

So lange ein Künstler lebt, mögen persönliche Liebenswürdigkeit, freundschaftliche Beziehungen einerseits, Neid und Mißgunst andererseits den Blick der Mitmenschen nur zu häufig trüben. Daraus entsteht entweder eine Überschätzung oder eine Unterschätzung der Fähigkeiten des Künstlers. Nach dem Tode desselben zeigt es sich gar bald, wer Recht gehabt, der Freund oder der Feind. Nun, die Schar der Anhänger Berlioz' ist nach dessen Tode ganz entschieden gewachsen, und seine Werke erfreuen sich gegenwärtig einer noch immer zunehmenden Verbreitung. Diese Umstände konnten aber nur eintreten, als man endlich aufhörte, dem genialen Meister, nach Wagners Bericht, wie einem Wahnsinnigen auszuweichen und seine Werke als die Schöpfungen eines genialen Narren zu betrachten. Es ist allerdings wahr, daß in seinen Kompositionen mehr Wunderlichkeiten und Ungereimtheiten enthalten sind als in jenen irgend eines anderen Musikers. Das Bizarre in seinen Werken hat ihn in den Augen seiner Landsleute zum Narren gestempelt, und man fand es weiter nicht der Mühe wert, zu untersuchen, ob denn nicht hinter manchem Grillenhaften wirklich Großes und Bedeutendes stecke. Seine Musik mußte einen langen Umweg über Deutschland machen, bevor sie in Frankreich zu Ehren kam. Für die Franzosen ist Berlioz um mindestens fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen.



Der Darwinismus und die Entstehung der Originalität in den bildenden Künsten.

Von

Fr. Pecht.

Unzweifelhaft war der in der menschlichen Natur wie in jener vieler Tiere so tiefwurzelnde Nachahmungstrieb ein Haupthebel zur Entstehung und Verbreitung der Künste. — Dazu kam die Lust an der Verzierung, welche nicht nur in dem menschlichen Charakter und seinem Wunsch zu gefallen begründet ist, sondern auch durch die ganze organische Natur zieht, welche Blatt und Blume ebenso auffallend charakterisieren als die Formen und Farben mancher Kristalle, Conchylien, Vogelfedern, Schmetterlingsflügel *cc.*, für die sich absolut kein praktischer Zweck angeben läßt. Aus der Nachahmung dieser Formen und Farben, dieser Verzierungslust der Natur entstanden in Verbindung mit derselben Freude am Schmuck beim Menschen die ersten Anfänge der Ornamentik. Die verzierten Hirschgeweihe in der Thayinger Höhle, die man zusammen mit den Knochen der Höhlenbären fand, zeigen schon diese einfachen Ornamente, wie alle die vielen Thongefäße vor Erfindung des Drehstuhls oder die Schliemannschen Goldschmuckarbeiten aus Hissarlik. Diese ganze Ornamentation, welche aus vielen kleinen, regelmäßig wiederkehrenden Formen eine große bildet, beruht in ihrem Wert auf der Erzeugung des Flimmerns, also einer anscheinenden Bewegung, was die Augen stärker anzieht als einfache Linien und daher in allen Stilen und allen Materialien ein Hauptmittel zum Schmuck bleibt. Die solchergestalt erzeugte faszinierende Wirkung ist genau dieselbe wie die des Trillers in der Musik, der ja deshalb besonders im Vogelgesang auch eine so große Rolle spielt.

Jene Knochen aus der Thayinger Höhle zeigen aber bereits auch den Beginn der Nachahmung lebender Wesen in ihren Gravierungen von Schweinen und Rentieren, also der Freihandzeichnung neben der Ornamentik. Wenn man die Entstehung der Malerei bildlich so dargestellt hat, daß ein Jüngling den Schattenriß der Geliebten auf glatter Felswand mit Kohle nachfährt, so mag das ganz richtig sein. Jener Thayinger Künstler und Zeitgenosse der Höhlenbären verfuhr aber mit offenbar nicht geringer Begabung sogar noch freier; benützte er zum Einritzten der Umrisse in den Knochen wahrscheinlich die scharfe Kante eines Feuersteines, so zeigt uns die Geschichte aller Maler und Bildhauer, die sich von Giotto bis auf Defregger in vollkommener Einsamkeit, ohne alle Urbilder, lediglich dem inneren Bildungstrieb gehorchend, ausgebildet, daß sie die verschiedensten Werkzeuge und Materiale zur Befriedigung desselben ohne alles Bedenken verwendeten. Das Material aber, in dem sie arbeiteten, und das Werkzeug, das sie gebrauchten, schrieb ihnen dann das Stilgesetz vor. Giotto und Defregger bilden offenbar genau wie jener Thayinger die Tiere nach, die sie eben hüteten. Während aber dieser den

Feuerstein und Tierknochen verwendete, benützen sie die Kohlen ihres beim Vieh-
hüten angezündeten Feuers und die Felsenwand, an der sie liegen.

Defregger knetete aber auch Menschen und Tiere aus dem Brotteig, wenn
daheim gebacken wurde, oder schnitzelte aus Kartoffeln Menschenköpfe. Der später
so berühmt gewordene Bildhauer Hähnel malte als Knabe Griechenkämpfe mit in
Brantwein aufgelöstem Rienruß aufs Scheuerthor, der kleine Achenbach und ebenso
v. Werner verwenden Bleistifte und gestohlene Papierseken zu gleichem Zweck. So
entstehen sofort die mannigfachsten technischen Prozeduren, je nach dem vorhandenen
Material. Sie alle aber gehorchen diesem dunklen Naturtrieb schon in der frühesten
Jugend, sobald sie nur einen Bleistift halten oder ein Messer handhaben können.
Überdies meistens ganz ohne technisches Vorbild, oder nur auf flüchtiges Sehen
eines solchen hin. Gerade dadurch werden sie erst eigentümlich in ihrer Auffassung.
Ist die Not bei ihnen die Mutter der technischen Erfindungen, so wird der Mangel
an Vorbildern, an bequemem Material der Vater ihrer Originalität. — Diese
letztere verliert sich aber um so sicherer, je ungehinderter der Nachahmungstrieb
befriedigt werden kann, je mannigfaltiger, besser und bestechender die Originale sind.
Als die Römer erst ihre Häuser und Tempel mit den geraubten griechischen Kunst-
werken massenhaft füllten, brachten sie es nie mehr zu einem eigentümlichen Stil. —
Ebenso ist die italienische Renaissance in Malerei und Skulptur gerade so lange
in hohem Grade schöpferisch, als sie die Antike nur erst sehr wenig, nur in ein-
zelnen dürftigen Fragmenten kennt. Sobald aber vollends Raffael und Michel
Angelo das Höchste geleistet, so hört alle Originalität bei den Epigonen, die ihre
Werke täglich vor Augen hatten, ganz auf. Die neuere Zeit bietet besonders ein
sehr interessantes Beispiel dieser Art an der Entwicklung der französischen Kunst.
Die Franzosen hatten anfangs unseres Jahrhunderts infolge ihres durch die
napoleonischen Siege ungeheuer gesteigerten Selbstgefühls die Gewohnheit ange-
nommen, sich nicht im entferntesten um das zu bekümmern, was alle anderen
Nationen gleichzeitig in Kunst und Kunstindustrie produzierten. Dank der ebenso
eifrigen als verständigen Kunstpflege der Restauration sowohl als des orleanistischen
Bürgerkönigtums war die französische Kunstproduktion auch dann noch immer der
aller anderen Nationen so überlegen, daß sie wirklich gar keinen Grund hatten,
uns nachzuahmen, die wir wohl ganze Armeen von Bürokraten und Schulmeistern
aufzogen, aber darüber keine Mittel mehr übrig hatten, uns auch noch um die
Kunst zu bekümmern, oder gar ihr zu erlauben, unser Leben zu veredeln und zu
verschönern. Mit dem Auftreten des Königs Ludwig von Bayern begann das
sich langsam bei uns zu ändern. Unter seiner Ägide wuchs eine immerhin eigen-
tümliche, wenn auch vorläufig keineswegs urwüchsige und populäre Kunstschule
heran, die sich, durchaus isoliert, wie sie es war, um so eher einen selbständigen
Kunststil herausbildete, als man in München bis in die vierziger Jahre hinein
absolut keine fremden Kunstwerke zu sehen bekam, am allerwenigsten französische.
Die Revolution von 1830 hatte ebenso in Belgien eine in hohem Grade
selbständige und volkstümliche Malerei entstehen lassen, die, wie unsere deutsche auf
Dürer, so ihrerseits auf Rubens zurückgriff. Die Franzosen kümmernten sich aber

um diese fremden nationalen Kunstentwickelungen, von denen sie nur ab und zu einzelne Muster zu sehen bekamen, so gut wie gar nicht. Erst als die Weltausstellungen unter dem zweiten Kaiserreich begannen, ward ihnen auf einmal auch eine neue Welt geöffnet, lernten sie erst die belgische, später, 1867, auch die deutsche Kunst kennen. Obgleich diese Schulen ihnen neben der so glänzend auftretenden französischen keinen nachhaltigen Eindruck machen konnten, so war er doch bedeutend genug, um zerstreuend zu wirken, und die auffallende Zerfahrenheit, jenen Mangel an originellen Erscheinungen hervorzubringen, den wir seither in immer steigendem Maße bei der französischen Malerei wahrnehmen, und der die französische Ausstellung von 1878 so tief unter denen von 1851, 55 und selbst 1867 stehen ließ. Es ist das um so bezeichnender, als die französische Skulptur sich gleichzeitig hob, da selbst die Weltausstellungen deutsche Bildwerke nicht nach Paris locken konnten, die besser vertretenen italienischen aber zu tief unter den französischen standen, um viel Einfluß zu üben.

Noch auffallender war dieser Gang der Dinge bei der französischen Kunstindustrie. Diese hatte anfänglich die vorteilhaftesten und gewaltigsten Anregungen empfangen, da ihr die internationalen Ausstellungen erst die völlig neue Welt des Orients aufschlossen, ihr die indische und besonders die japanische Industrie mit ihrer nach manchen Seiten hin unübertrefflichen technischen Vollendung kennen lehrten. Da man aber alle diese so blendend schönen Dinge nicht unmittelbar nachahmen, sondern sich nur die merkwürdige Ausbildung einzelner Eigenschaften und Prozeduren, z. B. den wunderbaren Farbensinn der Japanesen, ihre herrlichen Patinierungen, Emails, Lacke, die köstliche Fassung der indischen Juwelen, die koloristischen Feinheiten der persischen Teppiche zum Muster nehmen konnte, so wirkte das zunächst sehr vorteilhaft auf die französische Kunstindustrie zurück, die, gewandter als alle andern wie sie es war, diese Vollkommenheiten bald mit großem Geschick nachahmte. Die fremden Industrien, zumal die englische, österreichische und deutsche, dann die italienische, thaten das aber auch, wenigleich mit minderm Erfolg. Während sie aber früher lediglich die französischen Industrieprodukte nachgeahmt hatten, benützten sie die mächtige neue Anregung jetzt ziemlich allgemein zur Emanzipation vom französischen Geschmack, zum Zurückgreifen auf die eigenen, alten, nationalen Stilformen oder zur Erzeugung neuer. Dadurch gelang es ihnen bald der französischen Industrie mehr oder weniger ebenbürtig, jedenfalls ganz selbständig gegenüber zu treten. Die französische Kunstindustrie aber ward durch diese mannigfaltige Anregung ganz wie die Malerei nur zerfahrener, so daß sich auf der Weltausstellung von 1878 die fremde, englische, österreichische, italienische, bereits in einer nicht geringen Anzahl von Zweigen entschieden überlegen, fast überall aber charakter- und stilvoller erwies. — So macht sie denn nunmehr der französischen Nebenbuhlerin eine jedes Jahr furchtbarer werdende Konkurrenz auf dem Weltmarkt, wo sich genau wie im Leben selber immer das am besten behauptet, was den ausgesprochensten Charakter hat.

Für uns aber handelt es sich nun darum, das Gesetz zu ergründen, das durch alle diese Erscheinungen durchgeht.

Die neuere Naturforschung giebt uns eine vollkommen hinreichende Erklärung für dieselben. Es war Moritz Wagner, der zuerst entdeckte, daß es nicht sowohl die Darwinsche Zuchtwahl als vor allem die räumliche Absonderung sei, welche die Bildung neuer Arten herbeiführe. Genau dasselbe aber findet auch in bezug auf die Entwicklung wahrhaft eigentümlicher Begabungen, neuer Kunstformen statt. Goethe drückt diese Beobachtung im Tasso durch den berühmten Satz aus: „es bildet das Talent sich in der Stille“. Ich kann nun dafür einen recht drastischen Belag liefern, der die Richtigkeit der Absonderungstheorie vollkommen einleuchtend darthut. Allerdings nur an einem Kanarienvogel, den mir verwichenenes Jahr ein Pärchen ausbrütete, das ich schon lange besaß. Blasiert für alle Kunst, hatte der alternde Herr Papa das Singen schon aufgegeben, ehe sein Sohn die Eierschalen abstreifte. Da nun in der ganzen Umgegend zufällig keine anderen Kanarienvögel existierten, so blieb dieser Jüngling ohne allen Singunterricht als höchstens den vorüberfliegender oder auf den nächsten Bäumen sitzender Vögel, da ihn die Lust ankam sein Weibchen zu bezaubern. Offenbar ungewöhnlich begabt, versuchte er es aber dennoch sehr bald seinen zärtlichen Empfindungen Ausdruck zu geben und sang nun genau so, wie ihm der Schnabel gewachsen war, was ja das große Geheimnis alles wahrhaft originellen künstlerischen Schaffens ist. Umgeben von täglich auf uns einstürmenden Eindrücken der verschiedensten Art, ist das nur leichter gesagt, als gethan! Meinem Vogel aber in seiner musikalischen Isolierung gelang das schon sehr viel leichter. Er sang also, bald auch mit steigendem Glücke, durchaus nach eigenen Hefen. Bei aller auffallenden Lieblichkeit hatte sein urwüchsiger Gesang nicht das Geringste weder mit dem seines Herrn Vaters noch mit dem üblichen Getriller anderer Kanarienvögel gemein. Ja, er entbehrte der Triller überhaupt ganz. Das ging nun ein paar Monate immer schöner in diesem neuen und selbstgeschaffenen Stil fort, ja es besteht nicht der geringste Zweifel, daß, wenn mein Sänger mit seiner Gattin jetzt auf irgend eine einsame Insel versetzt worden wäre, er die neue Gesangsmethode auf seine Nachkommenschaft verpflanzt und damit also einen neuen Kunststil erzeugt hätte. Leider versäumte ich diese Isolierung so lange, bis der Papa, eifersüchtig auf den steigenden Beifall, den der Herr Sohn nicht nur bei seinem eigenen Weibchen, sondern auch bei seiner Frau Mama fand, nun um Weihnachten auch wieder zu singen anfing, überdies als geübter Virtuose durch das übliche Trillern und Schmettern seinen talentvollen Sprößling vollständig überschrie. Mit gereizter Künstlereitelkeit wollte der sich nun nicht überbieten lassen. Den faszinierenden Einfluß des Trillerns auf die Weibchen wohl begreifend, versuchte er dasselbe jetzt nachzuahmen, was ihm allerdings auch bald genug gelang, Nur leider war von diesem Augenblick an aus dem Schöpfer einer neuen Kunstgattung wieder ein ganz gewöhnlicher Kanarienvogel geworden.

Die Moral meiner Geschichte liegt um so näher als sie nicht nur die eingangs erwähnten Vorgänge sondern auch der Verlauf der gesamten Kunstgeschichte

predigen. — Denn immer wird man finden, daß die neuen und bahnbrechenden Künstler oder Kunststile sich in einer mehr oder weniger strengen, bald freiwilligen, bald gezwungenen Isolierung von fremden Beispielen und Einflüssen gebildet haben. Bei den einzelnen Völkern, den Ägyptern, Griechen, Chinesen, Japanern war dies durch die Dürftigkeit der Kommunikationen unvermeidlich, die immer nur eine höchst unvollkommene Kenntnis dessen, was andere leisteten, aufkommen ließ. Wie wenig wußte man doch noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts selbst bei den modernen Kulturvölkern von einander, wo immer nur einzelne Individuen, Architekten oder Maler, Bildhauer und Goldschmiede die Kenntnis der jenseitigen Produktion lückenhaft genug vermittelten. Das aber wissen wir doch, daß die deutsche Renaissance ihre Entstehung lediglich dieser ungenügenden Kenntnis der italienischen bei Peter Vischer, Dürer und Holbein, die sie einführten, verdankte, da sie nun gezwungen waren die Lücken ihres Wissens auf eigene Faust zu ergänzen. Auch die französische Renaissance hat sich weitaus am interessantesten bei den Künstlern entfaltet, die unbeeinflusst von Primaticcio, Benvenuto Cellini und Leonardo ganz selbständig bauten und meißelten oder malten. Nicht minder belehrend ist in unserer Zeit die Entwicklung der englischen Schule vor sich gegangen, die zu Anfang unseres Jahrhunderts in ihrer durch die Kontinental Sperre und die ewigen Kriege noch verstärkten vollständigen Isolierung durch Hogarth und Wilkie den Grund zu unserer gesamten modernen Sittenmalerei, durch Turner u. a. den zur Landschaft, durch Landseer den zu einer neuen Darstellung der Tiernatur legte und es in allem auch gleich zu in ihrer Art klassischen Produktionen brachte. Allerdings nicht ohne Kenntnis der klassischen Vorbilder, wie sie in den vielen Privatsammlungen Englands — eine Nationalgalerie gab es ja noch nicht — unvollständig genug, aber eben deshalb um so anregender, zu sehen waren. Denn offenbar ist, das bewährt sich wiederum durch die ganze Kunstgeschichte — eine unvollkommene, die Phantasie beständig zur Ergänzung nötigende Kenntnis fremder Kunstwerke und Stile viel anregender als eine so genaue, daß sie jene unmittelbare Nachahmung erlaubt, zu welcher Bewunderung und Bequemlichkeit die Künstler überall hindrängen, wo sie nur irgend angeht. Das merkwürdigste Beispiel dieser Vorteile der Isolierung bietet die japanische Kunst und Kunstindustrie. Bekanntlich entnahm diese den Kunststil und das technische Verfahren dem chinesischen Kunstbetrieb. In der Unvollkommenheit der Überlieferung aber wie in der Jahrhunderte dauernden vollständigen Isolierung, speziell von allen europäischen Einflüssen, bildete sie ihren Farbensinn wie ihr System der Ornamentation in einer Weise aus, daß sie nicht nur weit über alles hinausgehen, was die Chinesen nach dieser Seite hin jemals geleistet, sondern auch uns als unerreichbare Muster koloristischen Raffinements und kluger Benutzung aller Mittel des Kontrastes vorschweben. So ist denn besonders in den Produktionen der Glanzperiode im sechzehnten Jahrhundert eine Musik von Tönen erreicht, vor der wir oft völlig ratlos stehen, da nirgends, bei keiner Nation, die koloristische Rücksicht so ganz allein maßgebend war. Aber selbst wilde Volksstämme wie die Kariben setzen uns durch

die eigentümliche Entwicklung ihres Farbensinns und ihr Stilgefühl bei ihren Wirkereien, Stickereien und Korbflechtereien oft in des größte Erstaunen.

Es bleibt mir nur noch übrig an der Geschichte der einzelnen, großen, bahnbrechenden Meister die Richtigkeit dieser Isolierungstheorie nachzuweisen. Bei den Deutschen ist dies sehr leicht, da sie meist in kleinen Städten wohnten. Aber selbst die Van-Enks verdankten ihr ganz neues koloristisches System vor allem ihrem Wunsche den Glanz und die Leuchtkraft der Glasgemälde auf Tafelbildern zu erreichen. Daher ihre Benützung des Helldunkels, die ausgedehnte Anwendung der Landschaft mit großen Massen Grün und Braun. Aber auch für ihre feine Modellierung der Köpfe fanden sie in der bisherigen Malerei absolut keine Vorbilder. Noch bestimmter tritt diese Selbständigkeit bei Meister Stephan heraus, der im Meister Wilhelm ebenso wenig ein Muster für seine Art fand als in den Enks, selbst wenn er die letztern gekannt hat. Den auffallendsten Beleg aber für unsere Theorie liefert Holbein der Jüngere, weil man dessen Leben doch genauer kennt als das der bisher Genannten. Derselbe giebt ein merkwürdiges Beispiel früher Selbständigkeit durch seine Baseler Arbeiten, da er dort ganz isoliert war, nicht einmal fremde Kunstwerke in irgend erheblicher Anzahl sah. Und doch kommt er gerade dort zu jenen wahrhaft klassischen Arbeiten, für die in der ganzen bisherigen deutschen Kunst kein Vorbild gegeben war, selbst nicht in Dürers Porträts, die er doch schwerlich kannte. Allerdings ist er wahrscheinlich während seines Luzerner Aufenthaltes einmal vollends über die Alpen, vielleicht bis Mailand gegangen, sonst wäre ja seine Kenntniss der Renaissanceformen vollends gar nicht zu erklären, aber das ist eine bloße Vermutung. Und selbst wenn sie richtig ist, so kann dieser Aufenthalt nur sehr kurze Zeit gedauert haben und bestätigt also die Meinung, daß solche flüchtige Eindrücke die Phantasie des Künstlers am meisten zu lebendiger Nachschaffung statt zu bloßer Kopie anregen. Jedenfalls hat Holbein dann sowohl bei seiner ersten Reise nach England durch die Niederlande als später bei den Wanderungen, die er durch Frankreich machte, manches von Renaissance, Architektur, wahrscheinlich auch italienische Bilder gesehen. Da es aber damals noch keine öffentlichen Galerien, sondern nur schwer zugängliche fürstliche Schlösser und Sammlungen gab, so dürfte das selbst im besten Fall nur zu flüchtiger Betrachtung die Möglichkeit geboten haben, sicher aber nicht zu eingehendem Studium. — London aber, wo Holbein fortan eine so unermessliche Thätigkeit entfaltete, war noch sehr arm an Malereien. Dennoch genügte ihm das Gesehene, um Werke hervorzu- bringen, die wie das Bild Moretts jahrzehntelang dem Leonardo zugeschrieben wurden oder, wie seine Schmuck-Zeichnungen und architektonischen Entwürfe, die deutsche Renaissance ein für allemal in mustergültiger Weise feststellten.

Nicht minder reich als die deutsche Kunstgeschichte ist die italienische an Beispielen für unsere Theorie. Die reizende Entfaltung der Gothik in Venedig, wie sie im Dogenpalast und vielen andern auftritt, ist offenbar nur der unvollkommenen Kenntniss der französischen und deutschen Monumente zuzuschreiben. Ebenso das bezaubernd eigentümliche Aufblühen der Frührenaissance der Dürftigkeit der in Oberitalien vorhandenen antiken Reste, wo die Porta Dei Borsari in Verona weit

mehr gewirkt hat als selbst das damals halbverschüttete und verdeckte Amphitheater. Als man aber erst die antiken Monumente zu messen und Vitruv genauer zu studieren anfang, ersetzte der kühle Klassizismus sofort die selbstschöpferische Wärme und Liebenswürdigkeit der Frührenaissance. — Noch auffallender bewährt sich das in der Malerei und Skulptur. Die selbständigsten Künstler der Italiener von Giotto, Fiesole, Mantegna, Gian-Bellin an bis Leonardo, ganz besonders aber Correggio haben alle an kleinen Orten oder in auffallender Isolierung gelebt. Der letztere ist unstreitig als der originellste von allen sogar nur durch seine Abgeschlossenheit erklärbar. Michel Angelos einsame Natur ist ja bekannt, seine Medizäer-Gräber speziell, wo seine Originalität als Bildhauer erst voll heraustritt, schafft er in ebenso absoluter Abgeschlossenheit als vorher die weltberühmte Decke der Sistine. — War schon Leonardos in Santa Maria delle Grazie entstandenes Abendmahl eine That, die eigentlich auf gar keine Quelle zurückweist, so gilt das in kaum geringerem Maße von den bis jetzt viel zu wenig gewürdigten himmlischen Schöpfungen, die sein Schüler Soddoma einsam in Siena hervorzaubert, um damit später in Rom neben Raffael und Michel Angelo vollkommen ebenbürtig zu erscheinen. — Allerdings scheinen Raffael und Titian meiner Theorie zu widersprechen. Aber nur deshalb, weil sie zu jenen Talenten gehören, welche die Arbeit einer ganzen Schule, ja eines ganzen Zeitalters zusammenfassend, sie zu den letzten und höchsten Leistungen verklären, aber gerade deshalb weniger originell erscheinen. Hätten sie isoliert gelebt, so wären sie gewiß auch noch viel eigentümlicher, wie es z. B. Paul Veronese, der sich allein in Verona wiederum selbst gebildet hat, Titian gegenüber offenbar schon ist. Die glänzendsten Beispiele für die Vorteile der Isolierung bieten indes nächst Correggio Rubens, Rembrandt und Murillo. Allerdings widmete der erstere acht Jahre in Italien dem beständigen Studium Titians, Paul Veroneses und Michel Angelos. Aber unter dem erdrückenden Einfluß dieser Vorbilder gelingt es selbst ihm nicht es zu bedeutenden Schöpfungen zu bringen, seine Persönlichkeit bereits voll auszusprechen. Das geschieht erst später, als er fern von ihnen das Geschehene nur noch im Gedächtnis verarbeitet. Da erst bringt er Dinge hervor, zu welchen bei all seinen Vorgängern kaum Voraussetzungen existieren. Aber auch da braucht er noch Jahre, um ganz er selber zu werden; die italienischen Reminiszenzen mußten vollständig verblaßt sein um jenem Rubens Platz zu machen, der ein vollkommen neues Blatt in der Kunstgeschichte aufschlägt, wie wir ihn verehren. Ist doch selbst sein eigenes Porträt, das ihn bald nach seiner Rückkehr mit der Isabella Brant in einer Geißblattlaube sitzend zeigt, noch so venetianisch angehaucht, daß man es ebenso gut einem andern Maler als ihm zuschreiben könnte. Erst bei den Bildern für den Antwerpener Dom wird er ganz originell. Seine beste und genialste Periode fällt aber in seine letzten Lebensjahre, wo er auch nicht einmal mehr reiste, in Antwerpen aber so gut wie gar nichts sah, was mit ihm konkurrieren konnte.

Der noch selbständigere Rembrandt aber ist vielleicht das glänzendste Beispiel, das es neben Correggio überhaupt in der Kunstgeschichte für die Isolierungstheorie giebt. — Wie kann man in Leyden und Amsterdam ein großer unsterb-

licher Meister werden? Und dennoch ist es ihm offenbar gerade dadurch gelungen, daß er dort so gut wie gar keine Vorbilder hatte, wenn man nicht den ebenso isoliert entwickelten Franz Hals als ein solches annehmen will, das aber herzlich wenig auf ihn wirkte. Darum giebt es denn auch in der ganzen bisherigen niederländischen Malerei, seinen Lehrer Lastmann ausgenommen, gar nichts, was auf ihn hinwiese, als einzelnes von Rubens, wo es aber noch sehr fraglich ist, ob er es nur je gesehen hat. —

Rembrandt in der Vollständigkeit der Isolierung am nächsten steht unstreitig Murillo, der in Sevilla sein ganzes Leben zubringend nur bei einem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt in Madrid die Werke der Italiener und Niederländer kennen lernt, übrigens ohne irgend bedeutend von ihnen beeinflusst zu werden. Ja selbst seines Landsmanns Ribera Vorbild ist in seinen besten, d. h. späteren Bildern kaum mehr zu erkennen, wo er in Sevilla ganz abgeschlossen lebte und sich nun erst jene silbernen Töne angewöhnte, die seine Bilder so zauberisch machen. —

Sind wir nun bei den alten Malern und Bildhauern ob der meist so dürftigen Kenntnis ihres Lebens nicht allemal im stande genau anzugeben, was auf sie gewirkt, so können wir dies mit um so mehr Sicherheit bei den neueren. Sie allein würden auch zur Begründung meiner Theorie mehr als ausreichen, da hier das Maß der Eigentümlichkeit fast im direkten Verhältnisse mit dem der Isolierung steht.

Unter den Deutschen giebt das glänzendste Beispiel Menzel, der unzweifelhaft originellste von allen unsern lebenden Künstlern. Gerade er aber hat nie eine Akademie besucht, in Berlin fast keine fremden Bilder gekannt, als er sich seinen eigenen Stil bildete. Erst in späteren Jahren, als längst fertiger Meister, hat er Italien und Paris gesehen. Das Beispiel Chodowieckis, den er aber so weit übertrifft, und einiger französischer Zeichner wie Viktor Adam, Raffé u. a. genügte ihm vollkommen. Oder vielmehr das unaufhörlichste Studium der Natur, denn wo er ging und stand, beobachtete er sie und bildete sie nach. So formt auch Cornelius seine Richtung in dem damals so kunstarmen Frankfurt, im direktesten Widerspruch mit allem, was er um sich herum sah, lediglich nach Dürer, dessen Bilder er kaum kannte. Fühlich wird ein Künstler in Krazau bei seinem Vater, einem armen Bauernmaler, und inspiriert sich beim Viehhüten.

Genau dasselbe sehen wir bei Defregger, der sich auch beim Viehhüten zum Künstler bildete, sein erstes Bild weder in Paris noch in München, sondern auf einsamer Alme bei Dölsach im Pusterthal malt und dort schon vollständig fertig erscheint. Maxart aber, neben Menzel das größte malerische Talent der Neuzeit, bildet nicht in Wien, wo er wegen „Talentlosigkeit“ von der Akademie fortgeschickt wird, sondern bei seinem Schwager Schiffmann still daheim studierend seine Richtung aus, und sein erstes bei Piloty gemaltes Bild zeigt ihn ganz fertig. Wie viel er nachher auch gesehen, es kam seine Richtung absolut nicht mehr verändern.

Lessing hat sein erstes Bild, jenen Kirchhof, womit er sofort Aufsehen machte, ebenfalls ganz allein gemalt und zeigt sich darin schon ganz abgeschlossen in seiner

Tendenz, entwickelt sich von da an nur wie ein Baum, der wohl Ast um Ast ansetzt, aber niemals aus einer Tanne eine Buche wird. Erst in Karlsruhe, also wiederum ganz allein, da er ja grundsätzlich nicht einmal eine Galerie besuchte, nimmt er eine Metamorphose mit sich vor, die sein ganzes koloristisches System umwandelt, wenn auch selbstverständlich nicht seine Auffassung. Noch auffallender ist das bei Preller, der sich in einem kleinen Städtchen ohne alle Kunst wie Weimar zum Maler bestimmt, dann Dresden, die Niederlande, Italien besucht, aber erst zurückgekehrt seinen eigenen Stil findet, nachdem er wiederum in der Weimarschen Einsamkeit jahrelang begraben war. Dort zeichnet er die Kartons zu den Odysseebildern und verharret fortan sein ganzes übriges Leben in dieser Isolierung. Kottmann verkehrt in Heidelberg aufwachsend nur ganz sporadisch mit Künstlern, sieht nur einzelne Bilder, formiert aber doch gerade dort schon seine ganze Richtung, die er dann nach München fertig mitbringt, wie man am ersten Bilde sehen kann, das er dort malte. Neben Defregger sind Max, Diez und Leibl die originellsten Münchener Künstler, und zugleich die, welche sich alle gleichmäßig und mit aller Gewalt isolieren, niemand besuchen und möglichst wenig Besuche empfangen. — Bei den Engländern findet genau dasselbe, nur noch viel entschiedener statt, entsprechend der totalen Abgeschlossenheit, in der die meisten aufwachsen, da in einer Riesenstadt wie London ein Verkehr der Künstler unter sich wie in München oder Düsseldorf überhaupt unmöglich wäre. Unter den Franzosen aber, bei denen ja das Schul- und akademische Wesen aufs höchste ausgebildet wurde, ist es überaus merkwürdig, daß sich nur gerade ihre originellsten und bahnbrechendsten Künstler nicht anders als durch vollständige Isolierung von dieser Schultyrannie zu befreien wußten. Millet malte draußen auf dem Dorfe in einer Scheuer, Regnault ging statt nach Rom nach Algier, Fortuny bildete sich in Tetuan, nachdem er erst in Rom Raffael nur studiert, um von diesem Studium später auch nicht die kleinste Spur übrig zu lassen, sondern sich eine ganz neue Bahn zu brechen, in der er gar kein Vorbild hatte als Menzel, den er leidenschaftlich verehrte, aber nur aus Holzschnitten kannte. Delacroix wird zwar in Paris erzogen und ist Schüler von Guerin, indes bloß um sich bald von ihm zu trennen und nunmehr in der Einsamkeit lebend in seinem Dante mit Virgil etwas so vollständig Neues zu schaffen, daß es an gar keinen seiner Zeitgenossen, kaum an irgend welche ältere anklingt, er aber schon als zwanzigjähriger junger Mann vollkommen fertig auftritt. Courbet, der Vater des heutigen Naturalismus, malt sein epochemachendes Begräbnis gar in dem kleinen Ornans, Meissonnier endlich wächst ganz wie Menzel vom Illustrierten lebend auf, keine Schule besuchend, nichts als die Natur studierend und etwa die Holländer, wo er aber doch eine Zeit für seine Bilder wählt, die jene nicht darstellen konnten, da sie erst nach ihnen kam, und wo er ganz original ist. Auch als berühmter Mann lebt er heute vollkommen isoliert auf seiner Villa bei Paris.

Es dürfte an diesen Beispielen genügen, obwohl sie nach Belieben zu vermehren wären, da wir bei jedem auffallend originellen Künstler immer wieder derselben Thatsache durch die Umstände bedingter oder absichtlich gesuchter und oft mit aller Gewalt

durchgeführter Isolierung begegnen. Dieser Trieb ist also doch offenbar tief aus dem Bedürfnis hervorgehend, sonst würde man ihn sicherlich nicht beständig, in allen Nationen und Zeiten wiederkehrend finden. Ohne Zweifel giebt es viele und vortreffliche Künstler, die ihn nicht haben, ja die große Mehrzahl bedarf beständiger Anlehnung. Raffael ist dafür das auffallendste Beispiel, alle diese erfinden indes keine neuen Richtungen, sondern bilden nur bereits vorhandene aus; die Eroberer neuer Gebiete, die eigentlichen Bahnbrecher aber waren immer freiwillig oder gezwungen isoliert!



Die deutsche Kolonie Kameruns.

Nach eigener Anschauung geschildert

von

Anton Reichenow.

In südlicher und südwestlicher Richtung, das fast ausschließlich mit Urwald bedeckte Land durchbrechend, münden in den Golf von Guinea, da wo die herrliche Insel Fernando Po aus den blauen Fluten des Atlantik sich erhebt, zwei Flüsse, der Kamerun und der Djamur oder Bimbiasfluß, welche in einen spitzen Winkel zusammenfließend an ihrer Mündung ein weites, über dreißig Quadratmeilen umfassendes gemeinsames Delta bilden. Das von diesen beiden Strömen eingeschlossene Dreieck besteht auch oberhalb des Mündungslandes zum größeren Teile aus sumpfiger Niederung und wird im Westen von einem vulkanischen, zu dem 12000 Fuß hohen Kamerunpik ansteigenden und an seinem Südeinde schroff in das Meer abfallenden Gebirgszuge begrenzt. Durch Vereinigung zweier Quellströme, des Wuri und Abo, gebildet, ist der Kamerunfluß beinahe in seinem ganzen, freilich verhältnismäßig kurzen, etwa sieben bis acht deutsche Meilen betragenden Laufe schiffbar; nur an seinem obersten Teile, dicht unterhalb des genannten Zusammenflusses, wo er sich in drei durch Querkanäle mit einander in Verbindung stehende und somit zahlreiche Inseln bildende Arme teilt, wird er schmal, stellenweise flach und nur für kleinere Boote passierbar. So weit als der Kamerun das Delta durchströmt, auf etwa fünf deutsche Meilen seines unteren Laufes, gleicht er eher einem tief in das Land sich hineinziehenden Meeresbusen als einem Flusse, indem er hier eine Breite von wohl zehn bis fünfzehn Kilometer zeigt. Das Mündungsland, entstanden durch Ablagerung der ungeheuren Schlammassen, welche Kamerun und Djamur, wie die meisten Flüsse Westafrikas, mit sich führen, wird von zahlreichen breiteren und schmaleren Kanälen durchzogen, welche bald größere Flußarme mit einander verbinden, bald enger und enger werden und als Sackgassen schließlich im Sumpfe verlaufen. In landschaftlicher Beziehung zeigt das Delta ein sehr einförmiges, dürftiges Gepräge. Den Baumbestand bilden fast ausschließlich die Mangrove, deren Wurzeln neßförmig den

fahlen, schlammigen Boden überspannen. Nur an einzelnen höher gelegenen Stellen finden sich Weinpalmen, oder die stacheligen Pandanen, deren lange, schilfförmige, mit starken Dornenhaken besetzte Blätter in einer Spirale um den Stamm geordnet sind, ziehen in dichten Hecken die Ufer sich entlang und bilden oft die prächtigsten Bosketts. Auch menschliche Ansiedelungen vermißt man im Delta. Nur hin und wieder zeigt sich ein Fischerkanoe, und an einer höheren Stelle des Ufers steht wohl eine einsame Hütte, welche Fischer nach ergiebigem Fang aufsuchen, um zu rasten und ihre Beute an der Sonne zu trocknen.

Oberhalb des Mündungslandes verengt sich der Strom, wenn gleich er auch hier noch eine viertel bis eine halbe deutsche Meile Breite hat und für große Seeschiffe befahrbar ist. Während das rechte Ufer noch flach und sumpfig bleibt, von Ölpalmenwaldung bedeckt, zeigen sich auf dem linken sanft ansteigende Höhen, auf welchen in ununterbrochener Folge und recht malerischer Gruppierung eine Reihe Negerdörfer sich hinzieht, während vor denselben im Flusse eine Anzahl Schiffe, die Wohnungen und Depots der europäischen Kaufleute verankert liegen; denn hier ist die Handelsstation „Kameruns“, über welcher jetzt die schwarz-weißrote Fahne weht.

Die Ortschaften der Neger gewähren einen recht freundlichen Anblick. Überall herrscht die größte Reinlichkeit und Sauberkeit. Die niedrigen, aus Mattengeflecht, nicht aus Lehm hergestellten Hütten stehen zerstreut, umgeben von üppigen Pisang- und Bananenplantagen. Hin und wieder erhebt sich eine schlanke Kokospalme, die mit ihren langen Fiederblättern die Strohdächer beschattet, belebt von goldgelben Webevögeln, deren künstliche Beutelnester an den Blattspitzen hängen. Jams- und Kaffave- (Manioka-) Felder schließen an die Ortschaften sich an, soweit das Hügelland reicht; dann aber hemmt dichte, dunkle Ölpalmenwaldung die Schritte. In üppigster Fülle, aus Büschen, Stauden und Pflanzen gebildet, schießt das Unterholz auf und verwirrt sich zu einem undurchdringlichen Dickicht: saftige, breitblättrige Ranna-Arten, Farren mit ihren zarten, mehrfach und mannigfach gefiederten Blättern, Orchideen, welche die modernden Reste alter Baumstämme bedecken; dazwischen das Heer der Lianen, der Schlingpflanzen, welche bald dünn wie Zwirnsfäden, bald starken Ästen gleich in phantastischen Windungen die Stämme umschlingen, Baum und Zweige verbinden, alles wie mit einem dichten Netzwerke umspannen.

Übereinstimmend mit der Üppigkeit der Vegetation entwickelt sich die Tierwelt in großer Mannigfaltigkeit. Auf den Lichtungen im Walde, auf den schmalen, sich hindurchziehenden Pfaden, wo die Sonne das dichte Laubdach durchbricht und die duftenden Blüten der Pflanzen und Sträucher öffnet, schwärmen zahllose Schmetterlinge in reicher Farbenpracht. Wespen mit metallisch schimmernden Flügeln, bunte Käfer, namentlich die Familie der Bockkäfer, sind reich vertreten. Gewandt laufen Eichhörnchen die Baumstämme hinauf, um von den reifen Früchten zu naschen. Große Fledermäuse hängen an den Zweigen und streichen aufgeschreckt im Zickzack durch die Luft, um sofort in dichtes Gebüsch wieder einzufallen. Rotschnäblige Königsfischer sitzen träumerisch auf trockenen Baumwipfeln. Die

kleinen Honigsauger oder Sonnenvögel, deren Gefieder in allen Metallfarben glänzt und prächtig im Sonnenscheine funkelt, die Vertreter der Kolibris in der alten Welt, schaukeln sich in den Schlingpflanzen und stehen flatternd vor den Blüten, die sie mit ihren langen, feinen Schnäbeln nach Käfern durchsuchen. Auf Insekten lauernd sitzen an den Baumstämmen große Eidechsen, die Agamen, bei unserem Erscheinen bedächtig mit den feuerroten Köpfen nickend. Laut krächzend streichen Scharen von Graupapageien über die Baumwipfel, während die Zibethkatze durch das Dickicht schleicht, und auf die zierliche, weißgefleckte Buschantilope lauert im Gestrüpp das größte Raubtier der Kamerungegend, der geschmeidige Leopard. Neben diesen interessanten Formen beherbergt der Urwald unter seinen tierischen Bewohnern aber auch viele, welche dem Europäer sowohl wie dem Eingeborenen zur größten Plage werden. Die Mücken oder Mosquitos gehören natürlich zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Viel lästiger als diese aber werden die Sandfliegen, mikroskopisch kleine Insekten, welche zu Tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötzlich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen. Ein anderes Insekt, welchem der Beherrscher der Erde ohnmächtig entgegentritt, ist die Wanderameise. In dicht geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Scharen dieser Tiere durch den Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich der Zug auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Plätze zu überschreiten sind, werden zur Sicherung der Schar die Soldaten aufgestellt. Diese haben die doppelte Größe der anderen Ameisen und dicke, mit starken Zangen bewehrte Köpfe. Sie bilden zu beiden Seiten des Zuges Spalier, die drohenden Waffen nach außen und in die Höhe richtend. Zwischen ihnen hindurch drängen sich neben- und übereinander, immer vorwärts die Wandernden. Man kann stundenlang den Zug beobachten, ohne das Ende oder nur eine Verminderung der Wanderer wahrzunehmen. Sobald die voraufziehenden Plänkler des wandernden Heeres eine Stelle gefunden haben, welche Beute liefert, breiten die Ankommenden sich über das Gebiet aus. Jeder Grashalm, jedes Blatt, jeder Zweig ist jetzt mit den Kerfen bedeckt. Was von lebenden Wesen nicht eiligst bei Annäherung der Ameisen entflieht, muß ihnen erliegen. Alles tierische Leben wird an der betreffenden Waldesstelle vernichtet. Aber auch der Mensch muß sich hüten, an einen solchen von Wanderameisen überschwemmten Platz zu geraten, denn im Augenblicke sind Hunderte an den Beinen in die Höhe gelaufen und rächen sich für die Störung mit wütenden Bissen. — In den Quellflüssen des Kamerun, namentlich im Wuri, sind die Flusspferde außerordentlich häufig; dort wimmelt es auch von den stetigen Begleitern jener Dickhäuter, den Krokodilen, und in den Vorbergen des Kamerungebirges treten Elefanten in ungemeiner Häufigkeit auf. Nicht selten werden von den Eingeborenen Elefantenzähne gebracht, welche ein Gewicht von 120 bis 150 Pfund aufweisen.

Die Eingeborenen der Kamerungegend sind im allgemeinen von schönem, kräftigem Körperbau, haben aber häßliche Gesichtszüge, was besonders bei dem weiblichen Geschlecht auffällt. Ihre Hautfarbe ist ein ziemlich helles Braun.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen sie hinter vielen anderen der westafrikanischen Küstentämme zurück. Es ist ein stumpfes, träges, der Bildung wenig zugängliches Volk, daher auch die dort stationierten englischen Missionare nur geringe Fortschritte machen. Die Kleidung besteht sowohl bei Männern wie bei Frauen nur in einem schmalen, um die Hüften geschlungenen Streifen Baumwollenzeuges, welches von den Europäern eingeführt wird. In Ermangelung eines solchen wird ein Gürtel aus trockenen Bananenblättern angefertigt. Kinder gehen ganz nackt. Die Weiber durchbohren ihre Ohrlappen, bisweilen auch die Nasenscheidewand und stecken durch die entstandenen Löcher, um dieselben zu erweitern, Pfropfen von Gras und Bananenblättern, welche nach und nach mit größeren vertauscht werden, so daß die Ohrlappen schließlich in einen großen Ring ausgezogen sind. Auch verwenden sie viel Sorgfalt auf die Herstellung recht künstlicher Haartouren, indem sie einen vom Wirbel spiralig um den Kopf laufenden Scheitel oder eine Scheitelung von drei konzentrischen Kreisen abteilen und das Haar zwischen den Scheiteln in zahlreiche kleine Flechten zusammendrehen, durch welche dann häufig ein recht künstlich aus Elfenbein geschnitzter und mit Ebenholz ausgelegter Pfeil gesteckt wird. Wie bei allen Negerstämmen haben die Frauen einen sehr untergeordneten Rang, gelten kaum mehr als Haustiere und bilden neben den Sklaven das Besitztum des Mannes. Nach ihrer Fruchtbarkeit sind sie von letzterem geschätzt, und ein solches Weib wird sehr hoch gehalten, welches einmal, was sehr selten vorkommt, Zwillinge gebiert. Auch Mütter vieler Töchter erfreuen sich, weil die Mädchen an ihre zukünftigen Männer und Gebieter verkauft werden und somit dem Vater Einkünfte verschaffen, einer besonderen Achtung ihres glücklichen Ehegatten.

Staatliche Einrichtungen fehlen bei den Kamerungern fast vollständig. Die einzelnen Ortschaften haben ihre Häuptlinge, welche durchaus unabhängig einander gegenüberstehen, soweit nicht der mächtigere einen Einfluß auf die Nachbarn zu üben im Stande ist. Beständiger Hader und Streit wird natürlich die Folge solcher zerrütteten Verhältnisse, so daß auch die Ortschaften desselben Stammes in dauernder Fehde mit einander liegen. Da der Tod eines freien Mannes, auch wenn letzterer im Kriege gefallen, Blutrache fordert, solche aber wieder eine neue seitens der Gegenpartei nach sich zieht, so können die Kämpfe niemals beigelegt werden. In dieser Weise stehen in Kameruns die beiden mächtigsten Häuptlinge, die „Könige“ Bell und Aqua in fast beständigem Kriege einander gegenüber, an welchem die kleineren Häuptlinge, die in der Mehrzahl zu jenen verwandtschaftliche Beziehungen haben, mehr oder minder Anteil nehmen. Die starke Einfuhr von Schusswaffen aller Art durch die Europäer hat die einheimischen Waffenarten, Lanzen, Speere und Pfeile, vollständig verdrängt. Meistenteils sind Feuerschloßgewehre im Gebrauch, natürlich ganz elende Schießprügel, die kaum begreiflich die ungeheure Ladung groben Pulvers aushalten, welche die Neger hineinstecken. Daneben findet man aber auch Hinterladerbüchsen. Trotz solcher Bewaffnung bleiben die Kämpfe recht harmlos, da die Neger mit den Gewehren nicht umzugehen lernen. Das Aufblitzen des Pulvers in der Pfanne fürchtend, wendet der Schütze beim Losdrücken den Kopf weg; an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken. So

werden denn in den Gefechten nur wenige Leute verwundet und zwar in der Regel nicht solche, welche in der Schlachtreihe stehen, sondern Unbeteiligte, die eine fehlgegangene Kugel zufällig erreicht. Auch kleine Böller werden benutzt. Da dieselben keine Lafetten haben, so überschlagen sie sich gewöhnlich nach dem Schusse durch die Rückwirkung der starken Ladung und erscheinen deshalb den Negern höchst respekt einflößend. Nur die mutigsten Leute wagen es, die Böller zu bedienen. Weil aber auch diese ihr wertvolles Leben nicht tollkühn einer Gefahr aussetzen mögen, so stecken sie auf das Zündloch einen Pfropfen angefeuchteten Pulvers, welcher angezündet langsam abbrennt und so dem betreffenden Kanonier Zeit giebt, sein kostbares Ich hinter einem Baum oder Wall in Sicherheit zu bringen, um dort die Wirkung seiner kühnen That abzuwarten. Zur Kriegstracht gehört neben dem Gewehr, einer Kürbisflasche zur Aufnahme des Pulvers und einem Lederbeutel für das Blei, was beides an einem Gehänge über die linke Schulter getragen wird, auch eine Kriegskappe, welche aus Flechtwerk hergestellt, mit Ziegenfell überzogen oder mit roten Papageiefedern geschmückt wird. Während meines Aufenthalts in Kameruns fungierten als Kriegskappen auch einige preussische Pickelhauben und sogar ein alter Damenstrohhut, den die Tochter eines englischen Missionars abgelegt hatte und um welchen der Besitzer sehr beneidet wurde. Beide Krieg führende Parteien nehmen nun in der Regel Defensivstellungen ein, verschanzen sich gegen einander und schießen erfolglos auf die gegenseitigen Verhaue, wochenlang, ohne Fortschritte zu machen, wenn es nicht der einen Partei gelingt, durch Überraschung einen Vorteil über den Gegner zu erringen. Auch zu Wasser werden Gefechte geliefert. Die ungeheuren Kriegskanoes, deren sich die Neger hierbei bedienen, fassen 50 bis 60 Mann, von welchen der größte Teil die Ruder führt, während die übrigen mit Büchsen bewaffnet sind. Zwei feindliche Kanoes halten sich, einander beschießend, in respektvoller Entfernung. Sobald aus dem einen ein Schuß fällt, liegt die Bemannung des Gegners in der Regel auf dem Boden des Fahrzeuges oder springt auch wohl über Bord, wenn die Kugel allzumal über die Köpfe hinzischt. Auf solche Weise werden die Kriege zwecklos monatelang geführt. Hin und wieder erhält die Erbitterung durch das Abfangen einzelner Leute, denen natürlich sofort der Kopf abgeschritten wird, neue Nahrung; schließlich ermüden die Parteien oder werden durch den Verlust hervorragender Personen entmutigt, und es tritt eine längere Ruhe ein, bis der ungesühnte Tod eines im Kriege Gefallenen wieder Vorwand zu einem Morde und damit Anlaß zu neuen Kämpfen wird.

Die europäischen Kaufleute haben — was bereits angedeutet wurde — in Kameruns, wie in den meisten sogenannten „Delflässen“ an der westafrikanischen Küste, keine Faktoreien am Lande, sondern wohnen mit Hab und Gut auf Schiffen, welche im Flusse verankert sind. Es geschieht dies einmal aus dem Grunde, weil man den Aufenthalt auf dem Flusse für gesünder hält als das Wohnen auf dem Lande, und dann auch der Sicherheit wegen, zum Schutze gegen Belästigungen seitens der Neger, gegen deren unvermeidliche Diebereien und gegen die Störungen, welche der beständige Hader der Schwarzen untereinander bereitet.

Oftmals ist es auch vorgekommen, daß die Neger, unzufrieden mit den ihnen für das Palmöl gebotenen Preisen, eine Handelsperre einführten, nicht allein den Verkehr mit den Kaufleuten abbrachen, sondern diese auch verhinderten, mit ihren Booten den Fluß zu befahren oder an das Land zu kommen, eine Maßregel, welcher die Europäer machtlos gegenüber standen, so lange Kameruns freies Gebiet war und nicht eine Staatsgewalt sich einmischen konnte. Die schwimmenden Wohnungen und Depots der europäischen Kaufleute sind zweierlei Art. Entweder werden die mit Tauschwaren einlaufenden Seeschiffe im Strome verankert, abgetakelt, ihre Decks zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen mit einem Dache versehen und bleiben so lange liegen, bis alle Waren verkauft und der Schiffsraum dafür mit Palmöl, Elfenbein, Palmkernen, Rotholz und anderen Ausfuhrartikeln gefüllt ist, oder aber es werden — wie das seitens der deutschen Häuser, Wörmann und Janssen und Thormählen, welche neben einigen englischen Firmen den Handel in Kameruns in Händen haben, geschieht — eigens für den Zweck eingerichtete Schiffsrumpfe, sogenannte „Hulks“, dauernd verankert, in welche die je nach Erfordernis mehrmals im Jahre eintreffenden Schiffe die für den Tauschhandel eingeführten Güter ablöschen, um dagegen die eingehandelten Exportartikel in Empfang zu nehmen. Zu ihrer Bedienung und zur Arbeit auf den Schiffen haben die Kaufleute, da die Eingeborenen von Kameruns zu träge und zu jeder Arbeit unbrauchbar sind, Krurneger im Dienst. Es sind dies die Eingeborenen vom Kap Palmas, welche sich stets auf mehrere Jahre auf den Schiffen vermieten, um nach Ablauf dieser Zeit von Landsleuten abgelöst zu werden. Als Köche werden hingegen die Eingeborenen von Acfra an der Goldküste gern beschäftigt. In ihren schmalen Kanoes bringen die Neger die Landesprodukte — die wertvollsten sind Palmöl und Elfenbein — an Bord der Hulks, um sie gegen Baumwollenzeuge, Rum, Tabak, Gewehre, Pulver, Salz, Seife, Perlen, Bandeisens, Messer und andere Erzeugnisse europäischer Industrie umzutauschen. Dieser Tauschhandel ist sehr langwierig, da die Neger die Bedeutung des Wortes Zeit nicht kennen, lange überlegen, aber auch viel Schlaueit entwickeln, um einen möglichst hohen Preis zu erzielen. Bedeutenderen schwarzen Händlern machen die Kaufleute, um deren Kundschaft sich zu sichern, oft wertvolle Geschenke, und nicht selten findet man daher in den armfeligen Mattenhütten große, mit Goldrahmen versehene Spiegel, prächtige Vasen und andere Luxusgegenstände, welche der Neger kaum zu würdigen versteht.

Die Wichtigkeit der Kolonie Kameruns als Handelsplatz ist nicht zu unterschätzen. Es werden ganz bedeutende Quantitäten von Elfenbein und Palmöl exportiert, und die Ausfuhr hat sich in den letzten Jahren stetig gesteigert. Ob es aber gelingen wird, hier eine Straße in das innere Afrika zu eröffnen, ist eine Frage, welche in Hinsicht auf die Kürze des Kamerunflusses als schiffbare Wasserstraße entschieden verneint werden muß. Viel günstiger ist in dieser Hinsicht der Kalabarfluß. Die natürliche Verbindung der Westküste mit dem zentralen Afrika aber bildet der Niger, dessen Nebenfluß Binnuë bis Adamaua und die Grenzen des zentralafrikanischen Reiches Bornu führt. Der Lage im Zentrum der west-

afrikanischen Besitzungen entsprechend, kann Kameruns als Flottenstation für Deutschland Wert erlangen. Es wird auch möglich werden, Kaffee- und Kakaopflanzungen anzulegen, obwohl derartige Versuche bei der Unbrauchbarkeit der Eingeborenen als Arbeiter auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stoßen müssen. Niemals aber wird dort eine Ackerbau-Kolonie im gebräuchlichen Sinne des Wortes, eine Ansiedelung für Auswanderer geschaffen werden können; denn in dem afrikanischen Tropenklima vermag der Europäer sich nicht zu akklimatisieren, und Kameruns ist von allen Punkten der mit Recht verrufenen Westküste Afrikas einer der gefährlichsten. Malariafieber und Leberkrankheiten treten hier in höchst bösartiger Form auf. In England hieß es früher von den westafrikanischen Kolonien, daß für dieselben stets zwei Gouverneure unterwegs seien, der eine, welchen man tot zurückbringe, und der andere, welcher hinausfahre, um des Verstorbenen Stelle einzunehmen. Wenngleich nun in neuerer Zeit durch richtigere Behandlung der Krankheiten, mancherlei Erfahrungen hinsichtlich der Lebensweise und eine gesündere, dem Europäer zusagendere Ernährung, wie sie die Konserven gestatten, die Verhältnisse sich günstiger gestaltet haben, so ist doch noch immer die Sterblichkeit unter den in Kameruns lebenden Kaufleuten eine erschreckende, und die Wahrscheinlichkeit, innerhalb weniger Jahre in fremder Erde gebettet zu liegen, wird für den hinausgehenden Europäer stets größer sein als die Aussicht auf eine glückliche Heimkehr.



Stanleys Ansicht über die Stellung der Europäischen Mächte zur Congofrage.

Ein Congreß der Großmächte über die Congofrage steht in sicherer und naher Aussicht. Wir glauben deshalb sowohl den Diplomaten als auch dem Publikum einen Dienst durch Publikation des nachstehenden Schreibens, welches Mr. Stanley an den Herausgeber der Deutschen Revue gerichtet hat, erweisen zu können.

Redaktion der Deutschen Revue.

30 Sackville St. London Sept. 4. 1884.

Verehrter Herr!

Ich bin mit einem Aufsatz für die Londoner Handelszeitung beschäftigt, welcher Ihnen meine Auffassung des tout-ensemble der Congofrage zeigen wird. Meine Aufgabe ist es nicht, das Programm der Assoziation zu entwerfen. Bedeutende Männer beschäftigen sich damit, die Grundrisse des neuen Freistaates festzustellen. Ich bin nur einer der Exekutivbeamten. Das Komitee arbeitet die Pläne aus, und meine Hilfe steht ihm zu Gebot, sobald meine Kenntniss der Bedürfnisse des Congolandes ihm von Nutzen sein kann. Ich vermute, daß die Assoziation — seit ich sie kenne, weiß ich, daß sie mit Hochachtung auf Deutschland blickt — sich besonders getrieben fühlt, für Afrika und den Handel alles zu thun, was schließ-

lich Deutschlands Zustimmung finden muß. Aber es bleibt noch viel zu thun, ehe wir Kolonisten ins Herz von Afrika senden können. Wir dürfen uns nicht einem Fiasko aussetzen, wie es die Kolonie des Marquis de Ray erlitt. Jede unserer Bewegungen muß vorher reiflich überlegt werden, und wir müssen die Congofrage zu einer endgültigen Entscheidung bringen.

Irgend eine Macht in Europa muß die Initiative ergreifen, so daß wir alle wissen, was wir zu erwarten haben. Kaufleute, die dort Handel treiben wollen, müssen die Überzeugung gewinnen, daß man sie nicht in eine Falle lockt. Landwirte, die dorthin auszuwandern beabsichtigen, müssen die Sicherheit haben, daß nicht, sobald sie in Afrika sind, sich irgend eine Macht des unteren Congo bemächtigt, die zwar zu arm und zu indolent ist, um etwas anderes zu thun, als Steuern zu erheben, die uns aber doch alle völlig einschließt. Gegenwärtig möchte ich persönlich keinen Gulden für das ganze Congobecken geben, trotz seiner Größe, seines großen Flusses, seiner großen Wälder und weiten Ebenen, und trotz seiner ganzen, großen — möglichen — Zukunft. Die Assoziation allein hat die Macht, ihm den Wert von Millionen zu verleihen und es zu einem für alle Berufsclassen wünschenswerten Lande zu machen. Bleibt sie auf ihrem jetzigen Standpunkt stehen oder zieht sie sich zurück, so wird das Thal des Congo wieder, was es war — eine ungenützte Einöde. Keine Regierung in Europa kann es erschließen. Diese Gesellschaft aber, welche freiwillig die Sache übernimmt, in dem Wunsche, die wilde, schwer zu behandelnde Einöde vom Banne zu erlösen, kann das Gebiet des oberen Congo so leicht für den Verkehr zugänglich machen, wie es Berlin für London ist. Sie allein kann es pflegen, nähren und beschützen, bis es, dem Kinde gleich, nach erlangter Reife die Dienste seiner freundlichen Wärterin entbehren und selbst für sich sorgen kann.

Um aber dieses Werk in Angriff nehmen zu können, muß die Zukunft des unteren Congo in einer Weise entschieden sein, die den Wünschen der Gesellschaft entspricht, welche das Geschick des oberen Congobeckens und sein Wohl und Wehe in Händen hält um letztere zu ermutigen, an ihrer selbstgestellten Aufgabe fortzuarbeiten.

An der Gesellschaft, soweit ich es zu beurteilen vermag, kann ich nichts entdecken, was die Eifersucht oder den Neid irgend einer ehrgeizigen Macht erregen könnte. Nehmen wir an, Frankreich hätte den Congo, so könnte es denselben nur für eine sehr weit entfernte Zukunft unter Schloß und Riegel halten. Angenommen, Portugal besäße das Congobecken, was würde es damit beginnen? Es würde dasselbe zu einer Pflanzschule von Arbeitern für seine äquatorialen Inseln machen.

„Ausbreitung der Zivilisation!“ ruft der portugiesische Minister. „Ein friedlicher Zufluchtsort für Kolonisten und ein Ausgangspunkt für Unternehmungen“ echoet die geographische Gesellschaft von Lissabon.

Großer Gott! Was bedeuten solche Redensarten im Munde der Portugiesen, einer Nation, welche Afrika während eines Zeitraumes von 200 Jahren nur als eine Lieferungsstätte von Sklaven angesehen hat und es jetzt als das Feld betrachtet, aus welchem man Arbeiter nach den Kakaopflanzungen von St. Thomas

locken kann. Nehmen wir an, England habe das Congobecken, würde es eine Eisenbahn bauen, um das Meer mit dem oberen Congo zu verbinden? Bei dem ersten dahin zielenden Schritt würde sich eine französische Invasion — über den Ogowe ergießen und alle Bestien Afrikas aus ihren Schlupfwinkeln aufstören. Und was könnte Deutschland damit beginnen? Kein Kaufmann würde sich über Vivi hinauswagen, wenn die Regierung ihm nicht verspräche, für mögliche Verluste Ersatz zu leisten. Und selbst mit dem Beistand von ganz Europa könnte Deutschland eine solche Garantie nicht übernehmen.

Wir fanden niemanden im Lande. Es gab da weder eine Regierung noch Verwickelungen finanzieller oder politischer Art. Wir unterzogen das vor uns liegende Unternehmen reiflicher Überlegung und machten uns ans Werk. Sofort ging ein Seufzer durch die Welt, und es entstand bei vielen der Wunsch, einen Vorwand zu finden, der unser Unternehmen verhindern könnte. Nicht als ob irgend jemand gewillt gewesen wäre, etwas für Afrika und die Zivilisation zu thun — man glaubte sich nur in irgend einer Weise benachteiligt.

Portugal durchsuchte seine Archive — diese schrecklichen, aber überaus elastischen Archive — und fand das Kapitel und den Paragraphen, die beweisen sollten, daß vor Jahrhunderten ein Teil des Congogebietes und selbstverständlich — die Mündung des Congo — ihm gehört habe. Und Frankreich, beeinflusst durch die Vorstellungen de Brazzas, bildete sich ein, ich wolle im Namen Amerikas oder Englands oder irgend einer anderen Macht das ganze Congobecken in Anspruch nehmen.

Was aber will Amerika von Afrika? Nur das Recht mit ihm Handel zu treiben, so bald Afrika dazu fähig ist. Welches Interesse nimmt England an mir? Kein anderes als das, welches eine reiche, handeltreibende Nation, wie England es ist, an allen Unternehmungen hat. In wiefern interessiert sich das kleine Belgien für mich? Nur deshalb, weil Brüssel zufällig das Hauptquartier der Assoziation ist. Und in welcher Weise interessiere ich Deutschland oder Holland, Oesterreich oder Italien? Weil intellektuelle, handeltreibende und unternehmende Nationen mit Interesse dies Werk verfolgen, um zu beobachten, was daraus entstehen wird.

Ist es nicht an der Zeit, im Fall selbst noch irgend eine Nation Mißtrauen gegen die Assoziation hegt, die Vertreter der Nationen zusammenzurufen und die Gesellschaft vorzufordern, damit sie sich über ihre Existenz verantworte, über die Natur ihres Unternehmens Auskunft gebe und ihre Ziele auseinander setze, um dann, wenn man sich von der Reinheit ihrer Beweggründe und der Weisheit ihres Unternehmens überzeugt hätte, irgend ein Arrangement zu treffen, wie die Gesellschaft ihre menschenfreundliche Mission fortführen solle.

Ist ein solches Unikum in der Geschichte schon dagewesen? — Wurde je eine solche Einöde in so uneigennütziger Weise dem Verkehr erschlossen? Eine Gesellschaft nimmt aufs Geratewohl eine große Landesstrecke in dem verabscheutesten Kontinent, eine Strecke Landes, das unter dem Äquator liegt, wo die Sonne am glühendsten, die Malaria am häufigsten, die Wildnis am undurchdringlichsten ist, ein Land, unzugänglicher als irgend eine andere Gegend in der ganzen weiten

Welt, und beschließt, demselben jährlich 4 Millionen Frank zu opfern, den Grund zu Städten zu legen, welche ein Ausgangspunkt für die Niederlassung von Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Landwirten oder Missionaren bilden sollen, die sich dort niederlassen und an diesem Lande arbeiten wollen, um es endlich für jedermann zugänglich zu machen und ihm die Schrecknisse zu benehmen, welche während so vieler Jahrhunderte die arme, verschüchterte Menschheit davon fern gehalten hat.

Teilen Sie dies Ihren Lesern mit, mein Freund! Breiten Sie die Karte von Afrika vor sich aus, vertiefen Sie sich in seine Vergangenheit, und ich bin überzeugt, Sie werden in beredter Weise für diese bewunderungswürdige Gesellschaft eintreten, welche sich vorgenommen hat, so viel für den alten, traurigen und vernachlässigten Kontinent zu thun.

In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr
Henry M. Stanley.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Der Kaffee und seine Surrogate.

Die Bedeutung des ostindischen Kaffees für das Abendland erhellt aus der Thatfache, daß Europa jährlich gegen 130 Millionen Kilo davon verbraucht, während die übrigen Erdteile zusammen von diesem Genußmittel nur einige über 100 Millionen bedürfen.

Es ist mit dem Kaffee wie mit den meisten anderen sogenannten Bedürfnissen des verfeinerten Lebens, wie Thee, Branntwein, Zucker: sie alle waren ursprünglich zu Heilmitteln ersehen, der Kaffee zuerst von Nordostafrika aus. Der Zucker, von der weisen Natur in den Säften vieler Pflanzen als Nahrungsmittel dargeboten, verwandelt sich als fester, kristallisierter Zucker und in zähflüssiger Form (Syrup) in den meisten süßen Backwerken als Zuckerguß und eingezuckerte Frucht in eine nicht nur entbehrliche, sondern schädliche Zuthat zu den Lebensgenüssen — reizt den Magen und das Innere des Mundes zu krankhaft saurer Absonderung; er läßt die Knochen unseres Körpers nicht erstarken, läßt sie stellenweis sogar erweichen und greift die Zähne, die Zierde des sprechenden und singenden Menschen, unwiederbringlich an.

Obgleich nun der levantische Kaffee eine verschwindend geringe Menge Nährstoff, dagegen eine aufregende Substanz, das Kaffein, und der geröstete Kaffee eine aus dem Kaffeesfette sich entwickelnde gewürzige, aber den Magen belästigende ölige Masse einschließt, so ist der Nachteil des Kaffeetrinkens gegenüber dem Schaden, den die in den Städten sich jährlich mehrenden Zuckerbäckereien und Chokoladenfabriken namentlich in der Kinderwelt anrichten, verhältnismäßig gering.

Der Nachteil des Kaffeetrinkens erstreckt sich auf zwei Klassen von Menschen, auf Vollblütige und auf Schwächliche, besonders auf solche, deren Herz- und Gefäßsystem leicht erschlaffen. Die Folgen der berührten Abweichungen vom Normalzustande entziehen sich der öffentlichen Besprechung, sind aber offenkundig genug, seit aufmerksame Ärzte den Kaffeegenuß für allgemein verderblich dargestellt haben. Vor allem möge hier wenigstens hervorgehoben sein, daß der alltägliche Genuß, zumal heißen Kaffees, ähnlich wie der chinesische Thee den gesunden Schlaf beeinträchtigt. Dies gilt nicht bloß von dem nachmittags oder abends genossenen „Schälchen heißen;“ Kopf- und Zahnweh werden nur zu oft durch Kaffee erzeugt oder gesteigert. Angestrengt geistiges oder körperliches Arbeiten verträgt, wie bekannt, den Kaffee, es wird die Anstrengung, vornehmlich wenn andere Nahrungszufuhr fehlt, eine Zeitlang in ihren nachteiligen Folgen aufgehalten, der Kaffee wird zum Bedürfnis, wie er denn auch bei vorwiegend pflanzlicher Kost zum angenehmen Gewürze wird. Aber eine große Anzahl Menschen erfährt nach länger fortgesetzter Einnahme derartiger Stoffe, welche die Körper- und Geisteskräfte künstlich steigern und auf höherer Spannung erhalten, die nachfolgende Erschlaffung, welche leicht in krankhafte Abspannung übergeht, ähnlich wie beim Tabakrauchen. — Und von den Folgen gleichzeitigen Rauchens und der Gewöhnung an starken oder schlechten Kaffee zumal nach Tisch wissen die Ärzte und die Kurorte genug zu erzählen.

Gönnen wir also dem angestrengt Arbeitenden, der Frau aus dem Volke den Kaffee — Kindern darf er nur Arznei sein — so ist für die, welche ihn nicht bedürfen, das Bessere der Feind des Guten. Hier fängt die Geschichte der Ersatzmittel an, welcher sich der schlichte Mann aus Not oder in Erfindungsdrang, dann die Industrie, zuletzt die Reklame bemächtigt hat — und was entgeht, wenn es einen Namen oder nur eine Aussicht hat, der Reklame?

Die Wissenschaft und die Erfahrung haben das Recht und die Pflicht, an dieser Stelle hervorzutreten; sie haben den Weizen von der Spreu zu befreien.

Zum Ersatz drängte schon frühzeitig der hohe Preis des Kaffees — jetzt drängt dazu der kaum zu deckende Verbrauch.

Als Ersatzmittel sind nun hervorgetreten: Zichorie — sie ist schädlich; Runkelrübe — sie ist widerlich, höchstens als „Zuckerrübe“ zulässig; Gerste — die Getreidesorten überhaupt geben ein gesundes, nicht nur mäßig anregendes, sondern auch nahrhaftes Surrogat. Im rohen Zustande ist der Getreideaufguß fad; das Rösten entwickelt ein angenehm brenzliches, dem Kaffee-Aroma, wenn auch entfernt ähnliches, Produkt.

Wird ein Teil der zum Surrogat ausersehenen Gerste mäßig gemalzt, so tritt ein Gewinn an Zucker in einer Form hinzu, welche weder die Zähne noch den Magen beleidigt.

So entstanden unter den Bemühungen zweier Brüder Behr in Cöthen (Anhalt) und unter Mitwirkung von Chemikern, welche den dem Publikum zu bietenden Stoff analysierten, und von Ärzten, welche den Stoff prüften und die schmackhafteste Form ausuchten, zwei Surrogate; Das „Behr'sche Kaffee-Surrogat“ und

der „Malto-Kaffee.“ Sie kommen nebeneinander in den Handel, je nach dem Behagen der Konsumenten. Da diese Stoffe in feuchtem Lager etwas Wasser anziehen, so ist geraten, dieselben für neugebaute Häuser, Erdgeschosse &c. in Blechbüchsen-Verpackung zu beziehen. Trotzdem daß letztere Versandart den Preis etwas erhöht, ist er auch bei dieser Form für beide Sorten noch billiger als der arabische Kaffee.

Beide Sorten verdienen eine größere Verbreitung schon deshalb, damit Vorurteile, wie sie jedem neuen Industriezweige entgegengebracht werden, schneller als bisher schwinden. Wie befangen selbst der einsichtsvollere Teil der Bevölkerung gegenüber den diätetischen Surrogaten ist, zeigt sich in den Aussprüchen, welche man gelegentlich über mühsam und unter Aufopferung dargestellte gute Ersatzmittel vernimmt, deren Grundstoffe und chemische Anteile öffentlich bekannt gegeben sind.

Die Bemühungen der genannten Chemiker-Fabrikanten sind nicht nur vom Reiche anerkannt worden durch Verleihung eines amtlichen Patentes auf die den Genannten eigene Darstellungsweise der Surrogate (es handelt sich um ein scharfsinnig ausgedachtes Kühl- und Reinigungsverfahren, um dem Produkte die Spreu zu entziehen, aber das eigene Getreide-Arom zu erhalten), sondern auch durch Gutachten der Sachverständigen bei Gelegenheit der Berliner Ausstellung 1883 ermutigt.

In einigen Kreisen hat der verdienten Weiterverbreitung des gesunden Getränkes Eintrag gethan der Umstand, daß man bei dem Worte Malto-Kaffee eine Vorspiegelung vermutet hat, als wolle der Lieferant einen „Kaffee“ liefern, der doch kein Kaffee sei, keine Bohne enthalte.

Dem ist beizufügen, daß die Behrschen Surrogate nie darauf hin geschaffen worden sind, ein orientalisches Produkt darzustellen. Es ist nur der kaffeeähnliche Geschmack, der Geruch und die Farbe der Ersatzmittel im Auge behalten und die heilsame Bemühung, den Personen etwas an wahren Kaffee Erinnerendes zu bieten, ohne ihrem Körper zu schaden. Wohl aber verträgt sowohl der Behrsche Malto-Kaffee, als auch das Behrsche Kaffee-Surrogat den Zusatz einiger Prozente wahren Kaffees, wenn feineres Arom dem davon nicht ablassen wollenden Gaumen geboten werden soll.

Leipzig.

E. Hennig.

Geschichte.

Ungedruckte diplomatische Berichte aus Paris zur Geschichte der Erhebung Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen.

Die Ereignisse, welche der Erhebung Napoleons I. auf den Kaiserthron von Frankreich unmittelbar vorangingen und ohne Zweifel mit derselben in einem gewissen Kausalnexus standen, haben eine überraschende Ähnlichkeit mit denjenigen, welche die Einleitung für den Staatsstreich Louis Napoleons bildeten. Hier wie dort handelte es sich im Interesse des Machthabers darum, das französische Volk

dadurch für das Leben desselben besorgt zu machen, daß man Gerüchte von gefährlichen Verschwörungen gegen den ersten Beamten des Staates in Umlauf setzte und über alle diese Vorgänge den Halbschleier des Geheimnisvollen, das mehr als alles auf das Volk eine beunruhigende Wirkung ausübt, absichtlich breitete.

Schon das erste Gerücht über die beabsichtigte Staatsveränderung in Frankreich, welche dem kühnen Korsen die Kaiserkrone reichen sollte, stand im engsten Zusammenhange mit der angeblichen Verschwörung Moreaus und Bichegrus; der hessische Gesandte von der Malsburg in Paris schreibt unter dem 4. März 1804 in einem chiffrierten Briefe nachhause: „Ein Gerücht, welches durch die Konspirationsgeschichte entstanden ist, welches aber die Furcht vor Wiederholung dergleichen Versuche vielleicht bestätigen könnte, ist, daß Bonaparte zum Empereur des Gaulois und die Regierung in seiner Familie erblich werde erklärt werden!“ Ob die ganze Verschwörung wirklich so gefahrdrohend gewesen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber dagegen darf wie schon bei den Zeitgenossen so auch heute bei uns sich gerechter Zweifel erheben, daß Männer wie Moreau, Bichegrus und gar Enghien mit derselben in irgend welcher Beziehung gestanden haben. Malsburg wundert sich offenbar selbst darüber, daß „man unter Bösewichtern niedrigster Gattung zwei berühmte Männer findet, welche sonst die Stütze ihres Vaterlandes und als Helden glänzen;“ und an einer andern ebenfalls chiffrierten und also den Ausdruck der eigenen Überzeugung des Gesandten bildenden Stelle sagte er: „der General Moreau wird für einen einfachen, keiner Intrigue fähigen Mann gehalten. Viele glauben, daß er nicht so sehr schuldig sei, als ihn die offizielle Anklage darstellt, in welcher sein Urtheil schon vorher gesprochen ist!“ Moreau, um es kurz zu sagen, war eben einer derjenigen Männer, die Napoleon bei seinen ehrgeizigen Plänen deswegen zu fürchten hatte, weil sie einem Staatsstreich niemals zugestimmt haben würden! Und es gehört doch in der That ein großer Teil naiven Glaubens dazu, um nicht an der offiziellen Kundgebung der französischen Regierung zu zweifeln, die Männer wie Moreau und Enghien an einer Verschwörung Theil haben läßt, welche Napoleon an der Küste gefangen nehmen und nach England transportieren lassen wollte!

Auch das, was Malsburg von Enghien sagte, verdient Aufmerksamkeit. „Der Duc d'Enghien ist mit Mut und Entschlossenheit gestorben. Als man ihm die Augen verbinden wollte, sagte er: „Ich habe den Tod zu oft in der Nähe gesehen, als daß ich ihn jetzt fürchten sollte.“ Man hatte ihn Tag und Nacht von Straßburg reisen lassen. Am 20. ist er abends in Vincennes sehr ermüdet angekommen. Um 1 Uhr nachts wird er vor das Kriegsgericht geführt, nach einigen Fragen verurteilt und um 3 Uhr bei Fackelschein in einem innern Hof des Schlosses erschossen. Niemand sieht einen politischen Zweck in dieser Hinrichtung und in der Übereilung, mit welcher sie geschehen ist, vielmehr ist Konsternation und Unwillen überall hier verbreitet.

Man hat Verwunderung geäußert, daß der Kurfürst von Baden die Arrestation des Prinzen und seiner Unglücksgefährten zugestanden habe. Der badische

Minister von Dalberg behauptet aber, autorisiert zu sein, diesem Gerüchte zu widersprechen, denn die Requisition sei erst nach Karlsruhe geschickt worden, nachdem alles vorbei und geschehen war, und der General Coulincorat habe die verzögerte Einsendung des Requisitionsschreibens mit der dringend gewordenen Eilfertigkeit und der Notwendigkeit des Geheimnisses entschuldigt. Gewiß würde sich der Kurfürst von Baden in einem großen Embarras befunden haben, welches ihm durch diese Verfahrungsart erspart worden ist.¹⁾ Es war eben eine völkerrechtswidrige That, die in ihrer rücksichtslosen Gewaltthätigkeit keinen andern Zweck haben konnte, als die Royalisten in Frankreich zu erschrecken und für die nächste Zeit in ohnmächtiger Furcht zu halten.

In Malsburgs Bericht vom 1. April tritt das Gerücht von der Erhebung Napoleons schon in bestimmterer Gestalt auf; es scheine, so heißt es, als wolle man mit der geflissentlichen Verbreitung desselben die Gesinnung des Volkes prüfen, und zwei Tage darauf kann der Gesandte schon melden, daß „Napoleon auf den vom Senat gestellten Antrag, daß Bonaparte darauf denken möge, dem Gouvernement mehr Festigkeit zu geben, geantwortet habe, daß er sich damit beschäftigen, aber nichts ohne Zustimmung des französischen Volks thun werde.“ Also auch hier bei Napoleon dem älteren schon der Gedanke des Plebiszits, den sein Neffe später so glücklich ausgenutzt hat. „Man wird das Volk in den Versammlungen fragen,“ schreibt der Gesandte noch am 22. April nachhause, „Widersprechen wird nicht zu fürchten sein!“

Wenige Tage darauf aber ließ man den Gedanken des Plebiszits fallen; Malsburg schreibt dazu: „Es ist zu vermuten, daß die Proklamation nächstens, ohne Volksumfrage erfolgen wird; das Tribunal hält sich für die Repräsentanten des Volkes, und die Vorsteher desselben haben in den meisten Departements ihren Wunsch sowie die Armee schon geäußert. Man wird also die Eröffnung der Stimmregister vermutlich für unnötig halten; überflüssig und zeitverderblich sind sie gewiß!“ Schon am 18. Mai war der Senat soweit über die Successionsfrage einig, daß noch am Nachmittage die Präsentation Bonapartes als Kaiser der Franzosen in St. Cloud erfolgen konnte. Es war auffallend, daß bei der genauen Aufstellung der Succession allein der beiden Brüder Napoleons, Lucians und Jérômes mit keinem Worte gedacht war, Jérômes Nachkommen sind bekanntlich die heutigen Bonapartistischen Prätendenten. Interessant ist die Begründung, welche Talleyrand in seiner Notifikation an den Herrn von Malsburg vom 19. Mai 1804 für diese Staatsveränderung giebt: „Monsieur, j'ai l'honneur de vous adresser une copie authentique du sénatus-consulte qui determine pour l'avenir la dénomination, les formes et la transmission du pouvoir souverain en France, les seuls droits, qui dans l'organisation du gouvernement de la République n'étaient pas proportionnées à la grandeur et au besoin de l'état.“

Die nächste Frage, die sich beim Eintritt so überraschender welthistorischer

¹⁾ Auch dieser Bericht ist wie die meisten angeführten, chiffriert. Staatsarchiv zu Marburg. Abteilung Frankreich.

Ereignisse, wie es die Erhebung Napoleons zum Kaiser der Franzosen war, uns aufdrängt, wird die nach dem Eindruck sein, den die Nachricht auf die zunächst Beteiligten, auf das französische Volk und hier wieder zunächst auf die Pariser gemacht hat. Hören wir Malsburgs Bericht in dieser Beziehung: „Es scheint nicht,“ schreibt er am 23. Mai 1804 in Ziffern, „daß die Pariser an dieser Veränderung vielen Anteil nehmen. Am Tage der Proclamation und der folgenden waren etliche öffentliche, aber von hundert nicht ein Privathaus erleuchtet.“ Und wenige Tage darauf macht er aus der Lage der Dinge in seinem chiffrierten Bericht vom 13. Juni gar kein Hehl mehr daraus: „Die Stimmung war hier im allgemeinen nicht gut;“ schreibt er, „sie würde noch schlimmer geworden, vielleicht bei der Armee ausgebrochen sein, wenn Moreau wäre kondemniert worden,“ und weiter: „Als Ursache des Verzugs der Inauguration wird angegeben, daß man die öffentliche Meinung zuvor wieder zu gewinnen suchen wollte, welche sehr herabgestimmt ist!“ Beweise genug aus unparteiischer Quelle, daß das französische Volk der Erhebung Napoleons zum Kaiser durchaus nicht so, wie es die offiziellen Anzeigen melden, entgegen jubelt hat.

Dagegen überstürzten sich die fremden Gesandten, vor allen die der deutschen Fürsten, um thunlichst bald die Zeichen ihrer Freude über das Ereignis in möglichst enthusiastischer Form in St. Cloud an den Mann zu bringen. Es wirkt fast komisch, wenn wir aus den Berichten vernehmen, wie der hessische Gesandte sehr wenig angenehm überrascht gewesen wäre, als ihm Graf Beust mitgeteilt hätte, daß er sein Glückwunschsreiben schon am vergangenen Mittwoch an Talleyrand überreicht habe, also vor der offiziellen Bekanntmachung der Staatsveränderung. Er habe ihn darüber zur Rede gestellt, „wie es denn komme, daß sein Herr die Kaiserwürde anerkannt habe, ehe noch eine öffentliche Bekanntmachung erfolgt sei?“, und Beust habe erwidert: „Talleyrand habe ihn schon acht Tage vor der Proclamation avertiert und hinzugefügt, daß es der zukünftige Kaiser außerordentlich gern sehen werde, wenn der Kurerzkanzler als erster Kurfürst des Reiches mit der Anerkennung vorgehe und auch bei dem Reichstag die Einleitung mache! War dies Prävenire dem hessischen Gesandten höchst fatal, so suchte er doch mit lobenswertem Eifer wenigstens dadurch einen Vorsprung vor seinen Kollegen zu erringen, daß er womöglich zuerst die neuen Kreditive überreichen konnte, weil er im Vertrauen von Talleyrand — wie mag der große Staatsmann „wenn er allein war“, wie Bismarck neulich einmal sehr gut gesagt hat, über den guten Malsburg gelacht haben — darüber verständigt worden war, daß die Gesandten in der Reihenfolge, wie die Kreditive eingingen, empfangen werden würden. Und nun mußte es der Gesandte schließlich trotz alledem erfahren, daß der Badische und Württembergische Gesandte vor ihm, der doch einen ganzen Tag früher sein Kreditiv abgegeben hatte, von Napoleon empfangen wurde! Natürlich protestierte er in einem großen Schreiben an Talleyrand, der ihn dann zu trösten wußte; wer aber denkt nicht bei dieser Erzählung an die alljährlichen famosen Neujahrsempfänge zur Glanzzeit Napoleons III., wo die Gesandten der auswär-

tigen Mächte förmlich die Mienen des Kaisers studierten, um die Gnade oder Ungnade für die einzelnen aus seinen Augen konstatieren zu können.

Um diese Zeit kam auch das erste Gratulationschreiben des Kurfürsten an, worin die Ausdrücke, die der steife Regent des Zopfes braucht, für die spätere Zeit nicht uninteressant sind. Er schreibt darin: „Nous nous emprenons de témoigner à V. M. J. le part vive, que nous prenons à un avenement aussi intéressant pour tous les gouvernements, qu'il est en même tems, Sire, un moment éclatant des mérites émineus et des hautes qualités personnelles qui vous caractérisent!“ Die Kaiserkrönung wurde, wie bekannt, bis in den Dezember verschoben; der Kaiser selbst reiste im Herbst nach Mainz in der Absicht, dort auch mit dem Kurfürsten von Hessen zusammen zu treffen, an den er ein freundliches Einladungsschreiben hatte ergehen lassen. Möchte nun der Kurfürst wirklich vom Podagra so arg geplagt sein, daß es ihn am Reisen hinderte, möchte er es nur als Vorwand gebrauchen, genug er ging nicht nach Mainz, schrieb aber einen Brief an den Kaiser, der zweifellos die Grenzen zeremonieller Höflichkeit weit überschritt. Er lautete: „Sire! A l'instant ci attendu où je crois être parvenu l'avantage de rendre de bouche mes hommages à Votre Majesté Impériale je m'en vois encore privé cette fois par un accès de goute (Podagra), qui depuis quelques jours m'empêche totalement de marcher, mes régrêts en sont extrêmes analogues à la privation que j'éprouve de ne pouvoir admirer le plus grand des héros de notre siècle!“ Der Kaiser war offenbar trotz dieses schmeichelhaften Briefes etwas verlezt durch das Nichterscheinen des Kurfürsten, sein Antwortschreiben ist kalt und höflich: Mon frère! Je partage les regrets, que vous m'exprimez sur la circonstance imprévue, qui vous a empêché de venir jusqu'à Mayence. J'en ai éprouvé une double peine par l'intérêt, que je prends à votre santé. Il me sera agréable de vous renouveler l'assurance de l'intérêt, que je porte à votre personne et à votre maison, lorsque votre rétablissement et les circonstances permettront que je vous voie!“ Daß er dem Kurfürsten aber das Podagra nicht vergessen hatte, läßt sich aus einzelnen kleinen Umständen schließen; als Malsburg bei ihm zweimal Audienz hatte, fragte er jedesmal sogleich: „Ob der Kurfürst noch immer am Podagra litte?“, und als der Gesandte beidemal die Frage bejahte, fügte der Kaiser einmal die Bemerkung hinzu: „Ach, das Podagra ist ein nicht gefährlicher, nur unbequemer Feind!“ Das anderemal sagte er gar: L'électeur est robuste, il se remettra facilement, s'il se ménage!“ Bei einer anderen Gelegenheit erkundigte sich Napoleon sogleich wieder nach dem Podagra des Kurfürsten, und als der Gesandte verbindlich erwiderte, „daß der Kurfürst unter dem Podagra doppelt gelitten, weil er dadurch des Vergnügens, S. Majestät zu sehen, beraubt worden wäre,“ offenbar in der stillen Absicht, aus dem Munde des Kaisers eine offizielle Einladung zu den Krönungsfeierlichkeiten für den Kurfürsten zu erhalten, meinte er nur, „er hoffe schon noch den Kurfürsten persönlich kennen zu lernen,“ „eine Einladung aber,“ fügt Malsburg sehr ruhig hinzu, „erfolgte nicht.“ Das anfänglich so gute Verhältnis zwischen Napoleon und dem Kurfürsten, das ihm die Stellung, die später

Sachsen während der Regierung Napoleons einnahm, zu versprechen schien, hatte sich zweifellos verschlechtert.

Es war übrigens um so auffallender, daß keine Einladung von seiten des Kaisers selbst erfolgte, je lieber man es offenbar sah, daß recht viele deutsche Fürsten bei der Kaiserkrönung zugegen wären. Bei einer Gesellschaft bei Talleyrand sprach zwar der französische Premier noch einmal in höflicher Weise mit Malsburg darüber, ob der Kurfürst oder der Kronprinz zu den Festlichkeiten käme, aber diese Höflichkeit erwies eben Talleyrand jedem. „Talleyrand“ berichtet Malsburg gelegentlich unter Biffen, „scheint dem Kaiser dadurch vorzüglich schmeicheln zu wollen, daß er so viele deutsche Fürsten als möglich hierher zu ziehen sucht, um auch hierunter den Nachfolger Karls des Großen zu spielen! Um dieser Analogie halben glauben auch viele, daß die Krönung noch bis auf den ersten Christtag verschoben würde; weil an diesem Tage vor tausend Jahren Karl in Rom gekrönt ward!“

Das letztere war nun allerdings nicht der Fall; schon am 5. Dezember konnte der Gesandte über die einzelnen Vorgänge bei den Krönungsfeierlichkeiten berichten. Einiges daraus mag hier Platz finden. „Der Kaiser,“ schreibt Malsburg, „trug keine andere Krone, als ein bloßes Diadem in Form eines Lorbeerkranzes nach Art der römischen Cäsaren. Er setzte sich solches im Selbstgefühl seiner Würde auf und krönte nachher auch die Kaiserin, welche sich bei der ganzen Feier mit außerordentlichem Anstand und mit so viel Grazie benahm, daß sie aller Herzen einnahm. Alles war in reichstem, spanischem Kostüm gekleidet. Von deutschen Fürsten waren nur gegenwärtig: Der Kurerzkanzler, der Kurprinz und Prinz Ludwig von Baden, der Erbprinz von Darmstadt, der preußische Oberst Prinz von Homburg und der Fürst von Solms-Licht. Abends bei der Tafel — der Kaiser, die Kaiserin, der Papst und der Kurerzkanzler speisten an einem Tisch allein — sei der Kaiser auf Malsburg zugegangen und habe scherzend gesagt: „Erlebe von den Zulagen, die der Kurfürst ausgeteilt hätte!“ Alle seien mit spanischen reichgestickten Mänteln bekleidet gewesen, der Kaiser im Purpurmantel, die kaiserlichen Prinzen in weißer, spanischer Tracht.

Nach aufgehobener Tafel habe man theatralische Tänze von den Operntänzern und Tänzerinnen aufführen lassen, bei welchen letzteren jedoch der Papst nicht gegenwärtig geblieben sei.“

Den Schluß der Korrespondenz zwischen Napoleon und dem Kurfürsten bildete ein in sehr enthusiastischen Ausdrücken gehaltenes Schreiben des letztern, in dem er dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung gratuliert, und die kalte, dankende Antwort des ersteren. Politische Verhandlungen drängen sich um diese Zeit schon wieder in den Vordergrund, vor allem die projektierte Gründung einer Union deutscher Fürsten, die Napoleon sehr begünstigte, und an welcher auch Kurhessen wesentlich Anteil zu nehmen gedachte; schon damals kam es zu ziemlich deutlichen Auseinandersetzungen zwischen dem hessischen und preußischen Gesandten, welcher letztere dem Herrn von der Malsburg unverblümt auf das Illoyale der politischen Handlungsweise des Kurfürsten aufmerksam machte, der sich einem solchen Bunde

hinter dem Rücken des Königs von Preußen anschließen wolle; „doch sei die Lage Kurhessens so,“ meinte er gelegentlich kaltblütig dem hessischen Gesandten gegenüber, „daß daselbe wegen seiner geographischen Lage, auch wenn es wolle, sich von Preußen nicht trennen könnte!“ Als man Napoleon von dem Unwillen Preußens erzählte, lachte er und meinte, daß es allerdings sehr natürlich sei, daß dieser Staat die Gründung einer Union deutscher Fürsten nicht gern sehe. Zu einem Bruche kam es, wie bekannt, damals noch nicht; der Krieg mit Österreich drohte jeden Tag loszubrechen, Talleyrand wollte, wie Malsburg berichtet, in dieser Lage Preußen nicht vor den Kopf stoßen, aber sein Schicksal scheint schon damals von Napoleon beschlossen gewesen zu sein.

Kurhessen glaubte seinen Vorteil darin zu sehen, daß es bald mit Preußen, bald mit Frankreich über den militärischen Anschluß verhandelte, je nachdem diese oder jene Macht mehr bot, bis die Katastrophe von 1806 eintrat. Wie rücksichtslos immerhin die Handlungsweise Napoleons bei der Depossidierung des Kurfürsten gewesen zu sein scheint, so gerecht war sie gegen einen Mann von so zweideutiger Politik, der während der festesten Freundschaftsversicherungen gegen Preußen auf dem Fuße stand ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich gegen dieselbe Macht abzuschließen. Zu einer persönlichen Korrespondenz zwischen Napoleon und dem Kurfürsten Wilhelm kam es nicht wieder: „Le plus grand héros de notre siècle“, wie er ihn einst genannt hatte, „die schönste Hoffnung für alle, die den Frieden lieben,“ war von da an für ihn nur noch der „freche Usurpator“, den er am liebsten an einem englischen Galgen gesehen hätte.

Marburg.

Georg Trmer.

Musikwissenschaft.

„Prof. Stumpfs Tonpsychologie.“

Die wissenschaftliche Behandlung der Musik ist mit einem bei Hirzel in Leipzig erschienenen Werke, Tonpsychologie von Dr. Karl Stumpf, in ein neues, bedeutungsvolles Stadium getreten. Zum erstenmale werden nämlich von dem Verfasser die seelischen Vorgänge, welche durch die Töne hervorgerufen werden, systematisch erörtert und beschrieben. Die Tonempfindungen sind demnach das Material seiner Forschung; er zeigt uns jedoch nicht gleich Helmholtz in seiner epochemachenden „Lehre von den Tonempfindungen“, wie solche überhaupt zustande kommen, er untersucht nicht die in physikalischen und physiologischen Erscheinungen begründeten „Antezedenzen“ der Tonempfindungen, sondern zeigt vielmehr die psychischen „Folgen“ derselben und belehrt uns darüber, wie die Seele auf die durch Töne bewirkten Nervenreize reagiert.

Damit sind wir an der Grenze eines großen Arbeitsgebietes angelangt, auf dem seit den ältesten Zeiten die Männer der Wissenschaft mit mehr oder weniger Glück und Geschick sich versuchten. Anfangs begnügten sich die wissenschaftlichen Musiker allein mit der Untersuchung der tönenden Körper, hauptsächlich mit der Messung der Saiten- und Röhrenlängen. Man verfolgte jedoch den Ton nicht

weiter auf seinem Wege vom Schallorte zum Ohre. Da war es denn schon ein großer Fortschritt, als man erkannte, daß die Vibrationen der tönenden Körper für den Ton maßgebend seien und daß dieser sich durch die in wellenförmige Erschütterung versetzte Luftmasse bis zum Ohre fortpflanzte. Daran schloß sich die Untersuchung der den Schall aufnehmenden, beweglichen Teile des Ohres und der Physiologe verfolgte weiter die Erregungen der Nerven, welche den verschiedenen Reizen und Empfindungen entsprechen. Wir wissen heute, daß die Klänge unserer Musikinstrumente und unserer Stimme nicht einfach sind, sondern je einen Komplex von einfachen Tönen bilden, welche Partialtöne heißen und mit ihrem Grundton dasjenige bestimmen, was wir gewöhnlich unter dem Ausdruck „Klangfarbe“ verstehen; wir vermuten, daß neben diesen über dem Grundton sich aufbauenden sogenannten harmonischen Obertönen, deren wir uns im einzelnen beim Auffassen des Klanges nicht bewußt werden, obwohl ihr Vorhandensein durch die sogenannte Klanganalyse konstatiert werden kann, auch eine Anzahl von „Untertönen“ (nach Riemann) den Klang mit bestimmt.

Eine Hypothese ist es ferner, daß unser Ohr ein Organ mit einer großen Anzahl isolierter Nervenfasern besitzt, die, einer Klaviatur ähnlich, gleichsam auf alle denkbaren Töne „abgestimmt“ sind und nach dem Gesetze des Mitschwingens zugleich mit jedem einzelnen den Klang zusammensetzenden Oberton in Schwingung geraten. Die Zahl der in einem Klang gleichzeitig erscheinenden einfachen Töne korrespondiert demnach mit einer gleichen Zahl einfacher, zu einer Tonempfindung sich zusammensetzender Nervenreize.

So weit nun der Physiker und der Physiologe. Zu dieser an und für sich bei dem Aufnehmen eines Tones vorhandenen Verbindung von einfachen sinnlichen Eindrücken muß aber noch eine neue, das Verhältnis der einzelnen Reize affirmierende oder negierende Funktion der Seele hinzutreten. Diese vollzieht, um eine zusammengesetzte Tonempfindung als einen bestimmten Ton zu bezeichnen, ein Sinnesurteil. Das Vorhandensein einer Mehrheit von Eindrücken und Empfindungen genügt nicht; die Seele soll diese Vereinigung auch bemerkt, erkannt haben, soll das Vorhandensein in einem Urteile behaupten, das sich zwar unter Umständen sofort und unmittelbar an die Sinnesempfindung direkt knüpfen, auch erst einer Überlegung entstammen kann, nicht aber immer zu sprachlicher Verlautbarung führen muß.

Von diesem Standpunkte ausgehend, beschäftigt sich der vorliegende erste Teil der Tonpsychologie mit Tonurteilen, soweit sie durch einzelne Töne hervorgerufen werden. In den folgenden Bänden sollen dann die Urteile, welche an gleichzeitige Töne, an Intervalle sich knüpfen, und schließlich die Tongefühle behandelt werden.

Die eminente Bedeutung solcher Untersuchungen für die rationelle Grundlegung einer musikalischen Kunstlehre im höheren Sinne springt sofort ins Auge, wenn man bedenkt, daß die Musik-Ästhetik noch immer in den Anfängen steckt und seltsamerweise trotzdem bei ihren schüchternen Versuchen über den Anfang weg gleich in medias res springen, an die Gefühle sich heften wollte. Die Ästhetiker, welche

eine Schönheitslehre auf das lustige, schwanke Gebäude vager Gefühle aufsetzen wollten, sahen ihre Truggebilde in eitel Dunst aufgehen. Sie philosophierten eben über Gefühle und waren über die Grundlagen derselben im Unklaren geblieben. Sie begannen den Bau ihres ästhetischen Hauses bei dem Dache.

Aber selbst jene Musik-Ästhetiker, welche zur Aufrichtung ihres Lehrgebäudes nichts herbeiholten, was nicht in den Tonvorstellungen selbst liegt, die also sich vollkommen darüber klar waren, wo anzufangen sei, blieben dennoch im Zweifel darüber, wie der Anfang gemacht werden solle.

Herbart, der zu einer gesunden Musik-Ästhetik hinleitete, schrieb zwar: „Unsere Ästhetiken enthalten eher alles in der Welt, ja den Ursprung der Welt selbst, als die einfachsten Grundregeln der einzigen unter den Künsten, die wirklich ihre Grundregeln kennt“ . . . Er meinte die Musik mit ihrem Generalbaß. Aber dieser ist doch selbst schon ein kompliziertes Produkt ästhetischer Überlegung, kann daher nicht zur Grundlage musikästhetischer, geschweige denn allgemein ästhetischer Fundamentalsätze dienen.

Dagegen hat aber Professor Robert Zimmermann in seiner Ästhetik aus den Forschungen Helmholtz' für die Erklärung und Begründung des ästhetischen Wohlgefallens an der Harmonie in geistreicher, scharfsinniger Weise die interessantesten Konsequenzen gezogen. Ungleich größere Anregung als aus dem klassischen Werke Helmholtz' wird speziell für den Musik-Ästhetiker aus den weiteren Bänden der „Tonpsychologie“ entspringen müssen; denn über das Wohlgefallen an gewissen Tonformen wird sich erst dann mit Erfolg diskutieren lassen, wenn die psychischen Wirkungen der Töne überhaupt schon eine schematische Erklärung erfahren haben. Der vorliegende Band beschäftigt sich mit eigentlich musikalischen Problemen noch nicht, der Verfasser, der in selten glücklicher Weise philosophischen Scharfsinn und hohe musikalische Begabung in sich vereinigt, will ihn nur als Vorläufer der eigentlichen musikalischen Psychologie betrachtet wissen, deren Erscheinen jeder Leser des ersten Teiles nunmehr mit Spannung und Ungeduld erwarten wird.

Der erste Abschnitt des Buches erörtert in klarer, durchsichtiger Form allgemein philosophische Begriffe, wie Aufmerksamkeit, Übung, die Zuverlässigkeit von Sinnesurteilen und ihre Messung, die Analyse und Vergleichung, schließlich Raum- und Zeiturteile, welche einen „Standpunkt“ voraussetzen. Der Verfasser wendet sich mit großer Ausführlichkeit gegen die Hauptsätze der sogenannten „Relativitätslehre“, derzufolge jede Empfindung notwendig auf eine andere bezogen werden soll, schlechtweg reine Empfindungen, die Empfindung absoluter Inhalte geleugnet und nur die Empfindung von Beziehungen, Unterschieden, Veränderungen anerkannt wird. Professor Stumpf hebt hervor, daß nur in den sprachlichen Benennungen „rot, blau“ für unsere Empfindungsinhalte Relationen liegen, da sie zur „Unterscheidung der einzelnen, dem Bewußtsein bereits von früher her bekannten Empfindungen von einander eingeführt sind“. Ihrem Wesen nach aber sei keine Empfindung auf eine andere angewiesen, in der Röte liege kein Hinweis auf die Bläue, „nicht einmal in der Dissonanz liegt, wenn sie als reiner Empfindungs-

inhalt betrachtet wird, ein Hinweis auf die Konsonanz, im Septimenakkord ein solcher auf den Dreiklang. Das sogenannte Auflösungsbestreben eines dissonanten Akkordes ist nur für den vorhanden, der bereits konsonante Akkorde im Anschluß an jenen früher gehört und im Gedächtnis behalten hat."

Diese Behauptung, welche der Verfasser in den folgenden Teilen ausführlich zu begründen verspricht, besitzt für die Beurteilung der modernen Musik eine große Tragweite und trifft mit den Resultaten neuerer Harmoniker überein, welche die selbständige Geltung der Dissonanzen zu erweisen versuchen.

Aber auch Urteile, z. B. bei Vergleichung aufeinanderfolgender Töne, hält der Verfasser ohne weitere Vorbedingungen als die diesbezüglichen Empfindungsqualitäten selbst, ohne Hilfe irgend eines außer denselben gelegenen Kriteriums für möglich. Die Beurteilung, ob zwei Töne, welche nacheinander angegeben werden, gleich oder ungleich sind, welcher von zwei als ungleich erkannten Tönen der höhere ist, erscheint dem Verfasser als eine unmittelbare aus den Tonqualitäten selbst hervorgehende. Der „gleichsam vermittelnden Ansicht“, daß das Ohr bei solchen Urteilen dennoch auf einem gewissen Standpunkte „nicht bloß äußerlich sondern auch innerlich“ Stellung nimmt, scheint der Verfasser zu wenig Gewicht beizulegen. Wenn auch dieser Standpunkt in der Entwicklungsgeschichte der Musik stets Änderungen erfahren hat, indem wir heute z. B. die Tonreihe von unten her beurteilen, was nicht immer in der alten Zeit der Fall gewesen zu sein scheint, so läßt sich doch für jede musikalische Periode wenigstens die Sicherstellung irgend eines festen Punktes, von dem aus die Töne beurteilt wurden, erweisen. Wohl kommen, wie der Verfasser hervorhebt, bei dieser Frage nicht bloß Töne in Betracht, die in irgend welchem musikalischen Zusammenhange stehen (Melodie- oder Akkordfragmente), sondern ganz beliebig herausgegriffene. Da jedoch die Empirie bei der Lösung dieser Frage den Hauptanteil hat und heute selbst unter gänzlich unmusikalischen Leuten kaum einer zu finden wäre, der die Bedeutung eines hohen und tiefen Tones nicht schon aus Erfahrung kennen würde, d. h. einen Standpunkt bei der Beurteilung der Töne einzunehmen gelernt hätte, so müßte man in diesem Falle wieder zu den beliebten „Wilden“ zurückgreifen. In der That sagt der Verfasser: „Nehmen wir an, der Befragte wisse über die Bedeutung von „hoch und tief“ bei Tönen nichts, der Fragende habe ihm aber an einem Beispiel, an den Tönen c und g dieselbe erläutert: wird er dann in einem zweiten Falle, wo zwei andere Qualitäten vorgelegt werden, in diesen selbst die vollständigen Anhaltspunkte des Urteils finden können?“ . . . In dieser Frage des Verfassers liegt schon nach unserer Meinung der Fehler. Denn die erwähnte Erläuterung kann diesem musikalisch „Wilden“ nur dadurch zu teil werden, daß er einen „Standpunkt“ einnehmen lernt. Hat man ihm das auch nur einmal gezeigt, dann ist sein Verhalten beim Urteilen zur Lösung der Hauptfrage nicht mehr von Belang, er ist hinsichtlich des „hoch und tief“ eben schon ein „Wissender“.

Diesbezügliche und viele andere von dem Verfasser mitgeteilte Versuchsreihen über Tonurteile bei eminent musikalischen und unmusikalischen Individuen bieten dem Musiker sowohl wie dem Philosophen ein kostbares anregendes Material zu

reichen Studien. Wichtige Betrachtungen über die Unterschieds-Empfindlichkeit in verschiedenen Tonregionen hat der Verfasser selbst an seine gründlichen Versuche geknüpft.

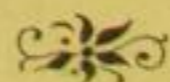
Von ganz besonderem Reiz dünkt uns jedoch die Abhandlung über „Höhe und Tiefe“ der Töne, in welcher die eigentümliche Kraft der Raumsymbolik, die sich gerade bei der Auffassung der Töne so entschieden geltend macht, erklärt wird. Es ist wirklich seltsam, daß gerade auf Töne, die an sich „am wenigsten räumlicher Natur“ sind, während eine Farbe ohne Ausdehnung und Lokalisation sich nicht denken läßt, fast ausschließlich räumliche Kategorien angewendet werden. Es ist noch seltsamer, daß wir zur Auffassung der Tonreihe als einer geradezu aufsteigenden hingeführt werden. Die Anwendung der Höhen- und Tiefenausdrücke, deren Gründe bisher noch nicht ausführlich erörtert wurden, findet sich gleichwohl allgemein, auch schon bei den Alten. Und wenn man zugiebt, daß die Ausdrücke hoch und tief bei Tönen stets entsprechende Raumvorstellungen mit sich führen, so kann, dem Verfasser zufolge, weiter gefragt werden, „ob auch Töne, deren Auffassung augenblicklich nicht sprachlich eingekleidet wird, uns nichtsdestoweniger im räumlichen Kleide erscheinen; ob also immer, wenn wir Töne hören, sprach- und gedankenlos ihnen hingegeben, Bilder des räumlich Tiefen, Hohen, Auf- und Absteigenden von selbst sich damit verknüpfen“ . . . Der Verfasser will dies nicht zugeben, zumal bei Personen, die nicht selbst spielen und daher von der Vorstellung der Raumlage eines Tones (der Taste, Saitenstelle oder Klappe) nicht verfolgt werden.

Den Gründen solcher Assoziationen und sprachlichen Bezeichnungen, die übrigens schon griechische Philosophen beschäftigt haben, spürt der Verfasser in interessanter Weise nach und er kommt nach einigen historischen und philologischen Exkursionen zu dem Resultat, es habe die Assoziation von Tiefe und Höhe „mehrfache starke Wurzeln, aus denen sie nicht zufällig dann und wann in einem poetischen Individuum, sondern beständig und überall, genährt durch die Ähnlichkeiten alltäglicher Sinnesindrücke, hervorzüchelt.“

Schon aus dieser flüchtigen Berührung der Hauptpunkte, welche die „Tonpsychologie“ des Prager Professors enthält, wird ihr Wert und ihre Bedeutung sich ermessen lassen. Zugleich mag man erkennen, daß in dem besprochenen Werke die Philosophie mit der Tonkunst in ein harmonisches Verhältnis getreten ist, während sie der Musik gegenüber sich meist zu kalt oder zu zudringlich verhalten hat. Nur Herbart, dessen Philosophie sogar durch die Tonlehre vielfach beeinflusst wurde, war der einzige hervorragende deutsche Philosoph, der gleich Professor Stumpf reiche musikalische Anlagen und Fachbildung besaß; während anderen Philosophen bald die Philosophie als Musik, bald die Musik als Philosophie erschien, wußte er, der eben beide Gebiete beherrschte, die Grenzen zwischen Musik und Philosophie genau zu bestimmen und auseinanderzuhalten, wie sehr und gern er auch die nachbarliche Stellung und innigen Beziehungen beider Reiche betonte.

Wien.

Robert Hirschfeld.



Litterarische Revue.

Wir haben uns an dieser Stelle zunächst noch mit einigen Schriften zu beschäftigen, die in Titel und Inhalt gleichmäßig sensationell, in letzter Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik stark in Anspruch genommen haben, und deren glänzender äußerer Erfolg sich in einer stattlichen, anscheinend noch nicht erschöpften Reihe von Auflagen darstellt. Wir meinen die „Briefe aus der Hölle“ (Leipzig, Johannes Lehmann) und „die konventionellen Lügen der Kulturmenschenheit“ von Max Nordau (Leipzig, Bernhard Schlicke).

Um mit dem letzteren Buche als dem weitaus interessanteren und bedeutenderen zu beginnen, so hat es der Verfasser, von seinem naturwissenschaftlichen Standpunkte zunächst abgesehen, unter dem Einfluß etwa des folgenden Gedankenganges konzipiert. Es läßt sich nicht leugnen, daß trotz der ungeheuren Fortschritte, welche in den letzten hundert Jahren auf zahlreichen Gebieten der menschlichen Thätigkeit gemacht worden sind, trotz der im allgemeinen zweifellosen Verbesserung in der Lebenslage der Kulturvölker, trotz der Stärkung der moralischen und intellektuellen Kraft breiterer Volksschichten, ein Zug zum Pessimismus und Skeptizismus, eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Gegenwart durch unsere Zeit geht, die kaum ein Analogon in der Kulturgeschichte findet und mit dem generellen Fortschritt des Menschengeschlechtes in Widerspruch zu stehen scheint. Die reaktionäre Weltanschauung macht kurzer Hand die Verallgemeinerung des Wissens und der vielbespöttelten Bildung für diese Thatsache verantwortlich; sie fühlt sich am wohlsten, wenn sie alles, was außerhalb der Kreise der oberen Zehn- oder Hunderttausend steht, in einem geistigen Nebel erhalten kann, der ihm die Unzulänglichkeit seiner Lage nicht zum Bewußtsein kommen läßt, und deshalb versichert sie mit tausend Zungen, daß dieser Zustand auch den breiten Schichten der Bevölkerung am wohlthuendsten sei und daß zu viel Wissen und Aufklärung diese nur anspruchsvoll und damit erst unglücklich mache — im Gegensatz dazu fordert die radikale Partei Lust und Licht im gleichen Maße für alles, was Menschenantliß trägt, und macht sich, je hartnäckiger die Gegner sich sträuben, ihrerseits auf dem Wege ernstere Reformen freiwillig entgegenzukommen, um so nachhaltiger mit dem Gedanken eines gewaltigen Umsturzes alles dessen vertraut, was ihr mit den maßgebenden Grundsätzen des gleichen Rechtes für alle auf allen Gebieten im Widerspruche zu stehen scheint. Dazwischen schwankt nun die große Menge derjenigen, welche dem gewaltigen Rückschritte ebenso abhold sind, wie dem gewaltigen Fortschritte; sie schwärmen für ein solides Gleichmaß in der Entwicklung und erschöpfen ihre Kräfte in dem Bemühen, gegen das Überwuchern der radikalen wie der reaktionären Weltanschauung Dämme aufzuwerfen, die einstweilen der rechts und links andrängenden Hochflut noch Widerstand leisten, aber an zahllosen schwachen und schwächsten Stellen mit Rissen und Brüchen drohen. Bei diesem Bemühen machen sich jene notwendigerweise zu Anwälten des Bestehenden, und wo sie die Unabweisbarkeit einer Änderung begriffen haben, plaidiren sie für allmähliche Reform auf friedlichem Wege, finden sich aber dabei sehr oft in der unangenehmen Lage, Kompromisse mit Zuständen und Anschauungen abschließen zu müssen, die sie innerlich längst überwunden haben, und denen sie mit offenem Visier gegenüber treten würden, wenn nicht die alte Amme Gewohnheit, der Drang nach Ausgleichung der Gegensätze, die Furcht vor Katastrophen, zu einem Waffenstillstande mit den Vertretern und Verteidigern dieser Anschauungen und Zustände führen müßte, dem allerdings in jedem Falle eine *reservatio mentalis* zu Grunde liegen mag, der sich aber äußerlich zweifellos als Sieg der Gegner darstellt, und, wie wir es täglich erleben, auf Märkten und Gassen mit Pauken und Posaunen als solcher ausgeschrieben wird.

So wird, meint Nordau, eine große Anzahl namentlich der im landläufigen Sinne gebildeten Menschen unserer Zeit, der Kulturmenschen, durch die Gewalt der Umstände, durch den Mangel an Entschlossenheit, Willenskraft und Charakterstärke, wie durch eine gewisse Scheu, den Dingen frei und offen ins Gesicht zu sehen, unwiderstehlich dazu gedrängt, sich und andere

über ihre innersten Empfindungen zu täuschen, Anschauungen zu verteidigen, die sie verabscheuen, Handlungen zu begehen, die sie thöricht und abgeschmackt finden, sich in Formen zu fügen, deren Hohlheit und Unwahrheit sie ihnen zum Greuel macht, kurzum in Kompromisse mit den tatsächlichen Verhältnissen einzutreten, die sich dem fühlen Beobachter als ebensoviele Lügen, als konventionelle Lügen darstellen.

Dem radikalen Politiker und darwinistisch gebildeten Arzte Nordau ist sein Standpunkt in diesem Wirrwarr der Parteien vorgeschrieben, er tritt voll und ganz auf die Seite des Radikalismus und verurteilt alles, was sich nach seiner Anschauung einer inneren, besseren Überzeugung zuwider mit dem Bestehenden durch schwächliche Kompromisse abzufinden sucht. Übrigens legt er an alles den Maßstab seiner naturwissenschaftlichen Kritik, und was vor dieser nicht voll besteht, wird unbarmherzig zur Vernichtung verurteilt. Dabei ergibt sich beiläufig das überraschende Resultat, daß der Demokrat Nordau für die erbliche Blut-Aristokratie eine Lanze bricht; eine anscheinende Abweichung vom landläufigen Koder, die ihre Korrektur allerdings alsbald in der Behauptung findet, daß der gegenwärtige Adel durchweg Briefadel sei, dem nichts von den physiologischen Vorteilen einer konsequent durchgeführten Zuchtwahl anhafte.

Wie nun aus diesem klar zu Tage liegenden Zwiespalt herauskommen? Wie diesen Zustand innerster Verlogenheit beseitigen, der unser ganzes öffentliches und privates Leben vergiftet, und den Nordau in Religion und Politik, im wirtschaftlichen, im gesellschaftlichen und im Familienleben in allen seinen Verästelungen bloßlegt? Da ein Stillstand nach den Gesetzen der Natur unmöglich ist, bleiben nur zwei Auswege: entschlossene Umkehr oder entschlossener Fortschritt. Entweder, man gebe den Formen, die ihren Inhalt verloren haben, diesen Inhalt wieder, oder man räume sie vollständig aus. Doch auch die entschlossene Umkehr ist unmöglich, denn ebensowenig, wie man einen Erwachsenen wieder zum Kinde machen kann, ebensowenig kann man die Menschheit von heute zur Menschheit von vor 1000 oder 2000 Jahren machen. „Alle Erkenntnis, alle Aufklärung ist der Menschheit im Laufe einer natürlichen Entwicklung und als Ergebnis der ihr innewohnenden lebendigen Kräfte gekommen. Dem Wirken dieser Elementarkräfte entgegentreten zu wollen ist ein so aussichtsloses Beginnen, wie der Erde verkünden wollen, daß sie freise.“ Also bleibt nur als drittes der entschlossene Fortschritt. Hier bekommt nun freilich Nordaus Argumentation in sofern einen Knick, als er die Voraussetzung, aus der er sein Buch schreibt, daß er die Anschauungen der meisten auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehenden Menschen getreu wiedergäbe, doch erst beweisen und nicht bloß behaupten müßte. Und wenn sie bewiesen wäre, würde wiederum, falls wir bei dem herbeigezogenen Prinzip der natürlichen Entwicklung bleiben wollen, nur von einer allmählichen Abräumung der im einzelnen charakterisierten Formen die Rede sein können, denn kann man einen Erwachsenen nicht wieder zum Kinde machen, so kann man umgekehrt auch nicht willkürlich das Kind zum Manne befördern und die einzelnen Stadien der natürlichen Entwicklung überspringen. Wie das Individuum im Verlaufe seiner geistigen Entwicklung liebgewordene, eingewurzelte Anschauungen Stück für Stück über Bord wirft, anfangs zagend und unschlüssig, später energisch und willensklar, so die Gesellschaft, so die Menschheit, und wie ein Selbstbetrug des innersten Gewissens beim Individuum auf die Dauer unmöglich ist, so ist er es auch in seinen höheren Einheiten — kommt die Anschauung, welche Nordau vertritt, in der Masse der Gebildeten zum Durchbruche und zur Herrschaft, so wird sie sich auch jene Formen in ihrem Sinne gestalten; bis dahin läßt sich trotz alles Eifers gegen den Opportunismus nichts thun, als dem für gut erkannten allmählich Geltung zu verschaffen, so sehr auch der einzelne Mensch dabei mit sich und seinem Gewissen in Zwiespalt geraten möge. Kommen dagegen jene Anschauungen nicht zur allgemeinen Anerkennung, und darüber kann uns oder unsere Enkel nur die Forschung belehren, so haben sie kein Recht zu jener radikalen Herrschaft, welche Nordau schon heute für sie fordert. So sehr also prinzipiell zu wünschen ist, daß jeder offen und klar für alles eintritt, was er im innersten Herzen für wahr und recht erkannt hat, so wenig wird es sich vermeiden lassen, zwischen entgegengesetzten Anschauungen nach einer Vermittelung zu suchen, und die

Fortentwicklung der Menschheit wird sich nach wie vor nach dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte vollziehen, das ebenso unerbittlich ist wie jedes andere Naturgesetz.

Im einzelnen enthält Nordaus Buch viel Wahres, auf der anderen Seite natürlich auch viel Schiefes und Einseitiges, immer aber ist der Verfasser lebhaft, geistreich, kenntnisreich, frisch und anregend, mag er nun zu Beifall oder Widerspruch herausfordern. In dem ersten Kapitel „Mene-Tefel-Upharšin“ wirft er einen orientierenden Blick auf die politische Lage der einzelnen Nationen und konstatiert sehr richtig, daß die gegenseitige Verbitterung der politischen Parteien gegenwärtig einen früher nie gekannten Grad erreicht habe, führt dann aus, wie der moderne Naturalismus in Litteratur und Kunst mit dem unwahren Idealismus das gemeinsame Ziel verfolge, die realen Zustände als unleidlich darzustellen, und geht zu einer Untersuchung der Ursachen des modernen Pessimismus über und giebt dann einen kurzen Abriß seiner, der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, auf Grund deren er das Seziermesser an die Kultur unserer Tage legt und die er als die allgemeine, normale Weltanschauung unserer Zeit in Anspruch nimmt. „Wir fassen den Kosmos als eine Stoffmasse auf, welche als Attribut die Bewegung hat, die im Grunde eine einzige, und in der Form verschiedener Kräfte zur Wahrnehmung gelangt. Die Bewegung sehen wir von bestimmten Gesetzen regiert . . . von denen wir keine Ausnahme kennen. Die Frage nach dem letzten Grund und nach dem Anfang der Dinge haben wir als eine mit den Mitteln unseres Organismus unlösbare aufgegeben. Die Annahme einer allerdings nicht direkt zu erweisenden Ewigkeit des Stoffes, die einzig arbiträre in unserm System, reicht uns vollständig zur Erklärung aller übrigen Phänomene aus und widerspricht nicht unsrer Einsicht in das Wirken der natürlichen Gesetze . . . Im Menschen sehen wir ein Lebewesen, welches sich ohne Unterbrechung an die Reihe der Organismen anschließt und in jeder Hinsicht von den Gesetzen der organischen Welt regiert wird. Wir erkennen keine Möglichkeit dem Menschen Sondervorrechte oder Zustände der Gnade zuzugestehen, welche nicht auch jedem Pflanzen- oder Tierindividuum zukämen . . .“

Von diesem Standpunkte aus analysiert nun Nordau in den folgenden Kapiteln die religiöse, die monarchische, die politische, die wirtschaftliche, die Ehelüge, denen sich einige kleinere Lügen des gesellschaftlichen Lebens u. s. w. anschließen. Wir sind nicht in der Lage ihm Schritt für Schritt zu folgen, denn an jeden seiner Sätze ließen sich lange Auseinandersetzungen knüpfen. Man wird ihm allseitig zustimmen, wenn er den Nachweis führt, daß bisher der gemeine Mann die Gelegenheit zu höherem Dasein nur in der Religion gefunden hat, und daß dies so bleiben wird, solange die neue Kultur ihm keinen Ersatz für die Gemütsbewegungen und bescheidenen Befriedigungen seines menschlichen Selbstbewußtseins bietet, die er in der Religion findet. Wie sich Nordau diesen Ersatz denkt, möge man auf Seite 66 u. ff. lesen. Unbedingte Zustimmung verdient auch sein Verdammungsurteil gegen diejenigen, welche die Religion für sich selbst für überflüssig halten, sie aber als Unterstützungsmittel ihrer bevorzugten Stellung in Einfluß erhalten wollen. Wenn Nordau die Existenz des monarchischen Gedankens bei den Kulturvölkern negiert, so ist er zum mindesten über die Lage in Deutschland falsch berichtet, und wenn er dann, wie wir oben angedeutet, für die Berechtigung und Nützlichkeit der Blutaristokratie eintritt, sehen wir nicht ab, weshalb er nicht dieselbe Argumentation zu Gunsten der erblichen Monarchie geltend macht. Sehr scharf ist die Kritik des Konstitutionalismus und des Parlamentarismus, doch ist sie nicht neu und pflegt von Reaktionären wie Radikalen gleichmäßig mit derselben Energie gehandhabt zu werden. Wenn Nordau bei der Analyse der Volkswahlen angesichts eines Kandidaten fragt: „Warum will er gewählt werden? Weil er den Drang hat, dem Gemeinwesen nützlich zu sein? Wer daran glauben könnte!“ so läßt sich freilich gegen solch absolutes Absprechen über jedes öffentliche Wirken wenig sagen, ebenfalls könnte man den Spieß umkehren und fragen: „Warum schreibt man Bücher? Etwa um der Menschheit zu nutzen? Wer daran glauben könnte!“ Solche Wendungen sind mindestens eben so sehr Phrasen, wie nach Nordau alles, was im Parlamente gesprochen wird. Hierbei vergißt er übrigens, daß die Reden im Parlamente weit weniger den Zweck haben, den Gegner umzustimmen, als dem Lande gegenüber eine Abstimmung zu motivieren und zu rechtfertigen. Wir

halten es durchaus nicht für Zeitvergeudung, wenn die Parlamentsverhandlungen im Volke recht aufmerksam gelesen werden, woher soll denn die Aufklärung und Orientierung über die politischen Fragen kommen? Was Nordau über die Begünstigung der Großindustrie zu Ungunsten der Tier- und Pflanzenproduktion und die damit verbundene Erzeugung eines immer wachsenden Proletariats schafft, ist wahr und beherzigenswert — seine Bemerkungen über Börse und Spekulation u. s. w. zu widerlegen, kann nicht unsere Aufgabe sein.

Nordau giebt in diesem Kapitel, wie in dem über die Ehelüge und wie fast in seinem ganzen Buch nichts, was wir nicht schon in Artikeln, Broschüren und Büchern wiederholt gelesen hätten, aber er giebt es klar und vollständig, und was die Hauptsache ist, entwickelt seinen Standpunkt mit eiserner Konsequenz. Deshalb ist sein Buch zur Orientierung auch von denen willkommen zu heißen, die auf andrem politischen u. s. w. Standpunkte stehn, und zweifellos wird die geistreiche Frißche, mit der es geschrieben ist, jeden Leser auf das Lebhafteste anregen, sei es zur Zustimmung, sei es zum Widerspruch. Um übrigens nicht der Interessenpolitik geziehen zu werden, müssen wir gegen eine Äußerung Nordaus protestieren, welche dem produzierenden Schriftsteller wirtschaftlich eine ganz besonders begünstigte Stellung zuweist, indem er sagt, daß einzig und allein dessen eventueller Reichtum keinen parasitären Charakter habe. „Wenn ein Schriftsteller eine Million verdient, weil er im Stande war, ein Buch zu schreiben, das in einer oder zwei Millionen Exemplaren abgesetzt wurde, so stellt diese Million einen Lohn der Geistesarbeit dar, den die ganze Menschheit freiwillig und gern bezahlt hat. Wenn aber ein Maler ein Bild um eine halbe Million verkauft, ein Chirurg für eine Operation, ein Advokat für eine Verteidigung 50 000 Mk. erhalten, oder eine Sängerin für eine Vorstellung 20 000 Mark bekommt, so drücken diese Beträge nicht eine von der Masse legitim befundene individuelle Leistung aus, sondern sind der arithmetische Beweis der Thatsache, daß es in der Kulturwelt eine Minderheit von Millionären giebt, denen, weil sie ihren Reichtum nicht mit eigener Arbeit erworben haben, jeder Maßstab für den Wert einer Leistung fehlt.“ Bei einem Künstler und einer Sängerin ist der Maßstab doch genau derselbe, wie bei einem Autor — sie erhalten dasjenige Honorar, dessen man ihre Leistungen für wert hält; der Arzt und der Advokat kommen dabei überhaupt nicht in Frage, denn die Auffassung vom Werte ihrer speziellen Leistung wird in jedem Falle eine subjektive und relative sein müssen. Und hält Nordau obigen Satz auch aufrecht, wenn der Schriftsteller Sir John Retcliffe oder Luise Mühlbach heißt?

Die „Briefe aus der Hölle“ werden uns weniger lange in Anspruch nehmen. „Daß Salbaderei und leeres Wortgefingel beständig zunehmen, habe ich schon auf Erden gemerkt. Kluge Leute, mit denen ich darüber sprach, erkennen die immer mehr sich verbreitende Aufklärung des Volkes als Grund an.“ Dieser Ausspruch des höllischen Korrespondenten ist charakteristisch für das ganze Buch, das nebenher im Fahrwasser der starrsten und sterilsten protestantischen Orthodorie schwimmt. Wie uns die Ausgabe vorliegt, ist sie nach der Versicherung des Verlegers indes nicht ausschließlich als die Arbeit des ursprünglichen Verfassers, des Dänen Rowel, zu betrachten, sondern sie ist ein Biermännerwerk. Die drei anderen Mitarbeiter haben es nämlich teils übersezt, teils die Übersetzung verbessert, teils den Urtext amputiert und korrigiert, soweit er dazu angethan war, deutsche Leser durch politische Ausfälle zu verletzen. Wir haben es also mit einem in usum delphini verstümmelten Werke zu thun und wissen nicht, was wir dem Autor, was der Bearbeitung zuzurechnen haben, denn auch durch Streichungen kann die Physiognomie eines Werkes verändert werden.

Die orthodoxe Grundstimmung ist indes wohl die ursprüngliche; daß es uns fern liegt, mit dem Verfasser in eine Polemik einzutreten, versteht sich von selbst. Die Stillen im Lande und die Neugierigen, die gern wissen möchten, wie es in der Hölle aussieht, haben sich um sein Werk gerissen und ihm zu 7—8 Auflagen verholfen. Die ersteren mögen ihre Rechnung gefunden haben, ob auch die letzteren — bleibt uns fraglich, denn die Schilderung dieses Inferno ist nicht weniger als anschaulich und greifbar und mit Dante'scher Plastik nicht zu vergleichen. Ein feiner Zug ist es, daß der Verfasser die grausamste Qual der Hölle, in welcher alles nur Vorstellung, nichts real ist, darin setzt, daß die dem Gericht entgegenharrenden Seelen nach Stillung der-

selben Leidenschaften und Begierden trachten müssen, denen sie im Leben gefröhnt haben. „Und jeder kann, was er wünscht, erhalten, er braucht sich nur etwas vorzustellen, so steht es da. Die Leidenschaften und Lüste regieren hier ganz wie in der Welt, nur um so vieles entsetzlicher, da sie jedes Stoffes entbehren. Alles Dichten und Trachten in der Hölle ist hohl und leer, ohne alle Wahrheit und Wirklichkeit, ohne alle Befriedigung. Aber das ist gerade die Strafe und Qual der Hölle, daß wir gezwungen sind, dieser wahnwitzigen Nichtigkeit, dieser tötenden Leere uns hinzugeben.“ Das ist denn allerdings eine grausame Hölle, wie denn überhaupt kein Strahl der Milde und Liebe in das Chaos fällt, da diejenigen, die Christus auf Erden nicht gesucht und gefunden haben, ihn nie wieder finden und der Gnade des Vermittlers auf ewig verlustig sind. Und eine weitere Qual ist die Sehnsucht nach Reue und Thränen, während ihnen echte Reue und echte Thränen versagt sind.

Daß der Verfasser diese Höllenwirtschaft zu allerlei Seitenhieben auf irdische Unzulänglichkeit und was ihm als solche erscheint, in ausgiebigster Weise benützt, kann nicht befremden, dabei trifft er nicht selten mit den Radikalen zusammen, und wir finden bei Rowel manches Wort, welches ebensogut bei Nordau stehen könnte, wie umgekehrt. Der Realismus von dieser Welt und der Idealismus von jener reichen sich brüderlich die Hände und richten ihre Geschosse auf den gemeinsamen Gegner, auf den Mann jeder Kompromisse und Waffenstillstände. Orthodorie und Radikalismus kennen weder die einen noch die anderen.

Auch ein novellistischer Faden zieht sich durch diesen infernalischen Briefwechsel, und zahlreich eingestreute weltliche Geschichten müssen durch ihren pikanten Beigeschmack die orthodoxe Schlüssel mundgerecht machen. Die Heldin, Pili, die Beatrice unseres Höllenfahrers, ist indes ein so blutloses, langweiliges Mondscheinwesen, daß sie unsere Teilnahme in keiner Weise fesselt. Unsere Sympathieen gehören auch hier den Sündern, den ringenden und kämpfenden Seelen. Am schlechtesten fahren übrigens auch bei Rowel die „anständigen“ Leute, die Gott vor Augen aber nicht im Herzen haben und welche die Religion als Behikel ihrer gesellschaftlichen Stellung mißbrauchen. Das ist auch einer der oben erwähnten Berührungspunkte, nur daß in diesem Falle nicht nur Orthodorie und Radikalismus, sondern alle ehrlichen Menschen einig sind.

Von Max Nordau sind ferner in der „Bibliothek für Ost und West“ (Wien, Hugo Engel) als 3. Band eine Reihe von „Pariser Briefen“ erschienen, welche sich mit Tagesereignissen, charakteristischen Erscheinungen der Pariser Gesellschaft und litterarischen Fragen beschäftigen. Es ist eine bunte Zusammenstellung von Feuilletons, die indessen durch die schriftstellerische Individualität des Verfassers, der überall den oben entwickelten Maßstab seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung anlegt, keine Beschönigung kennt und keine Maske respektiert, einen einheitlichen Zug erhält. Ähnliche Sammlungen von *membra disjectorum poetarum* sind die Bände 5 und 6 der gedachten „Bibliothek“: „Blätter im Winde“ von Ferdinand Groß und „Unterwegs“ von Johannes Nordmann. Groß ist einer unserer geistvollsten Feuilletonisten und bewährt sich als solcher; daß manches elegante „Nichtschen“ aufgenommen ist, liegt in der Natur solcher Zusammenstellungen. Am wenigsten interessant sind die Arbeiten Nordmanns, solch triviale Plaudereien, wie die „Reisende Engländer“ können unserem verwöhnten Zeitalter, das von Feuilletonisten Esprit und Eleganz zu fordern sich berechtigt glaubt, nicht mehr behagen. Leopold Katscher hat als „Charakterbild aus dem 19. Jahrh.“ (Berlin, F. Dümmers Verlag) eine Sammlung biographisch-kritischer Essays herausgegeben, welche sich mit George Sand, Currer Bell, George Eliot, Harriet Martineau, Taine, Murret, Buckle, Bradlaugh und Andersen beschäftigen. Es sind gewandte, wenn auch etwas flüchtige Kompilationen ohne sonderliche Schärfe des Urteils oder Tiefe der Charakteristik; immerhin hat der Verfasser eine Menge von brauchbarem Material zusammengetragen.

Zum Schlusse machen wir unsere Leser auf ein kleines Büchlein aufmerksam, in welchem Franz von Holzendorff unter dem Titel „Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes“ eine Reihe von Aphorismen zusammengestellt hat. Das Werkchen enthält eine Fülle geistvoller Bemerkungen und läßt die interessantesten Schlaglichter auf die wichtigsten Fragen unseres öffentlichen Lebens fallen. Da oben soviel von Kompromissen die Rede gewesen, setzen

wir als eines für alle folgendes Wort Holzendorffs an den Schluß dieses Berichtes: „Der sittliche Wert der Kompromisse richtet sich lediglich nach den Beweggründen der dabei beteiligten Personen. Entspringen Kompromisse nur aus der sittlichen Schlaffheit, die den notwendig gewordenen Kampf scheut, so sind sie verwerflich. Kommen sie aus jener Schlaubeit, die den Gegner durch das Angebot des Vertrauens hinterher zu überlisten oder zu übervorteilen gedenkt, so sind sie nichtswürdig. Edel sind sie dann, wenn der seiner Überlegenheit sichere Staatsmann aus Milde den Gegner schont, oder politische Parteien in verträglicher Gesinnung ihre entfernteren Parteiziele den näherliegenden Forderungen des Gemeinwohls unterordnen.“



Litterarische Berichte.

Handbuch der Nationalökonomie von Dr. Karl Walcker, Dozenten der Staatswiss. an der Universität Leipzig. IV. Band: Finanzwissenschaft. Leipzig 1884. Verlag der Kossberg'schen Buchhandlung.

Der durch zahlreiche nationalökonomische Schriften bekannte Verfasser veröffentlicht mit dem vorliegenden Werke den 4. Band seines Handbuchs der Nationalökonomie. Wie von dem Verfasser betont wird, ist es nicht bloß für Studierende und Beamte, sondern auch für Volksvertreter und Stadtverordnete, überhaupt für Gebildete bestimmt, und deshalb ist auch das Finanzwesen der politischen und kirchlichen Gemeinden in den Kreis der Erörterung gezogen. Der Stoff ist nach den üblichen Gesichtspunkten gegliedert, zugleich wird in der Einleitung eine kurze Uebersicht über den gesamten Litteraturstand der Finanzwissenschaft gegeben. Schon aus der knappen Darstellung geht hervor, daß die Schrift eigentlich nur einen Auszug aus dem überaus reichen Stoffe dieser Wissenschaft bildet, indem der Verfasser in der Ausführung hauptsächlich die praktische Seite ins Auge faßt und, ohne auf weitere begriffliche Deduktionen und Entwicklungen sich einzulassen, an den zu behandelnden Gegenstand unmittelbar herantritt und ihn sachgemäß im wesentlichen durchzuführen sucht. Wer deshalb die praktischen finanziellen Verhältnisse der einzelnen Kulturstaaen in der neuesten Zeit in übersichtlicher Form kennen lernen und eine Masse Stoff seinem Gedächtnisse einprägen will, wird hierzu in Walckers Handbuche Gelegenheit finden. Wer aber Neigung und Beruf fühlt, sich mit diesem Stoffe hinlänglich vertraut zu machen, um einen sicheren und zielbewußten Führer bei der ersten Einführung in diese Disziplin zu besitzen, wird zugleich des Grundrisses der Finanzwissenschaft von Cossa, Professor an der Universität zu Pavia, einer Schrift, die von Professor Cheberg aus dem Italienischen frei bearbeitet worden ist, nicht entraten können. Mit manchen Anschauungen stimmt Referent

nicht überein. So z. B. wird die Konjunktursteuer „ein unhaltbares Projekt Wagners“ genannt, und der Verfasser schließt, daß der Staat infolge einer solchen Steuer dem Kaufmann auch „Extraverluste aus leichtsinnigen, oder nicht leichtsinnigen Spekulationen ersetzen“ muß. An einen wirklichen Ersatz hat wohl der Verfasser hierbei nicht gedacht, gewiß aber an eine geringere Besteuerung infolge der Konjunkturverluste. Die Forderung der stärkeren Besteuerung des Konjunkturgewinns geht jedoch von der Vorstellung aus, den durch günstige Konjunktur erzielten Teil des Ertrags in Gegensatz zu stellen zu dem wirtschaftlich erworbenen; der erstere nicht erworbene Ertrag soll stärker belastet werden als der durch wirtschaftliches Verdienst erworbene Ertragsteil. Diese stärkere Belastung des ersteren Ertrages ist aber nur das technische Mittel, um jene Vorstellung zu realisieren und den Zweck zu erreichen, also nicht Selbstzweck. Hieraus folgt unmittelbar, daß der auf Grund ungünstiger Konjunktur geringere Ertrag nicht geringer zu besteuern ist als jeder andere wirtschaftlich erworbene. Wird durch den Konjunkturverlust die normale Ordnung der gesamten Wirtschaftsverhältnisse so gestört, daß das einzelne Wirtschaftswesen in eine Notlage versetzt wird, so erschweren diese Störungen gewiß die volle Ausübung der Steuerpflicht, und es scheint eine besondere Berücksichtigung in der Besteuerung gerechtfertigt. Solche Vorgänge ergeben sich aber nicht regelmäßig infolge des Konjunkturverlustes, und so steht jene Steuererleichterung mit der Bedeutung der Konjunktur in keinem prinzipiellen Zusammenhang. Wenngleich im ganzen eine strenge methodische Behandlung des Materiales vermist wird, so wünschen wir dennoch der Arbeit des unermüdet thätigen Verfassers bei der Reichhaltigkeit des Stoffes und bei der praktischen Bedeutung desselben eine weite Verbreitung im Kreise derjenigen, für die sie bestimmt ist.

S.

Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. Von Karl Theodor Gaederz. — Berlin. N. Hofmann & Komp.

Die Kulturentwicklung der Menschheit vollzieht sich auf dem Wege von der Vielheit zur Einheit, nicht allein auf religiösem Gebiete, wo der Polytheismus dem Monotheismus mehr und mehr den Platz räumen muß, wie auf dem politischen, wo trotz augenblicklicher Steigerung in der Verfolgung spezifisch nationaler Bestrebungen als endliches Ziel uns der Kosmopolitismus winkt, und auf dem ethnologischen, wo ein allmähliches Verschwinden der tieferstehenden Rassen sich bemerkbar macht, sondern auch, damit zusammenhängend, auf dem Felde der Linguistik. Zweifellos war die Anzahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen anfänglich eine weit erheblichere als jetzt. Während der letzten dreißig Jahre sind z. B. in Meriko und Zentralamerika manche der dortigen Ursprachen völlig ausgestorben. Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich innerhalb Deutschlands mit den lokalen Dialekten. Das Zurückweichen derselben begann mit der Lutherschen Bibelübersetzung. Seit jener Zeit besitzen wir eine gemeinsame deutsche Sprache, und die zunehmende Erleichterung des Verkehrs läßt sie bis in die tiefsten Volksschichten dringen, in dem Maße, daß diese für die Bildung gewonnen werden. Gewiß hat Lessing recht mit der in seiner Hamburger Dramaturgie aufgestellten Behauptung: „die naive Bauernsprache — der platte Dialekt — giebt allem eine ganz eigene Würze.“ Was diesen anbelangt, hat er sich hauptsächlich durch Friß Reuter eine scheinbar größere Geltung, eine weitere Verbreitung errungen. Nichtsdestoweniger ist auch er, und zwar in voraussichtlich kurzer Frist, dem Untergange geweiht. Vom gemüthlichen Standpunkt aus mag man es beklagen, wie ja auch unser ästhetisches Gefühl das Ersehn der Volkstrachten durch eine uniforme Kleidung oft unangenehm berührt. Das hierdurch bewirkte leichtere Verständnis unter den einzelnen Stämmen, infolge hiervon ihr engeres Aneinanderschließen zu einer großen Nation, Hand in Hand gehend mit der stufenweise, wenigstens äußerlichen Ausgleichung der Standesunterschiede, sowie, der Zukunft vorbehalten, die langsame Annäherung der verschiedenen Völker im Bewußtsein ihrer Solidarität müssen uns für jene Verluste entschädigen. Dringend erscheint es demnach geboten, so lange es noch Zeit ist, die Entwicklung der Dialekte zu studieren, wie es Gaederz in den vorliegenden beiden Bänden hinsichtlich des Plattdeutschen gethan, indem er zunächst das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit und darauf die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert mit vollster Beherrschung des Stoffes behandelt hat. Augenscheinlich ist das Werk mit Liebe geschrieben, und wenn

man vielleicht auch nicht völlig seiner Klage beipflichten kann, daß seit dem Eingehen des Karl Schulze-Theaters in Hamburg die plattdeutsche Komödie keine dauernd sichere Stätte mehr besitze, von Thür zu Thür wandern müsse und nur dann und wann auf einer bescheidenen Vorstadtbühne jener altberühmten Hansestadt Einlaß und Aufnahme finde, so bewirkt doch der über die Darstellung ausgegossene elegische Hauch sympathisch. Gaederz hatte für sein mühsames, obwohl dankbares Unternehmen keine Vorgänger. Er selbst mußte sich das ganze Material dazu zusammensuchen, es sichten und ordnen und gestalten. Um so größer ist sein Verdienst, diesen Schatz gehoben, um so lebhaftere Anerkennung schulden wir ihm, uns mit diesem Stück Kulturgeschichte bekannt gemacht zu haben. Und nicht allein eine Geschichte des niederdeutschen Schauspiels liefert er uns, er bietet uns gleichzeitig eine Fülle geschichtl. ausgewählter Beispiele aus dessen verschiedenen Phasen und Epochen, so daß man sich mit Geist und Herz in die wichtigsten Erzeugnisse jener fernigen, frischen, humorvollen und anmutenden Volksliteratur hinein zu versetzen vermag. Daß Gaederz mit seiner wertvollen Arbeit das schlummernde Nischenbrödel jener absterbenden Mundart zu verjüngtem Leben erneuern werde, glauben wir nicht, ist dieses doch selbst Reuter nur deshalb gelungen, weil gerade in Perioden der Ueberfeinerung die blasierte Gesellschaft einen wahren, aber nicht anhaltenden Heißhunger nach Ursprünglichkeit empfindet. Die lokalen Dialekte haben ihre Rolle ausgespielt. Heutzutage würde Luther eine Uebersetzung der Bibel in niederländische Mundart nicht mehr für unentbehrlich halten. Viele, namentlich die am Strande der Nord- und Ostsee Geborenen, werden von jenen trauten Klängen gleich einem Echo aus ihrer Kindheit angeheimelt; diese gehören aber eben mehr der Vergangenheit an als der Gegenwart. Gaederz trägt dazu bei, sie in unserm Ohre wach zu erhalten. Auch darum zollen wir ihm, abgesehen von der litterarhistorischen Bedeutung seines Werkes, unsern aufrichtigen Dank.

C. v. G.

Wallhall. Germanische Götter- und Helden-sagen. Für alt und jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn, geb. Freiin von Droste-Hülshoff. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Erste Lieferung. Kreuznach 1884. Verlag von N. Voigtländer.

Seit die Gebrüder Grimm in ebenso umfassender Gelehrsamkeit als poetischer Ahnung die alten deutschen Volksgötter und Helden aus dem Trümmerschutt der Vorwelt herausgehoben, hat in heißen Schlachten auch das jung-germanische Heldentum sich die Ehrenkränze des Sieges erworben. Die durch glor-

reiche Kämpfe errungene Herstellung des neuen deutschen Reichs hat die Blicke der Nation auf unserer Vorfahren Sinn und Gemüt gerichtet. Indem dieselben das Gewaltigste und Zarteste, das Heldenhafteste und Sinnigste, die Tiefe ihrer Auffassung von Welt und Schicksal in ihre Götter und Göttinnen, Elben, Zwerge und Riesen hineinlegten, treten uns in Odin und Frigg, Baldura und Freia ihre Ideale von Weisheit, Heldentum, Treue, Schönheit und Liebe entgegen. In diesem Sinne ist die germanische Götter- und Heldensage ein unverfälschter Jungbrunnen unseres Volkstums. Mit lebhafter Teilnahme begrüßen wir daher die vorliegende Darstellung, und zwar um so mehr, als der Autor durch langjährige tiefe Studien und Intuition vor allem befähigt ist, das Spiegelbild der ehrwürdigen germanischen Götterwelt in einer leicht verständlichen und gefälligen Form mit den Federzeichnungen des Künstlers vor Augen und Seele zu führen. Die vorliegende erste Lieferung enthält eine allgemeine Schilderung der Entstehung der Welt und der Götter, sowie das Charakterporträt Odins-Wotans, des germanischen Zeus. — Das Werk ist auf 6—8 Lieferungen berechnet; der Preis jeder Lieferung beträgt 1 Mark.

Z.

Vom Nordkap bis Tunis. Reiseskizzen aus Norwegen, Italien und Nordafrika von Robert Davidsohn. Berlin 1884. Freund u. Fackel.

Der Inhalt des vorliegenden Buches zeigt, daß der Verfasser eine gewandte Schreibweise und Darstellungsgabe besitzt. Was der Autor im Fluge gesehen, teilt er seinen Lesern im Fluge mit; ob er im hohen Norden mühselige Wanderungen über Eis und Schnee bis an Europa's äußerste Spitze unternimmt, ob er mit leicht empfänglichem Gemüt durch Italiens „holde Auen“ pilgert, oder im fernen Afrika Betrachtungen über die politischen und sozialen Verhältnisse von Tunis anstellt, immer geschieht es in jenem kurzweiligen, prickelnden und fesselnden Feuilletonstil, der dem Verfasser eigen ist. Alles Langweilige oder Unnütze wirft er über Bord, und daher kommt es, daß dieses Büchlein Reiseskizzen von Anfang bis Ende den Leser auf ungewöhnliche Weise anzuregen versteht, und daß wir schließlich von demselben mit Bedauern Abschied nehmen, wie von einem werten, uns aber allzusehnell entführten Reisekameraden.

J. B.

Die Geschichte der Familie von Julius Lippert. Stuttgart, F. Enke 1884.

Im Verlaufe der letzten Dezennien ist aus dem Nebel einer weit von allen geschichtlichen Thatsachen liegenden Vergangenheit eine neue Wissenschaft emporgestiegen, welche für die verschiedenen Gebiete der menschlichen Erkenntnis eine Quelle fruchtbarer Anregung bildet. Die Wissenschaft von der Urgeschichte des Menschen hat es sich zur Aufgabe gestellt,

das erste Auftreten des Menschengeschlechts und die primitiven Zustände in den verschiedenen Teilen der Erde zu erforschen, zugleich aber sucht sie die Aehnlichkeiten auf, die das Leben der ältesten Ahnherren unseres Geschlechtes mit der Gegenwart verbinden. Für diese retrograde Wanderung durch die Reiche der Kulturstufen, welche von den Sitten und Verhältnissen der heutigen Generation zu der Urzeit des Gesellschaftslebens hinführen, liegen uns in den Nachklängen der Mythe und der Sage, den Rudimenten in Brauch und Sitte der Kulturnationen und in den noch heute vorhandenen Lebensgestaltungen der Naturvölker die freilich oft trügerischen und schwer zu deutenden Denkmale vor. Seitdem die Erforschung fremder Weltteile sich zu einem weitverbreiteten Sport ausgebildet hat, sind wir mit einem so reichen und verwirrenden Material überschüttet worden, daß die Herstellung gangbarer Pfade ein hervorragendes Orientierungstalent bedingt. Zu den Bahnbrechern auf diesem räthselvollen Gebiet menschlicher Urzeit gehört der Autor der vorliegenden „Geschichte der Familie“. Neuere Forschungen haben gezeigt, ein wie reichhaltiges Forschungsland die „Geschichte der Familie“ aufschließt. Dieselbe beginnt mit der Ausgestaltung des natürlichen Verhältnisses, welches das Kind mit der Mutter verbindet. Dieses allein ist von der Natur gegeben. In der volkstümlichen Auffassung desselben entwickelt sich eine Vorstellung der Mutterfolge im Gegensatz zu unserem modernen Begriff der väterlichen Abstammung. Aus der tatsächlichen Gruppierung der Nachkommenschaft um die Mutter erwächst das Mutterrecht; so ist das Fundament der ältesten Organisation die Mutterliebe. Bachofen hat zuerst in seiner 1861 in Stuttgart erschienenen Schrift versucht, die Spuren einer solchen älteren Organisation in den Litteratur-Denkmalen Altgriechenlands nachzuweisen. Seitdem haben sich die Ueberreste derselben zu einem ansehnlichen Museum erweitert. Auch über das Wesen des erst vereinzelt auftauchenden, dann immer weiter verbreiteten „Vaterrechts“ hat uns die fruchtbare Zeit der letzten Jahrzehnte überraschende und unserem Gefühl widerstrebende Aufschlüsse gebracht. Die ältere Familie des Vaterrechts beruht darnach nicht auf Verwandtschaft oder einem Bewußtsein derselben, sondern auf dem Prinzip der Macht, der Herrschaft, des Besitzes. Der Vater ist, entgegen unserer Auffassung nicht notwendig als Erzeuger gedacht, sondern als Herr, der über solche gebietet, die er zu sich in das Verhältnis des Besitzes gebracht hat. Die ältere Mutterfamilie kann fortbestehen und doch zugleich wieder unter Vaterrecht gestellt erscheinen; ja eine Gruppe von Mutterfamilien kann zusammen eine Familie nach Vaterrecht bilden. In der Reihenfolge dieser Entwicklungen taucht erst allmählich die Vorstellung auf, daß auch vom Vater zum Kind ein von der Natur geknüpftes Verwandtschaftsband

besteht. Damit beginnt dann jene ältere Familie nach Vaterrecht — die sogenannte Altfamilie — sich aufzulösen; es bildet sich innerhalb und später neben denselben eine jüngere Familie, in welcher die Begriffe Vater und Sohn einen anderen und denjenigen Inhalt erhalten, welchen sie heute bei uns tragen. Die „Söhne Israel“ sind Söhne, die „väterlichen Häupter“ der Juden Väter im alten Sinne; ebenso eine Altfamilie derselben Art ist die südslavische Haus-Kommunion; auf deutschem Boden dagegen giebt es nur noch Familien der Blutsverwandtschaft, d. h. Familien jüngerer Art. Der allmähliche Uebergang von einer Form zur anderen läßt vielerlei Gestaltungen Raum; besonders schöpferisch in neuen Formen zeigt sich die Verbindung mit den Entwicklungen des Eigentumsbegriffes. Diesen Gesichtspunkten entsprechend hat der Autor den Gang seiner Forschungen in die drei chronologischen Abteilungen: Zeit der Mutterfolge — Zeit des Vaterrechts — Zeit der älteren und jüngeren Familienform zusammengefaßt. Den Schluß bildet eine übersichtliche Entwicklung derselben auf germanischem Boden, mit Hinweis auf die Grundlagen der heutigen Gesellschaftsordnung. Wenn der Autor auf dem neu erworbenen Terrain der Urgeschichte auch die Meisterwürde eines Pfadfinders beanspruchen darf, so ist er doch unbefangener genug, um nicht Kombinationen und Hypothesen sofort als unzweifelhafte Thatsachen hinzustellen. Seine mühevollen und umsichtigen Arbeit trägt vielmehr den Charakter einer rechtshistorischen Studie, welche die Materialien zu einem synthetischen Aufbau von den verschiedensten Fundstellen aus zusammenträgt. Ein hervorragendes und allgemeines Interesse bietet die lebendige Beleuchtung dar, welche viele unserer heutigen unverstandenen Bräuche und Sitten ihrer Entstehung nach erklärt. —

Die Phantasie. Vortrag, gehalten am 24. Februar 1884 in Halle a. S. von Dr. G. Glogau a. o. Prof. der Philosophie. Halle 1884, M. Niemeyer.

Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie von F. Froschhammer, Prof. der Philosophie. München 1884, A. Ackermanns Nachfolger.

Beide Professoren, der Hallenser wie der Münchener, behandeln propädeutisch und hodegetisch dasselbe Thema: „Die Phantasie“; der erstere die subjektive, der zweite die objektive Phantasie. Der Hallenser a. o. P., welcher die Psychologie zu seinem Spezialgebiet erwählt, hat seine litterarische Laufbahn 1877 begonnen und 1880 in einem Abriß der philos. Grundwissenschaften „die Form- und die Bewegungsgesetze des Geistes“ erörtert. Sein älterer Kollege, der Münch. Prof. hat bereits eine Reihe naturwissenschaftlicher Schriften publiziert, deren Aus- und Mittelpunkt die

Entdeckung der Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses bildet. — In Anknüpfung an den Goethe'schen Hymnus: „Meine Göttin“ stellt der Halle'sche Redner in einer poetisch angehauchten Vorfrage „Die Thörin, die ewig bewegliche, seltsame Tochter Jovis“ der lauschenden Damen und Herrenversammlung vor. „Die Phantasie ist nach seiner Auffassung nicht etwa eine einzelne abgeschlossen für sich bestehende Kraft, sondern vielmehr eine eigentümliche Richtung des Geistes, das elastische Aufschwellen des Gemütes, in welchem die während der Arbeit zusammengedrückten Anschauungskräfte spontan sich erweitern. Sie steht einmal der rohen Wirklichkeit und zweitens der exakten Auffassung durch den Verstand gegenüber, der nur Vorhandenes abzuwingen weiß. Mitten in der Reibung des unendlichen Daseins aus der Ahnung geboren, daß es Formen der Wirklichkeit gäbe, die über die endlichen Interessen hinausliegen und dennoch dem Menschen erreichbar seien, kann dieser Drang auch nach innen sich wenden und für den Zwiespalt des eigenen Herzens in Schuld und Reue Veröhnung suchen. — — So dem Unsichtbaren, dem Göttlichen zugekehrt heißt dieser Drang (der Phantasie?) Andacht. — — Die wahre Heimat und das wahre Wesen des Menschen enthalten Phantasie und Andacht, indem sie die Welt der Wirklichkeit mit dem Blick der Liebe und Sehnsucht befeelend, die Ideale erschaffen, die allem menschlichen Denken und Handeln Richtung gebenden Kräfte. — Dem entsprechend bezeichnet der Redner als die höchsten Entwicklungsstufen der Phantasie in dem Einzelnen die künstlerische Produktion und in der Volksseele den religiösen Mythos. — — Der Genius der Menschheit — so schließt der Vortrag — gipfelt in drei Gestalten, in dem Propheten, dem Denker und dem Künstler, welche die drei Perlen in der Krone der Menschheit aus Tageslicht heben: das Gute, das Wahre, das Schöne.“ Der Redner hat in der Einleitung nicht eine allein dem Dichter zustehende Schilderung des Phantasielebens versprochen, sondern als Philosoph, der das Plaudern nicht versteht, will er vielmehr eine Untersuchung über den Namen und die verschiedenen Arten der Phantasie anstellen. Wie indessen schon das mitgeteilte Excerpt zeigt, ist der Herr Professor von dem Katheder herabgestiegen und ergeht sich in einer geist- und gemütvollen Schilderung. Ist er auch kein Dichter von Gottes Gnaden, so doch eine rezeptiv-poetische Natur, welche das Leben der Phantasie in charakteristischen Anrissen zur Anschauung bringt. In gleichem Sinn bemüht sich der Münchener Herr Professor in dem übrigen Vortrage die objektive Bedeutung der Phantasie als Idealwissenschaft zu entwickeln. Wenn es ihm jedoch durch seine bisher veröffentlichten philosophischen Werke nicht gelungen ist, „das Mißverständnis und das Mißtrauen der philosophischen Kreise“ zu beseitigen, so möchten wir zweifeln, ob die

vorliegende, für die gebildeten Klassen bestimmte Orientierungsschrift geeignet sein wird, die Phantasie als das „primitivste, allseitigste und fruchtbarste realwirkende Weltprinzip“ zur Anerkennung zu bringen. Gegenüber dem „frankhaften Pessimismus“ und dem Stückwerk der Positiven und Erakten“ erscheint die ideale Aufgabe, welche der Autor der Philosophie zuweist, allerdings als der alleinige Weg, welcher zu einer erlösenden und heilbringenden Weltanschauung führt.

Joseph Kürschner, deutscher Literaturkalendar auf das Jahr 1884. VIII. 360 S. Stuttgart 1883. Verlag von Spemann.

Das im 6. Jahrgange erscheinende, leider noch nicht hinreichend verbreitete Buch enthält diesmal in seinem ersten Teile den Wortlaut der Uebereinkunft zwischen Deutschland und Frankreich betr. den Schutz an Werken der Litteratur und Kunst, sodann ein Verzeichnis der deutschen Sachverständigenvereine, das schweizerische Urheberrecht, endlich Rechtsgestalten und reichsgerichtliche Entscheidungen des vergangenen Jahres. Das Schriftstellerverzeichnis weist diesmal 4150 Nummern gegen 2541 des letzten Jahrgangs auf, ebenso sind die Angaben der Agenturen und Zeitschriften nicht unbedeutend vermehrt. Vollständig neu ist endlich ein historischer Anhang, der die Verluste der Litteratur vom 1. Okt. 1882—83 umfaßt und kurz die Preisausschreiben, Denkmale, Feste, Jubiläen, Ernennungen und Auszeichnungen registriert. — Die Wichtigkeit dieses Buches, an dessen Verbesserung der Herausgeber unermüdlich arbeitet, liegt auf der Hand. Dem Redakteur und Schriftsteller ist es ganz unentbehrlich, für alle diejenigen, welche an der Litteratur und deren lebenden Vertretern Anteil nehmen, von höchstem Interesse.

Georg Heinrich Rindfleisch. Eine biographische Skizze. Halle 1884. Verlag von Max Niemeyer.

Es war eine schöne Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, das Leben eines Mannes zu beschreiben, der, — das Muster eines preussischen Beamten, — in Erfüllung seiner Pflicht auf das Segensreichste gewirkt, eine macht- und ehrenvolle Stellung erlangt, — endlich den Tod gefunden hat. Auch vom Standpunkt des praktischen Lebens muß dem Verfasser für die Wahl seines Stoffes Anerkennung gezollt werden, denn es ist unleugbar das Bedürfnis vorhanden, dem jungen Beamten auf seiner Laufbahn große Vorbilder vor Augen zu halten, zumal dem jungen Juristen, dem in einer gewissen Trockenheit der Beschäftigung und dem Mangel an äußerem Erfolge, herrührend von allzugroßem Andrang, nicht zu unterschätzende Gefahren drohen. Lehrhaften Tones dürfen sich Biographien freilich nicht befleißigen, wenn sie anregend wirken sollen; sie müssen das Werk einer ge-

wandten Feder sein, die den Leser auch wider Willen fesselt, ihn mit sich fortreißt, sein Interesse nie erkalten läßt. Einer solchen Darstellungsgabe kann sich der anonyme Verfasser mit Recht rühmen. Seine biographische Skizze ist feck hingeworfen, unbedeutendes verschwimmt, mit sicherer Hand ist alles breiter ausgeführt, woraus sich die Individualität des Verstorbenen erkennen läßt. Deshalb nehmen die Erlebnisse des Landwehroffiziers Rindfleisch neben den Thaten des Unterstaatssekretärs im Justizministerium, des Organistors der neuen Rechtsordnung in Preußen, einen verhältnismäßig großen Raum ein; die soldatische Energie, die er in dem letzten Feldzuge von 1870 und 71 offenbarte, machte einen hervorstechenden Zug in seinem Wesen aus. Einem jeden, der die Schrift des Verfassers gelesen, wird der Dahingeschiedene klar vor der Seele stehen, — eine in jeder Beziehung imponierende Erscheinung. Befräftigt und verdeutlicht wird diese durch den Verfasser erweckte Vorstellung durch das vom Verleger beigelegte treffliche phototypische Porträt Rindfleischs, dessen bedeutende Züge unschwer erkennen lassen, daß das Urbild nicht zu den gewöhnlichen Sterblichen zählte. So möge denn das elegant ausgestattete Büchlein in der Bibliothek keines preussischen Juristen fehlen.

A. Cl.

Von Ozean zu Ozean. Eine Schilderung des Weltmeers und seines Lebens. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Wien, Pest und Leipzig. Verlag A. Hartleben.

Selten nur zeichnet ein Schriftsteller sich gleichzeitig durch Fruchtbarkeit und Gründlichkeit aus. Wir wollen auch nicht behaupten, daß Schweiger-Lerchenfeld, der eine stattliche Reihe von Büchern, meist Länder und Völker beschreibenden Inhalts, in die Welt gesandt hat, mit diesem neuesten, von welchem uns bis heute fünf Lieferungen vorliegen, der letzteren Anforderung vollauf genüge. Immerhin ist die uns hier gebotene Darstellung des im allgemeinen sehr unvollständig gekannten Weltmeeres, seiner Natur, des Lebens auf und in demselben und der auffallendsten sich auf seiner Oberfläche wie in seinem Schoße abspielenden Vorgänge eine so frische und fesselnde, bekundet so eingehende Studien der Ergebnisse der in neuerer Zeit vorgenommenen ozeanographischen Forschungen, daß man es nicht nur als anregende Unterhaltungslektüre, sondern auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus empfehlen kann. Die bis noch vor wenigen Jahrzehnten herrschenden verworrenen Ansichten hinsichtlich der Tiefe des Meeres und der Gestaltung seines Grundes finden sich darin berichtigt, die kosmischen Gesetze auch dem laienhaften Verständnis näher gerückt, Windstille, Wellenspiel und Brandung in der dem Verfasser eigenen bilderreichen Sprache anschaulichst geschildert. Zu letzterem tragen die vielen,

dem Texte eingefügten Illustrationen, von denen mehrere in Farbendruck ausgeführt sind, erheblich bei. Auch die Anordnung des fast allzu ausgiebigen Stoffes ist eine übersichtliche. Jedenfalls füllt Schweiger-Verchenfelds neuestes Lieferungswerk „Von Ozean zu Ozean, das mit dreißig, jeden zehnten Tag erscheinenden Heften zum Abschluß gelangen soll, eine lebhaft empfundene Lücke aus in der sonst so reichen Litteratur, welche es sich zur anerkennenswerten Aufgabe gestellt hat, entsprechend der Tendenz unsrer Epoche, die Wissenschaften zu popularisieren. C. v. G.

Große Menschen. Roman von Levin Schücking. 3 Bände. Verlag von S. Schottländer in Breslau.

Der letzte Roman Levin Schückings gehört zu den anziehendsten Werken des verewigten Dichters. Er führt uns in schwungvoll schöner Sprache in eine Zeit ein, in welcher geschichtlich große Menschen eine gewaltige Epoche auf allen Gebieten des Lebens bezeichnen. Rom ist der Schauplatz der Handlung, der geistreichste, ritterlichste und freisinnigste der Päpste, Leo X, der Mittelpunkt derselben. Mit scharfen Zügen zeichnet der Autor diesen Papst, „der nicht glaubt,“ der ein ächter Medici, d. h. ein aufgeklärter Förderer der Kunst und Wissenschaft und ein prachtliebender Verschwender ist, der danach trachtet, der erste Priester des einzigen Glaubens zu werden, welcher der Welt nie verloren gehen kann, des Glaubens an das Ideale. Er zeigt uns den Kirchenfürsten, dessen Ehrgeiz dahin strebt, den päpstlichen Stuhl zu der höchsten weltlichen Macht, zu einem Tribunal zu erheben, dem alle Völker und Könige sich unterwerfen, zu einem Hort des Friedens, und der sich selbst doch in bitterer Ironie den Träger der großen Weltflüge nennt, von dem das gläubige Volk Wunder erwartet, während er im Innern seines Herzens der Ansicht ist, daß der alte Kirchenglaube sich längst überlebt hat, und die Stützen seines Thrones nur auf den morschen Traditionen christlicher Mythologie beruhen. Leo hat in seiner Jugend, als er noch Giovanni Medici hieß, mit einigen andern jungen Edelleuten, der Mikrowirtschaft der Borgia entfliehend, in Deutschland Zuflucht und in den Patrizierhäusern Augsburgs gastliche Aufnahme gefunden. Als Dank läßt er der Tochter seines Wirtes eine silberne Lade zurück, ohne zu ahnen, daß sich darin das von seiner eigenen Hand geschriebene Bekenntnis der Madre Natura, eines freigeistigen Geheimbundes, befindet. Diese silberne Lade mit den Papieren bringt später, als Leo den Stuhl bestiegen hat, eine Gräfin Ortenburg, der letzte Sproß aus Hohenstaufischem Geschlecht, nach Rom, um sie dem Papst zurückzustellen und sich dadurch seiner Hilfe in einer Rechtsache gegen die Savelli zu versichern. In folge Intrigue gerät sie mitsamt der Kassette in die Hände des Kardinals Riario, Leos Tod-

feind, der nicht allein das schöne Weib gewinnen, sondern auch die gefährlichen Papiere als Waffe gegen den Papst gebrauchen will. Treue Freunde, an ihrer Spitze der ritterliche Don Baldassare Castiglione retten, die Gräfin, und die geheimen Papiere gelangen auf Umwegen wieder in die Hände des Papstes zu rück. — Wir können nicht verhehlen, daß der Autor diesen Papst vielleicht etwas zu oft und zu viel von seinem Ringen und Streben nach Größe sprechen läßt, so daß uns zum Schluß eine erkältende Ernüchterung ergreift, wenn wir sehen, daß Furcht vor der Macht, die er verachtete, im Stande war Leo von seinem Hochflug herabzuziehen und menschlich klein zu machen. Dennoch ist dieses Buch, trotz einiger Längen, durch fesselnde Sprache und spannende Handlung imstande die volle Sympathie des Lesers zu erwecken, es ist der Ausdruck der frischen Strömung, welche einer neuen Aera entgegenführt und schon vor vier Jahrhunderten ihre Quelle fand in den nach Licht und Wahrheit ringenden Geistern einer großen Zeit.

— K.

E. Strümpell, Grundriß der Psychologie.

Leipzig 1884. 309 S. gr. 8^o

Das Buch behandelt von Herbart'scher Methode ausgehend in ansprechender Weise vorwiegend die metaphysischen Fragen der Psychologie. Des Verfassers philosophischer Standpunkt schließt sich nahe demjenigen einiger deutschen Forscher der Gegenwart an, die weder den Herbartianern noch den Neukantianern zugerechnet werden dürfen und deren Hauptresultate in folgenden zwei Sätzen charakterisiert werden können: Eine Materie im Sinne der Materialisten und auch der Hylozoisten existiert nicht, denn das Materielle ist nicht, wie jene glauben, das Anschauungsbild des Realen, sondern der Beziehungen zwischen dem Realen. Im Gefühl von Wohl und Wehe, welches der mechanisch indifferenten Thatsache einen Wert verleiht, ist uns das Dasein einer über den toten Mechanismus hinausgehenden Macht verbürgt, unbeschadet des kausalen Weltzusammenhanges. Letzteres erörtert Verf. unter der Benennung: Frei waltende Kausalität. Da Verf. von seinen Gesinnungsgenossen keine Kenntnis zu haben scheint, so verweisen wir ihn auf die Arbeiten von Schuppe, Reichmüller, Schmitz-Dumont. Letzterer liefert (Einheit der Naturkräfte 1881) den mathematischen Beweis des ersteren Satzes, giebt auch (mathematische Erkenntnistheorie 1878) eine vollständige Entwicklung der Zeit- und Raumvorstellungen, auf der von Strümpell adoptierten Grundanschauung fußend. Daß mehrere Forscher selbständig zu solchen Resultaten gelangen, kann nur vorteilhaft für die Wahrheit ihrer ethischen Bestrebungen, den Kampf gegen den theoretischen Materialismus und die aus demselben mit der Zeit hervorgehende praktisch-materielle Gesinnung sein.

— t.

Spanische Nächte. Skizzen von Hans Parlow. Wien, Pest, Leipzig 1884. Verlag von A. Hartleben. —

Reizende Ausstattung, Elzevirdruck, meist geschmackvolle typographische Verzierungen, herrliches Papier ja, die Hartleben'sche Verlagsbuchhandlung versteht es, den Werken, welche sie in die Welt schiebt, ein schönes Kleid anzuziehen — was kann man mehr verlangen? Ich soll aber auch vom Inhalt sprechen, glaube ich. Nun, je weniger ich davon sage, desto besser ist es — für den Verfasser. In einer Reihe zusammenhangloser, über einen Leisten gearbeiteter, monotoner Skizzen bemüht sich Hans Parlow die spanischen Nächte und die spanischen, präziser ausgedrückt, die Madrider Frauen zu schildern; es gelingt ihm jedoch absolut nicht, trotz großen Aufwandes beredter Vergleiche und eines originell sein sollenden Stils. Unwillkürlich fragt man sich: Wozu dienen die Schilderungen? Durch ihre Uebertreibung wirken sie nicht selten auf die Lachmuskeln der Leser; abgesehen von diesem gewiß nicht beabsichtigten Erfolge sind sie langweilig. Kann man Phrasen verdauen, selbst wenn der Sinn bisweilen ein richtiger sein mag, wie: „Die schwebenden Gestalten sind Spanierinnen. Füße haben sie nicht. Der Schleier ist die Mantille, das Herz ist der Fächer.“ Oder „Um den Nordpol sitzen die Narren, das Eis drückt ihnen die Dächer ein, ihr tägliches Brod ist Wasser und Gelehrsamkeit u. s. w. Oder, eine üppige Frauengestalt beschreibend: „Die Blut schien jede Fessel sprengen zu wollen. Sie bestand aus vielen Bergen und wenigen Thälern, aus den Augen sprühte ein hastiges Pelotonfeuer.“ Oder „in dem spanischen Auge liegt die Welt. Die Welt liegt einem zu Füßen, wenn es weint.“ Oder: „Senorita, ich habe immer gehört, daß bei den Frauen die heißeste Sehnsucht die des Gehorchens ist. Die Spanierinnen haben hier niemand, dem sie gehorchen könnten, bei ihnen also muß jene Sehnsucht am ausgeprägtesten sein.“ Und da erscheint der Mann „mit hellem Haar, die Augen haben Adlerfarbe (sic!), die Brust ist mächtig und breit, der Arm mit welchem er die Taille umfaßt, zittert nicht“ — — — vermutlich das Conterfei des Verfassers — „es zieht schauernd durch das gefeglose, spanische Herz: „Hier kann ich gehorchen, dieser Arm ist die Grenze meines Reiches!“ Bedarf es weiterer Ausführungen, um den Wunsch zu rechtfertigen, das Buch möge lieber ungeschrieben geblieben sein?

C. v. G.

„Die Symbiose oder das Genossenschaftsleben im Thierreich“ von Oskar Hertwig. Jena 1883. Verlag von Gustav Fischer.

Die Symbiose, eine zweckmäßige Lebensgemeinschaft von einander verschiedener Organismen des Tier- und Pflanzenreiches, erscheint entweder als ein Schmarozertum, nämlich wenn nur einer der beiden zusammenlebenden Nutzen zieht, oder als ein sogenannter Mutualismus, falls die beiden verschiedenartigen Wesen durch ihre dauernde Gemeinschaft sich wechselseitig in ihren Funktionen fördern. Der Verfasser behandelt insbesondere diese letztere Form der Symbiose, die man recht eigentlich als ein „Genossenschaftsleben“ bezeichnen kann. Ein gutes Beispiel für dieselbe liefert das beständige Zusammenleben des bekannten Einsiedlerkrebjes mit einer kleinen Seerose, das sich am besten einem Kompagniegeschäfte vergleichen läßt. Als eine gallertartige Masse überzieht die betreffende Seerose das Schneckengehäuse, welches dem Einsiedler als Wohnung dient; sie begleitet so den Krebs auf seinen Wanderungen und kommt bei ihrer eigenen geringen Beweglichkeit erst dadurch in die Lage, sich genügende Nahrung zu erwerben. Dafür leistet sie aber ihrem Freunde einen wesentlichen Gegendienst, indem sie dessen Feinde mit ihren Nesselorganen, deren ätzende Säfte eine gefürchtete Waffe bilden, in respektvoller Entfernung hält. Eine eingehendere Behandlung erfährt die interessante Symbiose einzelliger Algen mit Radiolarien und Seerosen, welche eine so innige ist, daß sie erst in neuerer Zeit als solche erkannt und richtig gedeutet wurde. Auch hier ist das Verhältnis der zusammenlebenden Organismen ein völlig gegenseitiges. Die Algen als pflanzliche Wesen nehmen die von ihrem tierischen Genossen als Abfallstoff ausgegebene Kohlensäure auf und verwandeln sie in zusammengesetzte chemische Verbindungen, um sie dann ihrem eigenen Körper einzuverleiben. Der Sauerstoff, welcher dabei stets ausgeschieden wird, die unentbehrliche Lebensluft für jedes Tier, geht als Gegenleistung zum Teil wieder an die Kohlensäurelieferanten zurück. Die Algen vermehren sich unter so günstigen Bedingungen sehr schnell, und ihrem Kompagnon wächst damit beständig ihm unentbehrlicher organischer Nahrungsstoff reichlich zu. So wiederholt sich hier im kleinen derselbe Kreislauf der Stoffe, welcher im großen durch das ganze Tier- und Pflanzenreich hindurch sich vollzieht.

G. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

24 SEP. 84



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Heft 14. November 1884.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.



Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

November 1884.

	Seite
I. Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh. II.	129
II. Johannes Flach: Telefilla. Eine dorische Novelle.	141
III. Der Geist der Berliner. II. Von einem älteren Staatsmanne.	160
IV. Plaudereien in Wiener Meisterateliers. II.	177
V. K. Bürkner: Wie schützt und wie heilt man das Gehör?	183
VI. Georg Klebs: Über Blumenpflege im Winter.	191
VII. Friedrich von Spiegel: Der Hindufusch und seine Bewohner.	195
VIII. Welche Militärmacht würde Deutschland für Kolonien nötig haben?	203
IX. J. Ludewig: Der Mensch und das Feuer.	209
X. Berichte aus allen Wissenschaften:	226
1. Medizin. P. Hofitansky: Zur Kur der Fettleibigkeit von Dr. Demuth.	
2. Kulturgeschichte. B. Langkavel: Bienen im Haushalt der Völker.	
3. Nationalökonomie. A. Sammers: Sozialismus und Philanthropie.	
XI. Naturwissenschaftliche Revue.	243
XII. Litterarische Berichte.	251

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung!

Den geehrten Abonnenten diene zur Nachricht, daß das **Kunstheft** des vierten Quartals mit **Kunstblatt** im Laufe des Novembers zur Ausgabe gelangen wird.

Breslau, am 23. Oktober 1884.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhandlung.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über „Bernhard Suphans Herder-Ausgaben“ und eine solche von der Verlagsbuchhandlung von Eduard Trewendt in Breslau über „neue Geschenkwerke und gediegene Jugendschriften“, welche einer freundlichen Beachtung empfohlen werden.

Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh.

II.

Mit der Beendigung des französischen Krieges und mit der Erhebung in den Fürstenstand beginnt eine neue Phase in dem Leben des deutschen Reichskanzlers so wie in dem Verkehr mit seiner Umgebung und seinen Gästen. Es ist bekannt, daß mit der Verleihung des Fürstentitels die Dotation des sogenannten Sachsenwaldes verbunden war, ebenso daß das Schloß Friedrichsruh, welches früher ein Vergnügungsort der Hamburger war, ein späterer selbstständiger Erwerb des Fürsten Bismarck ist.

Mit der Begründung des deutschen Reichs und mit dem Friedensschlusse zu Frankfurt a. M. war der Reichskanzler auf der Höhe seiner Stellung und seines Ruhmes angelangt, und es ist von hohem Interesse, die weitere Entwicklung seiner Stellung von da ab zu verfolgen. Man hat einen Ausspruch Napoleons I., daß das welterschütterndste Ereignis in Paris nicht länger als ein halbes Jahr vorhielte, und leider scheint es, daß auch in Deutschland der Parteigeist und das Parteitreiben schon stark genug sind, um auch hier die großartigsten und entscheidendsten Thatsachen der Weltgeschichte, wenn auch nicht in sechs Monaten, so doch in verhältnismäßig kurzer Zeit vergessen zu machen.

Wir haben seitdem das eigentümliche Schauspiel, im deutschen Reiche einer sich steigernden Opposition und Verkleinerungssucht und außerhalb Deutschlands einer stetig zunehmenden Anerkennung der staatsmännischen Bedeutung und Leistung des Reichskanzlers zu begegnen, sodaß sich auch hier der alte Grundsatz bestätigt, daß die Propheten stets am wenigsten in ihrem eigenen Vaterlande gelten.

Es war eine durchaus zutreffende Bezeichnung, wenn ein alter preußischer Edelmann den Sommeraufenthalt des Fürsten Bismarck einen diplomatischen Wallfahrtsort nannte, und ein anderer ihn mit dem Namen des Friedensfürsten ehrte und seine diplomatische Umgebung als die politische Feuerwehr Europas mit dem bekannten „kalten Wasserstrahl“ kennzeichnete.

Daß die Anstrengungen und Aufregungen des französischen Krieges die Kräfte Bismarcks stark mitgenommen hatten, wird jedermann leicht begreiflich finden, der jenen Ereignissen und dem Verlaufe des Krieges etwas näher gestanden hat.

Nicht allein, daß man von Hause aus *va banque* spielte und daß die erste größere Niederlage alle Feinde Deutschlands und Preußens entfesselt und wahrscheinlich sogar die Existenz des Norddeutschen Bundes wieder in Frage gestellt haben würde, so bot auch der Verlauf des Krieges nach den ersten großen Siegen und selbst nach der Katastrophe von Sedan noch mancherlei Episoden, deren Bedeutung nur in eingeweihteren Kreisen zum Bewußtsein gekommen ist. Man war hier längere Zeit selbst in militärischen Kreisen geneigt, den Krieg als mit der Katastrophe von Sedan beendet zu betrachten, während doch mit der Entthronung des Kaisers Napoleon erst der zweite republikanische Teil des Krieges seinen Anfang nahm. Wir sind nur ein Stückchen vom Soldaten, aber wir haben uns doch der Überzeugung nicht verschließen können, daß die Franzosen nicht so ganz unrecht daran gethan, den Marschall Bazaine, den Verteidiger von Metz, vor ein Kriegsgericht zu stellen und zu bestrafen. Wäre der Prinz Friedrich Karl nur noch wenige Tage vor Metz festgehalten worden, wer weiß, was sich bei Orleans ereignet hätte und ob es der Loire-Armee nicht gelungen wäre, den Sicherheits-Cordon des Großherzogs von Mecklenburg zu durchbrechen und die Belagerung von Paris in Frage zu stellen.

Das nächste und größte Bedürfnis des Reichskanzlers nach seiner Rückkehr aus Frankreich war deshalb auch Ruhe, doch wurde ihm diese leider nicht zu teil, da die Feststellung der Verfassung des deutschen Reiches alsbald seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm und sich schon hier die politischen Gegensätze der Zentrums- und Fortschritts-Partei zu entwickeln begannen. Wir glauben nicht, daß der Reichskanzler durch die Erfahrungen, welche er alsbald machen mußte, überrascht worden ist. Derselbe kennt die Menschen zu genau, um nicht auf das größte Maß politischer Undankbarkeit vorbereitet zu sein.

Mit der Etablierung des deutschen Reichs und mit dem dadurch bedingten Zutritt der süddeutschen Staaten überkam nicht allein die deutsche Volksvertretung eine andere Physiognomie, sondern es traten auch in den weiteren und näheren Verkehrs- und Umgangskreis des Reichskanzlers Persönlichkeiten, welche alsbald eine hervorragende, ja maßgebende Rolle spielen und der weiteren Entwicklung der deutschen Reichsverhältnisse ihr maßgebendes Gepräge ausdrücken sollten.

Die hervorragendste dieser Persönlichkeiten, deren Bedeutung und Einfluß erst mit der Verstärkung des katholischen Elements im Reichstage zur vollen Geltung gelangte, ist unzweifelhaft der frühere hannoversche Minister Dr. Windthorst, dessen politische und kirchliche Bedeutung am sichersten daraus erhellt, daß er der einzige ist, welchen man überhaupt ernsthaft mit dem Fürsten Bismarck in Parallele gestellt und in bezug auf den man kein Bedenken getragen hat, die Frage aufzuwerfen, wer von den beiden am frühesten aufgestanden sei. Unerkannter Führer des Zentrums, neuerdings sogar mit einem etwas diktatoralen Beigeschmack, hat er es verstanden, seine Getreuen bis dahin durch alle Fährnisse und Konflikte glücklich hindurchzuführen und seine Partei allmählich zur ausschlaggebenden in fast allen wichtigen Fragen der deutschen Reichspolitik zu machen. Es war dies um so schwieriger, als die Zentrumsfraktion keineswegs von Hause

aus eine homogene Größe, sondern, wenn auch in kirchlichen Fragen einig, so doch in politischen und sozialen vielfach uneins und von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten zusammengeschweift war. Meister des Worts im Scherz und im Ernst, witzig und pikant, ohne ernsthaft zu verletzen, maß- und taktvoll genug, um nach keiner Seite unheilbar anzustoßen, darf er heute wohl als der beliebteste Redner des Reichstages bezeichnet werden, der, so oft er sich auch vernehmen läßt, stets ein aufmerksames und dankbares Publikum findet. Man hat denselben in Verdacht, ein Affiliierter des Jesuitenordens und gleichzeitig ein Welfe zu sein, doch will es uns bedünken, als wenn diese Insinuationen einander einigermaßen ausschließen. Der Jesuitenorden ist ein kosmopolitischer Orden, der gewisse politische Fragen zwar benutzt, aber doch sich niemals mit denselben identifiziert oder gar politische Parteipolitik treibt, und der Dr. Windthorst ist ein zu scharfsinniger und praktischer Mann, als daß er sich in dem heutigen Europa über die Chancen der kleinen politischen Partei des Welfentums täuschen sollte. Daß derselbe nicht zu denjenigen Hannoveranern zählt, welche sich über den Sturz ihres angestammten Fürstenhauses mit leichtem Herzen hinweggesetzt haben, und daß er der entthronten Fürstenfamilie seine Treue und Anhänglichkeit, soweit dies die veränderten Verhältnisse gestatten, bewahrt, glauben wir wenigstens ihm nicht zum Vorwurf machen zu dürfen, da wir es für unsere Pflicht halten würden, unter ähnlichen Umständen ähnlich zu handeln, was keineswegs ausschließt, daß wir von unserem Standpunkte aus die Annexion Hannover's vollkommen gebilligt haben und noch billigen.

Daß der Fürst Bismarck sich vielfach recht verdrießlich und auch wohl scharf über die Person und politische Thätigkeit des Dr. Windthorst ausgesprochen, ist bekannt, doch hat derselbe dabei stets die Bedeutung und die Leistung seines Gegners voll gewürdigt, ja denselben in neuerer Zeit nicht selten in gradezu demonstrativer Weise ausgezeichnet. Aus dem Munde des Dr. Windthorst selbst wissen wir, daß er sogar zu der Zeit, als die Wogen des Kulturkampfes am höchsten gingen, doch stets unbeirrt an der Überzeugung festgehalten hat, daß der Fürst Bismarck der einzige Mann sei, welcher diesen Kulturkampf im höheren Stile zu beendigen vermöge. Desgleichen wissen wir von der anderen Seite, daß der Allianzvertrag Deutschlands mit Oesterreich die Meinung des Dr. Windthorst über die politischen und kirchlichen Tendenzen des deutschen Reichskanzlers nicht unwesentlich modifiziert hat, in ähnlicher Weise wie dies ja auch bei der süddeutschen Aristokratie der Fall gewesen ist.

Was den Fürsten Bismarck von seiten des Dr. Windthorst am meisten verletzt hat, waren dessen Äußerungen gelegentlich des Kullmannschen Attentats, in welchen der Reichskanzler eine Nichtachtung seiner Person und seines Lebens erblicken zu müssen glaubte. Wir halten es deshalb auch nicht ganz von ungefähr, daß der Dr. Windthorst gelegentlich des letzten Frühchoppens im Reichskanzleramte dem Dr. Schweninger mit besonderer Wärme seinen Dank für die Wiederherstellung des Reichskanzlers ausgesprochen, ja, wie die hiesigen Zeitungen versichern, dem Minister von Goxler dessen Ernennung zum Professor ans Herz gelegt hat.

Daß Herr Dr. Windthorst jemals eine Einladung nach Barzin oder Friedrichsruh erhalten habe, ist uns nicht bekannt geworden. Über das Exterieur dieses Herrn brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Der Herr Windthorst ist so oft in allen möglichen Gestalten und Kostümen durch die Malerei vervielfältigt, daß sein Aussehen fast eben so bekannt ist wie das des Reichskanzlers. Schön ist er nicht, doch scheint er darauf auch keinen Wert zu legen.

Daß von der Fortschrittspartei und deren Führern niemand in Barzin oder Friedrichsruh verkehrt hat, wird kaum einer ausdrücklichen Erklärung bedürfen, doch sind auch von den Koryphäen der konservativen Partei nur wenige dieser Ehre teilhaftig geworden.

Zur Würdigung dieser Thatsache müssen wir auch die konservative Partei und deren Führer, wenn auch nur rhapsodisch, Revue passieren lassen, doch befinden wir uns hier allerdings in einiger Verlegenheit, wen von den fraglichen Herren wir als den ersten und eigentlichen Führer kennzeichnen sollen. Man wird der Wahrheit, wie es uns scheint, am nächsten kommen, wenn man den Reichskanzler selbst als den eigentlichen Führer der Konservativen hinstellt, wobei wir uns indes von vornherein gegen das Mißverständnis verwahren, den Fürsten Bismarck selbst als einen Parteimann oder gar als einen konservativen Parteimann ansehen zu wollen. Derselbe ist heute und, man darf wohl sagen, seit der bekannten Allerhöchsten Botschaft, in ähnlichem Sinne der Führer der Konservativen, wie er in den siebziger Jahren der Führer der Nationalliberalen war, und die Bedeutung der einzelnen konservativen Persönlichkeiten innerhalb ihrer eigenen Partei bemißt sich genau nach dem Grade des Vertrauens, dessen sie sich beim Reichskanzler erfreuen. Nichts kann deshalb auch unrichtiger sein, als wenn man neuerdings, beispielsweise in der „Germania“, den Fürsten Bismarck sogar zum „Mittelparteiler“ hat machen wollen, und wenn derselbe dies gelesen hat, so wird er wahrscheinlich nach der bekannten Berliner Posse gesagt haben: „Ich habe selten so gelacht.“ Fürst Bismarck ist kein Parteimann, sondern ein Staatsmann, der nach seinem eigenen Ausspruch die Staatskunst als die Kunst des Möglichen betrachtet, der stets nur mit benannten Zahlen rechnet und der jedermann und jede Partei benutzt, soweit sie seinen Zwecken förderlich sein kann, ohne sich jemals von selbigen abhängig zu machen.

In der Öffentlichkeit sind abwechselnd als Führer genannt: der Herr von Rauchhaupt und der Freiherr von Münnigerode, und wir sind in der That mit uns nicht ganz im Reinen, welchem von diesen Herren der erste Platz gebührt. Der am wenigsten bedeutende von denselben ist nach unserer Kenntnis der Baron von Münnigerode, obgleich er selbst vom Gegenteil überzeugt zu sein scheint. Auch glauben wir, daß er sich am wenigsten des Vertrauens des Reichskanzlers erfreut hat. Derselbe ist ein ganz gewandter und schlagfertiger Parlamentsredner, doch fehlt es ihm an einer gründlichen volkswirtschaftlichen, sozialen und politischen Vorbildung, weshalb ihm auch von seinen Gegnern nicht ganz mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden ist, daß er einen gewissen Widerwillen gegen eigene Gedanken habe. Dessen ungeachtet hatte er die Neigung, dem

Reichskanzler gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten, was dieser nur schwer zu goutieren pflegt. Daß derselbe neuerdings auf seine Wiederwahl in seinem bisherigen Wahlkreise verzichtet hat, finden wir sehr verständig, da er wegen seiner Haltung im Kulturkampfe die Stimmen seiner katholischen Wähler schwerlich wiedererhalten haben würde.

Herr von Rauchhaupt, der an sich auch nur ein Staatsmann zweiter Güte ist, hat sich unzweifelhaft der Ehre erfreut, von dem Reichskanzler als Vertrauensmann benützt zu werden und dadurch eine gewisse Autorität in dem Kreise seiner Parteigenossen zu gewinnen, doch hat dies Verhältnis unverkennbar in neuester Zeit einen Stoß erlitten, was besonders darin zu Tage trat, daß selbiger im vorigen Jahre bei den Gnadenerweisungen in der Provinz Sachsen gelegentlich des Kaisermanövers völlig leer ausging. Herr von Rauchhaupt hat die Unvorsichtigkeit begangen, von eigenen Überzeugungen und selbständiger Verantwortlichkeit gegenüber seinen Wählern zu sprechen und büßte dadurch seine Brauchbarkeit als Werkzeug ein. Das kommt davon, wenn man sich selbst unrichtig einschätzt; und wenn er sich heute noch eines gewissen Einflusses in der Fraktion erfreut, so lebt er dabei von den Brotsamen der Vergangenheit.

Daß die großartige Veränderung der Stellung des Fürsten Bismarck nach dem Frieden mit Frankreich sich auch in seinem geselligen Verkehre widerspiegelte, liegt auf der Hand, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß der deutsche Reichskanzler von da ab gleichsam als der Kanzler und später auch als der Vize-Friedensfürst Europas gefeiert wurde und daß die verschiedenen Phasen seiner auswärtigen Politik sich auch in seinem Verkehre sowohl in Barzin wie später in Friedrichsrub gleichsam verkörperten. Das Schloß Friedrichsrub hat Fürst Bismarck in würdiger, seiner Stellung angemessener Weise für seinen Sommeraufenthalt ausgebaut, doch glauben wir auf die betreffenden Details hier nicht näher eingehen zu sollen, da hierüber vor kurzem eine eingehende, mit Illustrationen versehene Beschreibung im Buchhandel erschienen ist.

Trotz der durchaus komfortablen Einrichtung aber und trotz der bequemeren Verbindung mit Berlin scheint der Reichskanzler noch immer seine Vorliebe für seinen pommerschen Landaufenthalt wenigstens für die späteren Sommer- und die Herbstmonate beibehalten zu haben, und zwar nach der Eigentümlichkeit seines Charakters wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er hier am meisten seinen eigenen Werken begegnet.

Je mehr dabei für den Reichskanzler die Notwendigkeit in den Vordergrund trat, seine Kräfte zu schonen und auf seine Gesundheit die erforderliche Rücksicht zu nehmen, in demselben Maße veränderte sich auch der Charakter des Verkehrs in Barzin wie in Friedrichsrub, indem der eigentlich gesellige Charakter mehr zurück- und der geschäftliche und offizielle in den Vordergrund trat. Dabei glauben wir zur Ehre der Ärzte, welche den Fürsten Bismarck vor dem Dr. Schweninger behandelten, konstatieren zu müssen, daß der fürstliche Patient im allgemeinen nur sehr wenig von der ärztlichen Kunst hält, und daß wir deshalb wiederholt aus jener Zeit die Klage vernahmen, daß er selbst die „schönste

Medizin" unbenuzt ließe, und es ist in der That eine nicht zu unterschätzende Leistung des Herrn Schweningen, seinen Patienten dahin gebracht zu haben, daß er seinen Anordnungen Folge leistet und zwar, wie neuerdings versichert wurde, mit solcher skrupulösen Gewissenhaftigkeit, daß er sich jeden Morgen wiegen ließe, und seine Trainingsversuche steigere, sobald die Waage eine Gewichtszunahme markiere. Pflasterkasten ist Pflasterkasten! pflegte er sonst zu sagen, nach dem bekannten Ausspruche des Generals von Möllendorf, als dieser einen Doktor der Philosophie als Lazarettgehilfen installierte. Freilich ist der Dr. Schweningen bei diesem seinem Erfolge wohl wesentlich dadurch unterstützt worden, daß der Fürst selbst wahrnahm, wie seine Krankheitsercheinungen immer mehr einen sehr ernststen und bedenklichen Charakter annahmen, und daß er von jeher eine gute Diät als den wesentlichsten Teil der Heilkunst angesehen hatte. Jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß der Reichskanzler in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit in kaum erhoffter Weise zugenommen hat, wengleich sein letztes Bild, falls dasselbe genau getroffen ist, nicht unbedenkliche greisenhafte Züge an sich trägt.

Die erste epochemachende Phase in der mit dem Frankfurter Frieden eingetretenen „Friedensära“ war eigentümlicher Weise der sogenannte „Kulturkampf“, den wir unsererseits als ein Pendant zu Kaulbachs Hunnenschlacht bezeichnen möchten, das heißt als eine Fortsetzung des eben beendeten Krieges in den höheren geistigen Regionen. Man weiß, daß der französische Krieg von der Kaiserin Eugenie, als der Vertreterin der katholischen Partei, als ihr Krieg bezeichnet worden ist, und man vermutet wohl mit einigem Grunde, daß es dem deutschen Reichskanzler nicht an den nötigen Informationen über den Zusammenhang mit dem vatikanischen Konzil gefehlt haben werde. Daher auch der plötzliche Wechsel der Stellung des Reichskanzlers zu verschiedenen deutschen Kirchenfürsten, insbesondere zu dem Grafen Ledochowski, der bis dahin als *persona gratissima* gegolten hatte. Wir glauben nicht, daß der Reichskanzler sich auch nur eine kurze Zeit durch den polnischen Erzbischof hat düpierten lassen, wengleich ihm der volle Umfang der Polonisierung der Schule wohl erst im weiteren Verlaufe bekannt geworden sein mag. Angesichts der politischen Verwicklung genügte es ihm einstweilen, die politische Aktion der polnischen Heißsporne lahm gelegt zu sehen. „Die nächste Gefahr ist die größte,“ pflegte er zu sagen, „und kriegerische Kardinäle à la Richelieu gedeihen heute nicht mehr.“

Im übrigen sind wir keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß der Fürst Bismarck den Kampf mit der katholischen Kirche in demselben Sinne und zu demselben Zwecke führt wie seinerzeit den Krieg mit Oesterreich, nämlich zur Beseitigung aller unberechtigten Präensionen, zur Erzielung gegenseitiger Anerkennung und zur Ermöglichung eines Zusammenwirkens, welches die Garantie der Dauer in sich trägt. Der Fürst Bismarck ist viel zu sehr praktischer Staatsmann, um sich über die Bedeutung und die Machtstellung der katholischen Kirche zu täuschen, selbst wenn er „den kleinen Windthorst mit seinem großen Anhang“ nicht täglich vor Augen hätte, und er steht andererseits in zu intimer Feindschaft mit den prinzipiellen Gegnern aller kirchlichen Institutionen und speziell der

katholischen Kirche (Herr Dr. Birchow ist bekanntlich Erfinder des Namens Kulturkampf), als daß er ernsthaft den Zweck verfolgen sollte, die Existenz der römischen Kirche als solcher in Frage stellen zu wollen. Die Illusionen des Dr. Falk, die römische Kirche etwa nach dem Recepte des Protestantenvereins reformieren zu können, hat er wohl schwerlich jemals geteilt, und wenn er diesem Minister eine Zeit lang den Zügel hat schießen lassen, so geschah dies — wie dies auch gelegentlich des Zivilstandsgesetzes ausdrücklich von ihm ausgesprochen ist — weniger aus prinzipieller Übereinstimmung, sondern unter dem Zwange seiner Gesamtpolitik, da sich die anderen Minister mit dem Herrn Falk solidarisch erklärten, und er augenblicklich nicht über eine zweite Garnitur zu verfügen hatte. Sich vor der römischen Kurie zu fürchten, steht freilich auch nicht in seinem Katechismus, wie er denn auch inbezug auf den vermeintlichen Kanossagang scherzweise zu sagen pflegte: „Ich gehe nicht gern barfuß und für Fußreisen bin ich schon zu alt. Wenn ich nach Rom kommen soll, kann es nur im Bilde geschehen.“

Selbstverständlich lieferten während der ersten brennenden Phase des Kulturkampfes die entschiedenen Freunde und Gegner das größte Kontingent der Besucher, sodaß Masella allmählich als mythische Person figurierte. Ebenso ist von der anderen Seite auch Herr von Bennigsen als Geschäftsreisender in dieser Branche aufgetreten. Ob damals auch Herr Gambetta einen Abstecher nach Barzin gemacht? wir wissen es nicht genau, aber wir halten es nicht für unmöglich, zumal sein Wahlspruch *L'église c'est l'ennemi* ihn wohl verleiten konnte, auf ein kulturfämpferisches Entgegenkommen bei dem deutschen Reichskanzler zu spekulieren. Jedenfalls datiert von da ab die Wiederannäherung des Herrn Gneist an den Reichskanzler, eine Wiederannäherung, die in neuester Zeit sogar zu einer Art von Vertrauensverhältnis geführt zu haben scheint. Herr Gneist, der vielgewandte, der vielfach u. s. w., den wir als den Ulysses des Nationalliberalismus bezeichnen möchten, ist in einer kräftigen Hand unzweifelhaft ein sehr brauchbares Werkzeug und „er kann alles beweisen, was man will, und zwar gewöhnlich sehr gut,“ sagte der verstorbene Graf Roon. Wir möchten deshalb auch der Zentrumsfraktion den Rat erteilen, den gelehrten Professor als kirchenpolitisches Wetterglas zu betrachten.

Wenn auch der Dr. Windthorst niemals eine Einladung weder nach Barzin noch nach Friedrichsrub erhalten hat, so gab es doch in dem aristokratischen Viertel der Zentrumsfraktion und insbesondere unter den bayerischen Standesherrn verschiedene Persönlichkeiten, mit denen der Reichskanzler sehr gern verkehrte und die ja auch wiederholt auf dem Präsidentenstuhl gesessen haben. „In der Zentrumsfraktion,“ pflegte der Fürst Bismarck zu sagen, „gibt es nicht zwei Seelen, sondern sieben Geister, durch alle Farben des politischen Regenbogens von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, und ich bewundere die Kunst des Zentrumskutschers, diese widerstrebenden Geister so elegant im Zügel zu führen. Mir wird mein russisches Dreigespann öfter schon schwer zu lenken und ich freue mich jedesmal, wenn ich einen von meinen Galoppins zeitweilig aus-

spannen kann." Es wird nicht überraschen, daß die kirchlichen Details, um welche es sich in dem Kulturkampfe handelte, für den Reichskanzler nur ein untergeordnetes Interesse hatten. „Ich bin weder Seelsorger noch Beichtvater von Sr. Majestät Unterthanen," pflegte er scherzweise zu sagen.

„So lange die Herren und selbst die Geistlichen vom Zentrum mehr Wert darauf legen, eine parlamentarische Rolle im deutschen Reiche zu spielen, als die kirchlichen Bedürfnisse ihrer Gemeinden zu befriedigen und befriedigt zu sehen, und so lange man dort alle politischen und sozialen Fragen nur als Behikel für die kirchlichen würdigt und benutzt, so lange hat man auch kein Recht sich darüber zu beklagen, daß wir den Spieß umdrehen und die kirchlichen Fragen auch unsererseits als Mittel zum Zweck benutzen. Wenn ich auch früher etwas lange geschlafen habe, so bin ich immer noch früh genug aufgestanden, um mich nicht darüber täuschen zu lassen, daß man in Rom die kirchlichen Fragen à deux mains behandelt. Man nimmt keinen Anstoß daran, im Widerspruch mit den Worten des Evangeliums die römische Kirche als ein Reich von dieser Welt zu etablieren und behandelt die Frage nach der weltlichen Herrschaft des Papstes und nach den Propaganda-Gütern wenn nicht mit mehr, doch mindestens mit derselben Wichtigkeit und demselben Nachdruck wie die, welche von der Seelsorge und den Sakramenten und von dem Seelenheile der Kirchenangehörigen handeln, und verlangt dann naiver Weise von den Regierungen, die obwaltenden Konflikte, die sich wesentlich auf die weltliche Stellung der römischen Kirche beziehen, gewissermaßen als die Grundrechte des Reiches Gottes behandelt zu sehen, und zwar verlangt man dies nicht etwa allein von dem katholischen, sondern merkwürdiger Weise fast noch sehr viel mehr von den evangelischen Regierungen.“

Daß in dem Kulturkampfe auch die Wurzeln des späteren Zerwürfnisses zwischen dem Reichskanzler und dem Grafen Harry Arnim lagen, ist bekannt. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß der Graf Arnim gewisse Schwächen hatte und daß schon damals in Rom das Gerücht ging und auch hierher transpirierte, als ob die Kurie bei ihren Verhandlungen sich nicht bloß der Monsignoren bediente und als ob auch der italienische Hof die sogenannte fliegende Schwadron der guten Katharina von Medicis nicht ganz vergessen hätte. Jedenfalls wurde die Stellung des Grafen Arnim in Rom sehr bald eine durchaus unhaltbare, doch war seine Versetzung nach Paris immer noch eher eine Beförderung als eine Maßregelung.

Leider aber ließ der Graf Arnim sich alsbald in Paris verleiten, nicht allein eine selbständige diplomatische Rolle spielen zu wollen, sondern sich auch in die Illusion einzuwiegen, sich demnächst selbst auf den Stuhl des Fürsten Bismarck setzen und die Rolle des Kanzlers im deutschen Reich übernehmen zu können. Diese Selbsttäuschung war allerdings nur dadurch möglich, daß dem Grafen Arnim wie die Person, so auch die Politik des Fürsten Bismarck ein verschlossenes Buch geblieben waren. Bismarck kannte die monarchischen Parteien in Frankreich und deren Chancen zu genau, um auch nur die geringste Versuchung zu fühlen, in Frankreich eine legitimistische Reaktionspolitik fördern

oder treiben zu wollen. Noch weniger aber war derselbe gewillt, seine Kreise durch einen ihm untergeordneten Diplomaten stören zu lassen. Man erzählte damals als verbürgt, daß der Fürst Bismarck dem Grafen Arnim, mit welchem er von früher her befreundet war und der deshalb auch zu dem näheren Umgangskreise desselben zählte, keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß er nicht gewillt sei, die frühere Unbotmäßigkeit innerhalb der Diplomatie des deutschen Reiches wieder platzgreifen zu lassen und die Zügel aus der Hand zu geben, so lange er selbst auf dem Kutscherbock sitze. „Ich weiß, wohin Sie streben und auf welchen Rückhalt Sie dabei rechnen,“ soll der Reichskanzler bei einer Besprechung zu dem Grafen Arnim gesagt haben. „Sie wollen meinen Platz einnehmen, und wenn Sie darauf sitzen, dann werden Sie sehen, daß es auch nichts ist.“

Man darf dabei nicht vergessen, daß nur kurze Zeit vorher ein ähnlicher Konflikt mit dem Herrn von Usedom stattgefunden hatte und daß dieser, welchem mehr Nachlässigkeit als Überhebung zum Vorwurf gemacht wurde, nur durch sein Alter einem ähnlichen Schicksal entging. „Ich würde meinen Bruder und meinen Sohn wegzagen, wenn diese sich erdreisteten, auf eigene Hand Politik zu machen oder gar aus Sentimentalität oder ähnlichen Schwächen meinen von Sr. Majestät dem Kaiser sanktionierten Befehl zu ignorieren. Was haben wir in Frankreich mit den Bourbons oder Orleans zu schaffen oder was geht es uns an, wie das Prätendententum des Prinzen Lulu verläuft. Sind wir immer noch so einfältig, nach der Weise des Königs René den französischen Troubadour zu spielen? Die französische Nation hat die Bourbons, die Orleans und die Bonapartes vertrieben, und für uns ist es Wurst, ob Mac Mahon oder Gambetta einstweilen das große Wort führt. Nach meinem Rezept — aber auch nur nach diesem — werden wir hoffentlich dahin gelangen, Frankreich für eine absehbare Zeit, wenn auch nicht zu unserem Liebhaber, so doch zu unserem verständigen Freunde zu machen.“

Die Tragödie des Grafen Arnim ist zu bekannt, als daß eine Wiederholung derselben angezeigt erschiene, und wenn man dabei vielfach von einer zu großen Härte gesprochen hat, so sollte man billiger Weise nicht vergessen, daß die damalige politische Gesamtsituation des deutschen Reiches noch nicht dazu angethan war, mit seinen Lebensfragen spielen und die Befestigung der europäischen Zustände von der Befriedigung eines regellosen Ehrgeizes abhängig machen zu lassen.

Daß Herr von Bennigsen politisch noch immer beiseite steht, ja daß derselbe bei seinem letzten Zusammentreffen mit dem Fürsten Bismarck mit seinem national-liberalen Pathos nur wenig Anklang gefunden haben soll, wird diejenigen nicht überraschen, welche über das Verhältnis jener beiden Persönlichkeiten näher unterrichtet sind. Wie der Fürst Bismarck von dem Abgeordneten Lasfer gesagt haben soll, „daß er wie ein Ei in seiner Hand sei, welches er zerdrücke, wenn er wolle“, so hat wohl auch Herr von Bennigsen in seinem politischen Schachspiel kaum jemals die Stellung einer anderen Figur angenommen als die eines Springers,

welcher sich, wenn auch oft mit schwerem Herzen, vorwärts und rückwärts verwenden ließ. So lange die Sonne Bismarcks hinter Wolken verborgen ist, bleibt es auch bei den Nationalliberalen dunkel, und wenn sie sich auch mit dem Liede Agathens aus dem Freischütz zu trösten versuchen, so scheint doch Herr von Bennigsen kein besonderes Vergnügen darin zu finden „an der Wand zu quietschen“ oder, wie die Spartaner bei Thermopylä, im Schatten zu fechten. Wir haben nicht gehört, daß der Fürst Bismarck sich jemals unfreundlich über den Herrn von Bennigsen ausgesprochen habe; doch ist uns allerdings auch nichts zu Ohren gekommen, woraus man schließen müßte, daß der Reichskanzler dessen Rücktritt als einen Verlust für die Weltstellung Deutschlands oder seiner eigenen Politik empfinde. Sicher ist mir, daß, so lange der Nationalliberalismus ohne Herrn von Bennigsen mobil macht, die Kriegsart noch nicht begraben ist.

Daß Herr Eugen Richter jemals in Barzin oder Friedrichsruh gewesen, wird wohl kaum jemand vermuten, zumal der Reichskanzler diesen Führer der fortschrittlichen freisinnigen Opposition stets als einen Kanadier betrachtet hat, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt. „Ich verlasse die Sitzung“, soll Fürst Bismarck geäußert haben, „sobald Herr Richter das Wort ergreift, nicht weil ich mir nicht zutraute, seine Reden zu beantworten, sondern weil der oppositionelle Duft, welcher die ganze Person umgiebt, meine Nerven affiziert und weil er Satisfaktion für eine Grobheit nur durch gesteigertes Schimpfen zu geben pflegt. Was er sagt, ist mir übrigens Wurst im Superlativ; befehlen werde ich ihn nicht und besiegen wird er mich nicht, und so ist es am besten, wenn wir uns gegenseitig von weitem bewundern.“ Ob der Reichskanzler dabei Herrn Richter nicht etwas unterschätzt, ist uns stets zweifelhaft gewesen, wenigstens ist derselbe jetzt so unverkennbar der Brennpunkt der Opposition, daß man ihn sachlich kaum ignorieren kann.

Was den Herrn Virchow anlangt, so wird dessen persönlicher Konflikt mit dem Reichskanzler noch unvergessen sein, und hat dieser deshalb auch niemals Veranlassung genommen, sich des ärztlichen Rates des berühmten Gelehrten zu bedienen oder gar eine Schädelmessung an sich vornehmen zu lassen. „Wenn der Mann sich auf Staatsmänner nicht besser versteht als auf den Staat, dann ist es sehr bedenklich, sich bei ihm in die Kur zu geben,“ soll der Reichskanzler gesagt haben.

Der Abgeordnete Hänel ist, soviel wir wissen, in den Augen des Reichskanzlers keine Persönlichkeit, die sich zu einem Parteiführer innerhalb des deutschen Reichstages qualifizierte. Derselbe ist, wie wir hören, in seiner Schätzung noch gesunken, seitdem er sich dem Herrn Richter ganz hingeeben hat. Dabei ist indes im allgemeinen zu konstatieren, daß der Reichskanzler sich in neuerer Zeit noch weniger als früher mit den einzelnen parlamentarischen Persönlichkeiten befaßt, daß er vielmehr mit größeren Zahlen rechnet und daß ihm die Nachrichten aus Afrika jetzt fast interessanter sind als die aus der Leipzigerstraße.

Wesentlich dasselbe gilt von dem Abgeordneten Bamberger. Wenngleich dieser ziemlich wohlgelitten war, so lange er unter der Ägide der Herren Delbrück

und Michaelis arbeitete, so ist doch das Freundschaftsregister durchstrichen, seitdem Herr Bamberger an erster Stelle unter den Sezessionisten figurierte. Man erzählt, daß der Fürst Bismarck in bezug auf diesen Abgeordneten gelegentlich geäußert habe: „Bei mir geht es wie im Evangelium; ich habe Gefäße zu Ehren und zu Unehren und habe mich noch niemals beim Gebrauche vergriffen, so ähnlich auch unter Umständen eine Maibowle einer Suppenterrine und ähnlichen Gefäßen sehen mag. Was schadet es, daß die Flasche zerbricht, wenn der Wein ausgetrunken ist.“

Daß der Reichskanzler sich über seine Minister-Kollegen, so stark er auch einen oder den anderen in der Öffentlichkeit brüskiert haben mag, hinter deren Rücken in verletzenden Kritiken ergangen, haben wir niemals gehört, doch soll er denselben allerdings nicht selten in scherzhafter Form recht bittere Wahrheiten in das Gesicht gesagt haben. Es gilt dies namentlich von dem Minister Friß Eulenburg dem Älteren und den beiden Goldonkeln, von denen ja der letztere auch schließlich in der Öffentlichkeit recht unliebsame Dinge zu hören bekam. Weniger zurückhaltend war derselbe mit seinem Urteile über die Führer und Mitglieder der Rechten, denen er es nur schwer verzeihen konnte, daß sie klüger sein wollten als er. „Entweder,“ sagte er, „erkennen mich die Herren als ihren Führer an, und dann müssen sie mir auch folgen, oder sie fechten auf eigene Hand, und dann müssen sie mir auch überlassen, wie weit ich mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen und wie weit ich ihre Kreise stören will. Der Bauer, so wichtig er auch in dem politischen Schachspiel ist, darf doch nie den Anspruch erheben als Turm oder Läufer zu figurieren, und wenn ich das Spiel spielen soll, so muß man mir auch gestatten, die Figuren dort hinzusetzen, wo ich sie gebrauche, und überhaupt das Ensemble so zu gruppieren, um das Spiel nach meinen Berechnungen zu gewinnen. Will man das nicht, dann sehe ich mich eben nach anderen Leuten um.“ Es ist bekannt, in welcher herben Weise der Reichskanzler das Fraktionsunwesen sowohl auf der Rechten wie auf der Linken verwirft, doch scheinen die letzten Gründe hierfür noch mehr im Dunkeln zu liegen. Dürfen wir gewissen Äußerungen Glauben schenken, so ist Fürst Bismarck der Meinung, daß der Fraktionszwang nicht allein das Gegenteil von der sonst so hochgerühmten eigenen Überzeugung ist, sondern daß derselbe auch Politiker erzieht, welche sich allmählich in die Illusion hineinleben, ihre Stellung innerhalb der Fraktion auch auf den Staat übertragen zu können, und daß diese Anschauung eben die Quelle der Überhebung der meisten Fraktionsführer sei. In England, auf welches man sich so gern berufe, herrsche allerdings auch ein gewisser Parteizwang, doch unterscheide dieser sich von unserem Fraktionszwang gerade dadurch, daß jener englische Parteizwang eben von dem anerkannten Führer der Partei, dem jedesmaligen Premier-Minister, oder dem, der es werden wolle, ausgeübt werde. Die Privatäußerungen des Reichskanzlers über einzelne konservative Parteiführer lauten deshalb auch nicht gerade sehr verbindlich, doch sind selbige uns nicht verbürgt genug und zugleich für den Abdruck etwas bedenklich, sodaß wir davon absehen sie zu wiederholen.

Daß der Reichskanzler zwischen sich und den sogenannten Deklaranten, d. h. denjenigen, welche seinerzeit in der Kreuzzeitung gegen seine Kirchen- und Schulpolitik öffentlich Protest erhoben, das Tischtuch zerschnitten und nur einzelne auf ihr ausdrückliches pater peccavi wieder zu Gnaden angenommen hat, ist bekannt. Zu diesen Deklaranten gehörte, soviel wir uns entsinnen, auch der frühere Oberpräsident von Kleist-Neuhow, der vor die Thür gesetzt wurde, obschon er ein naher Verwandter der Fürstin Bismarck (unseres Wissens der Bruder ihrer Mutter) war. Daß inzwischen eine Versöhnung stattgefunden hat und daß diese Versöhnung eine vollständige gewesen ist, darf man wohl mit einiger Sicherheit daraus schließen, daß Herr von Kleist vor kurzem zum wirklichen Geheimen Rat ernannt worden ist.

Einigermassen mysteriös ist das Verhältnis des Fürsten Bismarck zu dem Hofprediger Stöcker. Daß derselbe jemals eine Einladung nach Barzin oder Friedrichsruh erhalten, haben wir nicht gehört, wengleich man uns versichert, daß er hier im Reichskanzler-Palais verkehre. Wahrscheinlich gilt hier mutatis mutandis der Spruch aus Goethes Faust: „Von Zeit zu Zeit seh ich den Pastor gern.“

(Fortsetzung folgt.)



Telelilla.

Eine dorische Novelle.

Von

Johannes Flach.

I.

Es war kurze Zeit vor der Schlacht bei Marathon, und schon ahnte jedermann in Griechenland, daß der Zusammenstoß mit der persischen Streitmacht auf griechischem Boden unmittelbar bevorstehend sei. Trotzdem hatten die Spartaner auf Anraten ihres leidenschaftlichen, gewaltthätigen und grausamen Königs Kleomenes, des Sohnes von Anaxandridas, von neuem einen Feldzug gegen die Argiver unternommen, denen sie zweihundert Jahre früher das Grenzgebiet Kynuria mit Thyrea für immer mit Waffengewalt entrisen hatten, und deren Hauptstadt selbst sie jetzt einzunehmen die Absicht hatten. Bei der Ankündigung des Krieges hatten die Argiver Boten an das delphische Orakel geschickt, welche mit folgender Antwort zurückkehrten:

Wenn aber einstens ein Weib siegreich bewältigt den Mann hat,
Und ihn treibet zur Flucht und Ruhm gewinnet in Argos,
Dann wird kommen der Frauen zu Argos Jammer und Trauer!

Durch dieses Orakel waren die Argiver in große Bestürzung versetzt worden, aber sie beschloßen dennoch den Krieg mit allen Mitteln zu führen, rüsteten ein

Heer von 6000 Hoplitern aus, das sie — da ihr alter und kränklicher König Konon nicht mehr ins Feld ziehen konnte — unter Führung von fünf Strategen stellten, von denen Eurenidas der tüchtigste war. Diesen befahlen sie dem spartanischen Heer entgegenzurücken und ihm vor dem Angriff auf die Stadt eine Feldschlacht zu liefern.

Auch der König Kleomenes, dessen kriegerische und diplomatische Tüchtigkeit durch den Krieg gegen die Athener zur Zeit der Peisistratidenherrschaft glänzend zu Tage getreten war, hatte, bevor er ins Feld rückte, nach Delphi geschickt, mit der Anfrage, ob er in dem Feldzug gegen Argos glücklich sein werde. Die Antwort, die ihm gegeben war, und die günstig genug schien, lautete folgendermaßen:

Wenn Du genommen des Argos Besitz, so geh' zu den Deinen!

So war Kleomenes mit glänzenden Hoffnungen an der Spitze von 8000 Kriegeren ausgerückt, beschloß aber zunächst gemäß den spartanischen Traditionen, bevor er die Stadt Argos angriff, einen Verwüstungszug gegen die nordöstliche Halbinsel in der Richtung von Epidaurus zu unternehmen. Aus diesem Grunde hatte er auf dem Marsch Argos zur Rechten liegen gelassen. Als die Argiver durch Späher erfahren hatten, daß Kleomenes schon bei Tiryns vorbeimarschiert sei, rückten sie ihm in Eilmärschen nach, erreichten sein Heer bei Sepeia und brachten es zum Stillstand, worauf beide Heere, kaum einen Pfeilschuß von einander entfernt, ein Lager bezogen.

Die Argiver, beunruhigt durch ihr Orakel und durch den Umstand, daß sie in der Minderzahl waren, beschloßen keinen Angriff zu machen, sondern befestigten ihr Lager und erwarteten den Ansturm der Spartaner. Um aber vor einer Überraschung geschützt zu sein, hatte Eurenidas den Befehl gegeben, daß man sich im Lager der Argiver genau nach den Hornsignalen der spartanischen Herolde — die man bei der geringen Entfernung ganz deutlich hören konnte — richten sollte. So erhoben sich am Morgen die beiderseitigen Truppen zu derselben Zeit und nahmen gleichzeitig am Tage ihr Frühstück und ihre Hauptmahlzeit ein, indem sie die übrige Zeit unter Waffen blieben.

Kaum hatte der spartanische König dies erkannt und richtig gemutmaßt, daß die Argiver aus Furcht vor einem Überfall so vorsichtig handelten, so ließ er an einem Abend den Befehl geben, am nächsten Vormittag zunächst das gebührende Opfer der Artemis Agrotera darzubringen, dann, wann das Signal zum Frühstück gegeben würde, die Waffen zu ergreifen und im Sturm das argivische Lager zu nehmen.

Die Argiver hatten sich am nächsten Tage gerade zum Frühstück hingesezt, als sie bemerkten, wie aus dem spartanischen Lager die Truppen im Lauffschritt anrückten und auf ihr Lager zustürmten. Bevor in der allgemeinen Verwirrung und unter den widersprechenden Befehlen und Rufen an einen einheitlichen Widerstand gedacht werden konnte, waren die Posten am Eingang des Lagers überwältigt und getötet, und nun ergossen sich die spartanischen Schwerebewaffneten durch das ganze Lager hin, überall Tod und Verderben verbreitend.

Über zweitausend Argiver lagen getötet im Lager, und nur einige wenige

waren gefangen genommen. Die übrigen hatte Eurenidas zurückziehen können und besetzte mit ihnen, während die Spartaner ihm auf dem Fuße folgten, einen etwa eine Viertelstunde weiter aufwärts gelegenen, dichten Fichtenhain, der das Heiligtum des Landesheros Argos umgab.

Noch am Abend und die ganze Nacht hindurch wurden von den Argivern ringsherum Berhaue angelegt, welche den Hain gegen Angriffe sicher machten, während allmählich alle Truppen der Spartaner nachgerückt kamen und den heiligen Hain wie mit einem geschlossenen, eisernen Gürtel umgaben, durch den kein Entweichen möglich war.

Kleomenes wartete einige Tage, während welcher es ihm glückte, durch List und Verrat einzelne Argiver abzufangen und niederzumachen, dann schritt er zum Äußersten. Einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch mußten die das Heer begleitenden Heloten in dem benachbarten Walde Holz fällen, welches nun in großen Stößen rings um den Hain aufgehäuft wurde. Als dieser hölzerne Damm vollendet war, wurde er in Brand gesteckt. Begierig züngelten die Flammen nach dem Hain, dessen Bäume in kurzer Zeit in hellen Flammen standen.

Eine fürchterliche, schauerliche Szene entstand jetzt. Das Heulen des Windes, den die Feuersglut entfacht und zum Sturm gesteigert hatte, das Prasseln der Flammen und der zusammenstürzenden Bäume, die in ihrem Fall andere mitrissen, das Wehklagen, Geschrei und Stöhnen der erschlagenen, brennenden und erstickenden Argiver, alles dieses bereitete ein betäubendes, entsetzliches Zusammentönen, welches selbst den gefühllosesten Spartanern das Blut in den Adern erstarren machte.

Diejenigen Argiver, welche einen Durchbruch versuchten, wurden zum großen Teil schon in dem Rauch und in dem Feuer erstickt oder verbrannt, die wenigen, welche den feurigen Herd glücklich hinter sich hatten, wurden von den Schwertern der sie erwartenden und empfangenden Spartaner grausam niedergemetzelt. Nur Eurenidas selbst mit fünf seiner Getreuen schlug sich durch und eilte mit herabgerissenen Kleidern, verbrannten Haaren und Bart, aus mehreren Wunden blutend auf das etwa hundert Stadien entfernte Argos los, nachdem er einen der geretteten Begleiter vorausgeschickt hatte, um alles in Argos unter Waffen zu rufen, Greise, Knaben, Metöken und Sklaven.

Sechstausend Argiver, fast die ganze waffenfähige Mannschaft von Argos waren an den beiden Schreckenstagen von Sepeia und dem Argoshain umgekommen — den unheilvollsten, welche den Argivern von ihren Göttern beschieden waren.

Als am zweiten Tage darauf die Flammen erloschen und die erstickenden Rauchwolken verzogen waren, besuchte Kleomenes finster und kleinlaut, begleitet von Nikias, einem der gefangenen Argiver, die gräßliche Mordstätte und ging zwischen den rauchenden Trümmern, den glimmenden Baumstämmen und den verkohlten Leichnamen hindurch zu dem zerstörten Heiligtum, von welchem nur die Marmorstatue des Landesheros Argos den Flammen Widerstand geleistet hatte. Kleomenes trat auf die Figur zu, die mitten in diesem Chaos der Verwüstung

in göttlicher Ruhe und unverlezt dastand, die Augen fest gegen den Herantretenden gerichtet, die Hand ausgestreckt, welche das argivische Land beschützen sollte.

„Wer ist dieser Held?“ fragte der König aufgeschreckt den Argiver.

„Es ist Argos, der Heros und Beschützer unseres armen Landes, dem das zerstörte Heiligtum und der Hain gehört hat.“

„Weh mir, rief Kleomenes aus, so hat mich das Orakel getäuscht, und ich werde eure Stadt nicht erobern! Denn dies ist der Besitz des Argos, von welchem der delphische Gott gesprochen hat! Ihn habe ich genommen und jetzt soll ich zurückkehren! Doch wer sagt mir, ob die Priesterin nicht von Euch Argivern bestochen war? Habe ich nicht selbst das Orakel zum öfteren bestochen, wenn es mir angenehmes sagen sollte? Besonders damals, als wir die Peisistratiden aus Athen verjagten? Darum — auf nach Argos!“

II.

Der Bote, welcher die Katastrophe im Argoshain zu melden hatte, war staubbedeckt in die Stadt hineingekommen, die er mit dem Ruf: Zu den Waffen, zu den Waffen! erfüllte. Aus allen Wohnungen stürzten die zurückgelassenen Greise, Knaben und Frauen, und als sie die entsetzliche Kunde vernahmen, hallten alle Häuser und alle Straßen von den Klagen, dem Wehgeschrei, den Verwünschungen und den Racherufen wieder. Die einen hatten ihren Sohn verloren, sehr viele Frauen ihre Männer, viele Bräute ihre Verlobten; allen Zurückgebliebenen war eins oder mehrere teure Mitglieder ihrer Familie entrisen worden. Noch niemals, so lange Argos stand, waren zu gleicher Zeit so zahlreiche Leidtragende in der Stadt gewesen.

Das Haus des Feldherrn Eurenidas stand am Marktplatz, im Mittelpunkt der Stadt, nicht weit von dem alten Heiligtum des lykischen Apollo, welches Danaos gestiftet haben sollte. Seine Gattin Telefilla saß in dem hinteren Frauengemach, in lockerem, ärmellosen, dorischen Chiton, indem sie bald mit einem Rohr auf ein Papyrusblatt Verse niederschrieb, bald ihr schönes Haupt auf die rechte Hand stützte und in Nachdenken verloren schien, bald ihren etwa fünfjährigen, blondgelockten Sohn Alfenor abwehrte, der bisweilen etwas stürmisch seinen Kopf auf ihren Schoß legte.

Das Gemach, in dem sie saß, war groß, aber sehr einfach eingerichtet. Ein niedriger Tisch von Ahornholz stand in der Mitte, und bei ihm zwei bequeme Sessel mit Rücklehnen. Außerdem befand sich da eine mit Goldleisten versehene Kline, die mit einem prächtigen Bärenfell bedeckt war, an der andern Wand eine Truhe von feingeschnitztem Ahornholz. Gegenüber der Thür standen noch mehrere ehrwürdige Stühle, auf deren einem die alte Dienerin Phoebe Platz genommen hatte, die an einem Spinnrocken spann.

Die Eltern der Telefilla gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern von Argos. Als ganz junges Mädchen war sie von auffallender Schönheit gewesen, aber dann sehr kränkelnd und bettlägerig geworden, bis der Vater das delphische Orakel befragen ließ, welches den Rat erteilte, Telefilla solle die Musen pflegen. Nun

ließen ihr die Eltern einen Musiker aus Hermione kommen, einen Bruder des berühmten Dithyrambendichters Lajos, welcher Athen durch seine Gedichte in Aufruhr gebracht und dort mit dem berühmten Dichter Simonides zahlreiche Wettkämpfe bestanden hatte. Dieser lehrte sie die Rhythmen, den Gesang und das Zitherspiel, führte sie in die dorische Chorpoesie ein, besonders in die Gedichte des Alkman und des Stesichoros, und brachte ihr eine heftige Leidenschaft für die schönen dorischen Chorgesänge bei, in denen sie sich nach kurzer Zeit selbst versuchte. An dem Tage, als sie ihr erstes Gedicht freudestrahlend vollendet hatte, war sie für immer genesen und wurde ein herrliches, kräftiges Weib mit großen blauen Augen und starkem, blondem Haar, das sie in zahlreichen kleinen Lösschen auf dem Scheitel gelegt trug, während es über die Schulter und den Nacken frei herunterfiel. Kurz darauf — sie stand damals im fünfundzwanzigsten Jahr — hatte sie einen tapfern Offizier, Eurenidas mit Namen, geheiratet, dem sie nach einem Jahr einen Sohn geschenkt hatte und mit dem sie bereits sechs Jahre in der glücklichsten Ehe lebte.

Jetzt hatte sie gerade ein patriotisches, kriegerisches Marschlied beendet, das von ihr nach dem Beispiel der Marschlieder des Tyrtaeos gedichtet und in Musik gesetzt war, damit es einmal später die Argiver beim Auszug zur Schlacht singen konnten, als sie den Lärm auf der Straße vernahm. Schnell übergab sie den Knaben der Dienerin und eilte hinaus, wo sie mitten in die Gruppen der Weinenden und Wehklagenden hineingeriet.

Als sie das Geschehene vernahm und hörte, daß Eurenidas mit wenigen zurückkehre, forderte sie die versammelten Frauen auf, sie zu begleiten, und so liefen alle zum tiryntischen Thor, durch welches auch der vorausgeschickte Bote in die Stadt hineingekommen war. Kaum hatten sie das Thor hinter sich und befanden sich auf der Landstraße, so kam ihnen Eurenidas mit den andern entflohenen Argivern entgegen, alle jammervoll anzusehn, elend, abgerissen, verdurstet, von den Sonnenstrahlen verbrannt. Das Wiedersehen mit den geretteten Ehemännern war schmerzlich; lautes Wehklagen herrschte ringsumher von denen, die Witwen geworden waren.

Telesilla flog zuerst in die Arme ihres Gatten.

„Meine geliebte Telesilla!“ sagte er, indem er ihre Stirn küßte.

„Mein Eurenidas! Wie preise ich die Götter, daß ich Dich lebend in meinen Armen halte!“

Und sie streichelte mit ihrer Hand die eingefallenen Wangen, welche neben dem verbrannten Bart noch trübseliger aussahen, und bemühte sich den Staub abzuwischen, der Haut und Kleider bedeckte. „O Telesilla, fuhr er fort, dem Vaterland ist ein schwerer Schlag zugefügt worden, von dem wir uns niemals wieder erholen werden. Nein noch mehr! Wir werden alle ausnahmslos untergehn, denn dieser Feind kennt keine Schonung. Noch niemals hat Sparta ein solches Ungeheuer zum König gehabt! Darum müssen wir alle den Verzweiflungskampf kämpfen, wenn er jetzt gegen Argos losrücken wird. O mein teures Weib! Was wird mit Dir und unserm Knaben werden?“

„O Eurenidas, was sprichst Du von Deinem Weib und Deinem Kinde, wo das Vaterland bedroht ist? Unser Schicksal ist gleichgültig. Wir finden schon ein barmherziges Schwert, welches unsre Brust durchbohrt, wenn wir der Schmach entfliehen wollen! Armes Argos! armes Vaterland!“

So betraten sie die Stadt und kamen auf den Marktplatz, wo bereits alles, was Waffen tragen konnte, in Reih und Glied aufgestellt war unter Führung des Menon, der mit einer kleinen Besatzung beim Ausmarsch des Heeres in der Stadt zurückgelassen war. Jetzt gesellten sich zu dieser Besatzung die ältesten Männer, zahlreiche noch unbärtige Jünglinge und Knaben mit dem Schwert umgürtet, begierig, das vergossene Blut an dem grausamen Feinde zu rächen. Die Aufregung über die unerhörte Brutalität, welche die Spartaner begangen hatten, erstickte den Schmerz, den jeder einzelne um den Verlust seiner Teuren haben mußte. Die letzten Glieder dieser kleinen Truppe wurden geschlossen durch Sklaven, welche gemäß der Anordnung des Feldherrn bewaffnet worden waren. Im ganzen mochten etwas über tausend Mann in Waffen zusammengetreten sein.

Eurenidas gab den Befehl, daß die Truppen des Abends und die Nacht hindurch unter Waffen bleiben sollten, dann betrat er sein Haus, wo er zuerst seinen Knaben auf den Arm nahm, ihn herzlich begrüßte und liebte. Darauf wusch ihm Telefilla die Wunden, verband sie kunstgerecht und stärkte ihn mit Speise und Trank. Als dies geschehen war, und Phoebe ihm ein Fußbad bereitet hatte, zeigte ihm seine Gattin mit bescheidenem Erröten das neue Schlachtlied, das sie in den letzten Tagen fertig gemacht hatte.

Eurenidas war entzückt von der schönen und einfachen Sprache, von den kräftigen Rhythmen und der vaterländischen Gesinnung, welche das Lied durchglühte. Er nahm das Papyrusblatt, auf welchem der Text stand, und trug es schnell hinaus, wo er es Menon einhändigte. Und noch an demselben Abend ertönte nach der Anleitung ihres Chorleiters der Marktplatz von den Gesangsübungen der Truppen, die mit Begeisterung unter Flötenbegleitung und Fackelbeleuchtung das neue Lied einübten, mit dem sie ihren Todesgang anzutreten entschlossen waren. Zwischen den einzelnen Reihen aber liefen Mütter, Frauen und Mädchen, welche die Krieger mit Wein, Brot und Fleisch erquickten.

III.

Am nächsten Vormittag berief der argivische König einen Kriegsrat, in welchem die Mehrheit beschloß, einen Ansturm des spartanischen Heeres auf Argos nicht erst abzuwarten, sondern, wenn das feindliche Heer herangerückt wäre, durch einen kühnen Ausfall den Tod in der Schlacht der Schmach der Gefangenschaft vorzuziehen.

Gegen diesen Beschluß wehrte sich namentlich Menon, der Argos freiwillig übergeben wollte. Er gedachte sich Kleomenes verbindlich zu zeigen, damit dieser als Sieger ihn freundlich behandle.

Einen Tag später gegen Mittag wurde der Anmarsch der Spartaner gemeldet, die vor dem mykenischen Thor, fünfhundert Schritt von der Stadt entfernt, ein Lager bezogen.

Raum war dies geschehn, so rückten die Argiver, mit Kränzen geschmückt, unter Führung des Eurenidas zur Schlacht hinaus. Weithin ertönte das Schlachtlied, das sie unter der Begleitung von Flötenspielern angestimmt hatten. Hinter ihnen zogen die Mädchen und Frauen, stellten sich vor den Thoren und auf der Landstraße auf und feuerten ihre Männer und Brüder an, indem sie gleichfalls mit lauter Stimme das Schlachtlied der Telefilla sangen.

Fast die meisten von ihnen hatten Schwerter angelegt, die sie sich von den in den Tempeln aufgehäuften Waffenvorräten geholt hatten, um beim Ansturm der Spartaner kämpfend zu fallen.

In einem Augenblick standen die spartanischen Hopliten unter Waffen und bildeten eine eisenstarrende, undurchdringliche Mauer. Kleomenes hatte den Befehl gegeben, keinen zu töten, sondern die Angreifenden zu umzingeln, zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Er stand da in der Mitte des vordersten Gliedes, neben ihm der Argiver Nikias, von dem er sich alles erklären ließ. Aber er war in den letzten Tagen ein Greis geworden, obwohl er noch nicht fünfzig Jahre zählte. An und für sich von kleiner untersehter Figur, mit schwarzem, kurzgeschorenem Bart und dunklen, unheimlich rollenden Augen, schien er jetzt noch kleiner und graufiger geworden zu sein. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen blickten unstet und düster umher, machten aber daneben den Eindruck einer großen Ermüdung. Seit jenem Massenmord in dem Hain des Argos hatte ihn der Schlaf geflohn. Die schrecklichsten Traumbilder scheuchten ihn auf: bald hörte er das Rufen der Verbrennenden, bald sah er die gebrochenen Augen der Sterbenden, bald klang ihm das Brasseln der stürzenden Bäume ins Ohr. Er hatte seinen Sklaven befohlen, ihm des Abends an das Lager eine Kanne schweren, ungemischten Weins zu stellen, und er trank diese während der Nacht aus. Aber vergeblich! Je mehr er trank, desto fürchterlicher wurden die Träume und Erscheinungen; in Schweiß gebadet erhob er sich oft mit gellem Geschrei und ging dann im Zelt auf und nieder, bis die Morgendämmerung sich zeigte. Auch am Tage verjagte er die Gewissensbisse immer häufiger durch das starke Getränk.

Jetzt wurde er einen Augenblick freundlicher, als er die zahlreichen bewaffneten Mädchen und Frauen aus dem Thore strömen sah und das herrliche Marschlied hörte, das die Argiver angestimmt hatten. Es erinnerte ihn an die Zeiten seiner Jugend, da er mit seinen Freunden in den spartanischen Syssitien die Kriegslieder des Tyrtaeos eingeübt hatte, an jene Zeit, in welcher er rein und unbefleckt seinen Altersgenossen ein Beispiel gegeben hatte für Tugend, Sitte und Mannhaftigkeit.

„Seit wann besteht das Heer der Argiver aus Weibern? Und wer hat das herrliche Lied gedichtet, Nikias,“ wandte er sich an seinen Begleiter.

„Vermutlich Telefilla,“ antwortete der Argiver, „die berühmte argivische Dichterin, die mit Eurenidas vermählt ist, jenem Feldherrn, der beim Hain des Argos entkommen ist und jetzt, wie Du dort sehen kannst, das erste Glied der Angreifer mit verbundenem Arm anführt.“

Wenige Minuten später stürmten die ersten Reihen der Argiver an. Aber

da Menon, welcher das zweite Treffen führte, in feiger Verrätereı nicht nachfolgte, sondern das Signal zum Rückzug geben ließ, so ward Eurenidas mit den Seinen ohne Mühe und fast ohne Blutvergießen umzingelt, entwaffnet und gefangen.

Als die Truppen des Menon zu den am Thor versammelten Weibern und Mädchen gelangten, entstand eine große Klage über die Gefangennahme so vieler Argiver, da man bei der Grausamkeit des Kleomenes befürchten mußte, daß das schlimmste Schicksal ihnen beschieden wäre. Menon selbst aber wurde beschimpft; man spie vor ihm auf den Boden, und fast wäre es zu einem Blutvergießen zwischen Weibern und Männern gekommen. Ein zweiter Kriegsrat aber, der am Nachmittag abgehalten wurde, entschied nach dem Vorschlage Menons, daß keine Feindseligkeiten mehr stattfinden und die Stadt übergeben werden sollte, sobald Kleomenes einen Herold zu diesem Zwecke nach Argos schicken werde.

IV.

Als Telefilla nach dem traurigen Ereignis des Mittags in ihr Frauengemach zurückgekehrt war, warf sie sich weinend auf das Ruhelager und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. Neben ihr stand der kleine Alfenor und streckte die Händchen nach dem Gesicht seiner Mutter aus, indem er sie zu streicheln versuchte. Bald darauf betrat Menon hastig und aufgereggt, in glänzender, silberner Rüstung das Gemach.

Menon mochte etwa in dem Alter von Telefilla sein, die seine Jugendfreundin gewesen war. Er war ein schöner, schlanker Mann mit dunklen Augen und schwarzgelocktem Haar. Seine Eltern besaßen ein Haus neben dem Wohnhaus der Eltern Telefillas, und beide Kinder waren als Spielkameraden aufgewachsen, bis Telefilla in ihre Krankheit verfiel, die sie viele Jahre an das Haus, oft sogar monatelang an das Bett gefesselt hatte. Dadurch war ihr Verhältnis gelockert worden, das auch gelöst blieb, nachdem Telefilla sehr bald nach ihrer Genesung sich mit Eurenidas vermählt hatte.

„Telefilla,“ sagte Menon — während diese sich aufrecht auf das Ruhelager setzte und ihren Sohn auf den Schoß zog — „gestattest Du, ein paar Worte mit Dir zu reden?“

„Ich wundere mich, Menon,“ erwiderte sie ruhig, indem sie ihre Thränen trocknete, „wie Du nach dem, was Du gethan, den Mut haben kannst, diese reine Schwelle zu betreten.“

„O Telefilla,“ fuhr er eindringlich fort, „urteile nicht zu streng! Höre mich erst an! Du weißt nicht, welche Qualen ich diese Jahre hindurch erduldet habe. Mit Dir erzogen, glücklich über Deinen Besitz und Deine Liebe, Dich schon als Knabe als meine Göttin verehrend, auf Deine Hand mit Gewißheit rechnend, habe ich mit blutendem Herzen Deine Vermählung mit Eurenidas sehn müssen. Jetzt erst ist der Augenblick gekommen, wo ich Dir näher treten darf, wo ich auf die so mit Schmerzen erwartete Verbindung mit Dir hoffen darf. Unser Ausfall gegen die Spartaner, glaube mir, war eine That des Wahnsinns. Eurenidas hätte dies im Kriegsrat nicht durchsetzen sollen. Genug Argiver sind unter seiner

Führung elend umgekommen! Ich kenne Kleomenes, dessen Herz härter ist als Kiesel; vertraue mir, er wird alle Gefangenen töten, vielleicht auf die grausamste Weise martern. Ich habe zum Rückzug blasen lassen, um nicht alle Argiver zu vernichten, ja, Telefilla, um Dir den einzigen Beschützer nicht zu rauben, der Dir jetzt übrig geblieben ist. Fliehen wir, Telefilla, ehe Kleomenes uns zu Sklaven macht!"

„Glaubst Du, Menon, —“ antwortete sie mit gleichbleibender Ruhe — „daß ich nach dem Schutze eines Verräters verlange? Das Vaterland verrät man nicht wegen eines Weibes! Unsere Wege gehen für immer auseinander, und selbst, wenn Eurenidas sterben sollte, was die Götter verhüten mögen, so würde ich sein Andenken niemals so beschimpfen, daß ich Dir meine Hand reiche. Besonders aber meine nicht, daß Du Dich in meine Gunst einschleichen wirst, wenn Du schlecht gegen Eurenidas sprichst, der mit Dir verglichen mir so hoch erscheint, wie Gott Ares selbst.“

„Telefilla,“ fuhr Menon leidenschaftlich fort, „ich bitte, ich beschwöre Dich, laß dies nicht Dein letztes Wort sein! Denke zurück an unsere Kinderzeit, wie wir zusammen gespielt haben, wie ich damals Dein ein und alles war, wie Du mich herüberriefst, wenn Du einen neuen Chiton geschenkt erhalten hattest, damit ich Dich zuerst sehe, Dich bewundere, wie unsere Eltern mit Vergnügen unsere Annäherung und unser kindliches Zusammenleben bemerkten, Pläne machten —

In diesem Augenblick sagte Alfenor, der Menon starr ins Gesicht gesehen hatte:

„Gehe hinaus, Mama, der Fremde wird Dich überreden!“

Da küßte sie dem Knaben die Stirn und stand errötend auf. Gleichzeitig wurde die Thür geöffnet, und ein spartanischer Herold, der von zwei argivischen Hoplitzen durch die Stadt geführt war, übergab Telefilla eine Briefrolle.

„Komm zu mir, mein Sohn, an den Tisch, wir wollen in Ruhe lesen.“ —

„Du aber —“ wandte sie sich an Menon mit einer abweisenden Handbewegung — „verlasse mein Haus und betritt nie wieder meine Schwelle! — Fliehe Du, wie Du willst; ich werde den Dingen fest ins Auge sehn, welche die Moira über uns verhängt hat.“

Menon entfernte sich, indem er nicht wagte, seinen Blick vom Boden zu erheben und kaum den spartanischen Boten beachtete, der an der Thür stehen geblieben war.

Während des Lesens erhielten Telefillas Augen einen seltsamen Glanz; sie küßte ihren Knaben mehrere Male leidenschaftlich, und die Verstimmung, welche die eben stattgefundene Unterredung bewirkt hatte, wich einer freudigen Aufregung. Sie trat auf den Herold zu.

„Ich komme in der kürzesten Zeit,“ — redete sie ihn an — „verweile nur, bis ich mich zum Ausgang gerüstet und Phoebe benachrichtigt habe, die mich begleiten soll.“

V.

Kleomenes war nach dem Ausfall der Argiver in sein Zelt zurückgekehrt. Dasselbe bestand aus zwei Abteilungen, die inwendig durch einen schweren wollenen

Burpurvorhang von einander getrennt waren. In der vorderen befand sich ein einfacher Tisch, auf dem eine Karte und einzelne Papyrusblätter lagen; um ihn herum waren mehrere Klappstühle gestellt, wie sie auf den Feldzügen mitgenommen zu werden pflegten. In den Ecken standen große Gefäße mit Goldstücken, dazwischen lagen goldene Kränze, Statuetten, Schmucksachen, Schalen, Räuchergefäße, Becher, Leuchter, alles zur Beute gehörig, die der König von seinem Raubzug in Argolis mitgebracht hatte. Der zweite Raum des Zeltes enthielt das Feldbett und die Toilettengegenstände des Königs. Zwei Posten gingen in voller Rüstung vor dem Haupteingang auf und nieder, während ein dritter vor dem inneren Gemach stand, um die Befehle des Königs in Empfang zu nehmen.

Raum hatte Kleomenes Helm und Schwert auf den Tisch gelegt, so befahl er Eurenidas vorzuführen. Derselbe wurde mit gefesselten Händen von zwei Hoplitern hineinbegleitet, die auch während der folgenden Unterredung nicht von seiner Seite wichen.

Kleomenes stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm, der ihn um Haupteslänge überragte; dann begann er: „Was fiel euch ein, Eurenidas, daß ihr die Tollkühnheit hattet, mit euren wenigen zusammengewürfelten Leuten und — wie es schien — selbst mit euren Weibern einen Angriff auf uns zu machen?“

„Der Kriegsrat hatte beschlossen,“ — antwortete Eurenidas finster — „daß der sichere Tod in der Schlacht vorgezogen werden sollte der Schmach, in eure Gewalt, in die Hände eines Barbaren, zu fallen. Und unsere Frauen teilten den gleichen männlichen Sinn.“

„Wie, du wagst es, ein Gefangener, mich, den spartanischen König, in seinem Königszelt zu beschimpfen und bedenkst nicht, daß ich in einem Augenblick deinem Leben ein Ende machen kann?“

Damit ergriff Kleomenes von dem Tisch das scharfe Schwert und berührte mit der Spitze die entblößte Brust des Gefangenen, der keine Miene verzog; dann ließ der König das Schwert sinken.

„O König,“ sagte der argivische Feldherr ruhig, „glaube nicht, daß du mich wie einen Knaben schrecken kannst, der auf dem Baum des Nachbarn Nüsse stiehlt. Ich habe dem Tode oftmals ins Auge gesehen und fürchte ihn nicht. Auch kenne ich deine Grausamkeit und habe mich keinen Augenblick mit der Hoffnung getragen, mein armes Leben zu erretten, das keinen Wert für mich hat, wenn das Vaterland verloren ist.“

„Wer sagt denn,“ erwiderte der König, „daß euer Vaterland verloren ist. So lange Argos nicht genommen ist, so lange besteht noch das Vaterland.“

„Du weißt es am besten, Kleomenes, daß die unersättliche Habgier und Ländergier Spartas erst gestillt sein wird, wenn der Peloponnes, und besonders, wenn Argos in seiner Gewalt ist, worauf seit Jahrhunderten euer habgieriger und neidischer Sinn gerichtet ist. Ihr habt uns ohne Veranlassung mit frecher Verhöhnung alles Rechtes und aller Gesetze die Landschaft Kynuria und den Stolz unseres Landes, Thyrea, geraubt, und wir vermochten nicht trotz mehrfacher Kämpfe es wieder zurückzuerobern. Jetzt aber wollt ihr uns Argos selbst nehmen, und

du, König, hast gegen uns die schmachvollsten Schlachten, welche Griechenland jemals gesehen hat, geschlagen, über die ihr keine Lieder machen und an euren Festen singen werdet, wie ihr es nach der Schlacht bei Thyrea gethan habt. Du hast 6000 Griechen hinterlistig überfallen, gemordet, ersticht, verbrannt, jetzt in einem Augenblick, wo alle Blicke nach dem Osten gerichtet sind, und der Krieg mit Persien vor der Thür steht, wo jeder Grieche, der tausend Barbaren aufwiegt, wie eine kostbare Perle geschont werden sollte! Doch was kann das griechische Vaterland von einem Tempelschänder verlangen, der sogar den Frevelmut gehabt hat, das bei allen Griechen hochangesehene Heiligtum von Eleusis auszuplündern, dessen Gottlosigkeit so weit ging, daß er das allen Griechen gleich heilige Asylrecht mit Füßen trat, als die Argiver zum Altar ihres Landesheros geflohen waren?"

„Halt ein!“ fiel Kleomenes ihm ins Wort, „wer giebt dir ein Recht, Richter meiner Thaten zu sein? Ich habe stets ausgeführt, was mein Vaterland gewollt hat.“

„Das kann nicht sein, o König,“ fuhr Eurenidas ruhig fort, „daß Sparta das gewünscht hat, was du jetzt gethan hast. Noch ist der Name Spartas ein heller Stern am Himmel Griechenlands, noch rühmt man eure Tapferkeit, eure Einfachheit, eure Ausdauer, noch werden eure Jünglinge den übrigen Griechen zum Muster aufgestellt für Ehrbarkeit, Sitten, Mannhaftigkeit und Bescheidenheit! Du aber hast diesen spartanischen Namen mit ewiger Schmach besudelt, da du tapfere Krieger wie eine Rinderherde hingemordet hast, dein Andenken wird man verfluchen, nicht nur in dem am Boden liegenden Argos und in dem übrigen Griechenland, sondern auch in Sparta selbst, wo dein einziges Kind, deine liebe Tochter Gorgo, des Leonidas Frau, diesen Fluch zuerst aussprechen wird! Mit welchem Gesicht wirst du vor das herrliche Weib treten, die Perle Griechenlands, die deine Bestechung durch Aristagoras schon als achtjähriges Kind verhindert hat, die das in ganz Griechenland berühmt gewordene Wort gesprochen hat: Wir Spartanerinnen herrschen allein über die Männer, weil wir allein Männer gebären! Ins Gesicht muß sie dir speien, du Ungeheuer!“

Da hielt sich der König nicht länger. Seine Züge verzerrten sich, seine Augen wurden weiß, und er sprang einem Raubtier vergleichbar dem gefesselten Feldherrn, den sofort die Wachen festhielten, an die Kehle, die er mit wahnsinniger Wut zu schnüren begann.

Schon begann die Gesichtsfarbe des Eurenidas dunkel zu werden, und schon fingen seine Augen an zu brechen, da ließ ihn der König los und sagte:

„Nein, so wollen wir es nicht machen, verruchter Sklave! Das wäre zu schnell und zu gnädig! Bindet den Glenden fester, steckt ihm ein Tuch in den Mund und legt ihn auf den Boden meines Schlafgemachs! Morgen in der Frühe sterbe er!“

Als die Hopliten dies ausgeführt hatten, rief der König nach Wein. Man brachte ihm ein großes silbernes Trinkgefäß, das er auf einen Zug leerte.

Dann setzte er sich an den Tisch, nahm ein Papyrusblatt und schrieb folgendes darauf:

„Komme, so bald du kannst. Eurenidas verlangt eine Unterredung mit dir.“
Er umband die Rolle, legte das königliche Wachsfiegel daran und übergab sie einem Herold.

„Bringe dieses, so schnell du kannst, an Telefilla, die Frau des gefangenen Feldherrn Eurenidas, und, wenn sie zu kommen bereit ist, begleite sie in das Lager und führe sie in mein Zelt! Auf keine ihrer Fragen darfst du eine Antwort geben! Hast du mich verstanden?“

„Ich habe verstanden, o König,“ sagte der Herold, nahm die Rolle in Empfang und entfernte sich eilig.

Dann rief der König noch einmal nach Wein und setzte sich an den Tisch mit aufgestüttem Arm, die düsteren, blutunterlaufenen, stieren Augen auf den Vorhang des Nebenraumes gerichtet, in welchem der geknebelte Feldherr lag. Von Zeit zu Zeit nahm er einen großen Schluck aus dem Trinkgefäß.

VI.

Noch war keine Stunde verflossen, so führte der Herold zwei verschleierte Frauen herein, Telefilla und ihre Dienerin Phoebe. Der König befahl die Dienerin sogleich fortzuschaffen und in einem Nachbarzelt unterzubringen. Als dies geschehen war, gebot er Telefilla sich zu entschleiern.

Wie Telefilla dies that, prallte der König mit abgewandtem Gesicht zurück und fuhr mit der Hand an die Stirn. Er glaubte die siegreiche Göttin der Liebe vor sich zu sehn, wie sie später der Künstler von Melos in Marmor hergestellt hat. Telefilla stand da in unbeschreiblicher Anmut, Schönheit und Würde. Ein dunkelbraunes Gewand floß ihr bis auf die Füße herab, die in gelbe Schuhe gehüllt waren, während der zurückgeworfene Schleier auch den rechten Arm verhüllte. Ihre ruhigen, blauen Augen waren auf den erschrocken König gerichtet, während ihr blondes Haar in entzückender Einfachheit auf beiden Seiten der Stirn hinaufgeschieitelt und auf dem Scheitel durch ein breites, rosenrotes Kopfband gehalten wurde, das oben zu einer Rosette zusammengebunden war. Die schwellenden Lippen, welche kräftiger waren, als man sie gewöhnlich bei argivischen Frauen fand, zeigten ihre wundervolle Mundbildung. Auch ihre Größe überragte, wie die ihres Gatten, die Figur des spartanischen Königs.

„Wie ist mir?“ sagte Kleomenes, wie abwesend, was wollte ich doch? Wozu ließ ich dich kommen?“

„O König, mein Gatte wollte mich sprechen,“ erwiderte Telefilla leise mit einem leichten Zittern in der Stimme.

„Ja, ja, ich erinnere mich, dein Gatte. — Es ist richtig! — O Telefilla, was führen mir deine Züge ins Gedächtnis zurück! Als meine Frau Andromeda noch lebte, — bevor sie sich vergiftete, weil sie mit mir nicht leben wollte, — sie sah dir ähnlich, — da war alles so gut, und ich war noch nicht, der ich heute bin. Ja, sie war eine echte Spartanerin, sie wollte meine Schande nicht ertragen! — Aber damals bin ich noch anders geworden! O Telefilla, wenn du

mit mir nach Sparta gingest, daß ich an deiner Brust ruhen könnte, so würde ich wieder meinen Frieden finden!"

Telesilla trat einen Schritt zurück, indem sie ihre Rechte, wie abwehrend ausstreckte.

"Was redest du für Worte, o König? Ist das jetzt Spartas neugeschaffene Art? Wann ward eine Argiverin die Hetäre eines Spartaners? Hast du vergessen, daß ich vermählt bin?"

"Ha," rief der König höhnisch, und seine Augen zeigten wieder den früheren finstern Glanz, „vermählt? Bald wirst du sagen können, vermählt gewesen! Sieh da, wie deine Ehe zerbrochen ist" — und er trat an den Vorhang, zog ihn weit zurück, so daß man den gefesselten Eurenidas am Boden liegen sehn konnte, — und stieß mit dem Fuß an den Körper desselben — „da liegt dein Gatte still und ohnmächtig, und wenn morgen der Sonnengott seine Fahrt beginnt, weilt er nicht mehr unter den Lebenden!"

Telesilla bedeckte leise weinend ihr Gesicht mit beiden Händen und schwankte, so daß Kleomenes sie einen Augenblick unterstützen mußte.

"Warum bin ich denn gerufen worden, o König? Um Zeuge deiner Grausamkeit zu sein? Ehret Sparta jetzt auf diese Weise die Tapferkeit seiner Gefangenen? Oder willst du mich mit meinem Gatten martern und töten? Warum entfliehe ich nicht vor solchem Scheusal und suche lieber den Tod durch die Schwerter deiner Henkersknechte?"

Schon war sie einen Schritt gegen den Ausgang gegangen, da trat der König dazwischen, faßte sie fest an dem Arm und lüftete etwas den Vorhang, so daß sie in das Lager hinaussehen konnte, wo zwei Wachtposten standen.

"Nicht so schnell, Telesilla, du siehst, die Eingänge sind wohl bewacht, und du würdest keinen Schritt gehen können, ohne ergriffen und zu mir zurückgebracht zu werden. Vielleicht möchten aber meine Henkersknechte — wie du sie nennst — nicht so säuberlich mit dir verfahren, wie ich, der König. Telesilla — fuhr er fort, indem er mit unheimlich funkelnden Augen auf sie zutrat und ihre beiden Arme anfaßte, daß sie fast aufschrie vor Schmerz — sieh! ich könnte dich zwingen, mir sogleich gefügig zu sein! Wer sollte mich hindern? Du kannst dich wehren, ich werde dich bändigen; du kannst schreien, so viel du willst, meine Wachtposten würden nur dazu lachen, denn sie kennen das Weibergeschrei. Aber man soll von einem Spartiaten nicht sagen, daß er gegen ein Weib unhöflich und roh gewesen ist! Wir sind von Jugend auf daran gewöhnt, gegen euer Geschlecht artig und zuvorkommend zu sein! Darum schrecke ich zurück vor einer Gewaltthat! Aber, Telesilla, folge im guten und erhöere mich! Betrachte diese Gefäße, die angefüllt sind mit Goldstücken, sieh den Schmuck und die Tempelgeschenke, alles von lauterem Gold, die ganze Beute unsres Zuges nach Argolis, dies alles soll dein sein, wenn du mir freiwillig deine Liebe schenkst!"

"O König, wie tief erniedrigst du mich, — antwortete Telesilla mit wehmüthigem Ton — da du glaubst, daß ich meine Tugend, wie eine korinthische Hetäre, für Gold hergeben mag."

„Nun, sagte Kleomenes aufgeregt, so will ich dir einen andern Preis stellen. Ich schenke dir das verfallene Leben deines Gatten, wenn du meinen Wunsch befriedigst. Oder wenn dir dies nicht genug ist, wähle aus, Telephilla, alles soll dein sein, was du begehrst! Ich gebe dir alle argivischen Gefangenen zurück, alles, was ich besitze, mache mit mir, was du willst, aber erfülle meine Bitte! Thust du es nicht, so werde ich rasend! Und dann Telephilla — bist du verloren! Ja, Telephilla — fuhr er mit gesteigerter Stimme fort — verloren! O Telephilla — und er kniete vor ihr, ergriff ihre Hand und barg sein Gesicht in die Falten des Kleides — halte mich nicht für zu gering! Ich hatte dich kommen lassen, um dir vor den Augen deines Mannes das Schmachvollste anzuthun, was dem Weib geschehen kann, aber da du gleich einer Göttin hereintratest, wurde mein Herz weich und meine Sinne gesänftigt. O Götter! Warum warst du nicht bei mir vor dem Hain des Argos, daß das Schreckliche nicht geschehn durfte? Noch einmal, Weib, schöner als alles, was ich bisher gesehn, ich flehe dich an, erfülle mein sehnsüchtiges Verlangen!“

„Du versprichst mir,“ entgegnete Telephilla ruhig, indem sie dem Knieenden ihre Hand entzog, der sich wieder erhob, „das Leben meines armen Gatten, wenn ich die Schande über mich ergehen lasse, und das Leben der übrigen gefangenen Argiver. Siehst du nicht, o König, daß das Leben des Gatten dann keinen Wert mehr hat? Denn wenn das Teuerste, was er gehabt hat, mit Schmutz behaftet ist, so wird er mich töten, um nicht stets an seine Schmach erinnert zu werden, oder er wird sich tödten, weil er etwas befleckt sieht, dessen Reinheit für ihn der schönste Edelstein in seinem Leben gewesen ist, meine makellose Tugend. Mit diesem Schimpf hat das Leben keinen Wert für ihn. Was bedeutet aber das Leben der andern Gefangenen, wenn du morgen Argos erstürmst, darin morden und plündern läßt? Nein, König, dies sind keine Preise für das, was du verlangst, und das, wie ich wohl weiß, ein Scheusal wie du, erzwingen wird, wenn ich nicht einwillige. Allein etwas würde mich wankend machen können. Nicht der Gatte ist das Höchste und nicht das Kind, denn so sehr ich auch meinen angetrauten Gemahl Eurenidas liebe, ja liebe über alles, was mir die Götter in meinem Leben schönes und herrliches gewährt haben, so kann ich mich doch wieder mit einem andern Gatten vermählen, wenn ihm die Parzen jetzt den Faden seines Lebens zerschneiden, und wenn mein geliebter Sohn Alfenor stirbt, so kann ich noch von vielen andern Kindern Mutter werden. Etwas aber, was das Höchste im Leben ist, kann ich nie wieder bekommen, wenn es einmal verloren ist, mein Vaterland. Ich weiß, daß es um Argos jetzt sehr schlimm bestellt ist, und daß viele Witwen und Töchter der Vollbürger nach der grausamen Hinschlachtung ihrer Männer und Söhne sich mit unsern Metoeken werden vermählen müssen, um ordentlichen Nachwuchs zu erzielen und die Stadt nach einiger Zeit wieder wehrhaft zu machen, wie sie es bis vor wenigen Tagen gewesen ist. Bis unsere jetzige Nachkommenschaft herangewachsen ist, wird ein nicht ebenbürtiges Geschlecht unsere Heimatstadt beschützen helfen. Aber, König, jetzt steht Argos noch, und so lange es steht, ist es unser Vaterland, und so lange hat unser Leben einen Wert! Wenn

es aber dahin ist, was nützt noch mein Leben oder das meines Mannes oder der Gefangenen? Ist es nicht besser, daß wir dann gleich jetzt sterben, als in der Sklaverei von rohen Spartiaten langsam dahinzusiechen? Darum, o König, rette Argos! Führe dein Heer von hier fort, und laß die Gefangenen am Leben! Um diesen Preis, so schweres ich leide, darfst du in meinen Armen ruhn!"

"Wohlan," rief Kleomenes, indem er wieder auf die Kniee sank und sein Gesicht in den Falten ihres Gewandes begrub, "es sei! Ich schwöre dir beides zu, was du verlangt hast!"

"Nein, o König, so leicht wollen wir uns den Vertrag nicht machen! Du mußt wegen Argos deinen Schwur schriftlich geben und ihn durch meine Dienerin sogleich an unsern guten König Konon schicken, der in Argos wegen seiner Kränklichkeit zurückgeblieben ist. Deshalb stehe auf und schreibe!"

Kleomenes stand auf, nahm mit zitternder Hand Papyrus und Schreibrohr, während Telefilla diktierte:

"Ich schwöre bei Zeus, bei Hera und Apollo, daß ich niemals gegen Argos marschieren und morgen mit meinem Heere abziehen werde. Möge ich sterben, wenn ich meinen Schwur nicht halte. Kleomenes!"

Dann wurde die Briefrolle gebunden und gesiegelt, Phoebé hineingerufen und in Begleitung des Heroldes sofort nach Argos geschickt.

"Und nun noch eins, o König" — sie trat auf ihn zu und legte ihre Hand auf seinen Arm — "laß mich noch einmal meinen Gatten begrüßen und ihn mit ein wenig Wein erquicken!"

Der König gestattete es stillschweigend. Telefilla goß aus der großen Kanne Wein in einen Becher, dann ging sie in das Nebengemach, kniete neben ihrem Gatten, nahm das Tuch aus seinem Munde und gab ihm Wein zu trinken, den der Gefesselte mit hastigen Zügen hinuntersog. Darauf legte sie ihre Lippen auf seinen Mund, ihre weichen Arme um sein Haupt und flüsterte ihm ins Ohr:

"Lebe wohl, Geliebter! Wenn du dem Tod entgehst, Sorge für unsern Knaben, den mir nicht bestimmt ist wiederzusehen! Ich sterbe!"

"O mein teures, teures Weib" — sagte er leise — "was müssen wir leiden! Aber Zeus hat doch nicht deinen Tod beschlossen, warum redest du so?"

"Ich fühle es, Eurenidas, daß mir bestimmt ist durch meinen Tod Argos zu retten. Und darum murre nicht gegen das Schicksal!"

Auf einen Wink des Königs trat die Wache zu Telefilla und nötigte sie zum Aufstehen.

Als Telefilla wieder in den Hauptraum des Zelttes getreten war, geberdete sich der König wie rasend. Er gab hintereinander die schnellsten Befehle, ließ sein Lager kostbar bereiten und mit Blumen schmücken, verlangte Rosen, und als solche gebracht wurden, flocht er sich von ihnen einen Kranz und setzte ihn auf. Dann machte er eine festliche Libation für Hymenaios und die Liebesgöttin, indem er unverständliche Worte dazu murmelte. Endlich wurde Eurenidas noch immer gefesselt in den vorderen Raum gelegt, in welchem zwei Posten ihn bewachten,

während Telephilla, das traurige Gesicht zum Boden gewandt, an der Hand des geschmückten Kleomenes das Schlafgemach des Königs betrat.

VII.

Kaum war der erste Schimmer des neuen Tages in das Zelt gedrungen, so erwachte Kleomenes, den zum ersten Mal wieder keine Träume erschreckt hatten. Neben ihm lag Telephilla. Aber da er seine Blicke auf ihre üppige Gestalt richtete, sprang er mit einem fürchterlichen Schrei vom Lager auf. Telephilla war eine Leiche. Sie lag bleich und still, die großen Augen geöffnet, die Lippen wehmütig verzogen. Aus ihrem Munde war ein hellroter Streifen Bluts herausgeflossen, der sich über Kinn und Hals ergossen hatte und wie eine Ratter geringelt über den entblößten schneeweißen Busen dahinzog. Sie hatte sich die Zunge abgebissen und war an dem hervorquellenden Blute erstickt, nach dem Beispiel jener spartanischen Heloten, wenn sie der grausamsten Quälerei ihrer Herren durch den Tod entgehen wollten. Sie hatte, mit Schande bedeckt, das Leben nicht mehr für lebenswert gehalten.

Auf das gellende, weithin durch den stillen Morgen vernehmbare Geschrei des Königs stürzten die Wachen hinein. Sie fanden ihn am Bett stehend, mit aufgehobenen Armen, das Gesicht verzerrt und die weißen Augen mit dem Ausdruck des Wahnsinns auf die Leiche gerichtet.

Endlich fuhr er auf. „Sofort zum Ausbruch blasen! Ariston soll mit dem ganzen Heer nach Sparta zurückkehren! Nur meine Leibtruppen gehen mit mir zum Tempel der Hera!

Schon im nächsten Augenblick ertönten die Hornsignale, und als Soldaten kamen, um das Zelt abubrechen, schrie Kleomenes:

„Schnell das Zelt herunter! Alles andere liegen lassen! Alle Gefangenen gefesselt zurücklassen! Keine töten!“

Wenige Minuten später war die Hauptmasse des Heeres auf dem Rückweg nach Sparta begriffen, während Kleomenes im rasenden Marsch nach Norden marschierte zu dem Heiligtum der Hera, welches zwischen Mykenae und Argos, fünfzehn Stadien von dem ersteren Ort entfernt, lag. Die Soldaten merkten, daß der König wahnsinnig geworden war.

Als sie zum Heiligtum der Hera gekommen waren, verlangte der König auf dem Altar der Göttin ein Opfer zu bringen, und da es der Priester wehrte, ließ er ihn von den mitgenommenen Heloten binden und so lange mit Geißeln peitschen, bis er tot war. Dann verrichtete er selbst das Opfer, indem er die Augen verdrehte und die priesterlichen Gebete sprach. Zuletzt betrat er den Tempel, in dessen Hintergrund eine prachtvolle Marmorstatue Hera als blühende Matrone darstellte, eine Statue, die erst später durch das Meisterwerk des Polyklet ersetzt wurde. Dort küßte er das Gewand der Statue, umarmte sie inbrünstig und murmelte:

„Telephilla, Telephilla, wie schön bist du!“

Von dort brach er in Eilmärschen nach Sparta auf.

Konon hatte noch am Abend die Briefrolle des Königs erhalten und öffentlich verkündigen lassen, wodurch eine freudige Aufregung in der Bevölkerung von Argos entstanden war, welche fast die ganze Nacht hindurch andauerte und lärmende Menschen in den Straßen und auf den Plätzen wach erhielt. Das große Unglück schien neben diesem unerwarteten Glück fast vergessen. Kaum graute der nächste Morgen, so wurde es in der Stadt bekannt, daß die Spartaner abgezogen seien. Fast ganz Argos strömte jetzt heraus, um das verlassene Lager sich anzusehen und das Schicksal der Gefangenen zu erfahren. Man fand alle gefesselten Argiver am Boden liegend und löste ihre Bande. Einige Argiver waren nach dem Orte gekommen, wo das Königszelt gestanden hatte; sie befreiten Eurenidas und fanden den Leichnam der Telesilla auf dem geschmückten Lager des Königs. Nachdem Eurenidas seiner Fesseln entledigt war und den Gebrauch der angeschwollenen Gliedmaßen wieder erlangt hatte, stürzte er zu dem königlichen Ruhe- lager und warf sich leidenschaftlich und untröstlich über den Leichnam seiner Frau.

„O Telesilla, warum hast du mir das gethan? Konntest du nicht am Leben bleiben, mein geliebtes Weib? Nun läßt du mich allein zurück, daß ich die öden Stunden meines traurigen Lebens ohne dich zubringen muß in Schmerz und Verzweiflung! Wie konntest du fürchten, daß ich dir einen Makel nachrechnen würde, den deiner Reinheit widerwärtige Bosheit und Gemeinheit zugesügt haben? Durch deinen Tod habe ich das Beste verloren, was ich in dieser Welt hatte, und nun bin ich nichts. Weh mir! Weh mir! Ihr Götter, womit hatte ich dieses harte Schicksal verdient? Oder wart Ihr von Neid erfüllet, da Ihr unser Erdenglück saht, so rein, so ungetrübt?“

Noch lange lag er da, den Leichnam umfaßt haltend und ihn mit seinen Thränen benetzend. Endlich stand er auf und wandte sich zu der zahllosen Menge, die in andächtiger, lautloser Stille den Platz um den Leichnam angefüllt hatte.

„Euch, Argiver, ist heute das herrlichste Weib gestorben, das Argos jemals geboren hat. Nein, sie war kein irdisches Weib, sie war eine Göttin! Erfüllt ist jetzt das Orakel des delphischen Gottes, denn sie hat dieses Ungeheuer Kleomenes besiegt, aber mir und euch zu großem Schmerz! Mit ihrem süßen Leben hat sie eure Freiheit erkaufte, Argiver! Fallt nieder auf die Kniee und betet zu ihr! Sei sie unserm Lande eine Heroine! Beherziget ihr Beispiel, und Argos wird ewig bestehn! Ihr aber widmet ein Denkmal, wie es noch niemals einem sterblichen Weibe zu teil ward, damit auch die spätesten Geschlechter erfahren, wie ein Heldenweib handelte, als das Vaterland in Gefahr war!“

Dann wurde der Leichnam auf eine Bahre gelegt, und langsam bewegte sich der ungeheure Trauerzug nach dem Thore der Stadt. Zu beiden Seiten des Leichnams gingen Frauen und Mädchen, welche laute Wehklagen erhoben, sich die Kleider zerrissen und die Haare zerrauften.

VIII.

Den ganzen Tag über blieb der Leichnam der Telesilla in ihrer Wohnung ausgestellt, während Myrten und Kränze zu hunderten ins Haus geschickt wurden. Telesilla lag da, schön wie Aphrodite in weißem, langem Gewande; ein Myrtenkranz

war auf das blonde Haar gesetzt, und ein kleiner Myrtenstrauß an den Busen geheftet, während die Bahre hinter dichten, dunkelgrünen Epheugewinden fast verschwand.

Noch am Nachmittag beschloß die Ratsversammlung, daß das Begräbniß am nächsten Tage auf Staatskosten vorzunehmen sei. Gleichzeitig aber wurde der berühmteste Bildhauer von Argos angewiesen, eine Marmorstatue des Heldenweibes anzufertigen und Tag und Nacht daran arbeiten zu lassen, damit dieselbe nach dreißig Tagen, wenn dem Seelenbegleiter Hermes die letzten Totenopfer dargebracht würden, feierlich eingeweiht werden könnte. Zum Platz des Denkmals wurde bestimmt eine Stelle gegenüber dem Theater vor dem Heiligtum der Liebesgöttin. Ferner beschloß der Rat, Menon vor ein Kriegsgericht zu stellen, das ihn zum Tode verurteilte aber dieses Todesurteil in lebenslängliche Verbannung verwandelte. Endlich wurde festgesetzt, daß die Heldenthat der Telephilla alljährlich durch ein Nationalfest gefeiert werden sollte, bei welchem die Frauen Chiton und Überwurf, die Männer den weiblichen Peplos anlegen sollten.

Unter einer imposanten Teilnahme der ganzen argivischen Bevölkerung fand am zweiten Tage das Begräbniß statt, bei welchem der Leichnam auf einen riesigen Holzstoß gelegt und langsam verbrannt wurde. Als die Feierlichkeit und die Opferspenden beendet waren, sammelte der unglückliche Gatte die Aschenreste in eine Urne, die bis zur Einweihung des Denkmals im benachbarten Tempel der Aphrodite aufbewahrt wurden.

Noch großartiger aber war am dreißigsten Tage die Prozession, welche zu dem Festplatz ging, auf dem das Denkmal errichtet war. Zuerst kamen Trompeter, welche den kriegerischen Marsch bliesen, die letzte musikalische Leistung der unglücklichen Dichterin, dann kamen zahlreiche Wagen mit Kränzen und Blumen, welche von den Einwohnern der Stadt gespendet waren und auf dem Festplatze zur Erinnerung an die Tote verbrannt werden sollten; ihnen folgten Flötenspieler, die denselben Marsch bliesen, der von einer nach ihnen kommenden unendlichen Zahl von Frauen und Mädchen in weißen Gewändern gesungen wurde; Männer und Jünglinge zu Fuß und zu Pferde bildeten den Schluß.

Als die Priester die Urne vom Tempel geholt und auf ihren neuen Platz gestellt hatten, fanden die Totenopfer für Hermes und das Verbrennen der mitgebrachten Kränze statt. Dann fiel die Hülle des Denkmals, während ein Mädchenchor einen Trauergesang anstimmte. Von der Sonne beschienen erglänzte der weiße Marmor. Telephilla stand da in imposanter Größe; sie war bekleidet mit kurzem, dorischem Chiton, hatte an den Füßen weit hinaufgehende Schuhe, die durch Schnürbänder befestigt waren, während ihre Hand einen Helm hielt, auf den ihre Augen gerichtet waren und den sie im Begriff war sich aufzusetzen; zu ihren Füßen lagen Rollen und Schriften.

Vorn aber an dem Platz des Monuments unterhalb des Behälters für die Urne hatte Curenidas ein kleines Motivbild aus Marmor anfertigen lassen, — den Abschied Telephillas vom Gatten und Sohn — und während jenes große Denkmal viele, viele Jahrhunderte allen Stürmen Widerstand geleistet hat und von vielen Tausenden von Griechen bewundert worden ist, ist jene Inschrift sogar, welche

Eurenidas unter dem Relief einmeißeln ließ, durch einen seltenen Zufall bis auf unsere Zeit erhalten worden:

Dieses Bildnis verehrt, Telejilla, jetzt der Gemahl dir,
Dir, seiner Frau, die durch seltenes Glück dem Gatten zu teil war,
Die durch Treue, durch Tugend und Liebe allen voranstand,
Daß bei den letzten Geschlechtern dein Ruhm sich dauernd erhalte!

In derselben Stunde wälzte sich der wahnsinnige König Kleomenes auf seinem Lager im Königspalast von Sparta. Zwei Sklaven standen daneben und drückten ihn auf das Bett zurück, wann er Miene machte aufzuspringen und zum Fenster zu stürzen. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein alter Arzt mit grauem Bart vor einem kleinen Tisch, auf den eine große Schale kalten Wassers gestellt war, in welchem von einem dritten Sklaven Umschläge bereitet wurden, die man dem König in kleinen Zwischenräumen auf den Kopf legte. Als Kleomenes nach einem der heftigsten Tobsuchtsanfalle wieder ruhiger dalag mit gläsernen Augen und Schaum vor dem Munde, wurde er von wirren Fieberphantasien geschüttelt.

„Götter, was thut man mir an? Sie haben mich verklagt, wegen Argos, und ich habe sie belogen! Alle belogen! Ha! sie wissen nicht, warum Argos erhalten blieb! — Weh mir! — Die Erinyen lassen nicht von mir! Da — da — jetzt faßt mich! die erste! Weh die Schlangen in ihren Haaren — hier dicht bei mir — so feucht, so kalt — sie heißt mich — das Gift! das Gift! — Sie spritzen Gift! — Oh! wie das schmerzt! — Eurenidas — was beschimpfst du mich — ich ein Glender! — ich ein Tempelschänder! — weh! weh mir! Und die Argiver tot! verbrannt — verkoht — ihre starren Augen — ihre gekrümmten Finger, — ihre schrecklichen Gesichter — sie fluchen mir! Ihrem Henker! — Aber Telejilla nicht! Sie war so schön — so lieblich — sie that mir nichts! Meine schöne Geliebte! Nur eine Nacht! Was? Auch sie tot? — Telejilla tot? — Das Blut auf ihrer weißen Brust! — Weh mir! So schön und tot! Tot in der Liebesnacht! Und ich der Mörder! Da — da — sie fassen mich wieder — diese Ungeheuer — zieht sie fort, Verräter! hört ihr nicht? — Euer König befiehlt — fort, fort, es schmerzt mich — die grausamen — sie töten mich. —“

Und der rasende König sprang vom Lager, stieß die Sklaven mit übermenschlicher Kraft zurück, stürzte an die Wand, von welcher er sein scharfes Schwert herabriß, das er mit unbarmherzigen Schlägen gegen Beine und Leib richtete, daß das Blut in das Gemach floß. —

„Da — da — war eine! So fort mit euch. Ihr Untiere! Fort von meinen Gliedern! Und hier auch fort —“

Er faßte den Schwertgriff fester und riß sich von unten nach oben den Bauch auf, daß die Eingeweide heraustraten. Dann sank er stöhnend und schaumbedeckt zusammen. Noch ein Röcheln, ein Zucken, die Augen wurden gläsern, die Sklaven sprangen hinzu — Kleomenes war tot.

Die Sklaven breiteten eine Decke über den schrecklich entstellten Körper des Toten.

In diesem Augenblick betrat der hochgewachsene Leonidas, der Nachfolger des toten Königs, das Gemach, indem er sein liebliches Weib Gorgo, des Kleomenes Tochter, an der Hand führte. Als Gorgo die entsetzlich verzerrten Züge ihres Vaters sah, wandte sie sich ab und legte ihr Gesicht weinend auf die Schulter ihres Gatten. Leonidas umfaßte sie, küßte ihre Stirn und sagte:

„Sparta ist Glück zu wünschen, daß Kleomenes dahin ist. Wir aber, geliebte Gorgo, wollen uns bemühen, daß der Flecken, welcher die Ehre unsres Vaterlandes besudelt hat, wieder getilgt werde, damit die Nachwelt den Namen Spartas nicht mit Verachtung zu nennen sich gewöhne!“



Der Geist der Berliner.

Von einem älteren Staatsmann.

Man wird vielleicht vermuten, daß die nachfolgenden Blätter in ähnlicher Weise sensationell wirken sollten, wie dies seiner Zeit durch die Mittheilungen der „Société de Berlin“ in der „Nouvelle Revue“ der Fall gewesen ist.

Dies würde ein Irrtum sein. Die Beobachtungen, welche hier folgen, werden sich aller persönlichen Beziehungen enthalten, mit besonderer Vorsicht jede Abweichung von der strengsten Wahrheit zu vermeiden suchen und sich in den Grenzen publizistischer Wissenschaftlichkeit bewegen. In dieser Beziehung werden sie freilich nicht den Anspruch erheben, mit der Weisheit und Lehrmethode des Professorenthums und mit dem Katheder in Konkurrenz zu treten.

Ich werde mich an das thatsächlich Vorhandene und offen vor aller Welt Daliegende halten und bin überzeugt, daß die Mehrheit der Leser, welche Berlin und seine inneren Verhältnisse kennen, diese ohne jede Schwierigkeit wieder erkennen werden.

Nur auf diesem Wege wird der wirkliche Geist der Berliner Einwohnerschaft in seinem rechten Lichte erscheinen.

Ich beginne meine Bemerkungen vor allem mit dem

Politischen Geiste der Berliner.

Wenn man diesen richtig auffassen will, dann wird man wohlthun, von vorn herein gewisse Klassen der Einwohner ganz von einander zu trennen.

Der Berliner Bürger ist vor allem und durch und durch königlich gesinnt, königstreu, mit dem ruhmvollen Hause der Hohenzollern innerlich auf das engste verwachsen. Ich weiß sehr wohl, daß in Berlin gewisse reaktionäre Strömungen mit solchen eines heißblütigen Fortschrittes oft genug in Kollision kommen. Ich weiß auch, daß zumal in den mehr unteren Schichten des Berliner Bürgertums gewisse Volkstribunen mit ihren zeretzenden und verwirrenden Reden, mögen diese auch

aus noch so oft gehörten Phrasen zusammengesetzt sein, ihres Eindrucks nicht verfehlen, ich weiß aber auch, daß, wenn plötzlich alle diese Männer, selbst in ihrer politischen Erregung, vor die Frage gestellt würden, ob sie den Versicherungen und Worten ihres Kaisers, oder dem radikalen Wortschwall gewisser Führer Glauben schenken sollten, diese letzteren plötzlich vereinsamt dastehen würden.

Der Berliner Bürger kann sich eben Berlin nicht ohne seinen König, seine Vaterstadt selbst nicht als einer, wenn auch noch so gutgesinnten, Republik angehörig denken. Jeder Tag giebt davon redendes Zeugnis.

Aber der Berliner muß räsonnieren. Ihm ist die Notwendigkeit, an allem zu mäkeln, alles zu bemängeln, seinen Sarkasmus zu üben, in Fleisch und Blut übergegangen. Ihm ist die Autorität des Staatsmannes, des Diplomaten, des Ministers, alles dessen, was man unter dem Gesamtbegriff des „Geheimen Rates“ auffaßt, doppelt lieb, wenn er daran seinen Wiß probieren, seine Ausstellungen machen kann.

Diese Eigenschaft erstreckt sich von den geringeren Kreisen bis in die höheren hinauf. Daß Berlin Weltstadt geworden, ist dem Berliner hauptsächlich von Interesse, weil dadurch seine kritische Ader einen so viel reicheren und weiteren Spielraum findet.

Der Berliner liebt es, für einen Mann des Fortschrittes zu gelten. Hierin beruht seine ganze politische Eitelkeit. Darüber hinaus geht ihm nichts; aber der Fortschritt darf gewisse Grenzen nicht überschreiten.

Was in den Märztagen des Jahres 1848 geschehen, erregt jetzt schwere Bedenken. Die Roheiten, denen Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzt war, dürften dem Berliner Bürger, wie er jetzt ist, nicht zur Last gelegt werden.

Dieser Berliner Bürger ist auch ein guter Deutscher; die schwarz-weiß-rote Fahne herrscht bei Festen und feierlichen Gelegenheiten vor. Aber wenn man auch der schwarz-weißen Farben weniger sieht, sein: „Heil dir im Siegerkranz“ läßt er sich so wenig nehmen wie sein: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Und wie der Bonner Preuße sein: Schwarz-weiß-schwarz, Borussia's edle Farben, mit voller Begeisterung erklingen läßt, so steht dem Berliner Bürger sein: Alter Friß auf einer Stufe mit: Unserm Friß; nichts aber geht ihm über seinen Kaiser Wilhelm als seinem König von Preußen.

Sollten in den höheren Kreisen der Residenz, in dem Adel, dem Beamtenkorps, den Staatsmännern und Diplomaten andere Gesinnungen vertreten sein?

Mit nichten. Derselbe Geist der Hingebung, der Aufopferung, der Treue, der in dem Berliner Bürger lebt, der das preußische Militär auszeichnet, lebt auch in diesen Gesellschaftsklassen, nur daß die fortschrittlichen Tendenzen hier völlig beseitigt sind. Der Fortschrittsring, den Fürst Bismarck vor einigen Jahren dem Berliner Magistrat zum Vorwurf machen zu sollen geglaubt hat, ist außerhalb dieser Kreise geschlossen worden und wirkt in diese hinein nur verstimmend.

Aber man würde irren, wenn man glauben wollte, daß hier ein illiberaler Geist seine Wurzeln geschlagen hätte.

Auch hier treibt die Reaktion nur vereinzelt ihre Blüten. Der Geheime

Rat ist zwar in erster Linie ministeriell, demnächst aber kultiviert er das, was man als die nationalliberale Farbe: Bennigsen-Miquel bezeichnen könnte.

Wenn er auch aus Pflichtgefühl für die Kandidaten des Herrn von Puttkamer stimmt, so findet doch das Bündnis der Konservativen mit den Klerikalen bei ihm wenig Gegenliebe, wie man denn auch nach den Parteien im Reichstag oder Landtag und ihrer Gruppierung keinen Schluß auf die politische Gesinnung der Bevölkerung und ihrer einzelnen Berufskreise ziehen kann.

Der Reichskanzler freilich nimmt seine Hilfe und Unterstützung, wo er sie findet. Ich wage aber zu behaupten, daß, wenn die gemäßigten Liberalen mit den gemäßigten und vernünftigen Konservativen in Gemeinschaft zu einer großen Regierungspartei sich zusammenfinden sollten, dies nicht bloß dem leitenden Staatsmanne sehr genehm sein, sondern auch daß der Dank der Bevölkerung für eine derartige Majorität ein überwältigender werden und jede Spur klerikal-reaktionärer Bestrebungen schnell verwischen würde.

Daß eine derartige Kombination, welche weit über die Berliner Kreise hinausreicht, für die fortschrittlichen Gesinnungen der Hauptstadt sehr mäßigend wirken würde, scheint kaum zweifelhaft. Freilich, es müßte eine wirkliche und feste Majorität geliefert werden und der Wille und die Autorität vorhanden sein, der Regierung eine wirkliche Stütze zu bieten.

Im Augenblick ist hiervon freilich keine Rede. Die Zersahrenheit der politischen Kreise, die sich weder den Herren Liebermann und Stöcker, noch weniger den Herren Windthorst und von Hammerstein überantworten möchten, die vor Herrn von Puttkamer eine tiefe Scheu hegen und dabei in dem Fürsten Bismarck einen Minister allerersten Ranges anerkennen, wie ihn Preußen und Deutschland noch nicht gehabt, endet bei jedem Anlauf in einer Mehrheit fortschrittlicher Stimmen.

Was die in Berlin akkreditierten Diplomaten betrifft, so wird niemand, der die Verhältnisse kennt, voraussetzen, daß sie in irgend einer Weise auf den politischen Geist der Berliner Einfluß haben könnten. Sie bringen ebenso den Geist ihrer eigenen Residenzen und politischen Kreise mit sich. Sie sind lebenswürdige und anregende Elemente in der Gesellschaft der Reichshauptstadt; aber selbst diejenigen, denen ein diplomatischer Einfluß auf die Regierungskreise Preußens und Deutschlands nicht abgesprochen werden kann, stehen selbst den weiteren Kreisen der Hofgesellschaft, wie viel mehr den höheren und niederen Beamtenkreisen, dem Bürgerstande und der großen Menge der Militärs viel zu fern, um auf deren Geist einwirken, von ihrem Geiste das Geringste auf sie übertragen zu können.

Lord Amphtill, Graf Szechenyi, Baron Courcelle, Graf Launay und alle anderen sind eben geachtete und anerkannte Typen ihrer eigenen Nationalitäten, und wenn Graf Lerchenfeld, Freiherr von Marschall, Freiherr von Baur, oder der Minister-Resident Dr. Krüger den deutschen Verhältnissen sehr viel näher stehen als die Diplomatie auswärtiger Höfe, so bleiben sie doch dem politischen Geiste der Berliner Einwohnerschaft völlig fremd und fern.

Dieser ist in seiner Allgemeinheit eben ein eigenartiges Gemisch von Intelli-

genz und kritischem Bewußtsein, von patriotischem Stolze und nörgelnder Zähigkeit, von loyaler Hingebung und kleinlichem Partifularismus, nur einzig in der Liebe zu Kaiser und Vaterland, in allem Übrigen getrennt, und deshalb der Fahne der Opposition folgend, ohne jedoch verbissen zu sein oder in den verschiedenen eigenartigen Elementen seiner Kreise die Liebenswürdigkeit einer teilnehmenden, gastlichen, allen guten und schätzenswerten Eindrücken offenen Natur zu verleugnen.

Daß nicht jeder einzelne, der in Berlin lebt und wohnt, in gleicher Weise beurteilt werden kann, daß insbesondere in den höheren Gesellschaftsklassen, insbesondere in den der hohen Bürokratie angehörigen Personen der Geist freien und selbständigen Urteils weithin überwiegt, so wie daß man hier die fortschrittlichen Ideen und Lehren, wenn überhaupt, nur ganz ausnahmsweise vertreten findet, ist selbstverständlich.

Das gesamte Militär, die Minister mit ihrer Umgebung und die Geistlichkeit stehen derartigen Auffassungen fern.

Von den Professoren der Universität kann man dies nicht mit gleicher Bestimmtheit sagen.

Der Lehrerstand Berlins gehört in überwiegendem Maße einer gemäßigt liberalen Richtung an. Das Bestreben seine gesellschaftliche Stellung und sein Amtseinkommen in die Höhe zu schrauben, wird wohl zumeist von außerhalb importiert.

Man gebe der Reichshauptstadt, man gebe dem Lande eine nicht bloß theoretisch liberale, sondern eine aus gemäßigten liberalen wie konservativen Elementen zusammengesetzte, in praktischer Thätigkeit fortschreitende, jeden reaktionären Gedanken wie alle radikalen Gelüste fern von sich abwehrende Regierung und man wird den Fortschritt beseitigt haben.

Der Berliner will regiert sein und er hat ein Recht dies zu verlangen. Er will auch wohlwollend und gerecht regiert sein, und auch das wird man für begründet erachten müssen.

Ich habe bisher von den Arbeiterkreisen nicht gesprochen.

Sie sind leider, wenn auch nicht durchweg, doch in recht weitem Maße von der Sozialdemokratie stark infiziert. Zum Nihilismus oder zu anarchischen Richtungen neigen sie an sich nicht. Sie sind eine verstärkte Auflage desjenigen Teils der Kleinbürgerschaft, welche Herrn Eugen Richter folgt. Eine gewisse Bildung, die man ihnen nicht absprechen darf, befähigt sie, über die Enge ihrer eigentlichen Berufskreise in einigen Punkten hinweg zu blicken.

Sollte man diese Art von Sozialdemokratie, die sich aus Kleinbürgern, kleinen Fabrikanten und eigentlichen Arbeitern zusammensetzt und einen eigenen Teil der Gesellschaft von Berlin bildet, für das halten, was sie, mit ihren roten Schleifen geschmückt und ihren roten Fahnen folgend, zu sein scheinen? Sollte der Arbeiterstaat hier seine ersten Kristallisationspunkte zu bilden beginnen, jener Staat, der das Eigentum zu einem gemeinschaftlichen, die freie Thätigkeit zur organisierten Arbeit machen, die Religion in der öffentlichen Kirche abschaffen, eine gemeinsame Kindererziehung einführen, vielleicht der sogenannten freien Liebe die Bahnen zu ebnen die Absicht hätte, und was der Träumereien und des Unsinnns mehr ist?

Ich glaube dies, trotz drohender Reden und wilder, oft sich zur Roheit steigender Erzesse nicht.

Nicht bloß, daß die Frauen doch immer hier ein mäßigendes, vor dem Außersten zurückschreckendes Element bilden, das jetzt freilich an den Versammlungen Anteil nimmt, die Reden mit Beifall begleitet und insbesondere alle Feste mit feiern hilft.

Ich glaube vor allem, daß der auf das Praktische des Lebens gerichtete Blick der großen Mehrheit, der Verstand der Verständigen innerhalb derselben in dem entscheidenden Augenblick von der Scheu überwältigt werden wird, sich offen gegen das Heiligste zu erheben, das sie bisher mit dem Vaterlande und den Mitbürgern verbunden hat.

Zudem wissen alle diese sogenannten „Roten“, sehr wohl, daß die Kugeln dem Laufe sehr nahe, die Schwerter geschliffen sind und daß nicht wieder auf eine schwächliche Politik gerechnet werden darf, wie diese im Jahre 1848 so traurige Folgen herbeigeführt hat. Sie wissen, daß an einen siegreichen Kampf nicht gedacht werden darf, daß der Anfang desselben sein Ende sein würde.

Dazu tritt für diejenigen, die noch der Armee als Landwehrlente oder Reservisten angehören, die Strenge der Dienstpflicht, die Gewohnheit des Gehorsams, der Stolz der Fahmentreue.

Mag es den Führern immerhin gelingen, hier und da die große Menge ihrer Mitglieder dem Abgrunde zuzudrängen, der sie von der übrigen Gesellschaft trennen soll, mag die Gefahr eines ernststen Zusammenstoßes keineswegs ganz von der Hand zu weisen sein; träte er gegen alles Erwarten ein, er würde von kurzer Dauer sein, und wie im Oktober 1848 die bewaffnete Bürgerwehr und die anarchischen Böbelbanden plötzlich verschwanden, als sie sich der ernststen Frage gegenübergestellt sahen, ob sie der Armee, die General Wrangel nach Berlin führte, kämpfend gegenüber treten sollten, so würde ein von der Sozialdemokratie Berlins gegen die reguläre Macht der Preussischen Krone unternommener Kampf sehr bald in gleicher Weise enden.

Ich weiß, daß ich in den vorhergehenden skizzenhaften Andeutungen den in Berlin herrschenden politischen Geist nicht als ein Ganzes dargestellt habe und habe darstellen können. Auch habe ich hierbei der Frauen, die ja sonst an allem, was hervortretend und bedeutend ist, ihren vollen Anteil in Anspruch nehmen, nicht gedacht. Ich habe dies nicht gethan, weil die Frauen an dem öffentlichen politischen Leben in Berlin so gut wie gar keinen Anteil haben, man müßte denn die Frauen der Sozialdemokraten dazu rechnen wollen.

Berlin ist, wie widerspruchsvoll dies manchem lauten mag, in politischer Hinsicht eine königstreue, loyale und dabei zur Zeit fortschrittlich gesinnte Stadt.

Der gesellige Geist der Berliner.

Läßt man die politischen Anschauungen beiseite, welche in den Berliner Kreisen bemerkbar werden, so erkennt man in diesen vorwiegend einen gastlich lebenswürdigen Grundton, der, fern von aufdringlichem Wesen, teilnehmend, freundlich, hilfreich, allem, was edel, zugethan ist. Gutmütig und leichtlebig wie er in

der großen Mehrzahl der Bewohner sich darstellt, nicht selten vergnügungsfüchtig, vor allem neugierig, stehen doch die guten Eigenschaften und Charaktere weitaus im Vordergrunde.

Während jede öffentliche Veranlassung, Paraden, Aufzüge, die Ankunft fremder Souveräne, die Auffahrten des Hofes, die Militärmusik und die Märsche der Truppen zu Manövern überall Tausende von Menschen in Bewegung setzen, werden Landpartieen, Theater, Konzerte, öffentliche Darstellungen, Bälle u. in einer Weise ausgenutzt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man kann in Sommermonaten täglich 20—30 große Gesellschaftswagen von einem Punkt der Chaussee am Tiergarten, und ebenso viele große Landpartieen nach denselben und allen sonstigen Himmelsrichtungen hin abfahren sehen, maskiert und unmaskiert, mit und ohne Musik, die Wagen mit Laub und Fahnen in den nationalen, mitunter auch mit anderen Farben geschmückt; und wenn man in die ferneren Vergnügungsorte der Umgegend, Potsdam mit eingeschlossen, eintritt, dann findet man diese, und zwar nicht bloß an Sonntagen, überfüllt. — Was leistet allein der Grunewald an Resten von Zeitungs- und anderem Papier; welche Tausende von Männern, Frauen und Kindern wandern täglich nach der Hasenheide, wie wimmelt es fortwährend in Treptow, Stralau und Tegel von Besuchern. Überall findet man unbefangene Fröhlichkeit. Roheiten, Gezänk und Streit ziehen sich meist in einzelne Lokalitäten zurück, in denen die geringste Klasse von Bewohnern verkehrt. Vorwiegend macht sich die Gutmütigkeit des Berliner Wesens geltend.

Der Berliner liebt die Musik. Der leidige Leierkasten ist eine traurige Zugabe aller öffentlichen Vergnügungsorte.

Besser sind die Instrumental-Konzerte anzuhören, die meist von tüchtigen Musikern geleitet vielfach klassische Musik in guter Aufführung bringen.

Innerhalb des Hauses schwillt die Flut musikalischer Studien oft genug zu einer bedenklichen Höhe an. Es giebt kaum ein Haus, in welchem nicht 3 bis 4 Klaviere klumpen, Mendelssohn'sche, Schubert'sche, Schumann'sche Lieder von oft recht zweifelhaften Kehlen gesungen, Beethoven'sche Sonaten mit Hindernissen gespielt werden. Dieser Sinn für Musik¹⁾ wird oft genug zu einer wahren Kalamität. Doch darf man nicht glauben, daß die Kunst als solche darunter leide.

Wohl kaum wird es in Privatreisen anderer größerer Städte so viel gründlich durchgebildete Dilettanten geben wie in Berlin, sowohl was das Klavierspiel, wie den Gesang anbelangt. Ich spreche nicht von den Zirkeln, in denen bezahlte Musiker, Sänger und Sängerinnen konzertieren. Diese geben keinen Maßstab für den Standpunkt der Musik ab, wie dieser in den besseren Kreisen vorwiegend ist.

Aber man betrachte die Chöre der Singakademie, des Sternschen Gesangsvereins, so vieler anderer kleinerer Vereine und man wird erstaunt sein über das reiche Material, das man hier, so wohl in den Stimmen, wie in dem Wissen und Können der Mitwirkenden zusammen findet.

Aber über den Chorgesang hinaus hört man oft mit Überraschung nicht bloß Lieder, nein auch Bravour-Piecen in vollkommener Ausführung von Dilettanten

¹⁾ Der Ausdruck: Klavierpest ist recht bezeichnend.

singen. Ich erinnere mich, in einem geselligen Kreise die gewiß recht schwere Musik zum Faust von Spohr in vorzüglicher Weise und zwar die Chöre und Ensembles ohne Probe vom Blatt gesungen gehört zu haben.

Die Grundstimmung für die Musik ist eine klassische. Mozart, Mendelssohn, Weber, Beethoven, Gluck, Händel, Haydn und Seb. Bach sind die Säulen, auf denen diese beruht. Richard Wagner wird hier und da mühsam hineingezwängt. Die den vornehmsten Kreisen der Berliner Gesellschaft angehörige Dame, welche gesagt haben soll, daß sie über den Parsifal nicht urteilen könne, da sie ihn erst 16 mal gehört habe, dürfte in ihrer Art als unicum zu betrachten sein.

Hätte R. Wagner es vermieden, das Judentum in der Musik zu proklamieren, vielleicht, daß der Zauber seiner Reklamen noch weitere Kreise gezogen hätte, als dies ohnehin der Fall ist.

Es liegt hier eine merkwürdige Parallele vor zu den Andeutungen, welche ich für den politischen Geist der Berliner gegeben habe.

Der Hang zum Fortschritt, zum Fortschritt nicht aus Überzeugung, sondern aus Eitelkeit, treibt gewisse Kreise der Berliner Gesellschaft in den Wagnerianismus hinein.

L. Ehlert hat seiner Zeit als einen besonderen Typus für diesen Wagnerianismus gewisse Damen bezeichnet. Auch in Berlin sind sie die Trägerinnen dieser Richtung, nicht wie an anderen Orten in jener lächerlich sentimental-nervösen Weise, welche jeder Vernunft in das Gesicht schlägt, wohl aber in jenem vollkommenen Benommensein, das eine ruhige und ernste Prüfung des künstlerisch Gegebenen ausschließt.

Der Wagnerianismus ist dem Fortschritt in der Politik gleich. Die berechtigten Elemente in beiden gehen unter in dem sensationellen Kampfe gegen das historisch Gegebene, gegen die Ruhe der Objektivität des Urteils, gegen die festen Grundlagen erfahrungsmäßiger Ordnung und Weisheit. R. Wagner, der Revolutionär und Republikaner, reißt gegen ihren Willen und ohne innerste Motive die beweglichen Kreise der Musik in seinen Fortschrittsring hinein, während dieselben Kreise im Grunde ihres Herzens in den klassischen Traditionen leben, auf denen die dramatische Kunst in Deutschland, wie über die deutschen Grenzen hinaus, aufgebaut ist.

Und wie steht es mit der Litteratur?

Wir haben, ich möchte sagen glücklicherweise, in dem deutschen Drama noch keinen grundstürzenden Dichter zu verzeichnen, der, wie R. Wagner in der Musik, in seiner Person alles vorher Gegangene vernichten zu wollen die Kühnheit gehabt hat.

Wenn R. Wagners Schule ihren Meister als dramatischen Dichter ersten Ranges feiert, vor dem die Lessing, Göthe, Schiller, Shakespeare, Molière und Racine und wie die anderen gefeierten Dramatiker alle heißen, zu verstummen haben, so wird ihr schwerlich irgend jemand, der seine fünf Sinne beisammen hat, auf diesem Wege folgen. Dem R. Wagners Operntext-Litteratur hält sich in den bescheidensten Grenzen, die man für diesen Zweig der Poesie würde auffinden können.

Alte Klassiker und neue Dramaturgen beherrschen die deutschen Bühnen in Berlin und finden in den besseren Gesellschaftskreisen ihr Publikum, ohne daß sich der Geist unberechtigten Fortschritts hier breit machen dürfte. Dabei wird die ausländische Litteratur in keiner Weise vernachlässigt. Das deutsche Theater zu Berlin giebt seit seinem kurzen Bestehen ein klares Bild dessen, was in den litterarisch-dramatischen Kreisen Berlins seine besondere Anerkennung findet, und dies Zeugnis ist in der That kein schlechtes.

Auch die lyrische und Roman-Litteratur findet in ungewöhnlichem Maße ihr Publikum. Sie wird insbesondere von den Damen verschlungen, hinterher freilich in unbarmherziger Weise kritisch zerseht. Dabei ist es eine besondere Eigentümlichkeit der Berliner lesenden Kreise, daß sie sehr frei davon sind, neue Erzeugnisse der Litteratur, sei es Prosa, sei es Dichtung, zu kaufen. Dies überläßt man den zahlreichen und gut organisierten Leihbibliotheken. Nur wenige Schriftsteller (Gustav Freitag, Georg Ebers, Julius Wolff, vielleicht auch Spielhagen), welche ihre Schriften rechtzeitig vor Weihnachten fertig gestellt haben, sind in der Lage, auf den rapiden Absatz derselben rechnen zu können.

Der Berliner ist wohlthätig. Wo immer, sei es im Inlande, sei es über dessen Grenzen hinaus, Unglücksfälle eingetreten sind, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Sturmfluten, Erdbeben, oder in welcher Weise sonst, er giebt, so viel er kann, mit vollen Händen.

Man darf diese Wohlthätigkeit nicht mit derjenigen einzelner reicher Personen über einen Kamm scheren wollen, die sich mit großen Summen an die Spitze der Zeichnungslisten und Aufrufe drängen, um ihre Namen in den öffentlichen Blättern lesen zu lassen oder weil sie glauben, dadurch Orden und Titel erlangen zu können. Niemand wird diesen meist außerordentlich begüterten Personen bei ihren Spenden irgend ein Verdienst beimessen wollen; aber das Scherflein der Witwe leuchtet vor ihren Tausenden um so heller hervor; diejenigen, denen Berlin den Ruf einer überaus wohlthätigen Stadt verdankt, sind ganz andere Personen als die, die mit ihren Gaben und ihrem Mammon prunken.

Vor allem aber darf hierbei auch der Berliner Presse gedacht werden, welche bei jeder sich darbietenden Veranlassung in hochanerkanntenswerter Weise und in reellster Selbstlosigkeit ihrer Pflichten gegen Unglückliche genügt.

Nicht nur die Berlinerin, auch der Berliner ist neugierig. Es genügt, daß zwei Straßenjungen mit aufmerksamen Blicken den Himmel betrachten, um in nicht zu langer Zeit eine Ansammlung von Menschen herbeizuführen, die dasselbe thun, um den Grund für ein solches auffallendes Indiehöheblicken zu ergründen.

Aber er ist auch hilfreich und teilnehmend, und jeder Unfall wird bei hoch und niedrig sofort thätigen Anteil hervorrufen.

Ich weiß sehr wohl, daß der Charakter der Berliner Einwohner außerhalb des Landes als ein zudringlicher, vorlauter, vielleicht auch roher aufgefaßt worden ist.

Man beurteilt ihn oft genug nach einzelnen ungezogenen Exemplaren, die, sehr zum Schaden der eigentlichen Berliner Kreise, in ihrer Annäherung sehr oft dem

Stände der Handlungsreisenden angehörig, ein ganz falsches Bild des Charakters geben, der in den Bewohnern der Reichshauptstadt der vorherrschende ist.

Wie schlecht stände es um England und seine Bewohner, wenn man diese nach den Mustern roher Flegerei beurteilen wollte, die, den weniger gebildeten Gesellschaftsklassen des Inselreichs angehörig, den Europäischen Kontinent überschwebmen und insbesondere Deutschland, die Schweiz und Italien unsicher machen.

Die Nouvelle revue hat den sittlichen Charakter der Berliner Frauen (vielleicht waren, sehr mit Unrecht, nur die Damen aus den Hofreisen gemeint) in Frage gestellt. Daß in einer Stadt von mehr als einer Million Menschen nicht unsittliche Verhältnisse vorkommen sollten, wird niemand erwarten. Im allgemeinen aber bietet Berlin in der übergroßen Mehrzahl seiner Bewohner musterhafte und reine Verhältnisse, einen ausgeprägten Sinn für häusliche Ordnung und eine Einfachheit, welche, wiederum sehr löblich, doch nach außen hin oft genug zur Zielscheibe beißender Witze gemacht worden ist.

Unter dem „Hunger-Preußen“, der insbesondere im Jahre 1866 und später in Süddeutschland so verschrien war, hat man meist den Berliner verstanden, den man haßte, weil man sich vor ihm fürchtete.

Es freut mich, daß ich, mindestens für den Leser dieser Zeilen, dem ungerichten und ungünstigen Urteil entgegentreten kann, das in dieser Richtung so oft ausgesprochen worden ist.

Ich habe bisher von den bürgerlichen Kreisen gesprochen, denen man einen nicht geringen Teil des Beamtentums hinzurechnen darf.

Ich möchte dem noch einige Worte über

Die aristokratische Gesellschaft Berlins hinzufügen.

Daß die diplomatischen Kreise, welche überwiegend durch Ausländer gebildet werden, hierbei nicht in Betracht kommen, ist bereits oben angedeutet worden.

Die Gesellschaft, von der ich jetzt sprechen will, ist vornehm; in politischer Beziehung würde man die Mehrzahl der Männer den Absolutisten hinzurechnen können, wenn nicht die Bildung und Kenntnis der Menschen und Länder, des In- und Auslandes mäßigend und klärend einwirkte. Einen nicht geringen Bruchteil dieser Gesellschaftsklasse liefert der Grundbesitz in den Provinzen.

Nicht übermäßiger Reichtum, wohl aber große Wohlhabenheit befähigt viele aus diesem Teile der Bevölkerung ihren Landaufenthalt während des Winters mit der Residenz zu vertauschen und hier sich jener glänzenden Reihe von Unterhaltungen hinzugeben, welche der Kaiserliche Hof bietet und in welchen der üppige Farbensglanz der Monate des Karnevals und darüber hinaus in rauschenden Festen dahinbraust.

In dieser Gesellschaft, der auch die landsässigen Fürsten angehören, ist das Militär, insbesondere sind auch die dem Gardekorps angehörigen Offiziere besonders stark vertreten; in ihr verkehren die Diplomaten und Minister, die höchsten Würden-

träger des Staats. Alles ist hier abgemessen formell feststehend, feine Bildung und Geschmack sind überall als Grundtypus dieser Kreise erkennbar, in denen naturgemäß auch ein nicht geringes Maß von Oberflächlichkeit vertreten ist.

Wer in diese Gesellschaft eintritt, wird sich überall von lebenswürdiger Höflichkeit umgeben fühlen. Nähere Verhältnisse anzuknüpfen, fremderen Personen gegenüber Beziehungen zu finden, die über die Grenze der konventionellen Artigkeit hinausgehen, wird nur in seltenen Fällen gelingen.

Es ist dies eben nicht die Aufgabe dieser Art von Geselligkeit. Sie ist dieselbe an allen größeren Orten der Welt, in denen der Reflex großer Höfe den Maßstab für das abgiebt, was die Gesellschaft zu thun und zu lassen hat.

Die höchste Eleganz im Äußeren, der Schliff der Manieren, die Ruhe einer gewissen Abgespanntheit, alles dies bildet überall dieselbe Grundlage für die Beobachtung wie für die Erscheinung.

Ich wüßte aus diesen Kreisen nichts herauszufinden, was Berlin eigentümlich wäre. Mag es sich um den Rout einiger Stunden, mag es sich um den Tanz, mag es sich um Anwesenheit des Kaiserl. Hofes mit all seinen prächtigen Erscheinungen handeln, der Charakter der Personen und der gesamten Anlage ist und bleibt derselbe.

Der Kreis ist fast überall ein streng abgeschlossener. Man begegnet zwar stets neuen und glänzenden Toiletten; aber die Personen, welche sie tragen, sind überall dieselben. Was Berlin von Bedeutung an vornehmen Erscheinungen aufzuweisen hat, findet hier seinen Platz, ohne daß man im stande wäre, den Berliner Geist und Charakter als solchen zu erkennen.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß der neue Adel, der in den letzten Jahren sich in Preußen dem alten Adel des Landes hinzugesellt hat, diesen aristokratischen Kreisen nur in sehr beschränktem Maße angehört.

Er geht in der Geselligkeit wie im Leben seinen besonderen Weg.

Daß in dieser Gesellschaft fast nur deutsch gesprochen wird, spricht für jene überlegene patriotische Selbstschätzung, welche die Folge der geschichtlichen Umwälzungen ist, welche die letzten Jahre über Deutschland gebracht haben. Des großen Kurfürsten: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist“, hat endlich, nach mehr als 200 Jahren, seine durchschlagende Geltung erlangt.

Im schroffen Gegensatz gegen den so eben geschilderten Teil der Berliner Einwohnerschaft stehen

Die ärmeren und niederen Volksklassen.

Ich will nicht von der materiellen Not reden, die unter ihnen oft genug ihre traurige Wohnstätte aufgeschlagen hat, nicht von der Verkommenheit und dem Elend, das hier vielfach herrscht. Es sind dieselben Verhältnisse, die in furchtbarer Gestalt das Proletariat aller großen Städte heimsuchen.

Ich will auch nicht behaupten, daß die Berliner niederen Klassen roher seien als diejenigen anderer Hauptzentren des Verkehrs, insbesondere so großer Fabrikstädte, wie Berlin dies ist.

Aber unzweifelhaft bildet ein gutes Teil von Roheit einen hervortretenden Charakterzug dieses Teils der Bevölkerung. Es sind hier ganz andere Elemente, die sich der Beobachtung darbieten, als diejenigen, deren ich bereits gedacht. Der Berliner Arbeiter, selbst der vom sozialdemokratischen Geiste durchsetzte, ist ein anderer als die sogenannten Arbeiter, die den untersten Schichten der Bewohner Berlins angehören. Wer an organisierter Arbeit teilnimmt, gewissen Arbeits-Verbänden angehört, steht der Regel nach weit über diesen Menschenklassen. Ihn hebt das Band der Verbrüderung oder Kollegialität, in sehr vielen Fällen das Band der Familie über diese Art von Verkommenheit fort.

Was die unterste Schicht der Berliner Bevölkerung an Roheit leisten kann, ist geradezu unglaublich; und es ist traurig hinzufügen zu müssen, daß der weibliche Teil der hierhergehörigen Menschenklasse in keiner Weise dem männlichen das Geringste nachgibt. Vielleicht, daß der Pöbel der Hauptstadt von England noch verwilderter, sittenloser, frecher ist als derjenige der deutschen Reichs-Hauptstadt; dies soll aber kein Lob für den letzteren sein.

Es giebt keine Art von ungezogener Frechheit, die hier nicht verübt würde; es giebt keine Art von Unfug, die nicht lediglich um des Unfugs willen stattfände oder mindestens versucht würde.

Kann man hier von dem Geiste der Berliner Bevölkerung sprechen? Man würde der letzteren Unrecht thun, wenn man ihn mit dem Gebahren jener Banden in eine Kategorie setzen wollte, die mit der Sitte und Intelligenz der Hauptstadt nichts zu thun haben.

Sind die Straßen und nächsten Umgebungen von Berlin verhältnismäßig nicht weniger unsicher, als dies in andern großen Städten der Fall ist, die eine Menge zum Teil arbeitscheuen, zum Teil auch arbeitslosen Gesindels in sich schließen, so ist dies der Hauptsache nach doch nur der vorzüglichen Polizei zu danken, welche in großer Menge die Stadt und deren Umgegend erfüllt. Doch würde ich es niemandem raten, einsame Gegenden des Tiergartens, des Friedrichs- oder Humboldt-Hains oder anderer ähnlicher bei Abend und des Nachts verlassen Plätze aufzusuchen, sobald die Dunkelheit eingetreten ist.

Man hat in Berlin für diese Art von Bewohnern eine bestimmte Bezeichnung gefunden, die der „Strolche“, einer Menschenklasse, die freilich über das ganze Land verbreitet ist und die gegenwärtig in der sehr dringend gewordenen Reaktion gegen die Bagabondage, sowie gegen die umherziehenden Bettler die Organe der Gesetzgebung wie der Verwaltung lebhaft beschäftigt.

Daß es an Versuchen der Einwirkung, der Gegenwehr, der Besserung und Abhilfe auch hier nicht fehlt und daß diese Versuche nicht überall vergeblich sind, daß sie sich namentlich auf dem Felde der Erziehung verwahrloster oder bereits dem Verbrechen anheimgefallener Kinder bewegen, zeugt für den dem Praktischen und Verständnisvollen zugewandten Blick des besseren Teils der Berliner Gesellschaft.

Was hierbei sehr auffällt, ist, daß bei diesen Zuständen der Branntwein weniger beteiligt ist, als man dies glauben sollte. Wenn ihm auch in reichgemessener Weise zugesprochen wird, so ist er doch nicht die eigentliche Triebfeder

all der traurigen Verhältnisse, von denen zuvor die Rede war. Diese haben ihre Grundursache vorzugsweise in der geistigen und sittlichen Verkommenheit, welche der Gesellschaftsklasse angehört, die dieser tief eingewurzelten Verwilderung anheimgefallen ist.

Es ist ein dunkler Abschnitt dieser Blätter, den ich mit dem Hinzufügen schließe, daß die Menschenklasse, von der hier gesprochen worden ist, auf hunderttausend Personen geschätzt wird, daher einen sehr großen Teil der Gesamtbevölkerung Berlins in sich schließt.

Einen eigenen und gewiß nicht untergeordneten Teil der Gesellschaft, die ihren bestimmten Anteil an dem Berliner Geiste hat, bildet die dortige

Finance.

Dieser Ausdruck zeigt schon, daß ich nicht von der Börsenwelt im allgemeinen oder gar von der in der Reichshauptstadt sehr verbreiteten Wucherwelt sprechen will, deren betrügerische Geschäftigkeit vor der Kaiserstadt an der blauen Donau sich nicht zu schämen braucht und die einen jener tiefen Schäden in sich schließt, welche ein trauriges Erbteil des Geschäftslebens aller großen Städte sind.

Ich spreche auch nicht von der ehrlichen Arbeit, die jahraus jahrein so viele fleißige Hände und intelligente Köpfe in den Geschäftskreisen des Handels- und Geldverkehrs beschäftigt; ich will von demjenigen Teile der Geschäftswelt sprechen, der in seinen Mitteln und Operationen über die Grenzen der gewöhnlichen Thätigkeit und Spekulation hinaus die Höhen seines Berufs erreicht hat und von diesen aus sich an dem Weltverkehr beteiligt.

Ungeheurer Verdienst und riesige Vermögen scheiden eine Anzahl von diesen Geschäftsherren von der großen Zahl ihrer Kollegen noch besonders aus.

Einige glauben, Einfluß auf die Staats-Regierung ausüben zu können. Die meisten haben den roten Adlerorden; sie sind Geheime Kommerzien-Räte, und ihnen gehorcht im wesentlichen die Berliner Börse, deren Geschäfte jetzt mit Wien, Paris, London und Petersburg gleichen Schritt halten. Einer unter diesen Börsenfürsten rühmt sich vielleicht nicht ganz ohne Grund des besonderen Vertrauens, das ihm der Reichskanzler schenkt, ein anderer glaubt darauf Anspruch machen zu dürfen, daß der preußische Finanzminister seinen Ratschlägen Folge leistete, ein dritter gilt als der bevorzugte Vertreter des russischen Geldgeschäftes; in allen entwickelt sich eine ausgeprägte Intelligenz und das unverhüllte Streben, das Großkapital in allen seinen Schattierungen, seinem Wachsen, Drängen und Walten zu fördern, Millionen an Millionen anzureihen, den Glanz der Stellung nicht weniger als den des Standes zu heben. Einzelne Namen, die früher die Geschäfte beherrscht haben, verschwinden als Einzelheit, um an dem Gesamtstreben mit gleicher, vielleicht vorwiegender Berechtigung ihren Anteil festzuhalten. Wenn vor einer ziemlich langen Reihe von Jahren ein Rothschild das kühne Wort aussprechen durfte, daß ohne seinen Willen kein Kanonenschuß in Europa fallen dürfe, so darf man jetzt von dem Consortium der Berliner Großbankhäuser sagen, daß die Geldmacht, über welche sie gebieten, eine wahrhaft erdrückende ist, daß dieselben weit über

die Grenzen Deutschlands hinaus ihre Fäden nach allen großen Geldplätzen hin fortbreitet, und daß die Beziehungen, welche diese verbinden, nicht minder fest geschlossen und eng verwachsen sind, als die des Fortschritts-Kings der Berliner Stadtverwaltung, über welche Fürst Bismarck seiner Zeit sich so bitter beklagt hat.

Dabei ist es bezeichnend für den Geist, der hier herrscht, daß er in politischer Richtung ein durchaus loyaler ist, so oft auch hier und da zur Unzufriedenheit mit der Regierung oder einzelnen Ministern Veranlassung gegeben sein möge. Diese Haute finance, welcher Konfession sie auch angehört, unterscheidet sich wesentlich von dem großen Kreise kleinerer Bankiers meist jüdischer Religion dadurch, daß diese letzteren zu einem nicht geringen Teile an dem Berliner Fortschritt ihren vollgemessenen Anteil haben und festhalten.

Aber nicht von den Geldgeschäften wollte ich sprechen, sondern von dem Geiste, in dem die Männer und Frauen der Finance leben, handeln und thätig sind.

Sie sind zum Teil nicht ohne ein reiches Maß von Eitelkeit — und ihre Ansprüche an äußere Anerkennung sind nicht gering. Je mehr ihnen daran zuteil wird (Adel, Titel, Orden u. dergl.), desto eifriger streben sie danach, ihre äußere Stellung demgemäß zu nehmen. Bei ihnen spielt der Ehrgeiz eine fast ebenso wichtige Rolle, als das Streben und Ringen nach Gewinn. Herrn von Bleichröders Lorbeern lassen Herrn von S nicht schlafen, und die Häuser W und M, wie solide sie betrieben werden mögen, jagen weit nach Erfolgen.

An allen Wohlthätigkeitsvereinen, Sammlungen, Veranstaltungen beteiligen sie sich, zum Teil mit erheblichen Summen. Wo der Berliner Mittelstand aus gutem und teilnehmendem Herzen seine bescheidenen Gaben, so weit er irgend vermag, hingiebt, da erscheint der reiche Bankier mit großen Summen. Er will an der Spitze stehen. Die Frauen der Haute finance sind in Sammlungen, in Vereinen, in den Bazars überaus thätig. Sie bilden in den Wohlthätigkeitsvereinen und den diesen angehörigen Anstalten einen schwerwiegenden Faktor.

Hiermit ist nicht gesagt, daß die Humanitäts-Richtung bei diesen Frauen eine lediglich auf das Äußere gerichtete sei.

Es mag wenige Frauen in Berlin gegeben haben und geben, die im reinen Wohlthun, in Herzensgüte und in edler Einfachheit der Gesinnung der vor kurzem verstorbenen Geheimen Rätin Mendelssohn, einer Tante Felix Mendelssohns, gleich kämen; und diese Frau stand in ihrer Art, so vortrefflich sie war, nicht einzig da.

Wenn auch aus klar vorliegenden Gründen die Hofgesellschaft hierbei wesentlich mitwirkt, so mit vollen Händen und so unter persönlicher Mitwirkung kann dies naturgemäß nicht geschehen, wie dies in den bezeichneten Kreisen der Fall ist.

Vieles hiervon ist in der That wirklicher Teilnahme am Unglück, an traurigen Verhältnissen, an tiefgehenden gesellschaftlichen Schäden zuzuschreiben. Vieles aber auch setze ich auf das Konto der Eitelkeit, des Jagens nach dem Schein, des Drängens nach jenen Kreisen hin, an welche die Stellung des Gatten an sich nicht heranreicht und in welche eintreten zu können die Mittel mit freigebiger Hand gewährt werden.

Daß diese Kreise dennoch ziemlich abgeschlossen, in sich fest verbunden, fremden Bestandteilen nur äußerlich zugänglich bleiben, das kümmert jene im ganzen nur wenig. Glauben sie ihrerseits doch den weniger glücklich situierten Damen ihrer engeren Kreise in bevorzugter Stellung gegenüber zu stehen.

Daß die Häuser der Haute finance fürstlich montiert, ihre Weine wie ihre Tafel auserlesen sind, daß bei ihnen nach allen Seiten hin der höchste Luxus herrscht, dessen Berlin fähig ist, versteht sich von selbst.

Auch die Gesellschaft, die man hier trifft, ist eine zum Teil auserlesene.

Die Botschafter und Minister, die höchsten Würdenträger des Kaiserlichen Hofes und des Staats verkehren dort. Man findet die Gesandten aller Länder und deren Diplomatie, man findet die Spitzen der Kunst, der Litteratur, die Vertreter der Presse, Generale und Offiziere, alles in buntem Gemisch mit den ersten Vertretern der Kaufmannschaft und des Börsenverkehrs in lebendiger und wohlwollender Unterhaltung. Bei den Dinern herrscht fürstliche Pracht; die Soireen werden durch die Mitwirkung der ersten Künstler, die während der Gesellschaftszeit in Berlin wirken, zu hochinteressanten künstlerischen Unterhaltungen erhoben.

Und doch, — es sndern sich, wenn man mit sicherem Blick die feinen Unterscheidungszeichen zu erkennen weiß, gewisse Kreise von anderen ab. Es fehlt eben an vielen Stellen jenes Gefühl der Gleichberechtigung, das die einzelnen Teile zu einem Ganzen verbinden könnte.

Dabei darf man der feinen Bildung, welche in den Kreisen der Haute finance herrscht und die bei einigen der weiblichen Mitglieder derselben weit über das Niveau des Gewöhnlichen hinausgeht (ich nenne beispielsweise die Geh.-Rätin Sch.), volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn der Kreis der Betrachtungen auch nur selten in das rein ästhetische Gebiet übertritt. Eine besondere Neigung zu der Richtung, die man als blaustrümpfige bezeichnen könnte, ist wohl nur sehr ausnahmsweise vorhanden.

Man begegnet hier meistens einem Familienleben, das als mustergiltig bezeichnet werden kann.

Die Vorzüge sind in der Geld-Aristokratie, wenn man ein Resumé des Gesagten ziehen will, vorwiegend. Man kann dafür die Schwächen sehr wohl in diesen Häusern mit in den Kauf nehmen.

Daß grade in diesen Kreisen die antisemitische Hezerei den übelsten Eindruck gemacht hat, ist selbstverständlich.

Man hat es vielfach nicht begreifen können oder wollen, daß Fürst Bismarck ihr nicht von vorn herein durch ein ernstes und offenes Auftreten ein schnelles Ende gemacht hat, obschon doch die Staats-Regierung ihrer Zeit mit Nachdruck ihre Erklärung öffentlich abgegeben hatte. Man verlangt eben von dem allmächtigen Mann in der Wilhelmsstraße alles, was andere, wenn auch noch so einflußreiche Personen nicht haben leisten können, und übersieht dabei, daß Herr Stöcker zwar ein sehr konservativer, dem Kaiser, dem Fürsten Bismarck und der Staats-Regierung sehr ergebener Herr, aber auch ein durchaus selbständiger Charakter

ist, der gerade in dem Punkte des Semitismus ein fertiges System in sich herumträgt, das er sich von niemandem absprechen oder beengen läßt. —

Man weiß genau, daß die höchsten Kreise und Personen in Berlin nicht entfernt der antisemitischen Richtung angehören und daß selbst die Parteigenossen dem Herrn Stöcker in den parlamentarischen Körperschaften keineswegs in übergroßer Anzahl auf diesem bedauerlichen Wege folgen.

Inzwischen scheint dieser bereits seinen Höhepunkt überschritten zu haben, und man darf diese Frage daher für jetzt auf sich beruhen lassen.

Wenn ich von ihr direkt auf den

Litterarischen Geist

Berlins übergehe, so geschieht dies nicht etwa, weil ein großer Teil der Litteratur-Welt dieser Stadt jüdischen Glaubens und ein Teil der Presse in semitischen Händen ist, sondern weil, nach den bereits vorstehend besprochenen verschiedenen Seiten und Stimmungen des Berliner Geistes dieser Teil meiner Erörterungen nachgerade seine Berechtigung fordert.

Es ist eine schwierige Sache, über den litterarischen Geist einer Weltstadt ein nur einigermaßen zutreffendes Urteil abzugeben, und ich bin entfernt davon, in den nachfolgenden Bemerkungen ein solches geben zu wollen.

Der Geist, der die große Stadt im allgemeinen bewegt, kann hier nicht hervortreten. Der litterarische Geist Berlins verbreitet sich über eine Menge von Spezialfächern, die unter einander grundverschieden, oft kaum noch Berührungspunkte mit einander haben und haben können.

Die Wissenschaft im engeren Sinne mit ihren Forschungen, ihren von Schritt zu Schritt fortschreitenden Entwicklungen, ihren dem ephemeren Erfolge in den für die Öffentlichkeit bestimmten Teilen der Presse völlig abgekehrten Wirken, zerfällt schon an sich in eine nicht geringe Anzahl einzelner Fächer. Theologie, Philosophie, Arzneikunde, Physik, Chemie, Pädagogik, Jurisprudenz und so vieles andere, alles dies bildet schon für sich ein so ungeheures Gebiet des Wissens und schriftstellerischer Thätigkeit, daß nur wenige im stande sein dürften, hieraus die Allgemeinheit eines Urteils über den beherrschenden Geist herzuleiten, wenn dieses Urteil über die Anerkennung des gemeinsamen Ernstes wissenschaftlicher Forschung hinausgehen sollte.

Abgesehen hiervon führt wiederum die Kunst in ihren zahlreichen Abstufungen, der Malerei, Skulptur und Architektur, der Musik, der Poesie und in dieser wieder die Litteratur der Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, der Feuilletons und Essais zu einer so individuellen Besonderheit der Betrachtungen, daß auch hier die Allgemeinheit der Anschauungen sich in Detail-Urteile auflöst und auflösen muß.

Endlich wird der Kritik ein nicht zu unterschätzender Anteil an der litterarischen Thätigkeit des Berliner Geistes zuerkannt werden müssen.

Kann man hier überhaupt noch von diesem, als von einem für das Urteil über die Reichshauptstadt maßgebenden sprechen?

Ich bin dieser Meinung nicht.

Wohl aber darf man anerkennen, daß sich in gewissen Kreisen Berlins eine bemerkbare Strömung nach der litterarisch ästhetischen Seite hin erkennbar macht.

Ich bin fern davon, behaupten zu wollen, daß in den Salons, in welchen die hierher gehörigen Kreise sich zusammenfinden, sich eine berufene Ästhetik geltend mache.

Im allgemeinen hat der ästhetisch gebildete Teil der Berliner Gesellschaft in seinen Anschauungen und Urteilen eine ernste, an Wissenschaftlichkeit grenzende Unterlage. Nicht das Sensationelle dieses Zweigs im öffentlichen Leben, sondern der innerste Kern desselben ist es, der hier interessiert, anregt, belebend wirkt.

Aber gerade in diesen, ich darf sagen besseren, Kreisen macht man nicht fait von der Ästhetik. Wo dies mit einer gewissen Ostentation geschieht, und man könnte die Salons genau bezeichnen, so wie man ja auch die Salons kennt, in denen der Wagnerianismus pur sang zuhause ist, da regiert die blaustrumpfige kokette Richtung der gebildeten und halbgebildeten Frauenwelt in einer Weise, welche von Oberflächlichkeit nicht allzu entfernt ist.

Im allgemeinen liebt man es, in solchen Kreisen sich an Autoritäten anzulehnen. Hier spielt der Litterat von Fach, auch wenn er den tonangebenden Schriftstellern bei weitem nicht angehört, die große Rolle; und leider wird ihm geglaubt.

Ohne Prüfung betet man nach, was er vorschwaht; sein Urteil ist maßgebend für die Kreise, denen er angehört, und oft weit darüber hinaus.

Kann es da Wunder nehmen, daß solche Männer sich für die wirklich maßgebenden Autoritäten einer Stadt wie Berlin betrachten? Und doch sind sie es so ganz und gar nicht.

Der Gefahr, für solche Größen gehalten zu werden, würden am ehesten diejenigen Litteraten anheimfallen, die die Tageskritiken und feuilletonistischen Urteile der Theater täglich in mehr als zwanzig großen und mittleren Zeitungen ihrem Leserkreise vorführen. Unter diesen befinden sich Männer von nicht geringer Begabung. Mauthner, Blumenthal, Paul Lindau, Adami, Fontane und sehr viele andere, alle mehr oder weniger durch Fachkenntnisse, gründliche, wissenschaftliche und litterarische Bildung oder durch Esprit, Schärfe und Vielseitigkeit des Urteils hervorragend und unter einander doch so grundverschieden in ihrem Wirken und in ihrer Thätigkeit, stehen hoch genug, um den Geist der Berliner Kritik als einen solchen erscheinen zu lassen, der nach Wahrheit strebt, und das Schöne, Edle, Wahre, die Tiefe der Auffassung wie die reizvolle Form, das Pikante (im guten Sinne des Worts), die zündende Kraft der Darstellung mit vollem Bewußtsein zu fördern.

Hier spielt der Klatsch als solcher keine Rolle.

Eine oder die andere der genannten Personen mag ihre Stellung vielleicht hier und da, insbesondere in den Theaterkritiken überschätzen.

Im großen und ganzen darf man diesem Teile der Litteratenwelt Berlins

die Anerkennung großer Tüchtigkeit und einer gewissen Bedeutung für die Entwicklung der Ästhetik wie der Kunst nicht versagen.

Vornehme Charaktere geben diesem Teile der Belletristik Berlins einen nicht zu unterschätzenden Halt. Die Gefahr des Klifenwesens, dem die notwendige Gemeinschaft der Thätigkeit und Arbeit so leicht entgegenführen könnte, wird hier durch die Verschiedenheiten des Terrains, auf dem die Bewegung stattfindet, auf ein Minimum herabgedrückt.

Wir haben in der Kritik keinen Lessing, mindestens keinen, der als solcher anerkannt wäre; dazu spielt sich die Arbeit selbst und die diese bedingenden Impulse mit zu schneller Notwendigkeit ab. Aber am Talent, am Fleiß und an gediegenen Resultaten fehlt es nicht.

Wenn man auf die Bilder Fontanes aus den heimischen märkischen Gegenden, auf gewisse Betrachtungen Paul Lindaus, auf Dernburgs herrliche Korrespondenzen über die Reise des Kronprinzen nach Spanien, wenn man auf die früheren Romane Spielhagens einen prüfenden Blick wirft, wenn man daneben das in die Höhe wachsende Talent v. Wildenbruchs neben Blumenthals Lustspielen in das Auge faßt (ich spreche nur von Beispielen, die mir gerade nahe liegen, ohne diese als die für mein Urteil allein maßgebenden betrachten zu wollen), wenn man dabei den ungeheuren Kreis der gelehrten und Fachschriften in das Auge faßt, der sich täglich erweitert, so wird man meine Anschauung vielleicht als eine begründete erachten können.

Aus kleinerem setzt sich das Größere zusammen und aus den Personen der Kreis der Besonderheit, der wieder der Gesamtheit seinen Stempel leiht. Die Karrikatur dieser Verhältnisse, wie ich sie oben bezeichnet habe, bildet die Ausnahme. Man darf anerkennen, daß Berlin (mindestens gesagt) keiner der großen Kulturstädte im Kreise litterarischer Thätigkeit nachsteht, wenn es auch keinen Zola zu stellen vermocht hat.

Ich habe vorhin das ominöse Wort „Klifenwesen“ ausgesprochen.

Dieser böse Auswuchs gesellschaftlicher Zustände ist freilich den litterarischen Kreisen nicht völlig fern geblieben. Wir sind in neuerer Zeit Erscheinungen begegnet, welche mit Recht auf derartiges schließen lassen.

Leider ist es grade die Kunst, sind es die Fachwissenschaften, die zu derartigen Bemerkungen Veranlassung geben.

Wehe dem, der sich herausnehmen wollte, ein Bild von Böcklin, und sei es auch so kunstwidrig und unschön, wie der Centaur auf der diesjährigen Ausstellung, in dieser Weise zu charakterisieren. Eine ganze Flut von Fachgenossen in der Kritik würde sich in den Ring stellen, dessen Glieder die Ästhetik der Malerei gepachtet haben.

Ähnlich ist es mit der Musik. Totschweigen ist das Mindeste, Schonendste, was einem Urtheil, einem Werke begegnen kann, das den landläufigen oder durch die Parole festgestellten Zielpunkten der musikalischen Kritik nicht entspricht.

Der Kölner Klungel, über den in der Hauptstadt der Rheinprovinz so viel geklagt wird, wiederholt sich in den Berliner Fachkreisen oft genug in mehr oder

weniger bemerkbarem Maße. Das alte Kasten- und Zunftwesen guckt noch oft genug gespenstisch in unsere neue Zeit herein.

Ich habe in Vorstehendem den Geist der Berliner zu skizzieren versucht; ich habe den politischen Geist, den der Diplomatie und des höheren Beamtentums, der mittleren Gesellschaftsklassen, der Aristokratie und des Militärs an dem wohlwollenden Leser vorüber geführt, habe mich mit den niederen Volksklassen und mit der Haute finance beschäftigt und habe die litterarischen und künstlerischen Kreise der Reichshauptstadt, letzteren freilich nur ganz nebenbei, berührt.

Wäre es notwendig gewesen, der Künstler besonders zu gedenken und unter diesen auch insbesondere der Musiker?

Ich glaube, es wird nützlich sein, dies zu vermeiden.

Wenn in den Kreisen der bildenden Künstler der Idealismus in gewissem Grade sich mit Recht der modernen Realistik zu nähern sucht, wenn in der Musik die klassische Richtung vor dem gewaltigen Anstürmen der neueren Richtung noch nicht zurückgewichen ist, ohne darum verknöchert zu sein, so darf man beiden Erscheinungen ein hochehrfreuliches Interesse entgegenbringen.

Sie schließen sich dem geschilderten allgemeinen Geiste der Berliner Bevölkerung an, die man nicht nach einzelnen Auswüchsen, nicht nach den „Buchholzens“ oder anderen spezifischen Erscheinungen, sondern nach ihrer Totalität beurteilen darf.

Wenn die realistische Richtung in der Bevölkerung auch ihre starke Vertretung hat und wenn die Anbetung des goldenen Kalbes keineswegs überall ausgeschlossen ist; überwiegend bleibt in allen Schichten des Volkes, die hier in Frage kommen können, die Idee des Ewigen, der Wille zum Besseren zu gelangen, das Streben zum Guten und möglichst Vollkommenen hin.

Daß der Berliner nicht vollkommen ist, wer wüßte das nicht! Daß sein Sarkasmus oft verlegt, daß er nicht selten einer gewissen Überhebung fähig ist, wer wollte dies bestreiten?

Der Berliner Geist hat hiermit nichts zu schaffen.

Ich habe ihn vielleicht recht günstig beurteilt; aber ich glaube, gerecht gewesen zu sein. Die vielen abfälligen Urteile, die ich über die Einwohner der Reichshauptstadt, insbesondere im Süden Deutschlands, oft so schroff und hart habe aussprechen hören, waren ungerecht oder durch Einzelheiten veranlaßt, die nicht entscheidend sein konnten.

Die neuere Zeit hat hierin schon vieles geändert, gemildert, ausgeglichen.

Gewiß wird auch die Erkenntnis eigener Schwächen und Fehler in der Bevölkerung Berlins fortschreiten und das Urteil über den in ihr herrschenden Geist auch Fremden gegenüber mit größerem Wohlwollen erfüllen, als solches bisher bemerkbar gewesen ist.



Plaudereien in Wiener Meister-Ateliers.

II.

Bei den Bildhauern.

Die zahlreichen Monumental-Bauten, die in Wien unter der Regierung Kaiser Franz Josephs I. geschaffen wurden und in ihrer Gesamtheit eine neue Stadt bilden, welche die alte gleich einem glänzenden Gürtel umschließt, haben auch auf dem Gebiete der Plastik eine rege Thätigkeit ins Leben gerufen, die während dieser kurzen Bauperiode von kaum einem Vierteljahrhundert herrliche Blüten der Kunst getrieben hat. Ein Blick in die Wiener Bildhauer-Ateliers genügt, um zu zeigen, daß die wichtigsten Arbeiten, die sich dort in Ausführung befinden, teils zum plastischen Schmucke der neuentstandenen Kunstbauten selbst, teils zum Schmucke der großen Plätze, die durch diese gebildet werden, bestimmt sind.

Weit draußen vor dem kaiserlichen Lustschlosse Belvedere liegt das Gebäude der Spezialschule für höhere Bildhauerei, mit den Ateliers der diese Anstalt leitenden Professoren Kundmann und Zumbusch.

Ein junger talentvoller Schüler des ersteren, Hans Brandstetter, er bietet sich freundlichst zum Führer und geleitet uns durch die Säle, in denen er und seine Kollegen manch Anerkennenswertes schaffen, zu dem in einem geräumigen Hofgebäude liegenden Atelier des Meisters. Hier treffen wir Karl Kundmann an einer für ein Grabdenkmal bestimmten Christus-Statue arbeitend, das Bildwerk stellt den Heiland als Tröster dar; unendliche Milde liegt in den edlen Zügen, und mit der Rechten weist derselbe nach dem Himmel, ein besseres Jenseits verheißend. Unser Blick ruht bald auf dem Christuskopfe, bald auf dem des Künstlers, und dabei fällt uns in beiden eine gewisse Verwandtschaft auf. Es ist nicht zu leugnen, daß Meister Kundmann, dessen schlanke Gestalt ein schönes, von einem schwarzen Vollbarte und langem, schwarzem Haar umrahmtes Haupt trägt, aus dem ein paar sanfte, geistvolle Augen blicken, manche Ähnlichkeit mit den Christus-Bildern der italienischen Meister aufweist. An das Kunstwerk anknüpfend, welches er eben in Thon formt, lenkt sich unser Gespräch zunächst auf Tizian, dessen „Christus mit dem Zinsgroschen“ in einer guten Photographie, dem Künstler bei seinem Werke zum Vorwurfe dienen soll. Er hegt für dieses Bild eine besondere Vorliebe und erzählt, daß er in der Dresdener Galerie ganze Stunden in staunender Betrachtung vor demselben gewelt. Insbesondere macht er uns auf den in den Händen Christi und des Pharisäers ausgeprägten Charakter aufmerksam. Eine Hand wie die des letzteren erinnere er sich nur einmal während seines Aufenthaltes in Rom an dem Wirte einer kleinen Osteria in der Campagna gefunden zu haben.

Die den Italienern so geläufige Sprache der Hände biete den im Süden lebenden Malern und Bildhauern reichlichen Stoff in dieser Richtung Studien zu machen, zu denen in Osterreich und Deutschland die Gelegenheit fast gänzlich fehle. Daher komme es, daß mitunter bei den Werken unserer Künstler die Hand-

bewegung etwas ganz Anderes ausdrücke als der Gedanke, der sich in den Gesichtszügen der darstellenden Gestalten ausprägen.

Wir sprachen dann von der Bildung der Augen in der Plastik, denen viele Künstler durch Vertiefung des Augensternes einen lebendigeren Charakter verleihen wollen. Kundmann läßt diese Auffassung im Genre und selbst bei biblischen Figuren gelten, will sie aber in der Antike nicht angewendet wissen. Dabei kam die Rede auf die moderne Kunst, deren mitunter allzu grell hervortretender Naturalismus dem Meister nicht behagt. Zu der Zeit, als er in Rom seine Studien machte, im Jahre 1865, waren unter den dortigen Bildhauern noch die Traditionen der klassischen Richtung lebendig. An den unsterblichen Kunstwerken der Griechen und Römer hat sich der Meister herangebildet; von den Kunstheroen des Cinquecento gilt ihm Michel Angelo als ein unerreichtes Genie. Mit Begeisterung sprach er von dessen David und rühmte an demselben insbesondere die Parteen an dem Halse, den Schultern und der Brust als mustergiltig für alle Zeiten. Unter den italienischen Künstlern der Gegenwart kannte er den vor drei Jahren verstorbenen Dupré und stand mit Pio Fedi und Rivolta in persönlichem Verkehr; für ihre Werke hegt er eine große Verehrung. Vor seiner Romreise arbeitete Kundmann bei Hänel in Dresden. Auf Grund seiner berühmten Gruppe „der barmherzige Samaritaner“ erhielt er einen Staatspreis zum Zwecke der Fortsetzung seiner Studien in Italien. Im Jahre 1872 ward der kaum 27jährige junge Mann zum Professor an der Akademie in seiner Vaterstadt Wien ernannt. Zu seinen bedeutendsten Werken zählt das im Stadtpark aufgestellte, in farrarischem Marmor ausgeführte Denkmal des Ländichters Schubert. Vor kurzem vollendete er die überlebensgroße Statue Grillparzers, für den Volksgarten bestimmt, welche den greisen Dichter im deutschen Rocke sitzend, in Gedanken vertieft niederblickend, mit einem Buche in der Hand darstellt, das Antlitz stark idealisiert. Von kolossalen Dimensionen ist das in Arbeit befindliche Tegetthoff-Monument, welches den großen Seehelden auf einer 72 Fuß hohen, an drei Stellen beiderseitig von Galeerenschwäbeln unterbrochenen Säule stehend darstellt. Die Säule erhebt sich von einem terrassenförmigen Unterbaue zwischen zwei mächtigen, den Kampf und den Sieg symbolisierenden Gruppen; die beiden Genien lenken je einen mit Seepferden bespannten römischen Triumphwagen; der Raum zwischen den beiden Wagen ist durch eine streng antik durchgeführte, riesige Waffentrophäe maskiert.

In dem ganzen Denkmale, welches von allem Konventionellen abweicht, tritt die klassische Richtung des Meisters scharf hervor. Das in allen Einzelheiten groß gedachte und stilvoll durchgeführte Monument wird in Erz gegossen und am Praterstern aufgestellt werden und eine der erhabensten Zierden der Stadt bilden. —

Wenn wir an der uns gestellten Aufgabe, Gespräche in Wiener Künstler-Ateliers wiederzugeben, streng festhalten wollten, so müßten wir an der Heimstätte des künstlerischen Schaffens von Professor Kaspar Zumbusch füglich vorübergehen, denn wiewohl uns der Meister mit großer Höflichkeit empfing und die begonnenen Arbeiten in seinem Privat-Atelier zeigte, schien er vielleicht gerade an jenem Tage nicht disponiert, sich in eine Konversation einzulassen. Damit soll

durchaus nicht gesagt sein, daß Zumbusch in seinem Wesen etwas Unfreundliches hat; die dem Norddeutschen eigene kühle Reserve mag sich ja bei dem häufigeren Verkehre leicht in ebenso warme Gemütlichkeit verwandeln, wie sie den eingeborenen Wiener Künstlern gegeben ist. Zumbusch, dessen bedeutender Kopf und geistvolles Auge unleugbar einen Zug von künstlerischer Genialität aufweist, stammt aus Erzebrag in Preußen und steht in den fünfziger Jahren; sein langer schwarzer Vollbart ist nur mit wenig Grau untermengt. Seine künstlerische Ausbildung fand er in München und Rom; seit 1873 wirkt er als Professor an der Wiener Akademie. Ich fand ihn an einer der zahlreichen zum Maria-Theresia-Denkmal gehörigen Figuren modellierend; ein Monument, über das man nicht mit Stillschweigen hinweggehen kann, wenn von dem Kunstleben Wiens die Rede ist. Die einzelnen Teile desselben werden in dem zweiten geräumigen Hofgebäude der höheren Bildhauerschule nach dem Modelle des Künstlers gearbeitet. Auf einem terrassenförmigen Unterbaue erhebt sich ein viereckiger, mit Säulen gezielter Sockel, und auf diesem gewahrt man die Kaiserin in einem Armstuhl sitzend, dessen Rückseite mit allen Länderwappen der Monarchie geziert ist; an den vier oberen Ecken des Sockels erheben sich Allegorien der vier Herrschertugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Macht und Stärke. Die vier Flächen des Sockels weisen Nischen auf, wo in Gruppen von je fünf lebensgroßen Figuren die auf die Staatsentwicklung Oesterreichs unter Maria Theresia bezug nehmenden wichtigsten Momente dargestellt werden; vor diesen Sockel-Flächen erheben sich auf eigenen Postamenten die Kolossalstatuen jener vier Männer, die auf die Reorganisation Oesterreichs in dieser Zeitepoche von entscheidendem Einflusse waren, u. z. Fürst Kaunitz, Feldmarschall Fürst Wenzel Liechtenstein, von Swieten und Haugwitz; endlich sehen wir noch von den vier Ecken des Sockels auspringend die vier riesigen Reiterstandbilder der damals berühmtesten Heerführer: Laudon, Daun, Rhevenhüller und Traun.

Wenn man bedenkt, daß die sitzende Gestalt der Kaiserin eine Höhe von mehr als 2 Metern besitzt, so kann man sich einen Begriff von dem großen Maßstabe machen, in welchem das ganze Monument ausgeführt ist, welches nicht der berühmten Regentin allein, sondern der durch ihre Regierungszeit bedingten Kulturepoche in ihren bedeutendsten Erscheinungen zur Verherrlichung dient. Das großartige, mehr als dreißig Figuren umfassende Werk hat der Künstler vor etwa zehn Jahren in Angriff genommen; seinem unermüdliehen Fleiße ist es zu danken, daß dasselbe nunmehr seiner Vollendung entgegengeht und daß sich bereits einzelne Teile im Gusse befinden. In ungefähr zwei Jahren dürfte das Monument vor dem äußeren Burgplatze zwischen den beiden Hofmuseen aufgestellt und enthüllt werden. Von den früheren Werken Zumbusch's ist das in Erz gegossene Beethoven-Denkmal eine der hervorragendsten Schöpfungen, worin die schwierige Aufgabe, den Genius der Kunst im Kampfe mit der verdüsterten und verbitterten Natur Beethovens darzustellen, durch den an den Felsen geschmiedeten, unter den Hieben des Geiers sich windenden Titanen Prometheus und die Göttin mit dem Siegesfranze, beide durch musizierende Kinder verbunden, glücklich gelöst erscheint. —

Wie Angeli der gefuchteste Maler für Porträtgemälde, ist Viktor Tilgner der beliebteste Bildner für Porträtbüsten. Sein Atelier befindet sich in einem Gartengebäude des fürstlich Schwarzenbergischen Parkes in der Heugasse. Hier gelangt man zunächst in einen Raum, in welchem Schüler und Gehilfen des Künstlers mit der Ausführung der zahlreichen Bestellungen beschäftigt sind, die demselben zu jeder Zeit reichlich zufließen und außer Porträtbüsten Figuren mannigfachster Art als plastischen Schmuck für die verschiedenen Baulichkeiten der Stadt umfassen. Die in diesem Atelier herrschende rege Betriebsamkeit bringt es mit sich, daß die bestellten Kunstwerke rasch ihrer Bestimmung zugeführt werden, so daß der Besucher jeweilig nur wenige derselben zu sehen bekommt. Zur Zeit, als ich Professor Tilgner besuchte, fanden sich in dem vorerwähnten Raume von hervorragenderen Werken nur die für das naturhistorische Museum bestimmte Kolossalbüste des Nordpolfahrers Wenprecht, dann vier überaus charakteristisch komponierte, für das neue Burgtheater bestimmte Figuren, wovon ein den Wiener Typus tragender Hanswurst auf die Entstehung des deutschen Dramas hindeutet, während eine Gestalt aus einem Shakespeareschen Stücke, Racines, „Phaedra“ und Calderons „Richter von Zalamea“ die Entstehung des englischen, französischen und spanischen Dramas versinnlichen. Außerdem hat Tilgner kürzlich drei prächtige Brunnenfiguren geschaffen, wovon die eine für das kaiserliche Lustschloß in Lainz bestimmt ist, während die beiden anderen (Knaben auf einem Delphin) den Garten der kaiserlichen Villa in Ischl zieren. Eine für das Parlamentsgebäude bestimmte Statue Homers fand bei der letzten Ausstellung im Künstlerhause vielfache Anerkennung. Neben der eigentlichen Werkstätte künstlerischen Schaffens befindet sich ein elegant eingerichteter, mit Teppichen, Waffen, Standarten, kostbaren Stoffen, Bildern und Antiquitäten geschmückter Empfangssalon, von dem eine Treppe zu dem im ersten Stockwerke gelegenen Privat-Atelier des Künstlers führt. In dem Salon fiel mir die neueste Porträtbüste von Franz List, die Büste der Fürstin Carolath und die Büste eines Bischofs auf, welche letztere in den Gesichtszügen eine ausgesprochen naturalistische Auffassung zur Schau trägt. Umso feltamer waren die Auseinandersetzungen Tilgners über den von ihm in der Kunst eingenommenen Standpunkt. „Wenn man mir vorhält, begann er, daß ich ein Naturalist sei, so ist dies gänzlich ungerechtfertigt. Ich bin nicht im Stande etwas nach der Natur zu schaffen. Ein Modell kann mich beim Arbeiten nur beirren, denn ich bilde das Kunstwerk so, wie es mir in festen Umrissen im Geiste vorschwebt; allerdings ist diese Arbeit eine doppelte, denn zuerst muß mir die Phantasie das Modell klar vor Augen stellen, und erst wenn ich dieses Bild vollkommen erfaßt und festgehalten, kann ich danach modellieren; eine Thätigkeit, die durch Anspannung aller Geisteskräfte auf die Dauer sehr ermüdet. So wenig ich selbst der naturalistischen Richtung huldige, so wenig kann ich mich mit derselben bei anderen befreunden, wiewohl dieser Zug die moderne Plastik, namentlich in Italien, stark durchweht.“ Ich erlaubte mir dann darauf hinzuweisen, daß es mir sowohl bei den anerkanntswerten Schülerarbeiten der Wiener Bildhauerschulen als auch in den Ateliers unserer Meister aufgefallen sei, so wenig Ge-

wicht auf Marmorarbeiten gelegt zu sehen, an denen in den italienischen Ateliers kein Mangel sei. — Darauf schien Professor Tilgner indes keinen großen Wert zu legen. „Ich selbst, sagte er, arbeite nicht in Marmor; man verdirbt sich dabei die Hand, und dann nimmt die Ausführung so viel Zeit in Anspruch, daß es bei den massenhaften Bestellungen gar nicht möglich wäre, allen Anforderungen gerecht zu werden. Auch werden die Arbeiten zu schlecht gezahlt, als daß man sich durch eine Sache allzulange absorbieren lassen könnte.“ — Wir kamen dann auf die Holzskulpturen zu sprechen, die insbesondere für eine Spezialität der Tiroler gelten. „Dieselben erheben sich, meinte der Professor, selten über das Handwerksmäßige, und die Kunstakademiker, welche ihre Laufbahn mit der Holzschneiderei begonnen, können dieselbe bei ihren späteren, bedeutenderen Schöpfungen nie ganz verleugnen; dies sei auch bei seinem eigenen hochverehrten Lehrer Hans Gasser der Fall gewesen, wiewohl sich dieser in späteren Jahren eine hervorragende künstlerische Bildung angeeignet.“ Von den Schülern Tilgners hat sich Arthur Strasser durch seine bemalten ägyptischen Terrakottafiguren einen Namen gemacht. Das Verdienst tüchtige Schüler heranzubilden, lehnte der Professor ab; der Einfluß des Lehrers könne nur ein geringer sein und beschränke sich auf die Anleitung und Anregung zu künstlerischem Schaffen; der Erfolg sei schließlich doch nur dem Talent und Fleiße des Schülers zu danken, der sich oft unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen Bahn breche. — Bevor ich das Atelier verließ, hatte ich noch Gelegenheit Meister Tilgner bei der Arbeit zu sehen. Im Vorjaare modellierte einer seiner Schüler an dem Kopfe einer Kariatide. Der Professor machte sich nun daran das Werk zu corrigieren, wobei ich seine große Fertigkeit bewundern mußte; indes verschmähte er in diesem Falle nicht, häufig nach dem Modell stehenden Manne hinzublicken und einzelne Partieen der Natur getreu nachzubilden. — Bevor wir von ihm scheiden, sei hier mit wenigen Strichen sein Porträt gezeichnet. Viktor Tilgner dürfte in den vierziger Jahren stehen, ist von mittlerer Größe, hat blondes Haar, eben solchen Schnurrbart, ein kleines Bärtchen unter der Unterlippe, hat sympathische, joviale Gesichtszüge, in denen ebenso wie in seiner Redeweise der gemüthliche Wiener zu Tage tritt. —

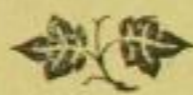
Bevor ich meine Wanderungen durch die Wiener Kunstheimstätten mit einem Interview bei dem lebenswürdigen und genialen Helmer abschließe, möchte ich die geneigten Leser noch auf das Atelier Rudolf Weyrs aufmerksam machen, welches ich wiederholt besuchte, ohne je so glücklich zu sein, den Künstler persönlich anzutreffen. Was ich von seinen Werken gesehen, dient zum großen Theil wie die Schöpfungen der früher genannten Meister der plastischen Ausschmückung unserer Monumentalbauten und kann dem bereits Beschriebenen, was die künstlerische Bedeutung betrifft, als ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Allgemeine Bewunderung erregte der im letzten Frühjahre im Künstlerhause ausgestellte Bacchuszug, welcher die Fassade des neuen Burgtheaters ziert und eine Fülle von harmonisch gruppierten Gestalten aufweist, die ein frischer Zug von Frohsinn und Lustbarkeit belebt. Im Atelier, das sich in einem Gartenhause in der Kolonitzgasse auf der Landstraße befindet, sind die für das Grillparzer-Denk-

mal bestimmten Reliefs zu sehen, welche Szenen aus den hervorragendsten Dramen des Dichters: aus der Ahnfrau, des Meeres und der Liebe Wellen und aus Sappho mit richtiger Empfindung und echt künstlerischer Auffassung zur Darstellung bringen. Wie mir einer der Schüler Professors Weyrs sagte, sollen dieselben in farrarischem Marmor ausgeführt werden. —

Edmund Hellmer, einer der jüngsten und, wie schon erwähnt, der genialsten Wiener Bildhauer, besitzt zwei Ateliers; das eine in der Akademie der bildenden Künste, an welcher er als Lehrer in der allgemeinen Bildhauerschule wirkt, das andere im Prater in dem Pavillon des Amateurs der einstigen Weltausstellung. Ich suchte ihn zunächst in ersterem auf, wo ich eine junge Dame, eine der wenigen Bildhauerinnen, mit der Modellierung einer Porträt-Büste beschäftigt fand. Während ich den Meister erwartete, hatte ich Muße den Entwurf seines Monumentes zur Befreiung Wiens von den Türken zu betrachten, welches im Stefansdome aufgestellt werden soll. Das architektonisch meisterhaft komponierte Denkmal ist im Renaissancestil u. z. in der Art Fischer von Erlachs ausgeführt. In der Mitte erhebt sich in einer von zwei korinthischen Säulenpaaren flankierten Nische das Reiterstandbild Rüdigers von Starhemberg, zu beiden Seiten von Soldaten und Repräsentanten der Wiener Bürger- und Studentenschaft umgeben, nach erfolgtem Entsatze ins Freie drängend. Über dem Haupte des Feldherrn schwebt die Siegesgöttin, die mit der Rechten die Fahne der Stadt-Verteidiger bekränzt und mit der Linken ein Kreuz emporhält. Zu beiden Seiten der Säulensockel stehen die Figuren des Bischofs Kolonitz und des Bürgermeisters Liebenberg; über dem Architrav, der die Säulenpaare verbindet, stehen zur Rechten und Linken je zwei Feldherren, die sich um die Verteidigung und den Entsatz der Stadt verdient gemacht; der zwischen ihnen befindliche architektonische Abschluß des Denkmals ist mit dem österreichischen Adler und den Reichsinsignien ausgefüllt; darüber erhebt sich über einem Rundbogen die Mutter Gottes (Madonna victrix), der zu Füßen links Kaiser Leopold I., rechts Papst Innocenz XI. im Dankgebete knien. — Während ich noch die Einzelheiten des Entwurfes betrachtete, trat ein junger Mann zur Thür herein, dessen Äußeres meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Blondes, wallendes Haar, blonder Vollbart, treuherzig blickende blaue Augen, von Gestalt eher klein als groß. Ich hielt ihn für einen Schüler des Professors, denn daß es letzterer selbst sein könne und daß der Schöpfer des Türkendenkmals vor mir stehe, hätte ich bei der Jugendlichkeit der Erscheinung unmöglich voraussetzen können. Allerdings hat Hellmer, der heute im 34. Lebensjahre steht, schon mit 18 Jahren das Interesse der Künstlerkreise auf sich zu lenken gewußt und das Staatspreisstipendium errungen. Dabei waren, wie er selbst sagte, die Mittel zur künstlerischen Ausbildung in jener Zeit, da er anfing zu lernen, überaus unvollkommen. Um seine Existenz zu fristen mußte er zu Arbeiten jeder Art greifen; bald zu einer für einen Kunstschler bestimmten Bildhauerei, bald zu einem Ornament oder einer Figur, die ein Steinmetz gerade für ein Grabdenkmal benötigte. Hierbei verhielt er zwar, wie er mir gestand, manchen Stein- oder Marmorblock; doch eignete er sich sowohl die Holz- als die Marmortechnik praktisch an, wozu er ohne diese

notgedrungen auf den Erwerb gerichtete Thätigkeit nie gelangt wäre. Darum klagt auch Helmer darüber, daß den Schülern an der Akademie so wenig Gelegenheit geboten werde, sich in der Marmortechnik auszubilden. Weder in Oesterreich noch in Deutschland werde dieser Fertigkeit heutzutage ein genügendes Augenmerk zugewendet. Der Grund liege wohl zumeist darin, daß das Material zum Experimentieren zu kostspielig sei. In Italien, wo man den Marmor billiger haben könne, sei die Steintechnik unter den Bildhauern außerordentlich verbreitet, doch werde dieselbe leider vielfach handwerksmäßig betrieben und gerate durch die moderne naturalistische Richtung auf Abwege, indem man sich bemühe Gegenstände und Stoffe in Marmor nachzubilden, die sich im Steine absolut nicht wiedergeben lassen. — Für die Wiener Plastik sei die Überproduktion der letzten Jahre ein großer Nachteil. Während in früheren Zeiten die Bestellungen überaus spärlich flossen, sei infolge der nun rasch zu Ende zu führenden Monumentalbauten, sowie der von Privaten aufzuführenden Kunstbauten ein so massenhafter Bedarf, daß, wer von den Künstlern nicht mit großer Gewissenhaftigkeit arbeite, unwillkürlich zu einem Überhassten der Arbeit gedrängt werde. Während früher selbst hervorragende Meister nur sehr sporadisch dankenswerte Aufträge erhielten, würden heute Schülern, die kaum ausgebildet seien, Bestellungen zugewiesen, denen sie nicht gewachsen wären. — Im Hinblick auf das Denkmal für den Stefansdom erklärte mir Helmer, daß dasselbe entweder in Stein oder in Marmor, mit teilweiser Vergoldung der Renaissance-Ornamente ausgeführt werden solle. — In seinem Stadt-Atelier zeigte er mir außerdem zwei prachtvolle Fassaden-Gruppen für das neue Universitätsgebäude: die Universalwissenschaft mit der Philosophie und die theoretische nebst der angewendeten Religionswissenschaft (der Befehring), Gestalten von tiefem Ernste und wunderbarer Schönheit; außerdem die Skizze zu dem Monument für den verstorbenen Erbauer des Arlberg-Tunnels, Oberbaurat Lott. — Bei einem zweiten Besuche, den ich Helmer in seinem Atelier im Prater machte, sah ich die für die Haupt-Fassade des Parlamentsgebäudes bestimmte Giebelgruppe, ein Werk, bei welchem die schwierige Aufgabe der Darstellung eines wichtigen Momentes aus unserer jüngsten Geschichte in klassischem Geiste glücklich gelöst erscheint. „Kaiser Franz Joseph I. giebt seinen Völkern die Verfassung“; so lautete das Thema. Der Künstler stellte in die Mitte des Giebelfeldes die vor dem Turme aufgerichtete Gestalt des Monarchen, in antikem Gewande, den Herrschercharakter Jupiters an sich tragend. Zu beiden Seiten des Kaisers gruppieren sich huldigend je drei weibliche Gestalten, die Kronländer Salzburg, Niederösterreich und Oberösterreich und Böhmen mit Mähren und Schlesien. Wortführerin ist das zur Rechten stehende Niederösterreich, während Böhmen stolz den Herrscherstab erhebt; die sich den beiden anschließenden sitzenden Gruppen: einerseits Tirol mit Vorarlberg und Kärnthen, nebst der hingestreckten Gestalt Krains; andererseits Galizien mit einem Knaben (Bukowina) und Steiermark, vor sich das Gesetzbuch, auf die liegende Frauengestalt Istrien blickend — diese beiden Gruppen besprechen das große Ereignis der Konstitution; ihren Abschluß finden sie durch zwei in den Giebelecken ausgestreckte Kindergestalten, welche die Grafschaft Görz

und die Stadt Triest darstellen. In allen diesen Figuren ist der streng klassische Stil festgehalten; wir sehen fast ausschließlich nur griechische Profile, in denen nur hier und da ein typischer Zug der betreffenden Nationalität leicht an klingt, wie z. B. bei Oberösterreich, Kärnten und Istrien. Die Gestalt Tirol ist wundervoll in der Gewandung und hat den Schild mit dem kaiserlichen Adler zur Seite. Die ganze Giebelgruppe ist unseres Erachtens nach eine der bedeutendsten Schöpfungen der modernen Plastik, und wenn wir bedenken, daß derselbe Künstler das hiervon so grundverschiedene und nicht minder hervorragende Monument für den Stefansdom schuf, so müssen wir ob der Vielseitigkeit seines Talenten staunen. Das Werk wird in Laas (Tiroler) Marmor ausgeführt werden und mit den anderen Denkmälern ein herrliches Zeugnis abgeben für die Blüte der plastischen Kunst in Wien während der Regierungszeit unseres kunstsinnigen Monarchen. —
Kurt von Zelan.



Wie schützt und wie heilt man das Gehör?

Von

K. Bürkner.

Es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, daß Ohrenkrankheiten nicht sehr häufig seien. Mit einer gewissen Verwunderung wird zuweilen die Frage geäußert, ob es für einen Arzt lohnend sein könne, sich ausschließlich mit Gehörleiden zu beschäftigen, oder ob in den Ohrenheilstalten denn wohl auch immer Kranke zu finden seien? Nun, wer da glaubt, es gebe nicht sehr viele Ohrenkranke, der befindet sich in einem großen Irrtum, denn es ist sicher, daß unter zehn Gehörorganen vier bis fünf irgend eine, oft freilich ganz geringfügige Abnormität aufweisen. Man muß nur nicht in den Fehler verfallen, wie das so häufig geschieht, die Krankheiten des Ohres mit einem Symptome, der Schwerhörigkeit, zu verwechseln; diese Begriffe decken sich keineswegs: durchaus nicht alle Ohrenleidenden sind schwerhörig. Wäre dies der Fall, gehörten überhaupt die Ohrenkrankheiten zu den auffallenden Leiden, so würde niemand ihre Häufigkeit bezweifeln, so würde auch der Pflege des in Rede stehenden Sinnesorganes mehr Beachtung geschenkt werden.

Die große Verbreitung der Krankheiten des Ohres erklärt sich sehr leicht durch die exponierte Lage des Organes. Liegt auch der eigentliche schallleitende Apparat, nämlich das Trommelfell mit den Gehörknöchelchen, — von dem tief in den Knochen eingebetteten nervösen oder schallempfindenden Teile, dem Labyrinth des Ohres, ganz zu schweigen — mehrere Zentimeter tief im Schädel verborgen, so können doch leicht von außen her, durch den Gehörgang, zahlreiche Schädlichkeiten denselben erreichen; wir brauchen nur an eindringendes Wasser, an kalten Luftzug, an zufällig oder durch Schuld des Patienten in den Gehör-

gang geratene Fremdkörper zu erinnern. Aber weit mehr Gefahren drohen dem Ohre von einer andern Seite, von der Nase und von dem Rachen her. Die hinter dem Trommelfelle gelegene Paukenhöhle steht nämlich durch einen engen Kanal, die Ohrtrompete, mit der Nase und mit dem Rachen in Verbindung, und alle diese Hohlräume, und mit ihnen das Trommelfell, welches die Paukenhöhle nach außen abschließt, sind mit einer und derselben höchst empfindlichen Schleimhaut bekleidet. Letztere ist dadurch imstande, krankhafte Zustände, z. B. die einfache Schwellung und vermehrte Schleimabsonderung unsres gewöhnlichen Schnupfens, auf das Ohr fortzuleiten, wo dieselben so intensiv werden können, daß man sie oft kaum auf jene harmlose Ursache zurückzuführen geneigt ist.

Bedenkt man nun noch, daß das Gehörorgan wie jeder andre Körperteil unter dem Einflusse des Blutkreislaufes und des Nervensystemes steht, also auch dadurch sehr verschiedenen Bedingungen unterworfen ist, so kann man die Empfänglichkeit desselben für Krankheiten ermessen.

Es ist klar, daß ein Organ, zumal ein hervorragend wichtiges Sinnesorgan, welches so vielen Schädlichkeiten ausgesetzt ist, sorgsamer Hut und Pflege bedarf. Eine große Zahl von Krankheiten lassen sich durch geeignete Vorsichtsmaßregeln verhüten oder abschwächen, und zwar gerade solche Leiden, welche bei fehlender oder ungenügender Rücksichtnahme die übelsten Folgen nach sich ziehen können.

In erster Linie haben wir unser Augenmerk auf die sogenannten Erkältungs-krankheiten zu richten, denen das Ohr ganz besonders ausgesetzt ist. Es genügt oft nur ein einziger kalter Luftstrom, welcher das Ohr trifft, ein einziger Tropfen kühlen Wassers, welcher tief in den Gehörgang eindringt, um äußerst heftige Entzündungen hervorzurufen. Dies sind alltäglich zu beobachtende Thatfachen, welche beweisen, wie unrecht die moderne Heilkunde thut, wenn sie bestrebt ist, die „Erkältung“ — einen freilich nicht genügend aufgeklärten Vorgang — aus der Liste der Krankheitsursachen gänzlich zu streichen.

Es empfiehlt sich daher, namentlich bei empfindlichen und vollends bei ohrenkranken Personen, das Ohr gegen die Einwirkung der Kälte, besonders gegen rasch eintretende Temperaturerniedrigung zu schützen, sei es durch die Vermeidung der Schädlichkeit überhaupt, oder, wenn man sich dieser auszusetzen gezwungen ist, durch Verstopfen der Gehörgänge mit Watte oder durch Umbinden eines leichten Tuches. Beim Fahren im offenen Wagen, bei kaltem Winde oder im Eisenbahnkoupee bei geöffnetem Fenster, ferner auch, wenn man sich nach einem erhitzenden Marsche, etwa auf der Höhe eines Berges, kühler, bewegter Luft aussetzen will, ist es dringend zu raten, diese einfache Vorsichtsmaßregel in Anwendung zu bringen. Aber freilich darf die Ängstlichkeit auch nicht so weit gehen, daß sie in Verweichlichung ausartet, daß bei der entferntesten Möglichkeit einer sich einstellenden Zugluft oder gar, daß unausgesetzt die Ohren mit wahren Ballen von Watte fest verstopft werden, — das Allzuviel ist hier wie überall nicht gut, das Gehör leidet unter der luftdichten Verschließung, und wehe, wenn der an Watte Gewöhnte den schützenden Bausch ein-

mal zur un rechten Zeit vergessen hat: das verweichlichte Organ wird der geringsten Abföhlung nicht zu widerstehen vermögen!

Beim Baden in kaltem Wasser ist das Verschließen des Ohres mit Watte sehr empfehlenswert; alljährlich entstehen während der Badesaison viele Fälle hartnäckiger Ohrentzündungen, welche durch die Ausschließung des kalten Wassers aus dem Gehörgange zum größten Teile zu vermeiden wären. Zu warnen ist auch vor dem langsamen Tauchen; taucht man rasch unter und bleibt man nur kurze Zeit unter Wasser, so wird meist die im Gehörgang befindliche Luft gar nicht verdrängt, so kann also auch kein Wasser in denselben einfließen; wenn man jedoch langsam den Kopf unter die Oberfläche des Wassers sinken läßt, so verdrängt das letztere die Luft aus dem Gehörgange und dringt mit Leichtigkeit bis zum Trommelfelle vor. Man kann sich durch rasches oder langsames Eintauchen einer Glasröhre oder enghalsigen Flasche in Wasser überzeugen, daß das vom Gehörgange Gesagte auf physikalischen Thatsachen beruht.

Als eine für die Pflege des Gehörs unumgängliche Manipulation erscheint es vielen Menschen, sich jeder Ansammlung von Ohrenschmalz um jeden Preis zu entledigen. Manche Mutter quält in der besten Absicht ihre Kinder zu diesem Zwecke mit der beliebten Haarnadel, mancher Erwachsene bohrt tagtäglich mit Ohrlöffeln, Federhaltern, Stricknadeln und andren Instrumenten in seinen Gehörgängen. Bei diesen Operationen kommt es nicht selten zu schmerzhaften Schwellungen des Gehörganges oder zu bedenklichen Verletzungen des Trommelfells, oder es wird auch mitunter das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges erreicht: durch das im Dunkeln tappende Werkzeug wird das Ohrenschmalz gerade zusammengeschohen und füllt dann den Ohrkanal so aus, daß eine beträchtliche Gehörsabnahme eintreten kann. Auch ist es nicht zu übersehen, daß gelegentlich der Reinigung mit den Instrumenten sehr leicht krankheitsserregende Stoffe, Pilzkeime oder Bakterien, in das Ohr geraten und dort böartige Leiden hervorbringen können. Es würde mithin vor dem Ausräumen des Ohres zu warnen sein, selbst wenn dasselbe in der That so notwendig wäre, wie viele Menschen glauben. Nun ist es aber meist gar nicht häufig erforderlich, das Ohrenschmalz zu beseitigen, und niemals sollte man mehr davon entfernen, als bei der Befichtigung ohne Weiteres ins Auge fällt; auch sollte man nie harte oder gar spitze Gegenstände dazu verwenden, sondern am besten ein Schwämmchen oder einen befeuchteten Wattebausch. Bei sehr starker Ohrenschmalzabsonderung, wie sie zuweilen frankhafter Weise vorkommt, empfiehlt sich die Beseitigung durch Ausspritzen mit lauwarmem Wasser. Niemals aber ist es gestattet, die Ohren mit kaltem Wasser auszuspritzen, wie es unbegreiflicher Weise selbst von Ärzten hier und da geschieht; es können die schwersten Krankheiten dadurch entstehen. In der Regel scheidet sich übrigens um so weniger Ohrenschmalz aus, je weniger die Drüsen, welche es liefern, gereizt werden; schon deshalb sollte man das Bohren im Gehörgange vermeiden.

Ein durchaus nicht unwesentlicher Punkt wird bei der Pflege des Ohres leider noch sehr häufig außer acht gelassen: nämlich die Gefahr einer Überreizung

des Gehörsinnes. Wie jedes andre Organ verträgt selbstverständlich auch das Ohr nur eine gewisse Stärke und Dauer der Erregung, das Ohr ermüdet bei starker Anspannung und leidet, wenn es dann noch mehr in Anspruch genommen wird. Es sollte deshalb darauf gehalten werden, daß das Organ nicht zu lange und nicht zu intensiv in Thätigkeit bleibt.

Ein jeder kennt ja die lästige, oft gradezu schmerzhaft e Einwirkung lauter, schriller Geräusche, wie z. B. des Pfiffes einer Lokomotive, welcher letztere im Ohre eine so bedeutende Erschütterung erzeugen kann, daß augenblicklich eine Ertaubung, wenn auch vielleicht nur für einige Töne, eintritt.¹⁾ Aber nicht allein so intensive Reize sind dem Ohre schädlich, oft kann man ja an sich selbst die Wahrnehmung machen, daß nach gespanntem Lauschen, etwa beim mühsamen Anhören einer leise gesprochenen Predigt, bei dem Bestreben, ferne Musik zu erkennen, oder auch nach einem sehr langen Konzerte, eine auffallende Unempfindlichkeit oder im Gegenteile eine krankhafte Reizbarkeit des Gehöres sich einstellt.

Wohin die Überreizung des Ohres führt, geht aus der Thatsache hervor, daß fast alle Menschen, welche dauernd in geräuschvoller Umgebung beschäftigt sind, die Schlosser, Schmiede, Müller, besonders aber das Fahrpersonal der Eisenbahnen und unter diesem in erster Linie die Lokomotivführer und Heizer, welche nebenher noch andren Schädlichkeiten ausgesetzt sind, im Laufe der Jahre schwerhörig werden. Die Ermüdung des Ohres darf also niemals übertrieben werden; das Ohr will wie jeder andre Körperteil seine Ruhe haben, sonst versagt es den Dienst.

Gewiß wäre es überflüssig, hier darauf aufmerksam zu machen, daß, wer sich die Pflege des Ohres angelegen sein lassen will, das Organ vor Verletzungen schützen muß. Allein es kann den Eltern und Lehrern nicht oft und eindringlich genug eingeschärft werden, daß das Ohr ein sehr ungeeigneter Ort für körperliche Züchtigungen ist. Es bedarf durchaus keines heftigen Schlages, sondern es ist nur eine plötzliche luftdichte Abschließung des Ohres, wie sie bei „gut sitzenden“ Ohrfeigen eintritt, erforderlich, um das nur ein zehntel Millimeter dicke Trommelfell zum Bersten zu bringen. Nun ist zwar keineswegs mit einer Verletzung dieses Häutchens, wie so oft angenommen wird, das Gehör verschwunden, allein eine merkliche Herabsetzung der Hörfähigkeit pflegt dabei einzutreten und, was das Wichtigste ist, die Gefahr tiefgreifender, selbst das Leben bedrohender Erkrankungen ist bei offengelegter Paukenhöhle sehr groß. Die Folgezustände einer Trommelfellzerreißung führen gar nicht selten zur Taubheit.

Ganz besondere Beachtung ist dem Ohre bei Personen zuzuwenden, die an solchen Krankheiten leiden, welche erfahrungsgemäß leicht das Gehörorgan in Mitleidenschaft ziehen. Es sind dies vor allem die Masern, das Scharlachfieber, die Diphtherie und der Keuchhusten. Man kann, wenn man bei solchen Patienten frühzeitig das Ergriffensein des Ohres bemerkt, besonders beim

¹⁾ So hat einer unsrer gefeiertsten Viederkomponisten, Robert Franz, das Unglück gehabt, infolge eines Lokomotivpiffes sein Gehör einzubüßen.

Scharlachfieber, sehr böartige Krankheiten, die gar häufig zur Ertaubung, ja bei kleinen Kindern zu Taubstummheit führen, wesentlich in ihrer verderbenbringenden Entwicklung aufhalten, indem man der Kunst des Arztes die Gelegenheit giebt, im Anfangsstadium einzugreifen. Der leiseste Ohrschmerz, den der Kranke äußert, sei es bewußt oder unbewußt, etwa im Fieber durch Greifen nach dem Ohre, Reiben des Kopfes auf dem Kissen oder überhaupt durch eine auffallende Unruhe, sollte zu einer Untersuchung des Ohres Veranlassung geben. Auch sollte die Schwerhörigkeit solcher Patienten niemals, wie es oft geschieht, ohne weiteres dem Fieber oder den dagegen angewandten Mitteln (Chinin, Salizylsäure) zur Last gelegt, sondern einer eingehenden Prüfung bezüglich ihrer Herkunft gewürdigt werden.

Neben diesen ansteckenden Kinderkrankheiten geben sehr häufig akute und chronische Katarrhe der Nase und des Rachens, wie sie mit Vorliebe skrophulöse Kinder befallen, Veranlassung zu Ohrleiden, indem auf dem oben beschriebenen Wege die Entzündung, der Schleimhaut folgend, auf das Gehörorgan übergeht. Auch hier kann die frühzeitige Beachtung der Symptome von Seiten des Ohres, namentlich der Schwerhörigkeit, welche in chronischen Fällen sogar Jahre lang mit Unaufmerksamkeit verwechselt wird, üble Folgen abwenden, wenn sofort eine kunstgerechte Behandlung eingeleitet wird.

Eine große Reihe von Ohrleiden, und zwar gerade auch von solchen, welche durch die erwähnten Krankheiten hervorgerufen werden, sind mit einer eitrigen Absonderung, einem sogenannten Ohrenflusse, verbunden.

Es ist merkwürdig, wie häufig gerade dieses Symptom vernachlässigt wird, während, wie bemerkt, gegen das normaler Weise im Gehörgang befindliche, Ohrenschmalz mit allen erdenklichen Mitteln zu Felde gezogen wird. Und doch kommt gerade dem Ohrenflusse, von seiner Lästigkeit für den Kranken und seine Umgebung ganz abgesehen, eine sehr ernste Bedeutung zu, weil die mit Eiterung einhergehenden Entzündungsformen der Schleimhaut tiefgreifende Zerstörungen des Organes zu bewirken pflegen, weil sie sogar nicht selten infolge der Fortleitung der Eiterung auf das Gehirn oder durch andere üble Zufälle tödlich verlaufen. Diese Gefahr ist keineswegs zu unterschätzen, und gewiß ist die übliche Bestimmung der Lebensversicherungsgesellschaften berechtigt, daß solche, welche an Ohrenfluß leiden oder gelitten haben, nur unter erschwerenden Bedingungen oder gar nicht zur Versicherung zugelassen werden sollen.

Wer an einer Ohreneiterung leidet, muß stets einen Sachkundigen möglichst bald zu Räte ziehen; Eltern, welche — etwa veranlaßt durch das Ammenmärchen, daß der Ohrenfluß gesund sei, weil er schlechte Säfte dem Körper entführe oder weil er eine Gehirnerkrankung verhindere, — ihre Kinder monate- und jahrelang mit einem Ohrenfluß umherlaufen lassen, handeln höchst unflug; Ärzte, welche der eiterigen Absonderung keine Beachtung schenken, machen sich einer unverzeihlichen Gewissenlosigkeit schuldig.

So viel über den Schutz des Ohres vor Krankheiten. Was nun die Heilung der Ohrleiden betrifft, so kann es nicht unsre Aufgabe sein, eine An-

leitung zur Selbstbehandlung zu geben; es ist vielmehr als oberster Grundsatz unbedingt festzuhalten, daß in jedem Falle die Verordnung der einzuschlagenden Mittel von dem sachverständigen Arzte einzuholen ist. Es sollen hier nur die hauptsächlichsten Heilmethoden angegeben werden, deren Ausführung dem Patienten unter Umständen vom Arzte überlassen werden kann und in vielen Fällen sogar überlassen werden muß.

Wir haben schon oben gesehen, daß Ansammlungen von Ohrenschmalz, wenn sie einen das Gehör beeinträchtigenden Umfang erreichen, am besten durch Ausspritzen mit lauwarmem Wasser entfernt werden. Der Spritze oder des Irrigators bedient man sich auch am besten, wenn es sich etwa um die Beseitigung eines Fremdkörpers handelt. Kinder — oft recht alte — stecken ja die verschiedensten Gegenstände in das Ohr; die meisten derselben sind leicht durch den Wasserstrahl herauszubefördern, und jedenfalls darf der Laie durchaus kein anderes Mittel versuchen, denn nur zu leicht wird bei den Bestrebungen Unberufener der an sich ganz harmlose Gegenstand tiefer in den Gehörgang gestoßen und kann dort, namentlich auch, indem er das Trommelfell durchbohrt, die gefährlichsten, mitunter tödliche Krankheiten hervorrufen. Auch das Ausspritzen sollte stets, wo es möglich ist, dem Arzte überlassen werden, und da meist im Verzuge durchaus keine Gefahr ist, da ein Fremdkörper, wenigstens ein lebloser, wochen- und jahrelang ohne den geringsten Nachteil im Ohre verbleiben kann, wird es an Gelegenheit dazu kaum je mangeln.

Die Spritze findet auch ihre Anwendung bei der Behandlung der Ohren-eiterung. Hier setzt man dem lauwarmen Wasser einen desinfizierenden Stoff, welchen in jedem Falle der Arzt zu bestimmen hat, zu. Die in neuerer Zeit beliebt gewordene Reinigung des Ohres auf trockenem Wege mit Hilfe von Watte ist für die Laienbehandlung ganz zu verwerfen.

Außer der Entfernung des angesammelten Eiters aus dem Ohre kommt es stets auch darauf an, die Eiterbildung zu beschränken, was durch Einträufelungen von zusammenziehenden, desinfizierenden, ätzenden Mitteln zu bewirken ist. Auch diese „Ohrtropfen“ müssen stets vor dem Gebrauche erwärmt werden. Bequemer ist es, pulverförmige Medikamente durch Einblasen zu applizieren, doch ist deren Anwendbarkeit eine weit beschränktere als die der flüssigen Mittel.

Eine fernere sehr häufig verordnete Behandlungsmethode, welche nicht unbedingt der Arzt ausführen, wohl aber stets verordnen muß, besteht in Luftpfeisblasungen; dieselben werden durch die Nase und die Ohrtrompete in die Paukenhöhle gerichtet, um Spannungsanomalien des Trommelfells und andre Unregelmäßigkeiten zu beseitigen. Ihre Heilkraft ist oft geradezu überraschend: sehr viele Fälle von Schwerhörigkeit, zumal bei Kindern, lassen sich auf diese Weise in kurzer Zeit vollständig heilen, und es ist ein großer Vorteil, daß das Mittel in seiner Anwendung überaus einfach ist. Der zur Ausführung der „Luftdouche“ erforderliche Apparat besteht in einem etwa faustgroßen, birnförmigen Gummiballon, welcher an der Spitze ein Stück Gummischlauch mit einem Ansatzstücke für die Nase trägt. Beim Gebrauche führt der Patient das letztere in ein Nasenloch ein, drückt die

Nase mit der einen Hand luftdicht zusammen und komprimiert, während er eine kleine vorher in den Mund genommene Menge Wassers schluckt (oder — nach einer andren Methode — laut „a“ schreit), den Ballon kräftig mit der andern Hand. So wird die in der Nase verdichtete Luft durch die sich beim Schlucken (oder beim Intonieren von „a“) öffnende Ohrtrompete in das Ohr gedrängt.

So wirksam die Luftdouche auch ist, so muß sie doch in vielen Fällen durch eine Allgemeinbehandlung, etwa durch Soolbäder und andere Badekuren, durch innerlichen Gebrauch verschiedener Mittel, oder besonders auch durch eine örtliche Behandlung der Nase und des Rachens, wie Luftdouche, Gurgelungen, unterstützt werden.

Noch ein wichtiges, sehr gefürchtetes Symptom haben wir zu besprechen: die Ohrenschmerzen; denn hier kann oft das Eingreifen von Laien erwünscht sein. Ein altes, auch von Ärzten mit Vorliebe verordnetes Mittel besteht in Bähungen des Ohres mit heißen Dämpfen; doch ist dieses Hausmittel zu verwerfen, denn, wenn es auch unleugbar nicht selten Linderung verschafft, so leidet doch sehr leicht das Trommelfell unter der feuchten Hitze. Viel weniger bedenklich ist das Eingießen von lauwarmem Wasser in den Gehörgang oder, wenn man will, von lauwarmem Kamillenthee. Das Ohr kann vollständig damit angefüllt werden, und in der Regel wird bei längerer Einwirkung der Erfolg sich einstellen. Narkotische Mittel dürfen nie ohne Verordnung eingeträufelt werden, ebenso wenig reizende Medikamente. Selten hingegen wird man einen Fehlgriff thun, wenn man bei heftigen Ohrschmerzen kalte Umschläge auf die Umgebung des Ohres appliziert; aber man hat dabei sorgfältig zu vermeiden, daß kaltes Wasser oder gar Eis in den Gehörgang gerate.

Bei dieser Gelegenheit sei noch vor der Unsitte gewarnt, „schmerzstillende“ Mittel zur Linderung von Zahnschmerzen in das Ohr zu träufeln oder auf Watte darin liegen zu lassen; es werden dadurch, z. B. durch Eau de Cologne sehr häufig ungemein schmerzhaft Entzündungen des Gehörgangs erzeugt, — ein übler Tausch für die Zahnschmerzen, welche in den meisten Fällen doch wohl nicht vom Ohre aus beseitigt werden.

Wir können unsre skizzenhafte Schilderung der Pflege und Heilung des Ohres nicht schließen, ohne auf eine Thorheit hinzuweisen, welche gerade von Ohrenkranken oft begangen wird, und die in dem Gebrauche von Geheimmitteln liegt. Man sollte meinen, ein denkender Mensch müßte von vornherein von der Schwindelhaftigkeit solcher Medikamente, welche meist für einen enormen Preis verkauft werden, überzeugt sein, wenn er liest, gegen wie verschiedene Symptome und Arten von Ohrenkrankheiten dieselben unfehlbar helfen sollen. Aber es ist eine beschämende Thatsache, die durch die Massenhaftigkeit der Anpreisungen gerade von Geheimmitteln gegen Schwerhörigkeit erhärtet wird, daß auch urteilsfähige Leute sich häufig genug der Göröle, Pillen und Pulver bedienen, welche im besten Falle unschädlich sind, oft aber auch geradezu nachteilige Wirkungen haben und den Zustand des Ohrenleidenden direkt verschlimmern.

Der Schwindel mit Gehörölen und andern Geheimmitteln für das Ohr würde sich nicht so breitmachen können, wenn die Menschen gewohnt wären, ihrem Ohre eine vernünftige Pflege angedeihen zu lassen, und wenn jeder eine etwa sich einstellende Ohrkrankheit rechtzeitig beachten und sofort der Behandlung eines erfahrenen Arztes anvertrauen würde.



Über Blumenpflege im Winter.

Von

Georg Klebs.

Der Sommer ist vorüber, hin und wieder treten schon Nachtfröste ein, die Pracht der Blumen, ihr Duft, ihre prangenden Farben verschwinden nach und nach in dem herbstlichen Garten, die herrlichen hochgewachsenen Blattpflanzen, vom Froste geknickt, verwelken, verfaulen. Mehr und mehr zieht sich der Mensch in seine Häuslichkeit zurück, bestrebt diese zu einem freundlichen, gemüthlichen Heim umzugestalten und um so reger, je stärker Sturm und Regen draußen den nahenden Winter verkünden.

Doch der prächtigste Raum erscheint fahl und nüchtern, wenn die Blumen darin fehlen; erst das saftige, frische Grün der Blätter, die bunten Farben der Blüten bringen den Geist wahrer Wohnlichkeit hinein und zaubern zugleich die belebende Ahnung des wiederkommenden Frühlings in das Menschenherz. Schwieriger allerdings im Winter als im Sommer ist die Zucht der Blumen, doch nicht derartig, daß nicht eine kleine Mühe genügte, sie zu freudigem Gedeihen zu bringen. Eine Hauptschwierigkeit der Winterkultur liegt in dem Lichtmangel. Denn die Pflanzen sind sonnenliebende Wesen, sie brauchen zu ihrem Leben notwendig Licht, weil in ihm allein sie fähig sind, sich zu ernähren. Nur das Sonnenlicht giebt den grünen Blättern die Kraft die in der Luft in so geringer Menge vorhandene Kohlensäure aufzusaugen, sie derart chemisch zu zersetzen, daß in ihnen neue organische Verbindungen, wie Zucker, Stärke &c. entstehen, welche von der Pflanze für ihre Lebenszwecke weiter verarbeitet werden. Auf dieser Aufnahme und Zersetzung der Kohlensäure, in Folge deren auch Sauerstoff von der Pflanze ausgeschieden wird, beruht die reinigende Wirkung der Gewächse auf die Zimmerluft, weil es die Anhäufung der Kohlensäure ist, welche die Luft verschlechtert, vergiftet. Je mehr Licht die Pflanze trifft, je blattreicher dieselbe ist, um so stärker ist die Kohlensäureaufnahme, weshalb die großen, laubreichen Blattpflanzen am meisten luftreinigend wirken. Aber auch nach einer andern Hinsicht spielt das Licht für das Pflanzenleben eine wichtige Rolle; es verzögert das Längenwachstum, welches bei der Pflanze vorzugsweise während der Nacht vor sich geht. Bei dem Lichtmangel auch am Tage im Winter, andererseits in Folge der starken

Zimmerwärme wächst die Pflanze zu stark in die Länge. Da nun die entsprechende Nahrungszufuhr wegen der beschränkten Ernährung an den kurzen, trüben Tagen nicht genügend geliefert wird, schießt die Pflanze in die Höhe, dabei schwächlich und kraftlos werdend. Daher kommt es so sehr darauf an, das Tageslicht im Winter möglichst voll und ganz auf die Pflanze wirken, sie in nächste Nähe der Fenster bringen und nicht in dunkeln Ecken herumstoßen zu lassen.

Ebenso notwendig wie das Licht ist auch die Wärme für das Pflanzenleben. Allerdings läßt sich letztere mehr durch künstliche Mittel ersetzen, aber auch damit sind Schwierigkeiten verbunden. Denn es ist wesentlich zu beachten, daß die großen Temperaturschwankungen zu vermeiden sind, nach der Hitze am Tage die starke Abkühlung während der Nacht beschränkt werden muß, indem man z. B. auch die Pflanzen vom Fenster in die Nähe des Ofens setzt. Erschwerend für eine gute Kultur ist ferner der Mangel an frischer Luft im Winter. Die Pflanzen reinigen wohl am hellen Tage schlechte Luft bis zu einem gewissen Grade; aber es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß sie gegen einen ständigen Aufenthalt in dumpfer Stubenluft unempfindlich wären. Die Pflanzen sind genau so wie die Tiere, die Menschen, im hohen Grade luftbedürftig, sie müssen in gleicher Weise fortwährend Tag und Nacht Sauerstoff einatmen, weil er allein den organischen Wesen die Betriebskraft für die meisten ihrer Lebensfunktionen liefert. Die Lüftung der Zimmer im Winter ist daher durchaus notwendig, sei es, daß man die Zeit wahrnimmt, wo draußen die Temperatur höher ist, sei es, daß man an kalten Tagen die Pflanzen während des Einströmens der kalten Luft schützt.

Vielleicht der schwierigste Punkt inbetreff der Blumenkultur im allgemeinen und während des Winters im besonderen ist die richtige Art und Weise des Begießens; denn nach dieser Richtung hin wird viel gesündigt. Allerdings lassen sich Regeln, welche allgemeine Gültigkeit beanspruchen, wegen der großen individuellen wie spezifischen Verschiedenheiten der Pflanzen nicht geben. Hier muß jeder Blumenfreund selbständig seine Lieblinge beobachten, nicht gedankenlos jeden Morgen ein beliebiges Quantum jedweden Topfe zuerteilen, sondern die Menge nach Maßgabe des Bedürfnisses bestimmen, indem man bei jedem nachsieht, ob die Erde auch wirklich trocken ist. Die Pflanzen brauchen im Winter nicht so viel Feuchtigkeit wie im Sommer, weil sie infolge der geringeren Beleuchtung, der beschränkteren Luftbewegung in meist geschlossenen Zimmern viel weniger verdunsten. Nichts ist aber dem Wurzelsystem der meisten Pflanzen so schädlich wie ein längere Zeit stets durchnäßt gehaltener Boden. Denn in einem solchen ist die Luft durch Wasser verdrängt, und die Wurzeln, besonders die jüngeren, lebhaft wachsenden und thätigen Teile brauchen zur Erfüllung ihrer Funktionen ebenfalls Luft, sonst kränkeln sie und verfaulen. Die Pflanzenwurzeln besitzen eine staumenswerte Fähigkeit selbst aus anscheinend ganz trockenem Boden die Feuchtigkeit zu entziehen, sie halten im Notfall etwas Trockenheit besser aus als zu große Nässe. Ausnahmen giebt es natürlich auch hiervon; solche bilden die Sumpf- und Wasserpflanzen, wie z. B. die sehr beliebte Calla, welche stets feucht zu halten ist. Sehr zu beachten ist, daß das Wasser, mit dem man begießt,

weich, kalkarm ist und ungefähr die Temperatur des Zimmers besitzt. Ungemein erfrischend und wohlthwend wirkt auf die Zimmerpflanzen ein Besprühen mit feiner Brause oder mit dem Drosophor, schon deshalb, weil dadurch die Pflanzen von dem schädlichen Staube gereinigt werden; statt dessen ist auch ein Abwaschen der Blätter mit einem feuchten Schwamme zu empfehlen.

Wenn sich nun auch der Kultur im Winter mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellen, so gelingt es doch bei einiger Sorgfalt eine große Mannigfaltigkeit reizender Gewächse aufzuziehen. Eine Gruppe von Zimmerpflanzen kehrt im Winter wie im Sommer wieder, es sind die Blattpflanzen, welche zum größten Teile aus ausländischen, immergrünen Gewächsen bestehen und für deren Kultur im Winter die oben dargelegten Grundsätze besonders gelten. Der Hauptreiz der Zimmerkultur in der trüben, kalten Jahreszeit liegt aber wohl in den blühenden Gewächsen; denn sie bringen, wenn draußen die Natur, eingehüllt in Eis und Schnee, ruhig schläft, einen erfrischenden Frühlingshauch ins Zimmer. In neuerer Zeit ist durch die rastlosen Bestrebungen der Gärtner eine sehr große Zahl schöner Blumen eingeführt; hauptsächlich sind es Knollen und Zwiebelgewächse, welche durch die Zimmerwärme angeregt, früher blühen als es in der freien Natur geschehen kann. Eine solche Treibkultur läßt sich nicht bei allen Pflanzen durchführen, diejenigen mit Zwiebeln sind besonders geeignet. Denn diese Organe sind durch die Lebensthätigkeit der Blätter des letzten Frühling resp. Sommers ganz erfüllt von Nahrungstoffen, besonders Stärke und Zucker, sodaß die Blütenknospen, welche auch im Frühling angelegt werden, im darauf folgenden nur der Wärme bedürfen, um sofort auf Kosten der in der Zwiebel abgelagerten Nahrung sich zu entfalten. Auf diesem Nahrungsvorrat beruht es auch, daß solche Pflanzen zum Blühen verhältnismäßig wenig Licht brauchen; es gelingt unter Umständen sehr leicht, sogar in vollständiger Dunkelheit Blüten in ungeminderter Farbenpracht zu erziehen. Nur ist es bekannt, daß man nicht gleich nach der Reife die Zwiebel z. B. einer Hyacinthe zum Blühen bringen kann, sie muß vollständig eine Zeit hindurch ruhen, während welcher in ihren Zellen gewisse Veränderungen vor sich gehen, die aber bisher uns noch sehr rätselhaft sind. Doch läßt sich diese Ruheperiode, welche im allgemeinen ein Jahr beträgt, durch die Zimmerwärme wenigstens um einige Wochen verkürzen, so daß es möglich wird, schon von Januar bis März die Frühjahrsblumen zur Blüte zu bringen. Nur wenige Formen giebt es von solchen Zwiebel- und Knollengewächsen, welche schon im November, Dezember, also in der trübsten Zeit sich entfalten, aber darum sind dieselben um so mehr hervorzuheben. Hierher gehören die sogenannten Marseiller Tazetten, narzissenähnliche, mit teils weißen gefüllten, angenehm duftenden, teils weiß und orange oder gelb und orange gefärbten Blüten. Wenn die Zwiebeln im September angepflanzt, gegen Ende Oktober an das Fenster gestellt werden, können die reizenden Blüten schon Ende November sich entwickeln. Von den zahllosen, in den mannigfachsten Farben zu erhaltenden Hyacinthen giebt es auch recht frühe Sorten, wie z. B. die sogenannten römischen Hyacinthen, welche in verschiedenen Farbenvarietäten zu beziehen sind und schon im Dezember und

Januar blühen. Die Kultur dieser Gewächse, sei es in Töpfen oder Karaffen, ist ja sehr bekannt.

Eine der lieblichsten Blumen des Frühlings, die Maiblume, läßt sich ebenfalls mit Leichtigkeit im Zimmer zur Winterzeit erziehen. Man muß sich im Oktober von einem zuverlässigen Geschäft die knollenartigen Stämmchen der sogenannten holländischen Maiblume kommen lassen; man pflanzt sie in sandige Erde und bedeckt die Töpfe mit Moos, um gleichmäßige Feuchtigkeit zu erzielen. Anfangs stellt man sie warm in die Nähe des Ofens, bis die ersten Triebspitzen hervorbrechen, und gewöhnt sie dann allmählich an mehr Licht und eine kühlere Temperatur. Ende Januar, Anfang Februar kommen die zierlichen Blütenstände zum Vorschein. Ebenso lassen sich Krokus, die Narzissen und Jonquillen, die mannigfaltigen Tulpen, deren Zwiebeln leicht zu besorgen sind, im Zimmer kultivieren, und man kann im Februar und März mit einem ganzen Flor reizender, duftender Frühjahrsgewächse sein Zimmer schmücken.

Die genannten Zwiebelgewächse bieten für den Blumenfreund im Winter immer noch die dankbarsten und lieblichsten Pflanzen dar. Aber noch eine große Menge anders gestalteter Formen lassen sich zur Entfaltung bringen. Einige davon verhalten sich den früheren ähnlich, insofern ihre Stamnteile unter der Erde leben und nur die Blätter und Blüten hervorsenden, wie z. B. die zarten Windröschen, die Anemone-Arten, von denen die rote coronaria, besonders die schön himmelblaue apennina zu empfehlen sind. Man bezieht vom Gärtner die knollenartigen Stamnteile, pflanzt sie im Herbst ein, anfangs warm und dunkel haltend, bis die ersten Spitzen hervorsehen, und setzt sie dann dem Sonnenlicht aus, sie reichlich begießend. Andere Staudengewächse treten deutlicher mit ihren Stengeln über die Erde; auch sie blühen in der Stube in der zweiten Hälfte des Winters, wie z. B. die Akelei-Arten, das Adonisröschen, das Lungenkraut oder die Diklytra oder Goldlack. Wie reizend, wenn im Februar die blauen Leberblümchen oder die weißen und roten Primeln im Zimmer blühen! Als eine der schönsten Pflanzen, welche sich ebenfalls gut treiben läßt, mag hier noch die *Amaryllis formosissima* genannt werden, mit einer dunkelroten, wie ein riesiger Schmetterling aussehenden herrlichen Blüte. Die Zwiebeln setzt man trocken einer mäßigen Wärme aus, bis der rote Blütenstach aus der Erde hervorsieht. Jetzt legt man die Zwiebeln in einen Topf, aber nur so weit in Erde, daß ihr Hals hervorragt; in kurzer Zeit entwickelt sich die prächtige Blüte. Nicht minder schön ist auch die Blume der *Tigridia Pavonia*, welche aber erst Ende März im Zimmer blüht.

Schon größere Vorbereitung als die Heranzucht der genannten Pflanzen erfordert die Kultur größerer Sträucher, damit sie im Winter blühen; man bezieht solche am besten vom Gärtner, so die farbenprächtigen Azalien, die mannigfachen Nelken, die Rosen, Kamelien u. s. w. Sehr zu empfehlen sind auch die Deutzia-Arten, welche als kleine Sträucher gezogen, im Februar und März sehr reich und dankbar blühen, so daß das Grün der Blätter unter dem Blüten Schnee fast verschwindet. Nach anderer Hinsicht bieten die Varietäten der *Cineraria hybrida* für das Zimmer nach Weihnachten einen schönen Schmuck dar; sie zeichnen sich aus durch ihr

volles, dunkelgrünes Laub, von dem die in mannigfaltigen Farben schimmernden Blütenköpfchen sich in dichten Büschen abheben. Ganz verschieden von den bisher behandelten Pflanzen und doch als eine interessante Erscheinung hervorzuheben ist eine Wasserpflanze, das *Aponogeton distachyum*, welches sich während des Winters in mäßig großen Gefäßen, dessen Boden mit Lehm bedeckt ist, gut kultivieren läßt. Die Pflanze hat schmale, grüne, im Wasser schwimmende Blätter und blüht sehr lange Zeit, in die Luft einen Blütenstand von weißen, lieblich duftenden Blumen entsendend.¹⁾

Die genannten Pflanzen sind nur einzelne Beispiele aus der großen Zahl blühender Gewächse, mit denen der für Anmut und Schönheit empfängliche Mensch seinen Wohnräumen einen belebenden Schmuck verleihen kann. Ganze Reihen interessanter Gewächse sind von mir nicht erwähnt worden, wie z. B. die Orchideen, welche jetzt immer häufiger im Zimmer kultiviert werden und die vielleicht, was Formenmannigfaltigkeit der Blüten angeht, die merkwürdigsten Gewächse sind; sie verlangen aber auch schon größere Übung in der Kultur und besonders geeignete Räumlichkeiten, ebenso wie die meisten der so überaus zierlichen Farnkräuter. Doch kommt es ja nicht darauf an, daß alle möglichen Formen gleichzeitig kultiviert werden, sondern es gilt, je nach den Geldmitteln und den Räumen, eine Anzahl Blumen auszuwählen, diese aber durch sorgfältige Behandlung wirklich zu freudigem Gedeihen, herrlichem Blühen zu bringen. Neben dem Reiz der Schönheit, welcher über den Formen und Farben solcher Pflanzen ausgebreitet liegt, kann es auch dem tiefer denkenden Menschen zu einer Quelle sinniger Betrachtungen werden, wenn er auf das Leben in der Pflanze achtet, wenn er verfolgt, wie sie sich allmählich aus dem Schoß der Erde hervoringt, aufwärtsstrebt, dem Lichte entgegenwächst, sich ernährt und entfaltet, bis sie in dem Zauber ihrer Blüte die Höhe ihrer Entwicklung erreicht.

Anm. Für diejenigen, welche sich eingehender mit Blumenkultur im Zimmer beschäftigen wollen, ist es vielleicht gut, einige Bücher anzuempfehlen; ein billiges, sehr kurz gefaßtes Buch ist: Kümpler, Die Zimmergärtnerei, 2 Mk. 50 Pf.; sehr schön ausgestattet und sorgfältig gearbeitet ist Schmidlins Blumenzucht im Zimmer, herausgegeben von Zühlke, 16 Mk., gebunden mit Goldschnitt 20 Mk. Empfehlenswert ist auch Gaerdts, Die Winterblumen, ein ganz neues Werk.



Der Hindufusch und seine Bewohner.

Von

Friedrich von Spiegel.

Die große Erleichterung des Verkehrs durch Dampfschiffe und Eisenbahnen nicht minder als glücklich geführte Kriege in verschiedenen Weltteilen haben unser Jahrhundert mit großen Landstrecken bekannt gemacht welche unseren Vorfahren

¹⁾ Samen und Pflanzen dieser Art sind bei den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern Haage und Schmidt in Erfurt zu erhalten, ebenso wie alle andern oben genannten Gewächse.

unbekannt geblieben waren. Ausgenommen blieb gleichwohl bis in die neueste Zeit eine verhältnismäßig kleine Gegend, trotz des bedeutenden geographischen und ethnologischen Interesses, welches sich an dieselbe knüpfte: es ist dies die Strecke Zentralasiens, die etwa zwischen dem 35.—38. Breitengrade und dem 66. bis 76. Längengrade liegt. geraume Zeit hindurch betrachtete man die genannte Gegend fast ausschließlich als die Urheimat der Arier, und von vielen Seiten geschieht dies noch bis auf den heutigen Tag, von der Beschaffenheit dieses Landes hatte man aber nur eine sehr unvollkommene Vorstellung, weil die Unsicherheit der Straßen, der Argwohn der Beherrscher, endlich die Unzugänglichkeit der hohen Gebirge dasselbe dem Europäer verschlossen. Erst neuerdings haben die Eroberungen der Russen und die politischen Missionen der Engländer dieses von hohen Gebirgsmassen durchzogene Land der Forschung eröffnet, welche denn auch nicht gesäumt hat die ihr gebotene Gelegenheit zu benützen. Von russischer Seite ist die Expedition des Generals Kuropatkin (1876) nach dem nördlichen Kaschgarien, dann die Forschungsreisen von Dschanin, Kostenko, Regel u. a. zu nennen, auf der Südseite wurde der Hindufusch von Reisenden wie Hayward, Shaw und Biddulph in Angriff genommen, endlich hat der Ungar Uffalvy die Gegenden im Norden und Süden des Hindufusch im Interesse der Anthropologie durchstreift und die Ergebnisse seiner Forschungen in mehreren Reisewerken niedergelegt. Die hier folgende Übersicht wird bestrebt sein den wichtigsten Ertrag aller dieser Forschungen zusammenzufassen, soweit derselbe für das größere Publikum von Interesse ist.

Das Gebiet, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben, bildet die südliche Grenze Zentralasiens: das hohe Gebirge des Hindufusch. Wir finden das Ostende desselben wenig westlich von der Stadt Iskardo in Baltistan, wo der Indus unter dem 35. Breitengrade eine Krümmung nach Süden macht, dort endigt auf seinem Westufer der Hindufusch, auf seinem östlichen beginnt der Himalaya. Von diesem Punkte aus läuft der Hindufusch west-südwestlich bis zum 65. Grade östlicher Länge und bildet die Wasserscheide zwischen dem Drus im Norden und dem Indus im Süden. Wir werden am besten in das Gebirge eindringen, wenn wir den Lauf dieser Ströme gegen ihre Quellen hin verfolgen. Der Drus ist als ein mächtiger Strom längst berühmt und schon dem Altertume bekannt gewesen, aber nur in seinem unteren Laufe, nachdem er aus den Bergen herausgetreten ist und die Wüste durchheilt, der weit wichtigere obere Lauf sowie die Quellen desselben sind erst neuerdings bekannt geworden. Die letzteren führen uns auf die berühmte Hochebene Pamir, das Dach der Welt, wie die Orientalen sie nennen, der Name Pamir selbst ist übrigens ziemlich nichtsagend und bedeutet in jenen Gegenden eine Steppe oder Ebene überhaupt. Diese Hochebene Pamir hat eine mittlere Erhebung von 12000 Fuß und wird im Osten von der Kihilhartkette begrenzt, die bis zu 20000 Fuß Höhe emporsteigt, die Nordgrenze, die Transalajakette, scheint weniger hoch zu sein. Lange Zeit hat man für den Hauptstrom des Drus den Fluß gehalten, der aus dem Victoriasee auf der großen Pamir abfließt, neuere Forschungen haben aber gezeigt, daß dies nur einer

der Zuflüsse ist und daß der Fluß von Sarhad gleiches Recht hat, denn beide bilden vereint den Fluß, der auf neueren Karten Pandscha genannt wird; die entfernteste Quelle des Drus muß aber auf der sogenannten kleinen Pamir gesucht werden, wo der Afsu aus einem kleinen See kommt und dann in einem weiten Bogen und größtenteils noch unbekanntem Laufe dem Pandscha zufließt, dessen Wassermasse er beträchtlich vermehrt. Der Pandscha fließt durch den Distrikt Wakhan, tritt dann bei Tschafschm in die durch ihre Rubinenminen berühmte Landschaft Garan, wendet sich darauf durch Schignan, Koschan und Darwaz nach Badakhschan, wo er erst den Namen Drus erhält. Alle die genannten Landschaften liegen innerhalb mächtiger Gebirge, und der Zugang zu ihnen ist selbst im Sommer schwierig genug, gleichwohl sind diese Gebiete am Oberlaufe des Stroms durchaus nicht unfruchtbar, sie eignen sich sehr gut für die Viehzucht, auch gedeihen Weizen, Gerste und Bohnen, nur nicht an den höchst gelegenen Orten, das Thal von Sarhad ist für den Getreidebau zu kalt. Auch in Badakhschan umgeben den Drus noch gewaltige Gebirge, aber auch hier ist sowohl das Flußthal als die Seitenthäler fruchtbar, und zahlreiche Ruinen beweisen, daß die Gegend früher besser angebaut war als es jetzt der Fall ist. Unter den Flüssen, die der Drus in diesem mittleren Teile seines Laufes erhält, heben wir auf dem linken Ufer den Koscha und den Fluß von Kunduz heraus, auf dem rechten den Kasirnehan und Surkhan. Wenn auch diese Flußthäler, besonders das des letzteren Flusses, in der Gegend der Mündung etwas sumpfig sind, so sind sie doch namentlich im oberen Laufe gut angebaut. Bald darauf tritt aber der Drus in die Wüste ein, er empfängt keine Zuflüsse mehr, und seine Ufer werden öde.

Wenden wir uns nun auf die Südseite des Hindukusch, so wird uns dort der Indus beim Eindringen in das Gebirge dieselben Dienste leisten wie der Drus im Norden. Obwohl sich die Gegenden, von welchen wir hier zu sprechen haben, ganz in der Nähe des von den Engländern beherrschten Gebietes finden, so sind sie doch ihrer Unzugänglichkeit halber sehr lange unbesucht geblieben. In keinem Teile der Welt findet man vielleicht auf einem so kleinen Raume eine solche Masse der höchsten Berge zusammengedrängt als gerade hier. Diese Bergketten werden nun zwar von zahlreichen Thälern durchschnitten, welche aber meist die Eigentümlichkeit haben, daß der Zugang zu ihnen durch eine enge Schlucht führt und das Thal sich erst allmählich erweitert. Es ist oft sehr schwer durch eine solche Schlucht sich den Weg zu bahnen, namentlich im Sommer, in welchem die Schneeschmelze kolossale Wassermassen in dieselbe führt und den Verkehr mit der Außenwelt fast unmöglich macht, auch im besten Falle sind die Wege sehr steil und erfordern geübte und durchaus schwindelfreie Fußgänger. Es ist begreiflich, daß diese natürlichen Verhältnisse die Bewohner der einzelnen Thäler streng von einander schieden und jedes Thal auf seine eigenen Hilfsquellen beschränkten, weshalb sich auch die Sitten der heutigen Bewohner nur wenig von denjenigen unterscheiden, welche ihre Vorfahren bereits vor vielen Jahrhunderten hatten. Der Verkehr mit der Außenwelt ist für alle diese Thäler nur durch das Industhal möglich, wo aber ganz ähnliche Verhältnisse herrschen wie in den Neben-

thälern und Verkehr und Handel sehr erschwert ist, weil der untere Teil des Thales innerhalb des Gebirges von ebenso fanatischen wie kriegerischen Völkerschaften besetzt gehalten wird. Sobald man, am Indus aufwärts gehend, das britische Gebiet verlassen hat, betritt man das Land unabhängiger Stämme, das unter dem Namen Jaghestan, d. h. die aufrührerische Gegend, zusammengefaßt wird. Keine natürliche Grenze scheidet dieses Gebiet von dem durch die Engländer beherrschten ab, nichtsdestoweniger wird der Unterschied bald fühlbar; die Dörfer werden seltner, die Wege schlechter, Strecken fruchtbaren Bodens liegen öde. Der Indus fließt auf einer Strecke von 150 engl. Meilen zwischen hohen Bergen hin, der Boden ist steinig und unfruchtbar, aber es durchschneiden ihn Thäler von großer Fruchtbarkeit, welche bloß Wasser erfordern, um reiche Ernten zu gewähren. Aprikosen, Äpfel, Feigen, Melonen und Trauben gedeihen in großer Menge, das Getreide reift zweimal infolge der Masse angeschwemmten Bodens, der von den Bergen herabgeführt wird. Die Hitze ist im Sommer während des Tages sehr stark, aber die Nächte sind kühl und angenehm, bei einer Erhebung von mehr als 3000 F. stellt sich ein kurzer trockner Winter ein. Diese charakteristischen Eigenschaften behält das Industhal bis über Iskardo hinaus. Bei einer Höhe von 5000 F. verlängert sich der Winter, der darauf folgende Frühling ist aber sehr kurz, die Hitze zeitigt die Früchte in so kurzer Zeit, daß anfangs Juni bereits die Ernte beginnen kann. Die Thäler auf der rechten Seite des Flusses sind am besten bekannt, auf dem linken Ufer ist fast unbekanntes Gebiet. Der letzte Ort am Indus, der zu Jaghestan gehört, heißt Gor, weiterhin gehört das Land zu Kaschmir. Jenseits der Grenze mündet der Fluß von Gilgit in den Indus, dessen Thal sehr fruchtbar ist und früher der Mittelpunkt eines größeren Reiches war, wozu es sich sehr gut eignet, da von hier viele Wege in die benachbarten Thäler führen. Spuren eines größeren Wohlstandes als heute kann man noch deutlich bemerken, denn es zeigt sich, daß das Land bis zur Höhe von 10000 F. bebaut war. In Gilgit befinden wir uns in der wildesten Gegend des Gebirges, innerhalb eines Umkreises von 65 engl. Meilen zählt man nicht weniger als elf Berge von 18—20000 F. Höhe, sieben von 20—22000 F., sechs von 22—24000 F. und acht von 24—26000 F., und noch sind nicht alle Berge des Landes gemessen. Diese Berge sind zwar an ihrem Fuße rauh und felsig, in der Höhe über 7000 F. aber mit dichtem Walde bedeckt, steigt man bis zu 10000 F. empor, so bemerkt man eine große Menge wilder Zwiebeln, die wahrscheinlich die Veranlassung gewesen sind, daß die Chinesen diese Berge das Zwiebelgebirge (Tsung-ling) benennen. Die Gletscher wie die Flüsse, welche von diesen Bergen herabkommen, führen nicht geringe Quantitäten Gold mit sich, besonders im Thale des Bagrot, eines Nebenflusses des Gilgit, daher wird im Winter von den Bewohnern die Goldwäscherei vielfach betrieben. Der Hauptort des Landes heißt gleichfalls Gilgit, er liegt 4890 F. hoch, von dort kann man gegen Nordosten auf beschwerlichen Wegen in den Distrikt Hunza gelangen, von wo Wege auf die Pamirebene hinüber führen. Trotzdem daß dieses Land 8400 F. hoch liegt, ist es dennoch fruchtbar. Das Land ist besonders berühmt durch seine Aprikosen, die in großer Zahl

getrocknet und ausgeführt werden. Mit den Bewohnern der Pamir in Wakhan und Sirikol werden von hieraus freundschaftliche Verbindungen unterhalten, da gute Wege in ihre Gebiete hinüber führen.

Wenn man sich von Gilgit nach Westen wendet, so erreicht man in kurzer Zeit den Distrikt Ponnal, mit welchem das Reich von Kaschmir nach dieser Seite endigt. Ponnal ist fruchtbar, wiewohl von großen sandigen Strecken durchzogen, auch von hier führt durch das Karumberthal ein Paß von 12000 Fuß Höhe in das Drusthal hinüber. Von Gafusch, der Grenzfestung von Ponnal, gelangt man westlich in die Reiche von Jasin und Tschitral, beide unmittelbar in der Nähe der Übergänge über den Hindufusch, die aber bis in die neueste Zeit fast unbekannt geblieben sind. Der Eingang nach Jasin von Gilgit aus geht durch ein Defilé, das so enge ist, daß ein einzelner Mann dasselbe sperren kann, steile Felsen auf beiden Seiten machen einen anderen Weg schlechterdings unmöglich. Kurze Zeit, nachdem man diesen Engpaß verlassen hat, erreicht man das Thal, dessen Hauptort Jasin ist, 7800 F. über dem Meere gelegen, von da gelangt man gegen Norden an den Durkotpaß, der wahrscheinlich 14000 Fuß hoch ist und in zwei Tagen in das Thal des Serhad und von da in das Drusthal führt. Westlich führen von Jasin zwei andere Wege in das Thal von Tschitral, ein kürzerer über einen Paß von 16000 Fuß in fünf Tagen nach Mastudsch, allein der Weg ist schwierig, man wählt darum gewöhnlich einen längeren, der die Berge umgeht. Mastudsch selbst ist ein bedeutender Ort, und das Thal, in welchem er liegt, ist imstande eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Das Thal wird durch einen ansehnlichen Berg geschlossen, der sehr hoch sein muß, da man ihn sowohl im Drusthale als auch an verschiedenen Stellen im Lande der Kasirs sehen kann; näheres über denselben ist indessen bis jetzt nicht bekannt geworden. Weiter gegen Westen von Tschitral kommen wir in das Land der Kasirs, ein noch jetzt völlig unbekanntes Gebiet, das kein Europäer betreten hat. Gegen die Afghanen im Süden schließen sich die Kasirs vollkommen ab, nicht so gegen ihre Nachbarn im Norden und Osten, und dadurch ist es jetzt möglich geworden einige nähere Erkundigungen über sie einzuziehen und selbst mit einigen Bewohnern dieses Landes zusammen zu kommen. Wie überall in diesen Gegenden finden wir auch hier Thäler, die von hohen Bergen begrenzt sind, sie werden von unabhängigen Stämmen bewohnt, die zwar in Religion und Sitten eine gewisse Ähnlichkeit mit einander haben, aber Dialekte sprechen, die zum Teil so verschieden sind, daß man sich gegenseitig nicht versteht, auch leben sie in beständiger Fehde mit einander. An sie schließt sich auch die Bevölkerung an, welche in die nördlichen Teile der Thäler auf der linken Seite des Flusses von Kabul zurückgedrängt ist.

Von noch größerer Wichtigkeit als die Naturverhältnisse dieser bis jetzt so unbekanntten Gegenden sind uns die Bewohner derselben. In einem ihrer Thäler pflegt man die Urheimat der Indogermanen zu suchen, und da die Unzugänglichkeit derselben ihre Bewohner von den starken Völkermischungen bewahrt hat, welchen andere, mehr zugängliche Gegenden ausgesetzt waren, so kann man hoffen, hier noch ziemlich ursprüngliche Zustände zu finden welche sich Jahrtausende hindurch

ungestört erhalten konnten; darum ist auch von Seiten der Anthropologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft dieses Gebiet sofort in Angriff genommen worden. Hier hat sich nun gezeigt, daß die Wasserscheide des Hindufusch eine ziemlich scharfe Sprachgrenze bildet. Im Norden, auf der Pamir sowohl als im benachbarten Drusthale, dann in der fruchtbaren Ebene am Harartes und am Zerasschan in Bokhara ist durchaus der iranische Völkerstamm vorherrschend, der selbst wieder in zwei Abteilungen zerfällt: in die sogenannten Tadschiks, welche hauptsächlich die Ebene bevölkern und Ackerbau oder Handel treiben, und in die Galtshas oder Bergbewohner. Die Sprachen dieser beiden Abteilungen sind zwar dialektisch verschieden, in der Hauptsache aber sind ihre charakteristischen Eigenschaften dieselben. Den ursprünglichsten Teil der Bewohner scheinen die Galtshas zu bilden, der durch später kommende Eroberer nach und nach in die Berge zurückgedrängt wurde, die Tadschiks dagegen scheinen eine Mischung zu sein aus den Überresten der alten Bevölkerung, aus persischen Ansiedlern, endlich aus den persischen Sklaven, die Jahrtausende hindurch von den Völkern des Nordens aus ihrer Heimat geraubt wurden und durch ihre hervorragenden Fähigkeiten meistens in ihrem neuen Vaterlande eine einflußreiche Stellung zu begründen wußten. Was an Völkern vorhanden ist, die eine verschiedene Sprache sprechen, wie die Usbeken und Kirgisen, das ist nachweislich erst später eingewandert, hat auch zum großen Teile bis heute seine nomadischen Gewohnheiten nicht aufgegeben, während die iranische Bevölkerung mit Vorliebe dem Ackerbau sich zuwendet. Nur an einer einzigen Stelle sind die Iranier auch auf die Südseite des Hindufusch vorgedrungen: in Tschitral, wo die Bewohner des Ludkhotganes noch einen iranischen Dialekt sprechen, während andere, südlicher wohnende, die sich auf die Tadschiks in Badakhschan zurückleiten, ihre Sprache bereits aufgegeben haben. Aber alle diese Ansiedlungen gehen erweislich nicht über die letzten Jahrhunderte zurück.

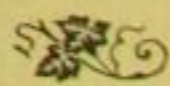
Die Gegenden im Süden des Hindufusch, welche nördlich von Pendschab liegen, zeigen eine große Mannigfaltigkeit der Dialekte (namentlich ist Tschitral sprachlich sehr geteilt), denen aber das gemeinschaftlich ist, daß sie fast alle an das Altindische sich anschließen, man hat deswegen diese Gegenden westlich vom Indus neuerdings unter dem Namen Dardistan zusammengefaßt, weil die Alten in jene Gebirge das Volk der Darden versetzten. Mehrere dieser Dialekte sind uns jetzt bekannt geworden, wir wollen von ihnen nur einen, die Schinasprache, hervorheben, weil sie die verbreitetste ist und sich am genauesten an die mehr südlich gesprochenen Sprachen anschließt. Es ist dies ursprünglich die Sprache der Schinkaste, welche erobernd in das Land eingedrungen zu sein scheint und den unterworfenen Bewohnern ihre Sprache aufgenötigt hat. Zu den Eigentümlichkeiten, welche die Bewohner des südlichen Hindufusch mit den Indern teilen, gehört neben der Sprache noch das Kastenwesen, welches sich erhalten hat, trotzdem daß jetzt der Islam die herrschende Religion ist und teilweise recht fanatische Verehrer hier findet. Die oberste dieser Kasten bilden die Kono, die in Gilgit und nördlich davon nicht sehr zahlreich sind, aber häufiger werden, je weiter man sich gegen Westen wendet. Ihr hoher Rang erweist sich dadurch, daß sie sich

mit Töchtern der königlichen Familie vermählen können und daß die Kinder aus diesen Ehen als vollkommen ebenbürtig angesehen werden. Sie geben ihre Töchter nicht an Männer niederer Kasten, während sie selbst sich aus diesen Frauen nehmen. Die zweite Kaste sind die bereits genannten Schin, sie sitzen bei Gor und im oberen Teile des Gilgitthales. Ihre Sprache reicht noch in das kaschmirische Gebiet hinüber, nicht sehr weit von Gor ist die Sprachgrenze. Die Schins geben ihre Töchter den Konos zu Frauen, können selbst aber keine Frauen aus dieser höheren Kaste erhalten, wohl aber aus den niederen, denen sie ihre Töchter nicht geben. Wegen ihres Ranges enthalten sie sich mehrerer Beschäftigungen und betrachten Ackerbau und Jagd als die einzigen ihrer würdigen Arbeiten. Sie haben sich auch östlich nach Baltistan verbreitet, wo sie Brokpas d. i. Hochländer genannt werden, weil sie die höchst gelegenen und wenigst fruchtbaren Stellen des Landes bebauen, dort beanspruchen sie aber keinen besonderen Rang, sondern stehen im Gegenteil tiefer als die andere Bevölkerung, welche daher später eingewandert sein wird. Eine merkwürdige Eigenart der Schins ist ihre Abneigung gegen die Kinder, sie essen weder Rindfleisch noch trinken sie Kuhmilch, die Kälber gelten ihnen als besonders unrein, auch die Hühner sind ihnen so zuwider, daß in den von ihnen bewohnten Gegenden kein einziges Huhn zu sehen ist. Die dritte Kaste endlich bilden die Yeshkun, sie sind die zahlreichsten von allen, namentlich in den nördlichen Distrikten, die Einwohner von Hunza und Ponyal gehören zu ihnen. Sie sprechen eine eigentümliche Sprache, das Burisch, das nicht zu den indogermanischen Sprachen gehört, ebensowenig aber auch mit dem Tibetischen oder einer anderen Sprache verwandt ist. Es sitzt also hier, ringsum von Indogermanen umgeben, ein ganz eigentümliches Volk, von welchem bis jetzt niemand sagen kann, wie es in seine Wohnsitze gekommen ist.

Nach diesen sprachlichen Thatsachen sind wir gezwungen die Bewohner des Hindukusch in drei Gruppen zu zerlegen: zur ersten müssen wir die iranischen Völker im Norden des Gebirges rechnen, zur zweiten die an die Tuder sich anschließenden Stämme am südlichen Abhange desselben, die dritte Gruppe endlich bilden die Völkerschaften, welche das ganz abweichende Burisch sprechen. Allein, wenn wir den Ursprung eines Volkes ergründen wollen, dürfen wir uns nicht ausschließlich auf die Sprache stützen, denn ein durch Sprache und Sitten geeinigtes Volk kann aus ganz verschiedenen Elementen bestehen, welche sich, durch äußere Umstände veranlaßt, verschmolzen haben. Fester als die Sprache haftet die physische Beschaffenheit eines Volkes, und es ist daher nicht ohne Interesse die anthropologischen Resultate zu vergleichen, zu welchen Ujfalvy durch mehrjährige Untersuchungen an Ort und Stelle gekommen ist. Statt der drei Gruppen, welche der Sprachforscher aufstellen muß, glaubt er nach umfangreichen Messungen nur zwei annehmen zu sollen: die Gruppe nördlich und südlich vom Hindukusch. Die nördliche Gruppe umfaßt die Granier. Diese sind von mittelgroßem Körperwuchse, haben dunkles, kastanienbraunes, selten blondes Kopfhaar (8,62 Prozent unter 58 Gemessenen), ihre Hautfarbe ist die südeuropäische, die Augen sind dunkel, der

Körper ist besonders auf der Brust behaart. Sie sind hyperbrachykephal, der Breitenindex war bei 58 Galtchas 86,50. Anders verhält es sich mit der südlichen Gruppe, sie ist schlank, über die Mittelgröße hinausragend, hat meist sehr dunkles, fast nie blondes Haar (nur 2,12 Prozent unter 47 Gemessenen) und dunkle Augen. Ihre Hautfarbe ist südeuropäisch, der Körper namentlich an den Beinen stark behaart, dabei sind sie hyperdolichokephal (Breitenindex 75,62 bei 45 gemessenen Individuen), die wenigen Kasirs, die gemessen werden konnten, sind gleichfalls hyperdolichokephal. Auch die Burischstämme stimmen trotz ihrer verschiedenen Sprache körperlich mit ihren indischen Nachbarn überein, doch hat man unter ihnen das häufige Vorkommen von Rotköpfen bemerkt, woraus man vielleicht auf eine frühere Mischung mit einem blonden Volke schließen darf. Die Bewohner von Baltistan, welche jetzt einen tibetischen Dialekt sprechen, schließen sich körperlich gleichfalls an die südliche Gruppe der Hindufuschbewohner an und dürften daher ursprünglich Indogermanen gewesen sein. Ihre physische Erscheinung unterscheidet sie sehr auffallend von den Bewohnern Ladakhs, mit welchen sie die gleiche Sprache sprechen: der mittlere Schädelindex ergab bei ihnen 72,52, während er in Ladakh = 77 ist. Der Bewohner Baltistans ist groß, schlank und von angenehmen Gesichtszügen, der Bewohner Ladakhs dagegen unterseht, sein Gesicht eckig, mit hervorstehenden Backenknochen, die Augen schief geschlitz, die Ohren vom Schädel abstehend. Die Bewohner von Kaschmir sowie die nördlichen Afghanen sind zwar Indogermanen, aber stark mit fremdem Blute gemischt, sie können nicht als ein rein ariischer Typus gelten.

Täuscht nicht alles, so hat dieses Eindringen in die vermeintliche Urheimat der Indogermanen eben nicht dazu beigetragen die Frage nach der Herkunft derselben befriedigend zu lösen, die bisherigen Ergebnisse zeigen uns vielmehr, daß noch manches geschehen muß, ehe wir uns dem gewünschten Ziele nähern können. Wie in Europa so steht uns auch hier eine dolichokephale und eine brachykephale Bevölkerung mit gleicher oder doch nahe verwandter Sprache gegenüber, und der Beginn des indogermanischen Stammes scheint in entferntere Zeiten zurückzugehen als man früher glaubte. Noch hält man mit Vorliebe die alte Ansicht fest, daß im Norden des Hindufusch, in der Nähe der Pamir, das Vaterland der Indogermanen sein möchte, aber es ist schwer dafür irgend einen Beweis beizubringen. Nirgends zeigen sich dort Spuren einer unabhängigen indogermanischen Bevölkerung, sondern lediglich iranische Stämme, es dürfte indessen schwer halten die iranischen Sprachen zum Ausgangspunkt der indogermanischen Sprachen zu machen. Aber auch die entgegengesetzte Ansicht, daß Indien das Urland sein möge, ist zu oft schon widerlegt worden, als daß wir länger bei derselben verweilen sollten.



Welche Militärmacht würde Deutschland für Kolonien nötig haben?

Von
v. B.

Von den großen Fragen, welche neuerdings die öffentliche Meinung beschäftigen, haben wenige sofort bei ihrem Auftreten eine so energische Aufnahme durch Freund und Feind erfahren als die Kolonisationsfrage. Die Anhänger von deutschem Kolonialbesitz weisen auf dessen Notwendigkeit zur Erhaltung der bedeutenden Summe von Mitteln und Kräften hin, die alljährlich dem Mutterlande durch die Auswanderung in überseeische Länder verloren geht, auf die großen Vorteile, welche Kolonialbesitz für Industrie und Handel des Heimatlandes, sowie endlich darauf hin, daß eine Großmacht von der Bedeutung Deutschlands bei der Verteilung der Kultur zu erschließenden neuen Ländereien nicht leer ausgehen dürfe. Die Gegner berufen sich auf die noch ungenügende Entwicklung unserer für die Sicherung eines Kolonialbesitzes allerdings notwendigen Kriegsmarine, auf den Umstand, daß es bei Erwerbung von Kolonien fast niemals bei dem ersten Schritt bleibe, daß die Verhältnisse vielmehr stets Erweiterungen erforderten, die dem Reich leicht nicht nur große Lasten und Kosten ohne entsprechenden Gewinn, sondern auch Konflikte mit andern Mächten verursachen könnten, und daß endlich die Reichsregierung selbst dem Drängen auf Kolonialbesitz nicht begünstigend gegenüberstehe. —

Kolonialbesitz kann nun sehr verschiedener Natur sein. Zwischen der meist gewaltsamen Besitznahme großer Länder zur Ausnutzung ihrer Natur-Erzeugnisse und zur Erschließung von Absatz-Gebieten für die eigenen Produkte, — wie sie früher von Spanien und Holland, dann von England und Frankreich im großen Maßstabe betrieben ist, — und der Anlage einfacher Handels-Faktoreien und sogenannter Kohlenstationen giebt es eine Menge von Abstufungen, auf welche die oben angegebenen Gründe für und wider immer nur einzeln Anwendung finden können. Nachdem die deutsche Reichs-Regierung durch ihr neuerliches Auftreten in West-Afrika festgestellt, daß die dortigen privaten Etablissements auf deutschen Schutz Anspruch haben, ist eines der Hauptbedenken gegen Kolonial-Projekte wenigstens für Kolonien der untersten Stufe hinfällig geworden; die ganze Frage ist damit unstreitig in ein neues Stadium getreten und hat eine bestimmte Richtung angenommen. Niemand wird daran zweifeln, daß das Aufhissen der deutschen Flagge keine leere Form war, — wie wir deren neuerdings mehrfach von den Staatsmännern einer großen Seemacht gesehen haben, — sondern daß derselben nötigenfalls auch die That folgen würde; zugleich ist damit ausgesprochen, daß die Reichs-Regierung lebensfähigen privaten Unternehmungen in bezug auf Erwerbung von Kolonialbesitz durchaus nicht hemmend entgegen zu treten geneigt ist. —

Allerdings ist eine Kolonial-Etablierung, — wie sie sich zufolge der bisher an die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten aus West-Afrika erkennen läßt — ein erster Schritt von großer Tragweite; denn er läßt mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß er bei günstigem Erfolg zu weiterer Ausdehnung und

schließlich zu großem Territorialbesitz führen wird. Die Mehrzahl der jetzigen weiten Kolonial-Gebiete anderer Staaten sind allmählich aus ähnlichen Anfängen, aus einfachen Handels-Etablissements angewachsen. Dies Anwachsen erfordert aber meist mehrere Menschen-Alter, und die jetzige Generation kann sich füglich darauf beschränken eine ihren Verhältnissen entsprechende Anlage zu machen, und es ihren Nachkommen überlassen dieselbe soweit auszudehnen, als es die mit der Zeit wechselnden Umstände ratsam erscheinen lassen. —

Die einschlägigen Fachfragen mögen aber kompetenteren Federn überlassen bleiben; hier soll nur kurz untersucht werden, welche Machtmittel dem deutschen Reiche zu Gebote stehen, um einem Kolonialbesitz den ihm vom Reiche zugesagten Schutz zu gewähren, und zwar wird dabei als Beispiel dasjenige Kolonial-Verhältnis anzunehmen sein, welches bisher allein greifbare Gestalt angenommen hat: Die Besitznahme von Küstenstrecken in West-Afrika mit einem mehr oder minder großen Hinter-Gebiet.

Die Erwerbung hat bisher keine andere Macht-Entfaltung erfordert als die Aufwendung von einigen Geldmitteln und das Aufhissen der deutschen Flagge durch bevollmächtigte Vertreter der Reichsregierung. Es liegt aber bei der allgemeinen Eifersucht der größeren Kolonialmächte auf Deutschland nahe, daß von anderen Seiten dem Besitzstande Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, und die Neigung dazu scheint bei den Engländern vorhanden zu sein. Sofern ein fremdländischer Protest gegen deutsche Niederlassungen sich auf diplomatische Noten beschränkt, werden wir keine Ursache zur Besorgnis haben, denn die deutschen Noten werden ohne Zweifel ebenso deutlich sein wie die fremdländischen. Sollte ein fremder Staat den Versuch machen, seinen Protest durch eine Aktion zu unterstützen, so würde allerdings Deutschland in der Notwendigkeit sein das Besitzrecht durch Gewaltmittel zu erzwingen und dabei infolge der geringeren numerischen Stärke seiner Kriegsmarine und der Ungewohntheit seiner bedeutenden Landmacht in großen überseeischen Expeditionen von vornherein in einer weniger günstigen Situation sein. —

Letztere ist aber keineswegs dazu angethan die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg von vornherein aufzugeben. Zunächst würde bei den augenblicklichen politischen Konstellationen in Europa wahrscheinlich schon die Erkenntnis von dem festen Entschluß Deutschlands, jede fremde Einmischung in die beregte Angelegenheit zurückzuweisen, genügen, den Einspruchs-Versuch auf Noten-Wechsel zu beschränken. Außerdem aber wäre es wohl nicht in allen Fällen nötig, einen entstehenden Kampf am Orte des Streitobjektes selbst anzufechten. Der Gegner würde wahrscheinlich an andern Stellen empfindlicher anzufassen sein, und Deutschland könnte seinen Zweck erreichen, ohne grade zu einer schwierigen großen Expedition nach andern Weltteilen genötigt zu sein. —

Aber auch in einer großen überseeischen Expedition — den ungünstigsten Fall vorausgesetzt — hätte Deutschland keinen Anlaß große Bedenken zu hegen. Die deutsche Landmacht ist für dergleichen Unternehmungen freilich nicht besonders ausgebildet; es fehlt ihr aber weder an den nötigen militärischen Tugenden, noch an

jenem praktischen Geschick, welche zur Überwindung aller möglichen Schwierigkeiten befähigen. —

Ein sehr braver Offizier, der eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser hatte und oft erklärte, keine Macht der Erde würde ihn dazu bringen sich einem Wasser-Fahrzeuge anzuvertrauen, erwiederte auf die Neckereien seiner Kameraden und auf deren Hinweis, daß er in seinem Eide „zu Wasser und zu Lande“ sich verpflichtet, also auch zu einer Wasserreise kommandiert werden könne: „das ist ganz etwas anderes, dann ist es Dienst.“ Nun, diese Achtung vor dem „Dienst“ hat unsre Truppen 1864 ohne Bedenken in gebrechliche Rähne steigen lassen, um über den Alsen-Sund zu setzen und die Dänen von der Insel Alsen zu vertreiben; sie würde sie auch mit derselben Gemütsruhe in ein Seeschiff zu einer weiteren Expedition begleiten. —

Schwieriger wäre bei einer solchen allerdings das noch bestehende Minderverhältnis zwischen unserer Kriegsmarine und derjenigen der meisten andern Großstaaten. Aber in dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten sehr wesentlich verändert und es dahin gebracht, daß die numerische Stärke allein durchaus nicht mehr über den Erfolg zur See entscheidet. —

Zunächst hat die Einführung des Dampfes die Macht-Verhältnisse beeinflusst. Es fehlt an ausreichenden Beispielen um diesen Einfluß genau festzustellen; denn die seit Einführung des Dampfes stattgehabten großen Seekämpfe trugen fast alle einen besonderen Charakter.

Im orientalischen Kriege von 1854—56 standen von vornherein die beiden größten Seemächte und später noch Italien auf Seiten der Türkei gegen Rußland, dessen Flotte nicht bedeutend war und sich einer so ungeheuren Überlegenheit gegenüber passiv verhalten mußte. In dem amerikanischen Sezessionskriege kam es ebensowenig zu einem größeren maritimen Zusammenstoß; Kaperei spielte darin auf dem Meere die Hauptrolle. In dem deutsch-französischen Kriege 1870—71 endlich war zwar die sehr viel schwächere preußische Seemacht genötigt sich gegenüber der viel stärkeren französischen Marine defensiv zu verhalten; letztere konnte aber trotz ihrer großen Übermacht nicht hindern, daß preußische Kriegsschiffe in allen Meeren herumschweiften, vor der Gironde-Mündung dicht an der französischen Küste ein französisches Handelsschiff wegnahmen und in den amerikanischen Gewässern ein glückliches Gefecht mit einem französischen Kriegsdampfer bestanden. —

Von noch größerem Einfluß — wie die Einführung des Dampfes — verspricht die in neuester Zeit fast allgemein gewordene Panzerung zu werden. Die Körper der Kriegsschiffe sind dadurch wenigstens an ihren empfindlichsten Stellen fast unverwundbar geworden; die früher in Seekämpfen so wichtige Kanonenzahl hat damit an Bedeutung erheblich verloren und tritt neben der Sicherheit des einzelnen Schusses in den Hintergrund. Dazu tritt die durch Einführung des mit der Panzerung meist verbundenen Sporns zum Rammen feindlicher Schiffe veränderte Seetaktik; die Manövrierfähigkeit des Schiffes und die Geschicklichkeit bei Ausnutzung derselben erlangen dadurch eine Wichtigkeit, neben der die Zahlen der Schiffe und der Kanonen nur eine untergeordnete Rolle spielen. —

Endlich ist hier noch die rasch fortschreitende Entwicklung des Torpedos als See-Kriegswaffe zu erwähnen. Die von allen Seemächten eifrig betriebenen bezüglichen Versuche werden zwar geheim gehalten, so daß der augenblickliche Stand der Entwicklung nur den Fachmännern bekannt ist. Es verlautet indessen doch soviel, daß dieser Stand fast bei allen Mächten ein recht hoher ist, und wenn die von der neuen Waffe gehegten Hoffnungen und Befürchtungen auch übertrieben sein mögen, so läßt sich doch mit Bestimmtheit voraussagen, daß sie im Verein mit den Panzerungen — deren allgemeine Anwendung sehr wesentlich zur Entwicklung der Torpedo-Waffe beigetragen hat — geeignet ist dem Kampf zur See einen veränderten Charakter zu geben, bei dem die numerische Ueberlegenheit allein entschieden von geringerem Gewicht ist als früher. Bei dieser Sachlage liegt vorläufig kein Anlaß vor, die verhältnismäßig geringe Stärke unserer Kriegsmarine als ein unüberwindliches Hindernis für größere überseeische Unternehmungen anzusehen. —

Es handelt sich aber bei Sicherung eines Kolonialbesitzes nicht nur um die erste Sicherstellung der Besitz-Ergreifung und um Beseitigung eines etwa dagegen erhobenen thätlichen Einspruches einer Weltmacht, sondern auch um dauernden Schutz bei nachbarlichen Zwistigkeiten, die bei dem Berühren von Bevölkerungen mit verschiedenen Interessen unvermeidlich sind, sowie endlich um inneren Schutz bei zunehmender Zahl der Bewohner der Kolonie, unter welchen sich viele Elemente einzufinden pflegen, die der Entwicklung geordneter sozialer Zustände nicht förderlich sind. Besteht der Kolonialbesitz in einer von andern Landesteilen entfernten Insel, so kommt eigentlich nur die letzte Art von Schutz inbetracht, und werden zur Ausübung desselben eine Anzahl Polizei-Soldaten um so eher genügen, als Kolonial-Bewohner sich unvermeidlich an einen höheren Grad von Selbsthilfe gewöhnen müssen und daher des Schutzes gegen innere Feinde in geringerem Grade bedürfen als die verweichlichten Bewohner zivilisierter Länder-Komplexe. Liegt der Kolonialbesitz auf dem Festlande und ist er daselbst von ähnlichen Besitzungen anderer zivilisierter Staaten umgeben, so liegt dasselbe Verhältnis vor; eine Anzahl Polizeisoldaten wird auch für kleine Grenz-Zwistigkeiten genügen, während bei größeren Konflikten die betreffenden Mutterländer eintreten müssen. Anders aber ist die Lage, wenn der Kolonialbesitz in einem größeren Insel-Komplexe liegt oder auf einem Kontinente an ein weites Länder-Gebiet angrenzt, welches bisher nur wilden Völkerschaften als Tummelplatz gedient, denen die Sitten der zivilisierten Welt fremd sind, und die sich an die Regeln des Völkerrechtes nicht kehren. Hier ist ein wirksamerer militärischer Schutz nötig, der nur durch die Anwesenheit einer angemessenen Streitmacht erreicht werden kann. Eine ähnliche Situation ist nun zwar diejenige in West-Afrika, indessen sind die Verhältnisse — soweit dieselben bekannt geworden — in bezug auf das Schutzbedürfnis hier doch wesentlich günstige. Die bisher noch kleinen Handels-Etablissements haben überall freundschaftliche Verbindungen mit den nächstwohnenden einheimischen Bevölkerungen angeknüpft, außerdem haben bei den letzteren schon seit längerer Zeit deutsche Missionen Eingang gefunden; deutsche Missions-Anstalten üben

dort mit Erfolg ihren zivilisatorischen Einfluß aus und lassen die Gefahr, daß die umwohnenden Negerstämme den deutschen Kolonisations-Versuchen einmal feindlich gegenüberreten könnten, ziemlich gering erscheinen. —

Unter diesen Umständen würden auch für West-Afrika vorläufig zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung Polizei-Mannschaften vollkommen genügen, und das Bedürfnis einer eigentlichen bewaffneten Macht erst eintreten, wenn das Kolonisations-Unternehmen zu einer bedeutenderen weiteren lokalen Ausdehnung führte und es gelänge einen Teil der deutschen Auswanderung dorthin zu ziehen, wodurch sowohl die Beziehungen mit den nächstwohnenden Eingeborenen sich vielfältigen, als auch neue Verbindungen mit entfernteren, völlig wilden Negerstämmen unvermeidlich würden.

Dieser Zeitpunkt ist aber einstweilen noch als ziemlich fern zu betrachten. In öffentlichen Blättern wird mit Recht vor einer vorzeitigen Auswanderung nach den unter deutschen Schutz gewonnenen Gebieten gewarnt. Eine solche Auswanderung, — welche Plantagen-Einrichtungen, ausgedehnten Bergbau und dergleichen zur Voraussetzung haben müßte — würde ohne vorherige gründliche Erforschung des Landes und ohne Anlage guter Kommunikationen sicherlich ein verfehltes Unternehmen sein; die nötigen Vorbereitungen derselben erfordern aber Aufwendungen, zu denen das Reich bisher wenig geneigt zu sein scheint, und zu welchen sich — bei der immerhin ungewissen Rentabilität — ein Privatmann oder auch eine Aktien-Gesellschaft schwer und jedenfalls nur allmählich entschließen dürfte. — Immerhin liegt eine solche erfolgreiche Entwicklung des Kolonialbesitzes im Bereich der Möglichkeit, und würde alsdann die Frage an uns herantreten, woher eine für die Kolonie nötige besondere Streitmacht nehmen? — Man braucht bei deren Bemessung nicht an europäische Verhältnisse — Armee-Korps oder Divisionen — zu denken; die Erfahrungen anderer Länder zeigen, daß wenige hundert Mann geschulter und einigermaßen akklimatisierter Truppen bei zweckmäßiger Disposition ausreichen, um ein weites Territorium gegen die räuberischen Einfälle benachbarter wilder Völkerschaften zu sichern, — so lange man sich eben auf wirksame Abwehr beschränkt und nicht daran denkt weite Länder-Gebiete mit zahlreicher, unruhiger Bevölkerung zu unterjochen. —

Das deutsche Heer könnte nun freilich ohne Beschwerde ein paar Kompagnien oder ein Bataillon für solchen Zweck hergeben; es muß aber sofort erkannt werden, daß solche Aushilfe sehr unvollkommen sein würde. Zunächst erscheint es zweifelhaft, ob es zu billigen wäre von einer Armee, welche auf der allgemeinen Wehrpflicht basiert und in erster Linie für die Blüte des männlichen Teiles der Nation eine wichtige Bildungsschule abgeben soll, einen — wenn auch noch so kleinen Teil zum Dienst in einer fernen Kolonie zu verwenden, wo er in einer ganz ungewohnten und seinem eigentlichen Dienst-Zwecke nur indirekt förderlichen Thätigkeit, vielleicht in einem ungesunden Klima, allerlei Gefahren ausgesetzt ist. Außerdem aber wäre solche Verwendung infolge unserer verhältnismäßig kurzen Dienstzeit praktisch höchst unzweckmäßig. Die Mannschaften müßten doch völlig ausgebildet in die Kolonie geschickt werden, also nach mindestens einer einjährigen, womöglich zweijährigen Dienst-

zeit im Mutterlande; dann könnten sie bei dreijähriger Gesamt-Dienstzeit höchstens zwei Jahre, vielleicht nur ein Jahr in der Kolonie bleiben und könnten sich vor ihrer Rückkehr in die Heimat kaum die wünschenswerte Kenntnis der ganzen Kolonial-Verhältnisse angeeignet und sich akklimatisiert haben. Es fände ein beständiger Wechsel der Kolonialbesetzung statt, und man käme nie dahin eine für den Kolonial-Dienst recht brauchbare Truppe zu haben.

England mit seiner geworbenen Armee und langer Dienstzeit des Einzelnen ist in dieser Beziehung besser daran und findet doch oft Schwierigkeiten in bezug auf die Beschaffung der allerdings ziemlich bedeutenden militärischen Kräfte für den Dienst in seinen nicht mit selbständiger Verwaltung ausgestatteten Kolonien. Die Mühen und Kosten, welche Holland aufzuwenden hat, um Truppen für seinen Kolonial-Dienst zu haben, sind bekannt; und in Frankreich hat sich nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und namentlich nach Beginn einer aktiven Kolonial-Politik in Asien und Madagaskar — also auf entfernten Gebieten — sehr bald und sehr laut der Ruf nach Errichtung einer besonderen Kolonial-Armee erhoben; die Bedenken gegen die Entsendung der der allgemeinen Wehrpflicht unterworfenen Landesfinder für den entfernten und oft gesundheitschädlichen Kolonialdienst sind also alsbald erkannt worden. —

Unter diesen Verhältnissen würde für den dauernden lokalen Schutz eines deutschen Kolonialbesitzes — so lange derselbe vorzugsweise den Charakter von Handels-Etablissements trägt — nur die Errichtung einer besonderen angeworbenen Truppe mit möglichst langer Dienstzeit übrig bleiben. Diese müßte selbstverständlich aus völlig ausgebildeten Soldaten bestehen, und es werden sich unter den zur Reserve zu entlassenden Mannschaften des aktiven Dienststandes sicherlich genug finden, die ohne starkes Band an die Heimat oder mit einem etwas abenteuerlichen Sinn sich zu einer mehrjährigen Dienstzeit in der Kolonie bereit finden, wenn ihnen irgend welche materielle Vorteile dabei geboten werden. Wenn dadurch in dem Reservebestande der heimatlichen Armee eine kleine Lücke entsteht — es handelt sich ja zunächst nur um wenige hundert Mann — so will das bei dem thatsächlich vorhandenen Überschuss von Reserve- und Landwehr-Mannschaften bei unserer im ganzen kräftigen Bevölkerung nicht viel sagen. Auch an geeigneten und zum Dienst in der Kolonie bereiten Offizieren wird es nicht fehlen. Mehrere unserer berühmten Forschungsreisenden sind aus dem Offizierstande hervorgegangen, und derselbe wird sicherlich Elemente genug enthalten, die geneigt sind eine Reihe von Jahren in jenen opferreichen, aber doch auch vielfach interessanten Verhältnissen dem Dienste einer großen Sache sich zu widmen. —

Wäre nun das Kolonisations-Unternehmen von Erfolg gekrönt, und gelangte dasselbe zu einer weiteren lokalen Ausdehnung, oder gelänge es einen Teil der deutschen Auswanderung nach dem mit dem Kolonialbesitz verbundenen Landes-Gebiet zu ziehen, so könnte allerdings eine Verstärkung der Kolonial-Truppe nötig werden; aber auch diese dürfte in Grenzen bleiben, die eine übergroße Belastung des Mutterlandes nicht mit sich führen, um so weniger, als die bis dahin zu erwartende Prosperität der kaufmännischen Etablissements es vollständig rechtfertigen

würde, letztere zur Übernahme der Kosten ihrer eigenen Sicherstellung mit heranzuziehen. — Bei weiter fortschreitender Besiedelung des Kolonisations-Gebietes und bei Entwicklung einer geordneten Plantagen-Wirtschaft würde es endlich nicht an Kräften fehlen, die männliche Bevölkerung der Kolonie — ähnlich wie im Mutterlande — selbst zum Schutz des Kolonial-Besitzes heranzuziehen, ihr zunächst den notwendigen Ersatz der Kolonial-Truppe zu entnehmen und in weiterer Folge letztere ganz aus der Kolonial-Bevölkerung zu bilden. — Alsdann tritt voraussichtlich der Fall ein, daß die Kolonie — ganz auf eigenen Füßen stehend — dem Heimatlande reiche Zinsen für die von diesem anfänglich gebrachten Opfer bringen könnte. —

Das sind allerdings Zukunftsträume, deren Realisierung jedenfalls in ziemlich weiter Ferne liegt. Sie durften aber bei der Besprechung der in der Überschrift gestellten Frage nicht unberücksichtigt bleiben. —



Der Mensch und das Feuer.

Von

J. Ludewig.

Unter den mythologischen Sagen des griechisch-römischen Altertums ist diejenige von Prometheus eine der interessantesten und charakteristischsten. Die chaldäische und ägyptische Mythologie schließt sich eng und deutlich erkennbar an astronomische Erscheinungen und Beobachtungen an, welche von den sternkundigen Priestern metaphorisch umschrieben und personifiziert wurden. Sie gründet sich auf das allgemeine und größere Verhältnis der Erde im Weltenraume und legt Zeugnis ab dafür, daß schon im fernen Altertum die astronomischen Studien eingehend und, allerdings nur soweit es die für Raum- und Zeitmessungen noch unvollkommenen und ziemlich rohen Hilfsmittel gestatteten, nicht ohne Erfolg betrieben wurden. Solchen mehr oder minder abstrakten Beschäftigungen neigte die hellenische Naturanlage nicht zu; die Griechen fanden ihre Befriedigung in der Gegenwart und in ihrer greifbaren Welt, wozu sie die Schönheit und Fülle ihres Landes unter einem heiter gemäßigten Himmel vollständig berechtigte. Die traurige Existenz der Schemen im Reiche des Hades ist ein Ausfluß dieser selbstgenügsamen Lebensanschauung. Bei dieser Auffassung fehlten ihnen auch nicht nur die Mittel, sondern selbst die Anregung, sich durch mühsame Arbeit einen Einblick in die Natur der Dinge zu verschaffen, weil sie sich durch die Schönheit der Form und das Ebenmaß des Äußeren befriedigt fühlten. Freilich drängte sich auch den Griechen das Bewußtsein auf, daß der Mensch Einwirkungen und Gewalten unterliegt, welche zu beherrschen und selbst zu erkennen er unvermögend ist. Diese Erscheinungen und Kräfte blieben aber auf den Umfang der Erde beschränkt, welche

das Ganze ausmachte und als Teil eines größeren Ganzen nicht erkannt wurde. Es befriedigte daher auch, bis die Philosophie ihre Zweifel gegen die naiven Überlieferungen geltend machte, die lediglich auf den Erdkreis und den ihn umflutenden Ozean mit der alles umlagernden Luft bezogenen physikalischen Erscheinungen zu personifizieren und als Gottheiten anzuerkennen. Alle diese höhern Wesen sind lokal beschränkt und an die Erde gebunden; keines ist von Ewigkeit und keines von unbeschränkter Macht. Alle sind von menschlicher Form und von menschlichen Neigungen, Trieben und Leidenschaften beseelt; sie treten dem Menschen manchmal helfend und unterstützend, in der Mehrzahl der Fälle jedoch, namentlich im Anfange, feindlich, neidisch und mißgünstig entgegen.

Bei einer Lehre, die von grundirrtümlichen Voraussetzungen ausging, darf man selbstverständlich auf konsequente und logische Durchführung nicht rechnen, wie es sich recht deutlich zeigt bei der Mythe vom Prometheus. Dieser, ein Nachkomme des Titanen Japetos, welcher mit den übrigen Titanen, seinen Geschwistern, den Söhnen und Töchtern des Uranos und der Gaea, als Personifikation gewaltiger, der geregelten Weltordnung vielfach widerstrebender Naturkräfte zu betrachten ist, erscheint zwar auch im Gegensatze und in feindlicher Berührung zu der die Titanen und Titaniden verdrängenden jüngeren Generation des Zeus; allein seine Wirksamkeit ist keine zerstörende, sondern eine bildende, erhaltende und fördernde, der er selbst sogar zum Opfer fällt. Er bildet den Menschen und verleiht ihm durch die an dem Sonnenwagen entzündete Fackel den beseelenden Hauch, das Leben; und da Zeus in seinem Haffe gegen die Titanen und ihre Gebilde, um das Werk des Prometheus zu verderben, die Sterblichen des Feuers beraubt, erbarmt es den Bildner des Jammers seiner Geschöpfe; er entwendet den göttlichen Funken, nunmehr das wirkliche Feuer, aufs neue vom Sonnenwagen oder in der Esse des Hephaistos, bringt es in dem Marke eine Schilfpflanze verborgen den Menschen abermals als die Grundbedingung aller Kultur und Gesittung und erhebt dieselben schon hierdurch allein zu höherer Erkenntnis und Weisheit. Sein späteres Duldbertum unter den Fängen und dem Schnabel des Geiers, welchen die Rache Jupiters gegen den an den Felsen im Kaukasus geschmiedeten Prometheus entsendet, macht diesen zum wirklichen Weltheiland, den Zeus aber zu dem nie ruhigen Bedränger der Menschheit, deren rastloses Streben und Begehren sich in der immer wieder wachsenden Leber, dem Sitz der Begierde, allegorisch darstellt. In der Größe des für den Erwerb des Feuers gebrachten Opfers bietet sich ein Maßstab für die Wertschätzung, welche dieser Besitz schon bei den Griechen gefunden hat, und ein Beweis dafür, daß das Feuer von je an, wie schon angedeutet, als die Grundbedingung aller Kultur und Gesittung betrachtet worden ist. Der heutige Mensch kann sich den Zustand einer nicht im Besitze des Feuers befindlichen Menschheit kaum vorstellen; erst mit der Gabe des Feuers, mit seiner erwärmenden und erhitzenden Kraft einerseits seinen leuchtenden Eigenschaften andererseits, gelangt der Mensch überhaupt zu den Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins.

Mit vollem Rechte heißt es im Liede von der Glocke:

„Böhlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.“

Zuerst und zunächst diente wohl das Feuer dem Bedürfnis des nackt geborenen, den Unbilden des Wetters und den wechselnden Temperaturverhältnissen preisgegebenen Menschen, einen Schutz gegen die Kälte zu finden, woran sich bald das Bestreben knüpfte, die Speisen schmackhafter zu bereiten und das Fleisch der erlegten Tiere sowie der gefangenen Fische durch Rösten genießbarer zu machen. Hierbei konnten die leuchtenden Eigenschaften des Feuers nicht unbemerkt bleiben, und sobald die Zeit für den Menschen anfang einen gewissen Wert zu erhalten, der es wünschenswert erscheinen ließ, die Periode der Dunkelheit nicht in träger Ruhe zu verbringen, sondern wenigstens teilweise mit nützlicher Beschäftigung auszufüllen oder auch nur in geselliger Vereinigung zu verkürzen, bediente er sich des hellloodernden Feuers auch zur Erhellung der dunkeln Abende. Lange mag die Anwendung des Feuers auf die Erfüllung dieser ursprünglichsten, recht eigentlich des Leibes Notdurft entspringenden Bedürfnisse beschränkt geblieben sein, bis es durch die zufällige Entdeckung, vielleicht an der Feuerstelle, daß der Thon sich in seinen Eigenschaften durch das Feuer verändert und, durch Brennen in zweckmäßige Formen gebracht, zu dem mannigfaltigsten Gebrauche geeignet gemacht werden kann, zur Grundlage dieser neuen Industrie wurde. Von der Herstellung der Thonwaren zur Erzeugung des Glases ist der Weg nicht mehr so weit, als er bis zu der Eingangspforte solcher Industrie überhaupt zurückzulegen war; es bleibt jedoch trotzdem zweifelhaft, ob die Darstellung des Glases der Verarbeitung der Metalle, auch der in der Natur gediegen vorkommenden Edelmetalle und der leicht reduzierbaren Erze, vorhergegangen oder nachgefolgt ist. Jedenfalls hat aber zuerst die Gewinnung der Bronze wesentlicher zur Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse beigetragen als alle früheren Erfindungen und Entdeckungen. In der Archäologie ist die Bronze das Prototyp für eine ganze, in ihrer Gestaltung und Entwicklung eigentümliche Periode des Menschendaseins, welche erst durch die Reduzierung der Eisenerze und die Verarbeitung des Eisens einen weiteren Fortschritt zur Vervollkommnung, Vertiefung und Veredlung des menschlichen Lebens findet.

Wie der alternde Mensch im einzelnen die Erinnerungen an die Jugend in rosigem, goldenem Schimmer sieht und die frühere Zeit als die bessere zu preisen pflegt, obgleich der Wunsch, das verflossene Leben mit seinen verhältnismäßig spärlichen Freuden, Gemüßen und Lichtblicken neben all den Mühen, Sorgen, verfehlten Bestrebungen und vereitelten Hoffnungen noch einmal zu durchleben, selten wirklich und in voller Aufrichtigkeit gegen sich selbst gehegt werden mag; ähnlich verhält es sich auch mit der Berechtigung, das frühere Zeitalter als das goldene, das glückliche zu betrachten. Mag sich das frühere Zeitalter wirklich schon im Besitze des Goldes befunden haben, trotzdem kann es uns nur als ein rohes und bedürfnisloses erscheinen, in dem der Mensch lediglich der Selbst-

erhaltung und der Erhaltung der eigenen Art lebte, glücklich genug, da er sie zu befriedigen nicht im stande war, daß er weitere Bedürfnisse nicht hatte und nicht kannte. Die Vervollkommnung und Vertiefung des Lebens hängt von der Vermehrung der Bedürfnisse und der Kunst ab, ihnen in Rechtschaffenheit, im Bewußtsein des eigenen Rechtes, sowie in der Achtung vor fremdem Rechte Befriedigung zu verschaffen. Mit der Vermehrung der Bedürfnisse hält die Verfeinerung des Lebens und zwar nicht nur des äußeren Lebens, sondern auch der Lebensgewohnheiten überhaupt, und der Sitte, die Hochhaltung der eigenen Persönlichkeit und die Scheu vor der Beeinträchtigung der fremden Person gleichen Schritt. In diesem Sinne muß schon das eiserne Zeitalter, die Beherrschung der strengflüssigen Erze als das bessere anerkannt werden, welches ohne wesentliche Veränderungen und Fortschritte in der Nutzbarmachung des Feuers und der Wärme fast bis in die neueste Periode der Geschichte andauerte.

Eine neue und weitaus die bedeutendste Reformation hebt erst mit den Versuchen und Bestrebungen an, das Feuer zur Umwandlung des Wassers in Dampf und diesen als bewegende Kraft zu gebrauchen. Die Priorität dieser Erfindung wird gleichmäßig von Engländern, Franzosen und Deutschen beansprucht, von den ersteren jedenfalls mit Unrecht. Die erste Veröffentlichung erfuhr diese Idee mit der Absicht den Dampf zur Wasserhebung zu benutzen in einem 1615 deutsch und französisch in Frankfurt a. M. erschienenen Werke, seitens des als Ingenieur des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Heidelberg, also in Deutschland lebenden Salomon de Caus, den die Franzosen als ihren, seines Protestantismus wegen ausgewanderten Landsmann bezeichnen, und von dem auch Ludwig XIII. in einer Zuschrift sagt: „comme étant notre sujet.“

Die Engländer vindizieren diese Erfindung dem Marquis von Worcester, welcher dieselbe, nach dem noch vorhandenen Manuskript „century of inventions,“ während seiner Gefangenschaft, aber erst 1655 beschrieb, und sie vielleicht nicht einmal selbstständig gemacht, sondern bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich in Erfahrung gebracht hatte. Ein anderer Engländer, Morland, unterbreitete 1683 Ludwig ebenfalls das Projekt einer Dampfmaschine zur Wasserhebung, wobei er schon scharfsinnige Berechnungen angestellt und u. A. angeführt hatte, daß der Dampf das 2000fache Volumen des Wassers habe. Die erste Ausführung einer Dampfmaschine zur Wasserhebung gebührt dem Franzosen Papin, der auch als Calvinist nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes Frankreich verließ und von 1685 an in Deutschland als Professor der Mathematik an der Universität in Marburg wirkte. Bei der von ihm angegebenen Wasserhebungsmaschine, welche er in verschiedenen Ausgaben seines Werkes 1694, 1695 und 1707 beschrieb, ließ er einen Stempel durch Dampf heben und durch Abkühlung wieder senken. Die Engländer sollen nur die dritte Veröffentlichung gekannt haben und eignen deshalb den Ruhm einer ersten Ausführung ihrem wiederum in Frankreich lebenden Landsmann Savery zu, dessen Maschine 1698 patentiert und 1699 der Royal society vorgeführt wurde. Bei dieser Maschine mündeten in den oberen Teil eines luftdicht verschlossenen Gefäßes drei Röhren, das Saugerohr aus einem

tiefer liegenden Brunnen, das zu einem Dampfkessel führende Dampfrohr und das bis nahe auf den Boden des Gefäßes durchgehende Steigerohr zur weiteren Hebung des Wassers. Jedes der drei Rohre war durch ein Ventil abzusperren. War das luftdichte Gefäß zunächst durch einströmenden Dampf und demnächstige Abkühlung ziemlich luftleer gemacht, dann saugte es sich nach der Öffnung des betreffenden Ventils aus dem Brunnen voll Wasser, welches nach dem Verschließen des Saugrohrs und dem Öffnen der Ventile in den beiden andern Rohren durch den aus dem Dampfkessel auf die Oberfläche wirkenden Dampf in dem Steigerohr weiter gehoben wurde. Da zu jener Zeit der Dampfkessel für einen höheren Druck noch nicht genügend stark und fest gebaut werden konnte, so blieb die zu erreichende Höhe wegen des widerstrebenden atmosphärischen Druckes auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts konstruierte der Schmied Newcomen und der Glaser Cowlay aus Dartmouth eine Maschine, in welcher das Papinsche Prinzip mit dem von Savery vereinigt war, und brachten so die Anwendung des Dampfes schon zu wirksamerer und ausgebreiteter Anwendung. Allein die eigentliche Aera des Dampfes, d. h. die Umsetzung des Wassers in Bewegung durch Feuer, beginnt doch erst mit den Verbesserungen, welche James Watt (geb. 1736 zu Greenock in Schottland) unter der technischen und pekuniären Beihülfe des reichen Fabrikbesizers Matthew Boulton für die Dampfmaschine ersann und ausführte. Die Einführung des Kondensators, die zweiseitige Zuführung des Dampfes und die Verwertung der ihm innewohnenden Expansionskraft bilden die Grundlage für die nachfolgende Vervollkommnung, Ausbreitung und staunenerregende Ruhbarmachung der Dampfmaschinen, denen erst in der neuesten Zeit durch die Gaskraftmaschinen, sowie durch die dynamoelektrischen Maschinen die Anfänge einer Konkurrenz erwachsen sind, welche noch auf andre Weise die Verwertung und direkte oder indirekte Umsetzung des Feuers bez. der Wärme in Bewegung und Kraft erzielen sollen.

Die Anführung der einzelnen Fälle, in welchen heutzutage derartige Motoren im Gebrauche stehen, würde nahezu die Aufzählung aller Zweige menschlicher Gewerbe und Industrien bedeuten; die Menge der Fabrikschornsteine in größeren Städten und Industriebezirken, die schon auf dem freien Felde zu landwirtschaftlichen Zwecken in großer Anzahl zeitweise betriebenen Lokomobilen, vor allem aber die Menge der Steinkohlen, welche alljährlich aus den unter der Erdoberfläche während vergangener Erdperioden aufgespeicherten Schätzen gewonnen und gefördert und zum großen Teil zur Verdampfung des Wassers verwendet werden, liefern ein anschauliches Bild, in welchem Maße die heutigen Kulturstaaten mit ihren zahllosen Bedürfnissen und Erfordernissen auf die Kraft in der Wärme, also auf das Feuer angewiesen sind. Einen sehr wesentlichen Anteil nehmen hieran diejenigen Maschinen, welche dem Verkehr der Menschen und Völker unter einander, dem Transport der Güter und Sachen sowohl, als dem Reiseverkehr der Menschen dienen, die Dampfschiffe und Dampfwagen. In ihrer weiten Verbreitung und in der Durchmessung von Räumen, deren Summen alljährlich kolossale Zahlen erreichen, dienen die solchen Zwecken gewidmeten Dampfmaschinen

vorzugsweise dazu, die Völker näher zusammen zu bringen. Sie helfen mehr und mehr die Schranken, die sonst die einzelnen Nationen von einander trennten, hinwegzuräumen und erweisen sich als die besten und wirksamsten Förderer der Humanität, leider allerdings auch häufig eines nichtsagenden und verschwommenen Kosmopolitismus, der als lobenswertes Nebenprodukt neben der im übrigen wohl wünschenswerten Annäherung der verschiedenen Völker zu einander nicht betrachtet werden kann.

Wie die Menschen zuerst in den Besitz des Feuers gelangt sind, darüber ist ein sicherer Nachweis noch nicht erbracht, noch auch wohl je zu erhoffen. Ob die zündende Kraft des Blitzes, ob die feurigen Ausbrüche von Vulkanen oder die zufällige Erzeugung des Feuers durch Reiben oder Zusammenschlagen von Steinen seinen köstlichen Besitz angebahnt und eingeleitet haben, ist eine nicht mehr zu lösende Frage. Im Pentateuch ist zwar auf den ersten Seiten schon von der Erleuchtung, von der Scheidung des Lichtes von der Finsternis, sowie von Sonne, Mond und Sternen als den am Himmel aufgesteckten Lichtern die Rede; die erste Erwähnung des Feuers geschieht jedoch erst bei dem ersten Noachischen Brandopfer nach glücklicher Entleerung des Kasten, welcher das Leben aus der Sintflut in die nachfolgende Zeit hinüber gerettet hatte. Daß die Opfer von Cain und Abel Brandopfer gewesen wären, ist in der Bibel nicht ausgedrückt.

Der Sage vom Prometheus ist schon oben Erwähnung geschehen, und wenn auch unter seinem Namen sicherlich kein historisches Ereignis versinnbildlicht wird, so ist es doch vielleicht bezeichnend, daß bei den bramansischen Hindus Bramantha der Feuerbohrer, Bramatha aber der Raub heißt, beides Bezeichnungen, die auf einen Zusammenhang mit dem Namen und der Mythe des Prometheus schließen lassen.

Obgleich nun der Ursprung des Feuers nicht aufzuklären ist, so zeigt doch die innige Beziehung, in welche es vielfach zu den religiösen Gebräuchen und Einrichtungen des Altertums gebracht wurde, wie hoch sein Besitz geschätzt und geachtet wurde. Es ist nicht allzu gewagt zu vermuten, daß die in vielen Religionen wiederkehrenden heiligen und ewigen Feuer, deren ununterbrochene Unterhaltung die erste Pflicht gewisser priesterlicher Personen ausmachte, sich aus jenen Zeiten herschreiben, in welchen die Menschen Feuer nur sehr schwer auf andere Weise als durch Unterhaltung des einmal bestehenden Feuers erlangen konnten. Hierhin gehören das heilige Feuer der Brahminen, die ewige Flamme zu Baku, welches wegen der Menge seiner Naphthaquellen und der aus der Erde aufsteigenden Feuersäulen der phlegmatischen Felder um Baku von den Parzen oder Guebern und Hindus für eine besonders heilige Stätte gehalten wurde und vor der dauernden Besitznahme durch die Russen den Zielpunkt vieler Wallfahrer bildete; es gehören ferner hierher die Flammen im Tempel der Besta, sowie die bei den ägyptischen Mysterien gebräuchliche ewige Lampe, die in der ewigen Lampe in den dem katholischen Kultus dienenden Kirchen und Kapellen ihre Fortsetzung bis auf den heutigen Tag findet. Diese in die heutige Zeit hineinreichende ewige Lampe kann zum Beweise dafür dienen, wie zähe die Menschen

trotz aller Fortschritte an einmal eingewurzelten Gewohnheiten festhalten, auch wenn die Ursache und Gründe ihres Entstehens längst fortgefallen und in Vergessen geraten sind. In den Haushaltungen der Europäer sowie der Kulturvölker überhaupt ist das ewige Feuer längst erloschen, und doch erinnert noch heute vielleicht eine holländische Sitte auch an die früher in vielen Haushaltungen unterhaltenen ewigen Feuer, indem dort namentlich in Wirtshäusern, aber auch in einzelnen privaten Haushaltungen ein zierliches Kupferbecken mit einer glühenden Torfkohe auf dem Tische steht und den ganzen Tag in Glut erhalten zum Anzünden von Schwefelhölzern (nicht Streichhölzern) und von Fidibussen dient.

Die Objekte, welche an den Stätten alter Pfahlbauten und in Höhlen gefunden werden, die in unvordenklichen Zeiten den Ahnen des heutigen Menschengeschlechts zum Aufenthalt gedient haben, gewähren in vieler Beziehung einen gewissen Einblick in den Kulturzustand unserer Voreltern. Aschenreste und verkohlte Überbleibsel geben die Gewißheit, daß auch jene Troglodyten die Wohlthat des Feuers schon gekannt und genossen haben, obschon Überreste von Werkzeugen zur Feuererzeugung noch nicht nachgewiesen sind. Dagegen haben sich vielfach durchbohrte Stücke von Horn und Knochen gefunden, und es läßt sich daraus schließen, daß die Menschen schon lange vor der Diluvialzeit Gelegenheit gehabt hatten, die Entwicklung der Wärme beim Bohrprozeß kennen zu lernen. Hiernach ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das erste und älteste Feuerzeug der Menschen ähnlich demjenigen war, dessen sich die meisten wilden Völker zur Zeit ihrer ersten Begegnung mit Europäern bedient haben und noch heute bedienen. Diese Art des Feuerzeugs besteht aus Holzstücken, welche in verschiedener Weise auf einander gerieben werden, bis sie Feuer oder mindestens Funken geben, die zur Entzündung leicht brennbarer Materialien dienen, als welche die unter der Rinde der Bäume gelagerten Bastgewebe, trockne Blätter, die trocknen Krümel faulen Holzes und dergl. dienen. Es wird wenig Deutsche geben, welche die erste Kenntnis dieser Art von Feuerzeugen nicht aus Robinson Crusoe geschöpft haben, wo der eben gerettete Freitag seinem Wohlthäter auf diese Art den Besitz der lange entbehrten wärmenden Flamme verschafft, die auch sofort zur Herrichtung einer Lamabrühsuppe verwendet wird. Leichter als das Reiben der Holzstücke auf einander führt es zum Ziele, wenn ein Stock mit einem Querholzbohrer quirlartig in Vertiefungen eines anderen Holzstückes oder auch zwischen zwei eng zusammengeschürten Holzstücken gedreht wird. Dies sind richtige Feuerbohrer, die auch in den Schriften der alten Kulturvölker Erwähnung finden. Als zweckmäßig wird die Einwirkung verschiedener Holzarten auf einander gerühmt, wie z. B. Epheu und Lorbeerholz.

Übrigens war dem Altertum schon in ziemlich früher Zeit die Möglichkeit auch nicht gänzlich unbekannt, Brennstoffe durch Konzentrierung der Sonnenstrahlen mittels eines Brennglases zur Entzündung zu bringen. Auf eine solche Einrichtung deutet u. A. auch der Umstand hin, daß der Pontifex maximus das heilige Feuer im Tempel der Vesta, wenn es durch die Nachlässigkeit einer Priesterin

verloschen war, nachdem er die erzürnte Gottheit durch Geißelung der pflichtvergeßenen Dienerin sowie durch feierliche Opfer und Gebete versöhnt hatte, an den reinen Strahlen der Sonne wieder anzünden mußte. In weiteren Kreisen wurde aber von diesem bekannten physikalischen Vorgange auf keinen Fall Nutzen gezogen. Die nächste Entwicklung fanden vielmehr die Feuerzeuge zu allgemeinem Gebrauche in dem Feuer schlagen, und zwar zunächst von Stein auf Stein, z. B. Kiesel auf Achat, später auch von Metall auf Stein, was nach Virgil und Plinius den Römern bekannt war.

Auch die Feuerstellen im Hause zur Erwärmung der Wohnräume haben erst in der jüngsten Zeit den Bedürfnissen entsprechende Neuerungen erfahren, denn vor verhältnismäßig noch gar nicht so unendlich weit hinter uns liegender Zeit war von Feuerungsanlagen überhaupt noch nicht die Rede. Der Estrich des Wohnraumes, höchstens eine aufgemauerte Erhöhung auf demselben bildete den Herd, und die Öffnungen für das Licht, sowie die Aus- und Eingänge der Bewohner waren die einzigen Straßen, auf denen auch der Rauch seinen Abzug fand. Wer sich den Zustand im Innern einer in kalter Jahreszeit durch Thranlampen erleuchteten und erheizten Eskimohütte ausmalen kann, der wird auch imstande sein, sich eine Vorstellung von der Behaglichkeit der winterlichen Heimstätte unserer Vorfahren zu machen. Nur in bezug auf das Brennmaterial waren diese besser daran als wir, indem die Fülle der Wälder moderne Forst- und Waldschutzverordnungen noch nicht nötig gemacht hatte und das Brennholz noch nicht zu einem Luxusartikel geworden war, dessen ausschließlichen Gebrauch sich heute allenfalls nur die höchsten Spitzen der oberen Zehntausend noch gönnen können. Die Mehrzahl der Menschen ist auf billigeres Heizmaterial und namentlich auf die Borräte angewiesen, welche die gütige Natur in den Stein- und Braunkohlen für die nachfolgenden Geschlechter tief unten in das Innere der Erdkruste abgelagert hat, und welche sie noch heute in den weiten Torfmooren bereitet. Nicht zum wenigsten aber hat gerade die Beschränkung des freien Holzverbrauchs zur Verbesserung der Heizanlagen geführt und somit unmittelbar zur Erhöhung der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens beigetragen. So ist man von Feuerstellen zu Kaminen, Herden, eisernen Kanonenöfen und schließlich zu den jetzt meist gebräuchlichen modernen Kachelöfen gekommen, die im Verein mit den aber erst weniger angewendeten Luft- und Wasserheizungsanlagen das höchste sind, was an Ersparnis des Heizmaterials und geringer Feuersgefahr bis jetzt erreicht ist. —

Neben den vielen Schattenseiten, welche das Leben in einer großen Stadt begleiten, deren Kunstprodukte nur einen schwachen Ersatz für den Verzicht auf einen frischen, fröhlichen Gemüß in der freien Natur gewähren, ist es doch auch ein gewisser Vorteil, daß dem Großstädter Aufregungen erspart sind, wie sie früher überall und heute noch an den meisten kleinen Orten vorkommen, wenn die Feuerglocke ertönt. Der misztönende Klang der Feuerglocke hat in der großen Stadt dem elektrischen Feuertelegraphen Platz gemacht, durch dessen Thätigkeit niemand im Schlafe gestört wird; und wenn man in einem Zimmer nach dem Hofe hin-

aus schläft, kann es vorkommen, daß das Nachbarhaus während der Nacht zum Teil abgebrannt ist, ohne daß man dadurch auch nur eine Stunde in der Nachtruhe gestört worden wäre. Allerdings ist mit diesem Vorzug und Fortschritt auch wieder ein gewisses Stück von Poesie und eine Gelegenheit entschwunden, bei welcher sich in selbstthätiger Beihilfe der Gemein Sinn und das Bewußtsein der Bürgerpflicht nachdrücklich bethätigen konnten. Die Schauer der Feuerglocke wurden und werden vielfach noch erhöht durch Trommelwirbel und das Feuer-signal der Trompete, während der Nacht aber namentlich noch durch den dumpfen Hornruf oder gar durch das anhaltende Rasseln der Riesenknarre des Nachtwächters. Wo die Straßen nicht erleuchtet sind, erscheinen die Laternen und Lichter vor und hinter den Fenstern der Häuser; die Hilfsmannschaft eilt zum Spritzenhause, und wer nicht hierzu bestimmt, sonst aber in der Lage ist mitzuhelfen und mitzuarbeiten, bringt seinen Feuereimer mit zur Brandstelle, um sich in die Kette der Wasserträger von den benachbarten Brunnen dorthin einzureihen und willig die oft ungewohnte Arbeit nach den Befehlen und Anordnungen des Löschmeisters und seiner Gehülfen zu verrichten. Es ist dies in der That eine Gelegenheit, wenn auch eine traurige, zu beweisen, daß der Mensch nicht nur berufen ist, in der Vereinzelung die Eigenzwecke zu verfolgen, sondern auch, wo erforderlich, hilfreich dem fremden Wohle zu dienen und durch Einordnung in eine planmäßige Organisation die Zugehörigkeit und Abhängigkeit von dem Ganzen des Gemeinwesens zu bekennen.

Allerdings reicht eine solche Organisation nicht aus für große und volkreiche Städte, wo der Zusammenfluß der arbeitsfähigen Männer zu unregierbaren Haufen anschwellen würde, unter welchen die Einmischung eines zahlreichen, zerstörungslustigen und vielleicht der Gelegenheit zu Diebstahl und anderem Unfug harrenden Pöbels nicht vermieden werden kann. Daher ist auch hier und auf diesem Felde die Teilung der Arbeit nützlich und notwendig. Die Löscheinrichtungen und Geräte in höchster Vollendung stehen in den Depots an verschiedenen Stellen der Stadt ununterbrochen bereit; die Pferde sind schon angeschirrt, und auf das Signal eines der zahlreichen telegraphischen Feuermelder, von dem einer von jeder Brandstelle aus in wenigen Minuten zu erreichen ist, um nicht nur den Ort, sondern auch den ungefähren Umfang der Gefahr nach dem nächsten Depot zu berichten, sind Spritzen, Wasser und Gerätewagen, sowie die für den Transport der Mannschaften bestimmten Fuhrwerke alsbald in der erforderlichen Anzahl, je nachdem es sich um Groß-, Mittel- oder Kleinfener handelt, bespannt, und die Brandstelle wird von dem geschulten Personal mit den vorzüglichsten Hilfsmitteln gestreckten Laufes in kürzester Frist erreicht.

Daß eine ständige Einrichtung solcher Art häufig in Anspruch genommen wird, liegt in der Natur der Sache. Wäre dies nicht der Fall, dann läge sie eben nicht in dem Bedürfnis und würde nicht eingerichtet worden sein. Dennoch ist es zu verwundern, wie hoch sich im Durchschnitt die Menge der Schadenfeuer beläuft, und wie viele selbst trotz aller Bau- und Polizeiordnungen unzweckmäßiger und sicherheitswidriger Einrichtung der Feuerstellen ihren Ursprung verdanken.

Wenn ein Schadenfeuer auf die Vernichtung von Vermögensobjekten beschränkt bleibt, dann ist es zwar immer ein beklagenswertes Ereignis, die Verluste sind aber doch nicht unerträglich. Schrecklicher ist es, wenn der Brand Verluste an Leib und Leben verursacht, welche unwiederbringlich verloren bleiben und mit den qualvollsten Martern verbunden sind. Wer einmal die traurige Gelegenheit hatte, die Ausrufe und das Geschrei einzelner Personen zu hören, welche von dem Tode in den Flammen eines mit leicht brennbaren Stoffen stark angefüllten Fabrikgebäudes bedroht sind, wird diese Szene niemals ganz aus dem Gedächtnis verlieren. Um wie viel gräßlicher aber ist es, wenn das Feuer einen von Menschen angefüllten Versammlungsraum bedroht, wie es leider in der letzten Zeit so vielfach bei Theatern zur Zeit der Aufführungen geschehen und um so tragischer in den Folgen ist, weil hier noch immer neben gefährlichen Beleuchtungsarten die Verwendung leicht feuerfangenden Materials auf der Bühne und die vielen Holzkonstruktionen in der Bauanlage die Ausbreitung der Flammen auf das Höchste beschleunigen, während der allgemein entstehende Tumult, die Hast der Fliehenden, indem sie die oft ungenügenden und engen Ausgänge versperren, die Rettung gänzlich vereiteln. Erst neuerdings hat man bei neuen Anlagen angefangen auf eine Verminderung der Gefahr hinzuwirken durch Einführung des elektrischen Lichtes, durch Vermehrung und Verbreiterung der Ausgänge, Korridore und Treppen, durch Einführung der zwar auch nicht absolut aber doch besser widerstehenden Eisenkonstruktionen statt des Holzes und durch Vermeidung der leicht schmelzbaren Zink- oder Kupferbedachung. Selbstverständlich ist hierbei nur dann die Erreichung des Zweckes möglich, wenn der Vorhang sich in massivem Mauerwerk und nicht, wie es auch vorgekommen ist, in Holzkonstruktionen bewegt, und namentlich durch Einrichtung eiserner Vorhänge, die im Falle der Gefahr schnell herabgelassen werden sollen, um die Bühne, welche in der Regel als der Herd der größten Gefahr zu betrachten ist, wenigstens eine Zeit lang sicher von dem Zuschauerraum abzuschließen. Vor allem aber und vorzugsweise zur Zeit der Aufführungen ist die stete Bewachung und Bereitschaft der Löschapparate, Löschmittel und Vorrichtungen erforderlich, um jedes Schadenfeuer unmittelbar nach dem Entstehen angreifen und womöglich sofort ersticken zu können.

Die Erscheinung des Feuers begleitet den Vorgang der chemischen Verbindung verschiedener Stoffe mit dem Sauerstoff. Jede Verbindung mit Sauerstoff ist als eine Verbrennung anzusehen, aber nicht jede Verbrennung ist von der Erscheinung des Feuers begleitet, und es gehören bei den einzelnen Stoffen gewisse, aber sehr verschiedene Wärmegrade dazu, um dieselben zum Eingehen der Verbindung mit Sauerstoff geneigt zu machen. Aus den Zuständen in der Sonne läßt sich schließen, daß eine Steigerung der Hitze, wie sie dort stattfindet, die Verbindung mit Sauerstoff verhindert, aber alle uns bekannten Stoffe in einen gasartigen und mehr oder minder leuchtenden Zustand übergehen läßt; ähnlich sind das Glühen der Kohle oder eines Metalles im luftleeren Raume unter der Einwirkung des elektrischen Stromes, sowie der elektrische Funken selbst, der künstlich durch Batterien oder sonstige Maschinen erzeugt sowohl, wie der natürliche des Blitzes, Feuer-

erscheinungen, die nicht notwendig an das Vorhandensein des Sauerstoffs gebunden sind. Die irdischen Gebrauchsfeuer aber nicht weniger als die Schadenfeuer haben stets das Vorhandensein von Sauerstoff zur Voraussetzung und sie verlöschen oder werden am Entstehen verhindert, wenn dem Sauerstoff der Zutritt zu der Flamme verwehrt, wenn die Herbeiführung des für den chemischen Vorgang der Verbindung mit Sauerstoff erforderlichen Wärmegrades unmöglich gemacht, wenn das Material zur Verbindung mit dem Sauerstoff entzogen, oder wenn es durch besondere Behandlung in einen solchen Zustand versetzt wird, daß es nicht in Brand geraten kann und der Verbindung mit Sauerstoff in hinreichendem Maße widersteht.

Letzteres ist nur in gewissen Grenzen möglich. Beispielsweise wird eine Auflösung von Wasserglas, welches gewöhnliches Glas, d. h. eine in der Hitze entstandene Verbindung von Alkalien (Kali, Natron) mit Kieselsäure ist, die durch einen größeren Gehalt von Alkalien bei anhaltendem Kochen in Wasser löslich wird, als ein feuersichernder Anstrich für Holz, Leinwand und andre brennbare Gegenstände angesehen. Übersteigt die Hitze einen gewissen Grad, dann erweist sich das Wasserglas aber unwirksam. Zur Herstellung unverbrennlicher Anzüge, Säcke u. s. w. namentlich zum Gebrauch bei Feuersbrünsten wird der unverbrennliche Asbest, die seidenartigen Fadenkristalle der Hornblende, mit Hanf und Baumwolle zusammengewebt und nachher im fertigen Produkt durch Ausbrennen von den verbrennlichen Pflanzenstoffen befreit. Stein, feuerfester Thon, Chamotte (ein Gemenge von Thon mit zerkleinten Porzellanscherben) werden zu Gewölben, Tiegeln und Kapseln verwendet, wo dem Feuer ein erfolgreicher Widerstand entgegen gesetzt werden soll.

Die verschiedenen Arten, Feuer zum Verlöschen zu bringen, finden im gewöhnlichen Leben vielfache Anwendung. Wenn wir den Ofen nicht mehr mit Brennmaterial speisen, dann geht er aus; das gleiche Verfahren der Entziehung des Brennmaterials wird eingeschlagen, wenn eine Gasflamme durch Schließen des Hahnes zum Verlöschen gebracht wird, und es tritt von selbst ein, wenn der Docht einer Lampe das in dem Materialbehälter derselben vorrätig gehaltene Öl oder Petroleum aufgezehrt hat; die Lampe kann am Weiterbrennen auch in der Weise verhindert werden, daß man die obere Öffnung des Zylinders mit einem Täfelchen bedeckt, oder daß man den Docht tiefer schraubt. Bei einem Lichte vertritt das Aufsetzen eines Lichthütchens die Stelle dieses Täfelchens, oder es wird das Licht auch kurzer Hand durch Ausblasen ausgelöscht; die in einem Meiler gar gebrannten Kohlen werden, wie häufig auch die aus dem Herd oder einem Stubenofen entfernte glühende Asche, durch Aufgießen von Wasser gelöscht.

Beim Ausblasen wird das Weiterbrennen durch Abföhlung und Entziehung der Wärme verhindert; — selbstverständlich aber muß das Blasen oder der Zug stark genug sein und in richtigem Verhältnis zu der Größe der Flamme stehen, weil im andern Falle das Feuer durch vermehrte Zuföhrung der Luft nur noch stärker angefacht wird, wie dies durch Anwendung von Blasebälgen und Gebläsen, bei Herd- und Schmiedefeuern, sowie beim Betriebe von Öfen für gewerbliche und

industrielle Zwecke täglich in zahllosen Fällen verwertet wird. Legt man einen brennenden Holzspan auf Holz, dann verlöscht er nicht so leicht, wohl aber wenn er auf eine kalte Eisenplatte gelegt wird, weil sich die Wärme in dem Eisen sehr schnell fortleitet und verbreitet, wodurch dem Feuer die zu seiner Erhaltung nötige Wärme entzogen wird.

Auf diesem Prinzip der Abkühlung durch Fortleiten der Wärme in gutleitendem Material beruht die Anwendung der Drahtneze bei der Davy'schen Sicherheitslampe gegen die Explosion schlagender Wetter in Kohlenbergwerken; selbstverständlich bieten diese Lampen aber nur so lange einen Schutz, als die Neze nicht mittels der durch die Maschen an die Flammen gedruckenen und innerhalb der Lampe brennenden Gase soweit erhitzt sind, daß die Flamme nun das Netzwerk durchdringen kann; jedenfalls aber gewähren sie den Bergleuten bei genügender Aufmerksamkeit hinreichende Zeit, um sich aus der gefahrdrohenden Gegend, aus welcher die Ventilationsvorrichtungen die Kohlenwasserstoffgase nicht in dem erforderlichen Maße entfernt haben, rechtzeitig zurückzuziehen. Es liegt eigentlich sehr nahe, zu versuchen, die aus der Beleuchtung bei der Arbeit in Kohlenschächten erwachsende Gefahr durch Einführung des elektrischen Glühlichtes in luftdicht verschlossenen Glasgefäßen ganz zu beseitigen; allein abgesehen davon, daß es schwer sein würde, die massenhaften Drahtverbindungen, welche die Glühlichter an vielen hundert Arbeitsstellen eines größeren Betriebes erfordern, herzustellen und den Bedürfnissen des Betriebes entsprechend zu verlegen, so ist auch nicht zu übersehen, daß bei jedem unter den eigentümlichen Gebrauchsverhältnissen nicht absolut unmöglichen Drahtbruch an der Bruchstelle u. U. fortdauernd elektrische Funken überspringen, welche zur Entzündung explosiver Gasgemenge geeignet sind. Nichtsdestoweniger läßt sich erwarten, daß das elektrische Licht auch in den Minen wie schon jetzt in den Theatern siegreich einziehen wird. In vielen Fällen genügt zur Beseitigung der Gefahr die Ventilation zur Fortschaffung der Gase; die größte Gefahr liegt in Unvorsichtigkeiten, welcher die Belegschaft sich schuldig macht, wenn sie nach einer sonntäglichen Ruhepause zuerst wieder einfährt, und die Mehrzahl der Unglücksfälle ereignet sich auch unter solchen Umständen. Alle Vorsichtsmaßregeln erweisen sich aber als gänzlich ungenügend, wenn es sich um sogenannte „Bläser“ handelt, d. h. um Kohlenwasserstoffverbindungen, welche unter hohem Druck im Gestein vielleicht sogar in flüssigem Zustande ruhen und urplötzlich, wenn die hemmende Schicht durch Anhauen widerstandsunfähig geworden ist, mit einer solchen Gewalt hervorbrechen, daß sie jedes Menschenwerk zertrümmern und die in der Nähe befindlichen Menschen vernichten und zerreißen.

Bringt man die Flamme einer Lampe durch Bedecken des Zylinders zum Verlöschen, dann geschieht dies dadurch, daß in kurzer Zeit der in dem Zylinder enthaltene Sauerstoff verbraucht wird; neben dem durch die Verbrennung erzeugten Kohlenoxydgase bleibt nur der in der Luft enthaltene Stickstoff zurück, und beide Gasarten sind unfähig die Flamme zu erhalten, während der weitere Zutritt der Sauerstoff zuführenden Luft verhindert wird. Ähnlich und nach demselben Prinzip verfährt man bei Schornsteinbränden, welche durch Schließen der Schornsteinflappen

sehr häufig mit dem besten Erfolge in sich selbst erstickt werden. Das Ausmachen einer Lampe durch Tiefschrauben des Dochtes beruht auch auf der Entziehung des Sauerstoffes in einer anderen Weise; bei dem Gebrauche eines Lichthütchens wirkt die Verhinderung des Luftzutritts meistens zusammen mit der Abführung durch Fortleiten der Wärme. Die Wirkung des Wassers beim Löschen beruht auf dessen Verdampfung und der mit diesem Prozesse verbundenen Absorption von Wärme. Jede Flüssigkeit absorbiert beim Verdampfen Wärme, welche für das Gefühl und das Thermometer verschwindet oder latent wird und diejenige Kraft repräsentiert, welche erforderlich ist, um den Stoff aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand überzuführen. Ein ähnlicher Vorgang ist zu beachten beim Schmelzen eines Körpers, d. h. beim Übergang aus dem festen in den flüssigen Zustand, so daß man allgemein sagen kann, daß beim Übergang aller Stoffe durch Erwärmung aus einem Aggregatzustande in einen andern Wärme latent wird. Beim umgekehrten Vorgang der Verdichtung, beim Übergang aus einem Aggregatzustand in einen andern durch Abführung wird die gebundene Wärme wieder frei. Man empfindet jenen Wärmeverlust sehr deutlich, wenn man einige Tropfen einer leicht verdampfenden Flüssigkeit auf die Hand schüttet und verreibt, indem dabei das Gefühl der Erkältung entsteht, weil der Hand die zum Verdampfen der Flüssigkeit nötige Wärme entzogen wird. Hierauf beruht u. A. die erfrischende Wirkung ätherischer und alkoholischer Flüssigkeiten, wie des kölnischen Wassers, deren man sich bei großer Hitze im Sommer oder in heißen Räumen bedient; ebenso beruht hierauf das Erkennen der Windrichtung, wenn man einen befeuchteten Finger frei auch nur in leise bewegte Luft hineinstreckt. Daß bei der Dampfbildung Wärme gebunden wird, geht übrigens auch schon daraus hervor, daß die Temperatur jeder Flüssigkeit während des Kochens trotz der ununterbrochenen Unterhaltung des Feuers unverändert bleibt. Bei einem bestimmten Luftdruck bleibt die Temperatur des siedenden Wassers 100° C., wie sehr auch das Feuer unter dem Siedekessel verstärkt wird; alle dem Wasser zugeführte Wärme wird lediglich verbraucht, um das Wasser von 100° C. in Dampf von derselben Temperatur zu verwandeln.

Die Menge der Wärme, welche beim Verdampfen von Flüssigkeiten gebunden wird, ist bei verschiedenen Flüssigkeiten sehr verschieden und für einzelne derselben durch sehr umfassende Versuche bestimmt worden, wobei es, allerdings unter sehr umständlichen Vorsichtsmaßregeln gegen einen unbemerkten Wärmeverlust, nur darauf ankam, bei einem Destillierapparat genau zu beobachten, wieviel Dampf in einer gewissen Zeit verdichtet und um wieviel Grade die bekannte Menge des Kühlwassers dabei erhöht wurde. Wie das Wasser unter allen irdischen Stoffen die größte Wärmekapazität besitzt, d. h. bei gleichem Gewichte die größte Menge von Wärme erfordert, um seine Temperatur um eine bestimmte Anzahl von Graden zu erhöhen, so nimmt es auch in bezug auf die Menge seiner latenten Wärme einen hervorragenden Platz ein, und dies ist für seine Verwendung und Brauchbarkeit beim Löschen von besonderem Werte, weil es in solchem Falle durch die Verdampfung dem Feuer viel Wärme entzieht. Es darf hierbei aber, wenn die beabsichtigte Wirkung erzielt werden soll, nicht zu wenig Wasser in das Feuer geleitet

werden, weil dem Feuer hierdurch zu wenig Wärme entzogen wird, während der Dampf selbst über kohlenden Körpern sich dann in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt und darum dem Feuer neue Nahrung zuführt. Man wendet diese Erfahrung an, wenn man Steinkohlen für die Öfen naß macht oder Wasserdämpfe in Steinkohlenfeuerungen leitet, um einen größeren Heizeffekt zu erzielen.

Wenn Öle brennen, ist das Wasser zum Löschen nicht anwendbar, weil es schwerer ist als das Öl, letzteres also nicht bedeckt und die Luft nicht abzuhalten vermag, und weil das brennende Öl eine solche Hitze besitzt, daß das Wasser nicht nur in Dampf verwandelt wird, sondern die Dämpfe auch durch Überhitzung eine große Spannung erhalten und das brennende Öl umherspritzen. — In einem solchen Falle ist es, wenn es angeht, das beste, die Gefäße mit dem brennenden Inhalt fest zu verschließen, oder aber der Luft durch Aufstreuen von Sand oder Asche den Zutritt zu der Flamme abzusperren. Denselben Erfolg, Flammen durch Verhinderung des Zutritts der Luft zu ersticken sollen auch die sogenannten Löschdosen oder Feuerlöschpatronen erzielen; es sind das Büchsen von Pappe mit brennbaren Stoffen angefüllt, die beim Verbrennen Gase entwickeln, welche dem Brennen entzündeter Gegenstände entgegen wirken. Nach einer früheren Angabe soll die Füllung aus 8 Teilen Salpeter, 4 Teilen Schwefel und einem Teil Kohle bestehen, durch deren Verbrennung schweflige Säure, Kohlensäure und Stickstoff in gasartigem Zustande frei werden; nach einem noch vor wenigen Jahren in England erteilten Patente werden 20 Teile chlojures Kali auf 10 Teile Kollophonium, 50 Teile salpetersaures Kali, 50 Teile Schwefel und 1 Teil Braunerstein zur Füllung von Löschdosen empfohlen. Um einen Brand zu löschen, sollen die Löschdosen entzündet und in das Feuer geworfen werden. Selbstverständlich kann eine Wirkung nur in geschlossenen Räumen ohne bedeutende Öffnungen erzielt werden; unter geeigneten Umständen aber können sich diese Löschdosen wohl wirksam erweisen; eine allgemeine Verbreitung haben sie noch nicht gefunden und sie sind bei weitem nicht in gleichem Maße in das Brandschutz- und Löschinventar übergegangen wie die Extinkteure oder Gasspritzen.

Die Gasspritze ist eigentlich nur ein im großen ausgeführter Siphon, eine mächtige Sodawasserflasche, und existiert in verschiedenen Formen, welche sich im wesentlichen dadurch von einander unterscheiden, daß bei der einen Art das kohlensäure Wasser fertig aufbewahrt wird, während bei der andern Art nur die Materialien, zweckmäßig vorgerichtet, bereit stehen, um im Bedarfsfalle den chemischen Prozeß ohne Aufschub und mit größter Bequemlichkeit vor sich gehen zu lassen. Beide Arten bilden einen länglichen Zylinder, der aus gut verzinnem Stahlblech solide gebaut und auf einen Druck von 10 bis 14 Atmosphären geprüft ist; am untern Ende ist der Zylinder mit einer Ausflußöffnung mit verschließbarem Hahn armiert, an welche ein kleiner Spritzenschlauch angeschraubt werden kann. Bei der einen Art enthält nun der aufstehende Boden eine Öffnung mit Muttergewinde, welche durch eine passende Schraube fest geschlossen werden kann; diese Schraube verlängert sich in ein durch die Mutteröffnung leicht hindurchgehendes Rohr, welches nur seitlich durchlöchert ist. Zur Füllung wird der Zylinder umgekehrt auf den oberen Deckel gestellt und

nach Entfernung der Schraube mit dem durchlöcherten Rohr mit Wasser gefüllt, in welches eine gewisse Menge doppelt kohlensaures Natron geschüttet wird. Hierauf wird das Siebrohr, nachdem es eine Füllung von gepulvertem Weinstein (Weinsteinsäure) erhalten hat, thunlichst rasch durch Schraubennutteröffnung eingebracht und der Apparat durch die Verschlußmutter schnell, fest und luftdicht verschraubt. Die Weinsteinsäure wird alsbald von dem Wasser im Innern, welches durch die seitlichen Sieböffnungen im Rohre Zutritt findet, aufgelöst; sie verbindet sich mit dem vorhandenen Natron, während die Kohlensäure frei wird. Durch die Entbindung der Kohlensäure entsteht in dem Zylinder ein der jedesmaligen Temperatur entsprechender Druck von 2 bis 6 Atmosphären, und unter diesem Druck wird im Gebrauchsfalle das Wasser mit großer Gewalt aus dem Spritzenschlauch herausgetrieben.

Bei der andern Gattung von Extinkteuren ist der Deckel abzunehmen, um die Füllung mit Wasser und doppelt kohlensaurem Natron zu bewirken. Unter dem Deckel ist eine Glasröhre befestigt, die mit 80prozentiger Schwefelsäure gefüllt und am oberen Ende mit einem Hütchen in Glyzerin oder Ölverschluß bedeckt wird. Der Apparat wird fest verschraubt, aufrechtstehend aufbewahrt und im Bedarfsfalle umgekehrt, worauf das Hütchen vom Glaszylinder abfällt und, indem die Schwefelsäure sich in die Füllung ergießt, unter Entbindung von Kohlensäure schwefelsaures Natron sich bildet. Dieser Apparat hat den Vorzug, daß er nicht dauernd unter hohem Druck steht, wie derjenige mit der Weinsteinsäurefüllung. Letzterer ist deshalb auch in der Regel noch mit einem Manometer versehen, um stets die Höhe des Druckes und damit die Gebrauchsfertigkeit leicht kontrollieren zu können; bei guter Herstellung ist übrigens in Jahren keine Druckverminderung beobachtet worden, und es ist durch die Erfahrung wohl noch nicht festgestellt, ob und welcher Art der Gaspritzen ein Vorzug vor der andern zuerkannt werden muß.

Die in der That überraschende Wirkung der Gaspritzen beruht darauf, daß das unter starkem Druck befindlich gewesene und mit großer Kraft auf das Brandobjekt auffallende Wasser beim Übergang in den gewöhnlichen Zustand, sowie demnächst bei der Verdampfung eine sehr große Menge von Wärme absorbiert und darum stark erkältend wirkt, und daß außerdem die begleitende Kohlensäure verbrennungsverhindernd auftritt. Bei den vor Sachverständigen und Interessenten von den Fabrikanten der Gaspritzen angestellten Proben werden in der Regel Holzhaufen mit Reisig untermischt und mit Theer übergossen, Bottiche mit Theer angefüllt und durch in Petroleum getränktes Stroh bedeckt; solche und andere dergleichen Objekte werden dann in Brand gesteckt und erst nach einer Weile, wenn der Brand sich schon zu starker Glut und Lohe entwickelt hat, mit der Spritze angegriffen. Ein Mann nimmt den Zylinder mittels der Tragriemen auf den Rücken, den Schlauch in die Hand und geht oft in wahrhaft infernalischem Qualm und Rauch an die verschiedenen Feuerherde, welche jedesmal in kürzester Frist zum Erlöschen gebracht werden. Ein solches Schauspiel ist in höchstem Grade interessant und liefert den augenscheinlichen Beweis, daß die Gaspritze ein sehr geeignetes Mittel ist, um Schadenfeuer, wenn sie bald nach der Entstehung entdeckt werden, zu ersticken und an der Ausbreitung zu verhindern, selbst wenn sehr leicht brennbare

Materialien von denselben ergriffen waren. In diesem Sinn legen auch die Feuerversicherungsanstalten großen Wert darauf, daß die von ihnen übernommenen Risikos diesen Schutz erhalten, und eben so werden die Gasprühen in vielen öffentlichen Gebäuden bereit gehalten. Sie sind in der That als eine wesentliche Bervollkommnung und Errungenschaft der Neuzeit anzusehen, die lediglich dem Studiren in dem chemischen Laboratorium und der Verwertung wissenschaftlicher Untersuchungen im praktischen Leben zu verdanken ist.

Wo ein Schadenfeuer nicht gleich im Entstehen entdeckt wird und gedämpft werden kann, da versagt allerdings auch die Gasprühe, selbst wenn sie, wie erforderlich, zugänglich aufbewahrt worden, den Dienst; denn eine Gasprühe genügt doch immer nur zum Verlöschten eines Brandes von mäßigem Umfang; mehrere Gasprühen aber sind nur sehr selten zur Hand, und auch die wiederholte Füllung desselben Apparates kann doch nur in vereinzeltten Fällen zu dem erwünschten Ziele führen. Die Bekämpfung größerer Schadenfeuer muß daher dem gewöhnlichen Wasser und den Sprühen überlassen bleiben.

Mit dem Wasser bei Schadenfeuern bis zu dem Herde des Brandes selbst vorzudringen, ist häufig mit großen Schwierigkeiten verbunden; das bloße Einsprühen des Wassers in die Flamme nützt nicht nur nicht, sondern es schadet sogar; soll der Wasserstrahl wirksam werden, dann muß er den brennenden Körper selbst treffen. Dies wird durch Sprühen und Pumpwerke vermittelt, welche das Wasser zu bedeutender Höhe zu heben und unter Zuhilfenahme von Windkesseln, welche der Unterbrechung des Strahles bei jedem Hube vorbeugen, mit einer entsprechenden Gewalt gleichmäßig auszustößen im stande sind; namentlich läßt sich ein Brand durch die sogen. Dampfsprühen kräftig bekämpfen, bei welchen die Menschenkraft durch Dampfkraft ersetzt wird und eine sehr große Wassermasse in kurzer Zeit bewegt werden kann. In großen Städten, von denen sehr viele zur Versorgung der Einwohner mit Wasser besondere Wasserwerke besitzen, tragen diese wesentlich bei, um die Ausbreitung der Schadenfeuer zu beschränken; weil die Schläuche häufig direkt an die Wasserrohre gelegt werden können und da, wo der Druck hierzu nicht ausreicht, die Sprühen wenigstens leicht mit der erforderlichen Menge von Wasser gespeist werden, während früher, wie im Winter und zu heißer Sommerzeit, auch die Sprühen sehr oft versagten, weil das Wasser eingefroren oder versiegt war. Für große Etablissements mit Dampftrieb werden häufig mit großem Erfolg dauernde Sprühenanlagen geschaffen, indem die Dampfmaschine im Bedarfsfalle einerseits an eine Pumpe gelegt werden kann, deren Saugrohr zu einem reichlichen Brunnen oder in ein vorbeischießendes Wasser führt, während andererseits ein nach allen Theilen der Fabrik verzweigtes Röhrensystem gespeist wird, welches in sogen. Hydranten endigt, d. h. in Vorrichtungen, an welche die Schläuche, wie bei städtischen Wasserversorgungsanlagen, unmittelbar angelegt werden, um jeder gefährdeten Stelle aus größter Nähe beizukommen.

Auffallend ist es, daß namentlich in trockenen Jahren auch in den Kulturgegenden Europas noch immer so viele Waldbrände entstehen und häufig eine gewaltige Ausdehnung annehmen. Meistens verdanken sie der Unvorsichtigkeit, einem

weggeworfenen Bündholz, einem Stückchen Schwamm, einem glimmenden Zigarrenrest, oder auch dem ohne Aufsicht gelassenen Kochfeuer der Holzarbeiter ihren Ursprung, wenn sie nicht gar boshafter Weise angelegt werden. In dem dünnen Grafe und Unterholz finden sie schnell und reichlich Nahrung; sie ergreifen dann die Zweige und Äste der Stämme und bilden in kurzer Zeit ein schauriges Feuermeer, bei dem von Löschen nicht mehr die Rede ist. Einhalt wird der vernichtenden Lohe nur dann geboten, wenn der Waldbrand an einen Wasserlauf, an freies, unbewachsenes Land gelangt, oder wenn es gelingt, ihn durch breite Lichtungen, auf denen auch die Grasnarbe vernichtet wird, zu isolieren. Ein solcher Waldbrand wüthet mitunter tage- und wochenlang, bis es dem Aufgebot von tausenden helfender Hände selbst aus weiterer Ferne möglich wird, eine ihm unübersteigliche Grenze herzustellen. Traurig ist das Bild eines ausgebrannten Waldes; zwar sind die Stämme und selbst die Äste nicht alle zu Asche verbrannt, aber doch im Äußeren sichtbar bis auf das Mark verkohlt und jeglicher Lebenskraft beraubt, ein immenses Totenfeld mit aufragenden Baumleichen, den vernichteten Pflänzlingen fleißiger Menschen auf vielen hundert Morgen Landes. Dennoch ist der Waldbrand in engbevölkerten Kulturländern nur ein schwaches Abbild der Schrecken und der großartigen Zerstörung, wie sie der Brand des Urwaldes und selbst der Prärien in den menschenarmen Distrikten Amerikas im Gefolge hat, wenn er mit Sturmeseile dahin braust und mit dem Wald und Pflanzenwuchs auch die Bewohner ins Verderben zieht. Das ganze Tierreich wird von der nahenden Gefahr aufgeschreckt und sucht dem drohenden Tode zu entfliehen; Hirsch und Reh, Büffel und Pferd jagen in gestrecktem Laufe von dannen, in der Flucht zu immer größeren Herden anschwellend; und nicht auf Raub, nur auf die eigene Rettung bedacht, untermischen sich den friedlichen Gräserfressern ihre natürlichen Feinde, die Wölfe, die Jaguare und Puma, bis alles endlich, wenn es nicht von der Flamme umzingelt oder erreicht wird, vielleicht unter dem schützenden Dache eines überhängenden Felsens an einem tief eingeschnittenen Wasserlauf von dem rasenden Jagen erschöpft zusammenbricht und sich eine Zeitlang friedlicher Erholung neben dem nicht minder erschlafften Feinde erfreut.

Wehe aber auch dem Menschen, und zwar nicht nur in der Einöde der Prärie oder des Urwaldes, sondern auch inmitten der Kultur, wenn er nicht gerüstet und nicht mit vereinten Kräften dem entfesselten Element entgegentreten kann; hat dasselbe erst die Schranken der Menschengewalt durchbrochen und überschritten, dann hört es in seinem verderbenbringenden Lauf hier ebenfalls erst dann zu wüthen auf, wenn alles der Zerstörung verfallen ist, was zu zerstören möglich war. Belege hierfür liefern die zahllosen Brände, von welchen uns die Geschichte erzählt, wie sie angefacht durch die Furie des Krieges, durch die Bosheit eines Individuums oder auch durch unglücklichen Zufall sich in gewissen Zeiträumen immer wiederholen und hier den Thron und die Residenz des Salmanassar oder des Priamus, dort den Tempel der Diana in Ephesus in Asche legen, wie sie von den Römern in die Burg der rivalisierenden Karthager getragen und in Rom selbst von Nero den Christen zur Last gelegt werden. Tilly in Magdeburg und

die Kommune in Paris, dies sind allbekannte, aber nur ganz vereinzelte Vorkommnisse, wie sie sich tausendfach wiederholen und aufzeichnen lassen; der Jammer aber, das Unglück und die Qualen, von denen dabei die es Erlebenden getroffen worden sind, diese lassen sich nicht schildern und ermessen, sie übersteigen in ihrer Summe und Ungeheuerlichkeit nicht nur das Vermögen der beschreibenden Feder, sondern selbst das der ausmalenden Phantasie. Glückliche möge sich jeder preisen, dem das Schicksal vergönnt, das Feuer als die wohlthätige Macht zu nennen und zu benutzen, die in den ihr gesteckten Grenzen wohlthätig wirkt und schafft und eine der Grundlagen bildet, um das Leben erst menschenwürdig zu gestalten, ohne ihm als feindlicher und kaum besiegbarer, roher Naturgewalt hilflos und trostlos verzweifelnd gegenüber gestellt zu werden.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Zur Kur der Fettleibigkeit. Von Dr. Demuth¹⁾.

Die Kur der Fettleibigkeit gehört nicht zu den angenehmsten und dankbarsten Aufgaben des Arztes. Wohl herrscht in der Medizin der Grundsatz, daß eine Krankheit um so eher therapeutischen Maßregeln zugänglich ist, je klarere Einsicht wir in ihre Aetiologie haben und je mehr die Mittel, die uns zu ihrer Bekämpfung zu Gebote stehen, seien es negative oder positive, derart sind, daß sie die schädliche Weiterwirkung der erkannten Ursache hemmen können. Wenn nun auch in der Physiologie der Ernährung noch gar viele Fragen und Rätsel ihrer Lösung harren, und wenn wir auch noch keine volle Einsicht über die Verschiedenheit der Größen der Fettablagerung, physiologisch oder pathologisch, bei Individuen unter gleichen Verhältnissen haben, so wissen wir doch das eine sicher, daß die eigentliche Ursache der Fettablagerung immer in einem Mißverhältnis zwischen dem, was der Körper in der Nahrung aufnimmt, und dem, was er ausgiebt, beruht.

Im ganzen wird es schwer sein, in praxi wenigstens, von zwei Individuen zu behaupten, sie befänden sich unter vollständig gleichen Bedingungen bezüglich der Aufnahmen und Ausgaben. Angenommen, es befänden sich zwei bezüglich des Alters, der Größe, des Gewichtes, der Nahrung und der Leistung anscheinend unter gleichen Verhältnissen; der eine aber nimmt einerseits täglich $\frac{1}{4}$ Schoppen Bier mehr zu sich oder er genießt täglich in der Nahrung 8—10 gr Kohlenhydrat oder 5—6 gr Fett mehr, was, auf verschiedene Nahrungsmittel und Tageszeiten verteilt, sicherlich der Beobachtung entgehen kann, andererseits arbeitet er etwa $\frac{1}{2}$ Stunde weniger, oder seine Arbeit ist bei gleicher Zeitdauer etwas weniger

¹⁾ Vortrag, gehalten in der ärztl. Bezirks-Versammlung in Dürkheim.

intensiv, $\frac{1}{2}$ Stunde Tagesarbeit = 4—5 gr weniger Fettabgabe, so ergäbe sich in diesen beiden, der Beobachtung sich völlig entziehenden Momenten, die Bedingung für ein jährliches Plus des Fettansatzes von 7 Pfund. Nicht viele Jahre werden vergehen, so ist aus dem an und für sich physiologischen Vorgang der Fettaufnahme und Fettablagerung ein pathologischer Zustand geworden, dessen Beginn und Abgrenzung gegenüber dem vollen gesunden Zustand niemand angeben kann, dessen Dasein aber von jedermann erkannt wird. Verfasser betrachtet also die sogenannten Hilfsursachen: Erblichkeit, Alter, Geschlecht, Konstitution und Temperament als von untergeordneter Bedeutung.

Alle diese prädisponierenden Momente lassen sich darauf zurückführen, daß entweder überhaupt, oder in einem bestimmten Alter bei dem betreffenden Individuum die trophisch-plastische Energie der Gewebe vermindert ist. Oft läßt sich gar nicht bestimmt entscheiden, ob diese Verminderung des Stoffwechsels Ursache oder Folge der Fettsucht sei. Man beobachtet oft Fettsüchtige mit tragem Pulse, bei denen, nach Minderung ihres Gewichtes, wieder regere Zirkulation eintritt. Manchmal ist auch die einzig wirkende Hilfsursache ein Mißverhältnis zwischen stickstoffhaltigem und stickstofffreiem Körpergewebe. Entweder ist das stickstoffhaltige Gewebe nicht energisch genug, oder es ist davon zu wenig vorhanden, so daß von dem eingeführten Material nicht alles verbraucht werden kann und immer noch ein Plus zum Ansatz übrig bleibt.

Was insbesondere die Anlage zur Fettsucht durch Erblichkeit betrifft, so kann diese, abgesehen von eben genannten Momenten, meist doch nur in Parallele gestellt werden mit der Erblichkeit des Geldes, des Standes, kurz mit den auch im neuen Individuum gleich wirkenden Verhältnissen. Die Erblichkeit als Krankheitsursache anzunehmen ist eine noch für gar viele Krankheitszustände geläufige Annahme. Über die Herkunft und Entstehung des tierischen Fettes haben sich die Ansichten seit Liebig's Zeiten bedeutend geändert; damals hielt man noch die Kohlehydrate für Hauptfettbildner, heute weiß man, daß dieselben mit der größten Wahrscheinlichkeit im tierischen Körper gar nie Fett bilden, wenigstens ist bis jetzt dafür kein beweisender Versuch bekannt, dagegen sind die Eiweißkörper die vorzüglichste Quelle für die Fettbildung, indem bei ihrer Spaltung ein dem Fette ähnlicher stickstofffreier Körper entsteht, der sowohl anstatt des Fettes verbrennen, als auch als Fett sich ablagern und aufspeichern kann. Eine weitere Quelle für den Fettansatz ist im Fett selbst gegeben. Hoffmann bewies, daß das Nahrungsfett ganz oder teilweise sich im Körper ablagern kann. Während also Eiweiß und Fett direkte Fettbildner sind, sind es die Kohlehydrate nicht; sie sind aber indirekt fettbildend, indem sie vollständig zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden und somit sparend auf die Spaltung des Eiweißes und auf die Verbrennung des Fettes einwirken, ebenso wie dieses auch sparend auf die Eiweißkörper wirkt. Schon dadurch ist es nahegelegt, bei einer Kur der Fettsucht nicht mehr Fett in der Nahrung zuzulassen als absolut notwendig. Es fehlt uns also nicht an Einsicht in das Wesen der Ursachen der Fettsucht; wenn es trotzdem mit dem Erfolge der Behandlung oft nicht gut steht, so ist die Schuld

daran die mangelnde Energie des Patienten, der auf viele ihm lieb gewordene Genüsse nicht verzichten kann. Eine Entsaugungs-, ja im gewissen Sinne Entziehungskur wird eine gegen die Fettsucht gerichtete Behandlung immer sein; sie darf aber keine Hungerkur sein. Ohne Eiweiß kann der Körper nicht lange bestehen; ein Herabgehen unter die physiologisch notwendigen durchschnittlichen 120 gr wird den Körper bald leistungsunfähig machen. Eine starke Steigerung darüber wird ebenfalls schädlich wirken, wenigstens dann, wenn nicht die Bedingungen zu stärkerem Ansatze gegeben sind und wenn also demgemäß stickstoffhaltiges Material in den Verfall gezogen wird, wodurch der Grund zu manchen Erkrankungen, insbesondere zur Gicht, gelegt werden kann, zu der bei Fettleibigen überhaupt große Anlage besteht. Also bezüglich der Eiweißkörper keine Steigerung, keine Minderung. Aus Fett entsteht Fett; es wird am schwersten im Körper verbrannt; demnach ist kein Grund, dem Körper sehr viel davon zuzuführen, wie es neuerdings Ebslein haben will, es ist aber auch nicht gut, die Fette sehr zu meiden, zumal sie sicherlich noch andere physiologische Wirkungen haben, als bloß Material zum Verbrennen zu sein. Da man aber bei vielen Erwachsenen, in deren Kost Verf. häufig kaum viel über 50 gr Fett fand, bei dieser geringen Menge Fett die körperlichen Thätigkeiten gut vor sich gehen sieht, so ist kein Grund, bei Behandlung der Fettsucht viel über 50 gr Fett hinauszugehen, ja man kann noch etwas darunter gehen, da bis zu einem gewissen Grad das überreiche Organfett ähnliche Wirkungen auf den Stoffwechsel hat wie das Nahrungsfett. Aus Kohlehydraten entsteht kein Fett; sie verbrennen vollständig und in erster Linie; daher gehe man vor allem hier unter das zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Stande des Körpers notwendige Maß herab, und zwar um so viel, als man zunächst den Körper an Fett verringern will; 175 gr Kohlehydrate leisten das, was 100 gr Fett leisten. Bei dem Herabgehen merke man, daß jede Fettentziehungskur auf die Dauer berechnet ist und daß jede zu rasche Verminderung des Verbrennungsmaterials dem Körper zuviel zur Kraft- und Wärmebildung notwendiges Material entzieht und große Mattigkeit, Unbehagen, verminderte Leistung zur Folge haben muß. Insbesondere muß man diesen Vorwurf der sogenannten Banting-Kur machen; viel weniger aber verdient diese Kurmethode den Vorwurf, daß sie dem Körper zuviel Eiweißstoffe bringe.

Die Art und Weise, wie Verfasser Fettsüchtige behandelt, ist die, daß er ihnen an und für sich kein Gericht verbietet; sie dürfen von allen Speisen genießen, die sie wollen und die sie gewohnt sind und die dem jeweiligen Zustand ihrer Verdauungsorgane entsprechen. Die schablonenmäßigen Verordnungen sind den Kranken sehr bald leidig; es ist dies mit ein Grund, warum gar viele ihre Kur, die doch auf die Dauer berechnet ist, so bald unterbrechen und zu ihrer gewohnten Lebensweise zurückkehren. Wäre der ganze Prozeß der Ernährung so einfacher Natur, daß man dem Betreffenden nur so und so viel Gramm Eiweiß, Fett und Kohlehydrate gäbe, als ihrem jeweiligen Ernährungs- und Bedürfnisstand entspräche, so könnte man bald das Essen aus der Apotheke verschreiben. In der Alimantation ist das *variatio delectat* nicht nur ein angenehmes Belieben, sondern

eine volle Notwendigkeit. Bei Beginn der Kur stellt Verfasser zuerst durch eine annähernde Berechnung fest, welche Quantitäten von Nahrungstoffen in der Nahrung enthalten sind, die der Patient in einem gewissen Zeitraume genießt, und beobachtet, wie das Körpergewicht sich hierbei verhält. Sodann giebt er diejenige Menge von Nahrungstoffen an, von denen anzunehmen ist, daß sie im Stande sind, bei gleichbleibender Arbeitsleistung das Körpergewicht um täglich etwa 50 Gramm herabzusetzen. Nach 8—10 Tagen wird je nach Umständen die Nahrung geändert. Was zunächst die Eiweißstoffe betrifft, so werden diese in derjenigen Menge gegeben, als sie annähernd bei dem entsprechenden Körpergewicht und Alter erforderlich sind. Eine baldige Steigerung der Eiweißmengen hat einzutreten, wenn Patient eine größere körperliche Thätigkeit als bisher entwickelt. Allerdings wird durch stärkere Bewegung zunächst nur stickstoffreies Nährmaterial verbrannt; allein wie alle Organe, so wachsen auch die Muskeln bei anhaltender Thätigkeit und nehmen mehr zirkulierendes Eiweiß aus der Säftemasse zum Ansätze von Organeiß; einerseits wirkt dieses günstig, daß mehr zirkulierendes Eiweiß der Spaltung und weiteren Verbrennung entzogen wird, andererseits ist durch Vermehrung des Organeißes wieder eine energischere Verbrennung des stickstofffreien Nährmaterials gegeben. Ferner läßt Verfasser bei der anämischen Form der Fettsucht sehr bald eine Steigerung der Eiweißaufnahme eintreten, da diese Form meist entsteht und unterhalten wird durch eine mangelhafte Entwicklung der stickstoffhaltigen Gewebe. Ob die nötigen Mengen Eiweißstoffe nur in animalischer oder vegetabilischer Kost aufgenommen werden, ist von untergeordneter Bedeutung. Was die Fette betrifft, so läßt Verfasser sie nicht ängstlich meiden. Man muß berücksichtigen, daß die Fette bei der Ernährung und beim Stoffwechsel noch eine weitere Bedeutung haben, als bloß einfaches Material zur Verbrennung zu liefern und daß man die Fettmenge nicht ungestraft lange Zeit hindurch zu sehr vermindern kann. Andererseits muß man festhalten, daß Fett direkt fettbildend wirkt, während dies bei den Kohlehydraten nicht der Fall ist. Deren bedeutendere Minderung kann ungeschert vorgenommen werden.

Der Patient bekommt nun in kurzem eine Angabe der in den gebräuchlichsten Nahrungsmitteln enthaltenen Nahrungstoffe. Eine allenfallsige stärkere Fettaufnahme an einem Tage muß er durch eine Minderung am anderen Tage auszugleichen suchen. Auf diese Weise behandelte Verfasser bereits verschiedene Fettleibige mit sichtlichem Erfolge. Die Patienten werden dieser Kur nicht bald überdrüssig, da ihnen allerlei zu essen gestattet ist; sie gewinnen durch eigene Beobachtung Freude an der Kur, und es wird ihnen so eher ein Ausdauern in derselben und eine Energie anerzogen, an deren Mangel ja sonst alle Bemühungen zu scheitern pflegen. Außerdem lernen sie auf diese Weise in natürlichster Art zu einfacherer Lebensweise zurückzukehren und dabei dauernd zu verharren. In jüngster Zeit hat Ebstein sich gegen die durchaus ungerechtfertigte Zurückweisung der Fette bei Behandlung Fettsüchtiger gewendet. Ebstein hat sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er Front machte gegen die ungebührliche Zurückweisung der Fette bei Behandlung Fettleibiger, er hat auch in einigen Fällen gezeigt,

daß man auch bei größerem Gebrauch von Fett sein Gewicht mindern kann. Nun muß man festhalten, daß über das physiologische Minimalmaß von etwa 50 Gramm hinaus die Fette nur Material zur Verbrennung liefern, daß sie also in größeren Mengen gegeben werden dürfen, wenn man weniger Kohlehydrate giebt und umgekehrt. Nicht recht begreiflich aber scheint es dem Verfasser, wenn Ebstein sagt: „Wir haben gesehen, daß die Fette mehr vermögen, daß sie in Verbindung mit den Eiweißstoffen und den Kohlehydraten, jedes in dem richtigen Mengenverhältnisse, im stande sind, der Fettleibigkeit wirksam entgegen zu arbeiten.“

Wie Ebstein aus physiologischen Gründen zu diesem Ausspruche gelangen kann, ist eigentlich gar nicht ersichtlich. Zu einer solchen Empfehlung der Fette kann er nur kommen, wenn er die allgemein angenommene, direkt lipogene (fettbildende) Eigenschaft des Fettes verwirft, was er auch thut; für ihn existiert die Beweiskraft des Hoffmannschen Versuches nicht; für ihn ist der vollgiltige Beweis der direkt fettbildenden Eigenschaft der Fette ebensowenig vorhanden, wie für die Kohlehydrate. Einer der Gründe, die Ebstein für die Fette ins Feld führt, ist, daß die Fette den Zerfall des zirkulierenden Eiweißes aufhalten und die Bildung von Organeiß befördern können. Daß dies der Fall ist, ist zweifellos richtig; dasselbe leisten aber auch die Kohlehydrate und vielleicht in noch höherem Grade. Voit sagt ausdrücklich: „Während steigende Gaben von Fett bei gleicher Eiweißzufuhr nicht deutlich und konstant den Eiweißumsatz vermindern, ja ihn in gewissen Fällen erhöhen, bringt jede Vermehrung der Kohlehydrate eine Herabsetzung desselben hervor; die Kohlehydrate sind für den Eiweißansatz günstiger als das Fett; sie wirken in der Ersparung von Eiweiß mehr als die gleiche Menge Fett.“ Ferner beachte man die Reihenfolge, in der das stickstofffreie Material verbrannt wird; zuerst die Kohlehydrate, dann das aus dem Eiweiß abgespaltene Fett und zuletzt erst das Nahrungs- oder Körperfett. Daraus folgt, daß es weder notwendig noch gut ist, der Nahrung eines Fettsüchtigen zu viel Fett beizumischen. Wenn Ebstein für die Gewährung von großen Fettrationen bei Arbeitern und Soldaten im Kriege spricht, so kann man unbedingt beistimmen. Verfasser hat von vielen Arbeitern, lauter mageren Leuten, die Kost analysiert und häufig bei nur 50—60 Gramm Fett und genügenden Eiweißstoffen sehr viele Kohlehydrate, 600—700 Gramm, gefunden. Nach Ebsteins Aufstellung müßten diese alle fettleibig geworden sein. Auch können die von Ebstein angeführten Beispiele nicht befriedigen und haben eigentlich mit einer Kur der Fettsucht nichts zu thun, können auch weiter nichts als die Vortrefflichkeit des Fettes bei erhöhtem Anspruch an die Leistung beweisen. Einer der praktischen Gründe, die er zur Empfehlung des Fettes anführt, ist, daß unter Gebrauch von viel Fett das Nahrungsbedürfnis sinke. Wenn man zu einem Brötchen, das 60 Gramm wiegt, etwa 20 Gramm Butter genießt, darf man schon gerade so gesättigt sein, wie wenn man 2 Brötchen genießt. Möge man immerhin mehr Fett geben, wenn die Kohlehydrate entsprechend weniger gereicht werden, doch bedenke man, daß man auch diese nicht zu sehr vermindern und durch Fett ersetzen darf, da ja durch die Kohlehydrate dem Körper viele notwendige Salze zugeführt werden.

Sowie bezüglich der Ätiologie der Fettsucht das Hauptgewicht auf das Mißverhältnis zwischen Einnahme und Leistung gelegt werden muß, ebenso muß dies auch bei der Behandlung sein. Allerdings muß man auch die Konstitution berücksichtigen. Neben entsprechender Modifikation im Verhältnis der Nährstoffe ist vor allem vermehrte körperliche Thätigkeit von Nutzen. Arznei bleibt bei der Kur gänzlich ausgeschlossen, wenn nicht eine besondere Komplikation es notwendig macht, ebenso auch der Gebrauch besonders wirkender Mineralwässer. Der Patient muß aber wissen, daß die Kur nur nützen kann, wenn er sie lange gebraucht, und daß mit entsprechender Modifikation er eine ähnliche Lebensweise für immer fortsetzen muß; er muß auch wissen, daß es keinen Vorteil, aber vielleicht großen Nachteil bringen kann, wenn er in einer Parforce-Kur von wenigen Wochen sich seines Fettes zu entledigen sucht, um nachher mit seiner bisherigen Lebensweise in kurzer Zeit sein Bäuchlein wieder zu mästen.

Innsbruck.

Kofitansky.

Kulturgeschichte.

Bienen im Haushalt der Völker.

Wie der Zoologe nach den Eigentümlichkeiten des Körpers und der einzelnen Organe die Tiere in verschiedene Klassen und Ordnungen teilt, so that es schon längst der menschliche Egoismus. Er schied im Tier- und Pflanzenreich die „Schafe von den Böcken“, stellte auf die rechte Seite diejenigen, welche ihm nützen, durch welche er seinen Besitz, sein Eigentum vermehren konnte, auf die linke aber, was demselben irgendwie Gefahr drohte, was die erworbenen Gerechtigkeiten des Herrn der Schöpfung beeinträchtigte. Der Egoismus schuf die Einteilung in nützliche und schädliche Pflanzen und Tiere. Wären wir so weit in unserer Erkenntnis vorgerückt, die Gedanken und ihren Ausdruck, die Sprache der Tiere zu verstehen, dann würden wir auch erfahren, daß von deren Standpunkte aus von allen Lebewesen der Mensch das ihnen schädlichste Gebilde ist.

Aus der reichen Insektenwelt sind nur drei Tiere, die Seidenraupe, das Cochenille-Insekt und die Biene, in den Dienst des Menschen getreten. Die Zucht der letzteren bildet einen wichtigen Teil der Landwirtschaft und war eine ergiebige Quelle des Nationalwohlstandes schon in den ältesten Zeiten Ägyptens, Griechenlands und Roms.

Von Ägypten aus, wo Sir Gardener Wilkinson auf einem sehr alten Grabe in Theben Abbildungen von Zuchtbienen fand, wo im Gedichte des Sesostris der Honig erwähnt wird, kam mit so manchen anderen Entlehnungen auch die Bienenzucht frühzeitig nach Griechenland und Italien direkt oder indirekt, und die Namen für Wachs und Honig offenbarten Movers, daß sie aus lybischer Quelle entsprungen. Das Wort ist ja der hallende Wetterschlag, der aus dem Menschengeniste leuchtend und zündend auf die Materie niederfährt, die Sprache ein Verbrennungsprozeß, welcher den Stoff in den Begriff umwandelt. Erklärt der

Name eines Tieres uns auch nicht dessen Wesen, so doch wenigstens, unter welchem Gesichtspunkte dieses oder jenes Volk das Tier erschaut hat; Lehnwörter aber werden häufig ohne genaueres Verständnis aufgenommen. Die Hottentotten nennen die Bienen „Milchkuhe“, bei den Ainos heißt der Honig kumu-dzi „Bienenwasser“. Nach Herders bekanntem Ausspruch soll es im Arabischen achtzig Wörter für Honig geben, und im Guarani-Dialekte Südamerikas kommen mindestens fünfzehn Namen auf die verschiedenen Varietäten von Bienen vor. Als Morelet dem Leser seines Werkes (travels in Central-America) die Namen der mannigfachen Molluskenarten bei Vera Paz mitgeteilt hatte, fügte er hinzu: Die Indianer haben „separate“ und „distinkte“ Namen für jede besondere Art von Tieren, die sie irgendwie gebrauchen können, aber diejenigen Objekte, from which they derive no benefit, long remain confounded under a vague and general denomination, wie es auch in unseren sogenannten klassischen Sprachen sich zeigt. Die deutsche Sentenz: ein liebes Kind hat viele Namen, bedeutet zum Teil ähnliches. Wie im Innern Afrikas nach Dr. Nachtigal die Biene sidéno edschimfi, „Honigfliege“ genannt wird, so hieß bei den Indianern Nordamerikas die europäische Biene „Fliege der Engländer“, die langsam aber sicher wie der weiße Mann nach Westen vordrang; denn 1675 nach der neuen Welt gekommen, war sie im Jahre 1779 im Westen des Mississippi noch unbekannt, 1871 aber bis weit in die Gebirge hinein verbreitet. Ihr Pendant ist der „Fußstapfen der Weißen“, eine Wegerichart. Eine kleine stark behaarte Bienenart mit unbedeutendem Stachel, die einst Humboldts Hände, als er die Inklination der Magnetnadel auf der „Silla“ beobachtete, in großer Menge bedeckte, nannten die Leute dort im Gegensatz zu den heftig stechenden angelitos, „Engelchen“.

Bringt auch der Stich unserer Biene mit dem Stachel, der von solcher Feinheit ist, daß sogar noch das Hydroorgangasmikroskop eine Spitze zeigt, gegen welche die feinste Nähnadel wie ein roh zugespitzter Zaunpfahl erscheint, eine schnell schmerzende Geschwulst hervor, so ist er doch bei uns nicht gefährlich, und die Fälle, wo Menschen oder Tiere durch einen Überfall vieler Tausende von Bienen getötet werden, überaus selten. Anders dagegen im Süden. In den Briefen an seine Mutter schildert Dr. Schweinfurth die Leiden durch einen Riesenschwarm auf dem oberen Nil. Während er in der Kabine der Barke bei seinen Pflanzen arbeitete, stürzte einer der Leute ganz verwirrt mit dem Rufe: Bienen, Bienen! hinein, und plötzlich fühlten alle sich im Gesicht und an den Händen von empfindlichen Stichen getroffen. Der Reisende ergreift sein Handtuch um den Kopf zu schützen; aber es hilft nichts. Er schlägt wütend um sich und vergrößert um so mehr die Hartnäckigkeit der Insekten. Er stürzt kopfüber in den Fluß, taucht unter, allein auch dies ist vergeblich; es regnet förmlich Stiche auf seinen Kopf. Halb besinnungslos wird er ans Ufer gebracht, mit Tüchern bedeckt, ein Feuer im dürren Schilf angezündet, aber erst nach drei Stunden beständigen Summens konnten die Leute die Tiere von der Barke fortbringen und das jenseitige Ufer erreichen. Das Merkwürdigste war, daß alle sechzehn im Kielwasser der ersten Barke steuernden Fahrzeuge an derselben Stelle

in den nächsten Tagen die nämliche Plage zu bestehen hatten. Man kann sich die Verwirrung denken, welche an Bord solcher Barken herrschte, wo eine Besatzung von 50—80 Bewaffneten eng zusammengepfercht war. Die Leute hielten sich hippopotamusartig einen halben Tag im Wasser und steckten nur den Kopf hervor, um etwas Luft mit einigen Duzend Bienenstichen zu erkaufen. Wären die zwei Fälle, welche vor fünf Jahren das Prager Landwirtschaftliche Wochenblatt erzählte, beweisend — *exempla non probant sed illustrant* — dann könnten an den Ufern des Nils ja auch alle schweren Rheumatismen leicht und schnell beseitigt werden. Das Blatt erzählt, daß ein Landmann, der seit sechs Monaten an Rheumatismus gelitten, durch den zufälligen Stich einer Biene sofort von seinem Leiden befreit, einer Frau geraten habe, sich auf demranken Arme von drei Bienen stechen zu lassen. Gesagt, gethan. Bei der Genesenen zeigte sich nie wieder eine Spur des argen Leidens. —

Gegen den sogenannten giftigen Honig, zumal den renophonteischen, über welchen sich leicht eine kleine Litteratur — *pro et contra* — zusammenstellen ließe, hat sich ein ähnliches sicheres Heilmittel noch nicht gefunden; doch soll nach einem Berichte des Vicekonsuls Bilicki im englischen Blaubuch von 1879 über den Handel von Trapezunt nur der wilde Honig in den dortigen Thälern jene bekannten unangenehmen Eigenschaften besitzen, der auf den Höhen, wo die *Datura* nicht wachse, dagegen angenehm und gesund sein. In Angola, so erzählt Bogge „im Reich des Muata Samwo“, soll der Honig, welcher aromatischer noch als der europäische ist, Fieber verursachen, wenn er nicht zuvor abgekocht wurde. Die hier bei uns gewöhnliche Farbe des Honigs ist nicht die einzige, in der dieser süße Stoff auftritt. Bei Tscherkesch in Kleinasien, wo der Reisende schon einige Angoraziegen antrifft, ehe er in deren eigentlichen Bezirk gelangt, giebt es weißen und ebenso in einigen Teilen Zentral-Afrikas; fast weißer, der sehr beliebt und gesucht ist, kommt in Kaschmir vor. Und ähnlich diesen hellen Nuancen giebt es auch dunkle, durch braun in allen Abstufungen. Berühmt seit alter Zeit war in Griechenland der Honig des kräuterreichen Hymettus; in Sizilien ist nur eins geblieben, was schon im Altertum den Ruhm der hybläischen Berge bildete und bis auf den heutigen Tag dort gepflegt wird, die Bienenzucht; noch jetzt nennen die sizilischen Bauern die Pflanze *Sadarella*, welche neben dem Thymian den Bienen ihre beste Nahrung giebt und sich dicht wachsend auf den dortigen Bergen findet, *la pianta Iblea*. Wie dieser auf Trinakria der gesuchteste, so hat in ganz Bolivia der Charcahonig der Provinz Chayanta, den in großen Mengen in den Höhlungen der Bäume wilde Bienen sammeln, wegen seiner seltenen Güte und Reinheit hohe Berühmtheit erlangt. Einen herrlichen, vortrefflichen Honig sollen in Tenasserim diejenigen Bienen eintragen, welche den indischen Zibethbaum besuchen. Es ist dies derjenige Baum, welcher in den zahlreichen Berichten europäischer Reisender wegen des Geschmacks seiner kopfgroßen, dichtstacheligen, melonenähnlichen Früchte bald als vorzüglich gepriesen, bald verabscheut wird. Den Indiern, das steht fest, schmeckt das widrig nach faulen Zwiebeln riechende Fleisch äußerst angenehm; Fremde sollen sich schwer daran gewöhnen, dann aber und

zwar meistens von seiten der Damengesellschaft, wie wenn es die verbotene Frucht aus dem Paradiese wäre, heimlich und mit größtem Appetit sie verzehren. Mag nun auch die Frucht sein, wie sie wolle, aus der Blüte dieser Bombacee entnehmen die Bienen jenen weitberühmten süßen Stoff. Gewöhnlich wird der Honig nur als Zukost zu anderen Speisen genossen; aber in solcher Verbindung wie bei den Mintra auf Malacca wohl nirgendwo; denn feiste Ratten, Schlangen und Honigwaben mit den darin befindlichen jungen Bienen, in ein Bananenblatt gewickelt und etwas angebraten, bilden ihre Hauptdelikatesse. Beneiden wir die Leute auch nicht um dieses köstliche Gericht, so doch die Anhänger Hurlens um ihren Glauben von zwei weißen Affen abzustammen, welche es einst vorzogen in der Ebene zu bleiben und dort sich nach und nach zu Menschen ummodelten, während die Verwandten, welche in die Berge zogen, Affen bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Bei uns in Mittel-Europa wird von einigen besonders gepriesen der aus der preußischen Bendée und aus der Heimat der Heidschnucken, von anderen dieser oder jener Süddeutschlands; ein besonderes gutes Produkt ist aber der aus dem unteren Borarlberg im völligen Gegensatze zum dortigen wenig guten Weine; er kann sich messen mit dem von Andermatt und Dissentis. Die obige Äußerung, daß der Honig gewöhnlich nur Zukost bilde in der mehr oder minder reichen Nahrungsskala der Menschen und des Swan Wasilewitsch Taptiigin (Meister Bez), erleidet eine Ausnahme in Süd-Afrika, wo nach Hugo Hahn Menschen und Hunde am Omuramba, sobald dieser Stoff in reichlicher Fülle vorhanden, zeitweise ausschließlich von ihm leben und auch „satt“ werden sollen. Erhält der mit Wasser verdünnte Honig einen Zusatz von eiweißartigen, in Zersetzung begriffenen Stoffen, z. B. des veränderten Klebers der Gerste, so geht er in Gährung über. Diese gegohrene Flüssigkeit, den Meth, bereiteten sich schon die Hirten im alten Griechenland aus den Stöcken der wilden Bienen der Wälder; sie liebt als „mês, têtsch“ auch heutigen Tages der Abessinier, und nur diejenigen Leute, welche sich streng an die Vorschriften des Koran halten, trinken Honigwasser ohne Gährung.

So mannigfach die Farbe des Honigs wechselt, so auch die des Wachses. In Yufatan kommt schwarzes vor, und in Pampanaco gebrauchen die Indianer statt der Talglichte das schwarze Wachs der dortigen Erdbienen.

Daß sich mit zwei so wichtigen Artikeln wie Honig und Wachs auch schon das Recht des Mittelalters in seiner Weise befaßte, ist natürlich. „Nach dem Büthenerrecht in Lauenburg und Bütow wurde dem, welcher seine eigenen oder fremde Bienen ganz aus den Büthen nahm, der Nabel aufgeschnitten; er wurde an die bestohlene Fichte damit genagelt und herumgetrieben, bis die Eingeweide herausgingen und dann dort erhengt“ (Wutstract, Kurze hist. Besch. von Vor- und Hinterpommern, 1793). Wachs und Honig fanden auch ihre Verwendung im Strafrecht. „Die Verbrecher wurden mit Honig bestrichen und an der Sonne den Fliegen ausgesetzt; zuletzt, wenn sie nicht starben, gefedert. Im Wachshemde hatten manche durch den brennenden Holzstoß zu gehen“ (Conzen, Gesch. der volkswirt. Litteratur im Mittelalter S. 184). Hierauf bezieht sich das Sprichwort bei Vander: die van was is, moet bij het vuur niet komen.

Welche ungeheuerere Menge von Honigstoff müssen, seit ihrer Erschaffung oder seitdem sie gelernt ihn zu sammeln und als Wintervorrat aufzuspeichern, die Bienen der ganzen Erde zusammengetragen haben! Schon im Bernstein, dem Produkte von Waldbäumen früherer Erdperioden, hat man Reste von Bienen gefunden; aber die versteinerte Honigzelle, *panal petrificado*, welche Pater Ramon, ein eifriger Sammler, im Kloster San Rafael dem Reisenden Felix Oswald (Streifzüge in den Urwäldern Mexikos) zeigte, erwies sich bei genauerer Betrachtung als ein Stück profaischen Korallensteins. Doch der ungläubige Pater verwahrt auch fernerhin die Seltenheit als Pendant zu seinem Schädel eines alten mexikanischen Kriegers, der statt der eigenen die eingesehten Eckzähne eines Höhlenbären grinsend zeigt.

Daß der Geruchssinn bei den Bienen ganz vorzüglich entwickelt ist, beweisen nach den exakten Untersuchungen Herrmann Müllers die Stockbienen, welche sehr genau den Ackerhahnenfuß vom zwiebelwurzigen und den Erdbeerflee vom kriechenden unterscheiden. Und ihr Farbensinn ist es nach Lubbocks bekannnten Experimenten nicht minder.

Es ist schon wiederholt bemerkt worden, daß europäische Bienen in Australien nur in den ersten zwei Jahren reichlich Honig eintragen, dann aber mit dem Einsammeln aufhören, und zur Erklärung hat man sich auf die in Schopenhauers „Wille in der Natur“ zitierten *Lettres philosophiques sur l'intelligence des animaux* Leroy's berufen, nach welchen die Bienen in Süd-Amerika deshalb im zweiten Jahre mit Sammeln nachlassen, weil sie merken, daß Blumen das ganze Jahr hindurch zu haben sind. Wozu also dann die viele Mühe und Arbeit? Die Erklärung scheint so einfach und natürlich — die Menschen unter den Tropen denken auch wenig an die Zukunft, und ihr Gott beschützt sie doch — aber sie setzt etwas voraus, über das wir in betreff jener Gegenden noch wenig Genaues wissen, nämlich eine mindestens zweijährige Lebensdauer der dortigen Bienen. Wenn man zu Anfang der Trachtzeit einem deutschen Bienenvolke eine befruchtete italienische Königin giebt, so ist nach Ablauf von ungefähr sechs Wochen bis auf einige wenige Ausnahmen das deutsche Volk verschwunden und ersetzt durch italienische Bienen, welche man leicht von unserer nordischen Spielart durch die rote Hinterleibswurzel unterscheiden kann. Haben auch die Königinnen eine längere Lebensdauer, so ist doch jetzt durch das Experiment festgestellt, daß das Leben einer Biene in der Haupttrachtzeit nur sechs Wochen währt. Ist denn aber in jenen Gegenden jenseit des Gleichers das Leben dieser Tiere so bedeutend länger? Verbieten etwa infolge ihrer genauen Beobachtungen die länger lebenden Königinnen den Arbeitsbienen das Einsammeln? Richten sich die intelligenten Blütenfresser etwa nach anderen Tieren? Solcher Fragen könnten wir noch viele aufwerfen, und stets müssen wir uns gestehen einen wirklichen Grund wie für so vieles Andere auch hierfür nicht zu wissen. Unser Wissen ist und bleibt eitel Stückwerk.

Zu der Gartenbienenzucht, welche im größten Teile Europas von Bienenvirten getrieben wird, und zu der Waldbienenzucht, die wir nur noch im Osten unseres Welttheiles antreffen, stellt sich seit mehreren Dezennien eine dritte Art

von Zucht, deren sich die Spekulation bemächtigt hat, um heimlich und verstoßen den „Nachbarn“ zu berauben und zu plündern. Ob ein Gall unter den Entomologen bei den Bienen eine besondere Entwicklung des Diebesfinnes entdeckt hat, wissen wir nicht; doch steht das wenigstens fest, daß, wenn vor und nach der Trachtzeit die Ernte knapp zu werden beginnt, manche Bienen eine besondere Anlage zum Stehlen entwickeln. Wenngleich am Eingange eines jeden Stockes stets Wachen ausgestellt sind, so gelingt es doch bisweilen einigen unerkannt in einen fremden einzudringen und die vollen Waben zu plündern, und diese verwegenen Räuber organisieren dann schnell eine förmliche Bande zu größerem Raubzuge, weil jener Schildwache — es besitzen ja auch nicht alle Menschen die Fähigkeit wie routinierte Geheimpolizisten Physiognomieen zu unterscheiden — eine genaue Kenntnis der einzelnen Bienenpersönlichkeiten fehlt. Da nun alle Bienen einen vortrefflichen Ortsinn besitzen, der sie befähigt auf Exkursionen von zwei Wegstunden das Flugloch sicher wieder zu finden, so merken sie sehr bald, ob Zuckerfabriken in der Nähe erbaut sind, und richten dann dahin ihre Ausflüge, wo sie in überreichlicher Masse fertig vorfinden, was sie gebrauchen. Durch die vom österreichischen Major von Gruschka vor 15 Jahren erfundene Honigschleuder, eine Maschine, welche durch Zentrifugalkraft den Honig aus den Zellen wirft, kann man in ausgezeichneten Jahren von einem Stock oft über 100 Pfund Honig ausschleudern; je mehr man den Bienen nahm, um so mehr waren sie bestrebt, den Abgang an Honig durch regeren Sammelfleiß wieder zu decken. In der Nähe von Zuckerfabriken lassen sich nun alle Jahre zu „ausgezeichneten“ machen, und im neuen Industriezweige wird die Biene als Helfershelferin beim Diebstahl privilegiert. Vor zweiundzwanzig Jahren erschien, soviel uns bekannt geworden, zuerst in der „Stettiner Entomologischen Zeitung“ eine höchst interessante Mitteilung über die Beraubung der Zuckerraffinerieen durch Bienen, welche auch G. A. Roßmäßler in sein naturwissenschaftliches Volksblatt „Aus der Heimat“ aufnahm. Die meilenbreite Wiesenfläche auf der rechten Seite der Oder ist nur der Hauptstadt Pommerns gegenüber auf einem relativ schmalen Saume mit Gebäuden bedeckt. Einzelne Leute, welche in der Nähe der östlich gelegenen Wiesen wohnten, hatten sich einige Bienenstöcke zugelegt, weil die kleinen geflügelten Blütenjäger hinreichende Nahrung fanden. Als dort nun Zuckerraffinerieen in Betrieb gestellt wurden, sollen die Bienen herausgefunden haben, daß sie nicht nötig hätten, weitreichende Ausflüge in die hinterpommerschen Marenmen zu unternehmen, daß sie im Gegenteil schon in nächster Nähe und zwar kondensiert die gesuchte Süßigkeit fänden. Die Arbeiter in den Siedereien wurden anfänglich nur in den Monaten Juli und August von den Bienen belästigt, aber nicht wesentlich behindert, weil sie, nach der Ansicht des Siedemeisters, in dem Bewußtsein sich auf verbotenen Wegen zu befinden, nie anders als im Stadium der Notwehr von ihren Stacheln Gebrauch machten. Da nun aber von Jahr zu Jahr ihre Zahl in außergewöhnlicher Progression zunahm, so ließen die Besitzer der Raffinerieen Erkundigungen einziehen, und diese ergaben, daß nicht allein die Zahl der Besitzer von Bienenstöcken sich bedeutend vermehrt hatte, daß die Stöcke auf das

Zwanzigfache gestiegen, sondern auch daß jene Leute Mietskontrakte abgeschlossen hatten mit außerhalb Stettins wohnenden Bienenzüchtern, um fremde Körbe in „Pfleger“ zu nehmen. Vergebens hätten dann die geplagten Siedereien sich an die Polizei um Abhilfe gewendet, weil die Gesetzgebung diesen sonderbaren Fall nicht vorhergesehen, und deshalb sich zur Abwehr organisiert. Sobald in einem der verschließbaren Räume eine größere Zahl Bienen schwärmte, wurden sämtliche Thüren und Fenster geschlossen, und ein Arbeiter, der inzwischen unter das hellste Fenster, nach welchem die meisten Bienen flogen, eine große Wanne mit heißem Wasser gestellt hatte, bespritzte mit einem breiten Maurerpinsel die am Glase umherirrenden Tiere, welche dann in das Wasser fielen. Aus diesem wurden sie in Eimer geschöpft, und in die Zuckerpfannen zum Auskochen geschüttet. Eine Zählung ergab, daß in einem Eimer sich 65—66 000 Tiere befanden, in einem Jahre somit 11 Millionen ausgekocht wurden, deren Zucker den Preis von 300 Thalern erreichte. Nach einer mutmaßlichen Schätzung wurde aber nur ein Viertel oder ein Fünftel der flüchtigen Zuckerdiebe ertappt; der Verlust an Zucker betrug also zwölf bis fünfzehnhundert Thaler jährlich, welchen die „Bienenwirte“ durch ihre eigenen Tiere und die Pensionäre als Profit in die Tasche steckten. Die oben erwähnte Zeitung bemerkt noch, daß zur Zeit des indischen Zuckers die Bienen mit jeder Qualität rohen oder raffinierten Zuckers und Syrups vorlieb nahmen, daß die Tiere jedoch nach Beschränkung des Raffinierens auf Rübenzucker erst dann sich an dem Produkt vergriffen, wenn es durch mehrfaches Klären und Aukochen den penetranten, pflanzenschleimigen Geruch verloren hatte. Alle sogenannten niederen Qualitäten, Farine, grober Melis u. s. w. waren vor ihnen vollkommen sicher; erst bei dem feinen Melis und den gestoßenen Raffinaden ließen sie sich zu thätigem Eingreifen herab. Im Sommer des Jahres 1880 sah sich der Polizeipräfekt von Paris gezwungen, dem fleißigen französischen Bienenvolk den Krieg zu erklären auf Grund einer Untersuchung, in welcher der Nachweis geführt wurde, daß es in der Hauptstadt der Zivilisation einen Mann gab, der gegen tausend Bienenkörbe hielt. Da jeder Korb gegen 40 000 Arbeitsbienen enthalten soll, war jener Engros-Zucker der Selbstherrscher über 40 Millionen Unterthanen, welche die Zuckersiedereien der Umgegend in tägliche Kontribution zu setzen hatten. Der Besitzer einer solchen Anlage wies nach, daß jahraus jahrein ihm die Bienen für 25 000 Franks Zucker gestohlen und außerdem noch viele Arbeiter, deren Körper während ihrer Thätigkeit häufig mit einer Zuckerschicht bedeckt sind, als passende Weideplätze überaus belästigt und in ihrer Thätigkeit behindert hätten. Wären diese Pariserinnen um so viel größer gewesen als alle anderen Flöhe die aus Temesvar überragen, welche noch aus der Zeit herkommen sollen, in der die Menschen Riesen waren, dann wäre das Unheil ja noch viel größer gewesen. Die „Statistik des Deutschen Reiches“ zählt in Preußen 284, im Deutschen Reich 386 Zuckerfabriken. Wenn wir nun mit Recht annehmen können, daß nur in den wenigsten Fabriken ähnliche Repressalien wie in Stettin an den Zuckerdieben genommen werden, der jährliche Verlust in ihnen also noch größer ist, so würden in Preußen allein dieselben im Minimalansatz wenigstens 852 000 Mark, die 386 Deutschlands zum

geringsten gerechnet 1158000 Mark jährlich einbüßen. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß bei den verschiedenen Regierungen Klagen der Fabrikbesitzer über diese jährlich sich wiederholenden Verluste einliefen. Auch von anderer Seite kamen Beschwerden, welche als berechtigt anerkannt werden mußten, wenn z. B. der Wäsche auf der Bleiche bei den Reinigungsausflügen der Bienen im Frühjahr ein oft empfindlicher Schaden zugefügt wird, oder wenn ein Bienenwirt unmittelbar an der Feldgrenze eines Gutsbesizers, welche derselbe täglich öfters mit seinen Zugtieren zu passieren hat, viele Bienenvölker aufstellt. Unrecht ist häufig auf beiden Seiten. Die Bienenzüchter wurden vorstellig, daß ihre Pfleglinge nicht genügend vor Vergiftung und ähnlichen Vertilgungsmaßregeln der Grundstückbesitzer geschützt wären. Die Bienenzucht werfe in manchen Gegenden, wenn sie rationell betrieben würde, reiche Renten ab, welche Tausenden von Staatsbürgern den Unterhalt gewähren, die dürftigen sonstigen Einnahmen vieler Angestellten der Kirche und des Staates erhöhen. Die Biene schaffe der Landwirtschaft durch Befruchtung zahlloser Blüten erheblichen Nutzen. Würde man ihre Zucht beschränken, so würden jährlich Millionen Mark der Nation verlustig gehen. Das ist sehr richtig. In der Provinz Hannover, wo die Bienenzucht am blühendsten in Preußen, ja in Deutschland, in ganz Europa betrieben wird, waren nach der letzten genauen Zählung im Jahre 1873 über 330000 Bienenvölker in den Winter gekommen. Rechnet man nur nach den schlechtesten Ertragsjahren und das Kilo zu 80 Pfennigen, so würde in dieser einen Provinz die Einnahme an Honig schon die Summe von 1350000—2640000 Mark betragen. In jenem Jahre gab es in ganz Preußen 1350000 Bienenvölker, und diese lieferten der Volkswohlfahrt mindestens 2400000 Mark. Ohne Bienen wären diese Summen nicht vorhanden. Hat auch das Wachs in dem Gase und den vielen anderen Beleuchtungsmaterialien mächtige Konkurrenten bekommen, drückt auch die fast völlig zollfreie Einfuhr fremden Wachses das vaterländische Produkt dermaßen, daß der Preis seit 20 Jahren auf die Hälfte gesunken, so zieht doch Hannover jährlich aus seinen 600000 Pfund Wachs die Summe von 6—700000 Mark. Da wir in dem Ertrage von Honig und Wachs Korsika mit Hannover vergleichen können, so ist der nach Livius von Ferdinand Gregorovius (Korsika I, S. 8) erwähnte Tribut von 100000 Pfund Wachs an den Prätor Marcus Pinarius gar nicht so übermäßig hoch gewesen. —

Infolge der fortgesetzten Beschwerden von beiden Seiten, und weil die in Preußen bestehenden Entscheidungsnormen bei Streitigkeiten über Bienen, wie sie in einzelnen Lokalgewohnheitsrechten gegeben sind, sich nur auf das Halten von Bienen beschränken und teilweise auf entschiedener Unkenntnis der Bienennatur beruhen, wünschte das landwirtschaftliche Ministerium vom Landes-Ökonomie-Kollegium eine Äußerung, ob ein Bedürfnis vorläge, den gegenseitigen Rechtszustand in Beziehung auf das Halten von Bienen umfassender zu regeln. Das Kollegium antwortete bejahend. Die Gesetzgebung wird es an ausgleichenden Bestimmungen nicht fehlen lassen. Hat sie denn aber überhaupt die Macht, den ausschreitenden Egoismus in geregelten Schranken zu bannen?

Noch eine kurze Bemerkung zum Schlusse. Die Griechen nannten Dichter und Dichterinnen Bienen, weil sie den Honig aus der Blüte des Lebens saugen, ihn zum Genusse anderer kunstvoll verarbeiten und darbieten in kunstvollen Zellen. Wir wünschen auch die unsrigen immerdar mit diesem Namen bezeichnen zu können.

Hamburg.

Bernhard Langkavel.

Nationalökonomie.

Sozialismus und Philanthropie.

In zwei Richtungen ergießt sich der Strom des Mitgefühls mit der unbefriedigenden wirtschaftlichen Lage eines Theils der Gesellschaft: Sozialismus und Philanthropie (oder Humanität, wie auch wohl gesagt wird). Der Sozialismus will die Staatsgewalt aufgeboten wissen, damit der Schwache dem Starken gewachsen werde und der Arme reichlicher beteiligt an den Genüssen des Lebens. Die Philanthropie bietet für den gleichen Zweck ihre eigenen Kräfte und Mittel auf, beziehungsweise die, welche ihr freiwillig zur Verfügung gestellt werden, oder welche sie durch gütliche Überredung im Stande ist zu gewinnen.

Zum Sozialismus in diesem weitesten Sinne gehört nicht allein Zwangsversicherung des Arbeiters gegen Unfälle, Krankheit, Altersschwäche u. dgl. m., sondern auch der unentgeltliche Unterricht als Ergänzung des Schulzwangs und die vom Gesetz angeordnete öffentliche Armenpflege. Dagegen umfaßt der ihm gegenübergestellte Begriff der Philanthropie alle Privatwohlthätigkeit in Stiftungen, Vereinen und rein persönlichem Verhältnis, — die nicht vom Gesetz vorgeschrieben und aus den Steuern der Bevölkerung erhaltenen Erziehungs- und Bildungsanstalten aller Art, — die Förderung der Sparsamkeit und der Mäßigkeit durch freie Unternehmungen wie Pfennigspargassen oder Kaffeeschenken u. dgl. m.

Hier rühren wir freilich schon an ein drittes Gebiet, das weder Philanthropie noch Sozialismus ist, sondern Geschäft, wenn sich dieser Ausdruck ebenfalls über seine gewöhnliche Meinung hinaus ein wenig erweitern läßt. Die Spargassen pflegen auch dann streng geschäftsmäßig gehandhabt zu werden, wenn ein philanthropischer Gedanke sie ins Leben gerufen hat; und die Idee der Kaffeeschenke fordert, richtig verstanden, dasselbe, aber nicht unvergütete Opfer, Geschenke des Reichen an den Armen, weggeworfenes Geld.

Ähnlich steht es mit den Unternehmungen der sogenannten Selbsthilfe. Genossenschaften zu Bankzwecken, d. h. zur gegenseitigen Vermittelung von Vorschüssen, ferner zu gemeinsamem Einkauf von Rohstoffen für die Werkstatt oder von Haushaltsbedürfnissen, zum Erwerb von Wohnungen u. dgl. m., sowie Gewerksvereine zum gemeinsamen Schutz der Rechte von Lohnempfängern gegen den Lohnzahler oder gegen eine benachteiligende Gesetzgebung und öffentliche Meinung können denkbarerweise aus Philanthropie entspringen, wie sie in Deutschland wirklich so entsprungen sind: aber sie dürfen ihren Lauf nicht in philanthropischen Bahnen fortsetzen und vollenden, wenn sie ihr Ziel erreichen wollen.

Was sie so gut wie Sparkassen und Kaffeeschenken von den eigentlich und ganz philanthropischen Bestrebungen scheidet, ebenso wie von den sozialistischen, ist ihr streng wirtschaftlicher Charakter. Jeder Leistung entspricht in ihnen eine Gegenleistung. Ein genossenschaftlicher Vorschußverein ist genau so sehr Geschäft wie eine Bank. Ein Gewerbeverein läßt seine Mitglieder bezahlen, was seine Beamten für die Sicherstellung ihrer Rechte und die Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen thun. Die richtige Kaffeeschenke nimmt, auch wenn sie aus philanthropisch gemeinten Gaben hergestellt ist, für ihre Getränke und Speisen grade soviel, wie sie zur Deckung aller ihrer Kosten braucht und in der Konkurrenz der Schenken um die Kundschaft bekommen kann, denn sie will nicht allein durch ihren eigenen unmittelbaren Wettbewerb, sondern vor allem durch ihr Beispiel und Vorbild die Branntweinschenken verdrängen, die Bierhallen beschränken. Bei den Sparkassen ist die Sache in der Regel etwas weniger durchsichtig. Sie arbeiten zwar, wie Banken und Vorschußvereine thun, auf Überschuß hin, aber nicht um diese an Aktionäre oder Genossen als Dividenden zu verteilen, sondern um sie entweder an eine Kommunalverwaltung abzuliefern oder direkt ihrerseits für gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Indessen scheidet sich dieser Teil ihrer Aktion völlig von dem laufenden täglichen Verkehr. Der letztere ist und bleibt reines Geschäft. Der Sparkassenkunde vergütet die ihm geleisteten Dienste; es geschieht dadurch, daß die Verwaltung ihm für sein erspartes Geld etwas geringere Zinsen zahlt, als sie ihrerseits für das gesammelte Geld bekommt. Wenn die Eigentümer des Geschäfts ihren Reingewinn gemeinnützig verwenden, so thun sie nur statutengemäß, ständig und offenkundig, was mancher Privatmann mit dem Ertrage seines Geschäfts zum Teil oder ganz desgleichen thut, nur ohne sich zu binden und ohne die Quelle seiner Wohlthaten ausdrücklich anzugeben.

Anders die Philanthropie; anders der Sozialismus. Ihre übereinstimmende Eigentümlichkeit ist, daß sie dem Einen nehmen um dem Anderen zu geben; aber nicht, gegenseitige Leistungen zuwege zu bringen. Der Sozialismus wendet hierfür Gewalt an, d. h. die Staatsgewalt. Die Philanthropie begnügt sich mit dem friedlichen Einfluß der Vorstellungen von der Not der einen und dem Hilfevermögen der anderen.

Irren können natürlich, weil von fehlbaren unvollkommenen Menschen gehandelt, beide. Irrt jedoch der Sozialismus, so geschieht dem, von welchem er seine Mittel nimmt, ein Unrecht, ohne daß dem, welchen er beschenkt, eine wirkliche Wohlthat widerführe. Er hat genommen ohne zu fragen, und in vielen Fällen sicher gegen den bestimmten Wunsch und Willen der Steuerzahler; er hat gegeben, was mehr schadet als nützt. Die Philanthropie ist nur der letzteren Hälfte dieser Gefahr ausgesetzt. Ihr Verfahren, um in den Besitz von Mitteln und arbeitenden Kräften zu gelangen, zwingt niemandem gegen seinen erklärten und festgehaltenen Willen etwas ab, und soweit sie „moralisch zwingt,“ d. h. nicht sowohl überzeugt als überredet, nimmt sie doch fast ausnahmslos nur vom Überfluß der Reichbegüterten.

Hieraus dürfte als Richtschnur hervorgehen, daß, was die Philanthropie zu

leisten vermag, dem Sozialismus entzogen bleiben sollte. Denn gewaltsame Be-
raubung ist immer ein Übel, auch wenn die organisierte öffentliche Gewalt sie
vollzieht, ja wegen ihrer Unwiderstehlichkeit und unbedingten Überlegenheit nach
einer einzelnen Seite hin dann sogar ein erhöhtes Übel.

Oder gleiche die sozialistisch verfahrenende Staatsgewalt diese Gefahr eines
zweifachen, zweiseitigen Irrtums etwa dadurch aus, daß sie demjenigen Irrtum,
welcher auch die philanthropischen Bestrebungen bedroht, in erheblich geringerem
Grade ausgesetzt wäre?

Auch das ist nicht anzunehmen. Wenn die Gewöhnung an den Gebrauch
unwiderstehlicher Gewalt das Verantwortlichkeitsbewußtsein schärft, so führt sie
andrerseits auch ihre Versuchungen mit sich, namentlich bei sehr selbstbewußten und
überlegenen Machthabern. Ihnen erscheint, wenn ihr Staatsbegriff zugleich ein
besonders hochfahrender und weitgreifender ist, das All des menschlichen Zusammen-
lebens der leitenden Gewalt unterworfen und je nach ihrer persönlichen Präokku-
pation bald dieser bald jener Zustand eines gewaltsamen Eingriffs bedürftig,
oft auch ein solcher, der es garnicht verträgt oder garnichts dadurch gewinnen
kann. Die Philanthropen hingegen finden ein nahes Ziel für ihre Einmischung
schon in dem Maße ihrer persönlichen Kräfte. Schaffen sie sich durch Vereinigung
eine wirksame Organisation, so sind deren Exekutivwerkzeuge doch durchaus ab-
hängig von dem Urteil der öffentlichen Meinung über Ziel und Wege. Hier
liegt das Korrektiv schon innerhalb der Steuererhebung selbst. Beim Sozialismus
fungiert es durch Ministerialbeschlüsse, Parlamentsmehrheiten und Wahlausfälle,
d. h. auf weitausgehenden Umwegen, deshalb in Gestalt heftiger Stöße und Gegen-
stöße, die den nervös gewordenen Gesellschaftskörper nicht zur Ruhe kommen lassen.

Sozialismus also möglichst wenig, Philanthropie möglichst viel! Die Kultur-
geschichte West-Europas scheint sich diesem Wunsche anzubequemen. In England,
den nordischen Ländern, den Niederlanden, ja mehr oder weniger selbst bei den
romanischen Nationen ist die Philanthropie in weit entschiedenerem Vorschreiten
als der Sozialismus. Nur das Deutsche Reich nimmt augenblicklich eine etwas
andere Stellung ein und scheint als erste Geige des Zeit-Orchesters einen ab-
weichenden Ton anschlagen zu wollen.

Allein selbst hierin liegt vielleicht mehr Schein als Wirklichkeit. Gedanken
und Gesetzworschläge des Fürsten Bismarck erwecken naturgemäß mehr Beachtung,
Beifall und Widerspruch als viele zerstreute Unternehmungen verwandter Art, die
keine Machtmittel für sich aufzubieten haben noch aufbieten wollen. Diesen kann
jeder sich entziehen, der will; jenen wie viele?

Der Ausgang allein kann indessen darüber entscheiden, ob mehr Bedeutung
und Wucht in der „Lösung der sozialen Frage“ durch Unfall-Versicherung der
Arbeiter, Krankenkassenzwang und anderes heute geplantes Gesetzeswerk liegt oder
in der Gesamtheit der philanthropischen Einrichtungen und Anstalten, deren Fülle
täglich wächst, deren Vielgestaltigkeit sich noch lange nicht erschöpft hat. Sozia-
listische Projekte haben es ja leicht, großartig aufzutreten. Da der Macht, welche
sie für sich in Bewegung setzen wollen, nichts äußerlich zu widerstehen vermag,

brauchen sie ihrem Himmelsfluge zunächst keine Beschränkung aufzuerlegen. Die Einschränkungen erfolgen später, wenn das Aufgebot der organisierten Gewalt mit dem innern Widerstreben der beherrschten Menschen oder mit der Natur der Dinge, wie man zu sagen pflegt, d. h. mit Gottes Gesetzen unveröhnlich zusammenstößt. Dagegen charakterisiert es umgekehrt die philanthropische Unternehmung, daß sie klein und still beginnt. „Senfkornartiges Wachsen“ ist nach einem biblischen Gleichnis, soweit sie von religiösen Motiven oder geradezu von kirchlichen Kreisen ausgeht, ihr auf sich selbst angewendetes Lieblingswort. Man sieht und hört sie daher erst, wenn sie eine gewisse Massenhaftigkeit von Exemplaren und Gattungen erreicht hat. Für nicht wenige Zeitungsleser, die in Bewunderung oder Abscheu vor dem „praktischen Christentum“ des Reichskanzlers aufgehen, existiert eine gleichfalls an der Linderung der sozialen Leiden arbeitende praktische Philanthropie als Gesamterscheinung noch gar nicht; sie erblicken wohl hin und wieder einzelne Bäume der Art, aber zu dem Eindruck eines Waldes sind sie noch nicht gekommen.

Ist es aber nicht, wenn alles zusammengefaßt wird, doch am Ende schon ein ganz stattlicher, freier Wald, dem eingehegten Park des „Staats-Sozialismus“ wohl vergleichbar?

Die gesetzliche Zwangsarmenpflege müssen wir als solche dem Sozialismus zurechnen. Aber wenn nach dem Vorgang von Elberfeld und Grefeld so viele Bürger in unentgeltlichem Ehrendienste sich ihr widmen, daß jeder Hilfsbedürftige einen sorgsamen und lebenskundigen öffentlichen Vormund durch sie erhalten kann, der unendlich viel mehr thut als was das nur der äußersten Not steuernde Gesetz erheißt, so geht der enge Bach des Sozialismus über in einen breiten Strom erfrischender und befruchtender Philanthropie. Ebendahin gehören jene sämtlichen vielartigen Frauenvereine, welche wir namentlich in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren erhalten haben, und deren ungeheure Gesamtwirksamkeit einfach vergessen zu werden pflegt, wenn Politiker über diese Fragen sprechen oder nachdenken. Die ganze heute so mannigfach bethätigte Fürsorge für hilfsbedürftige Kinder in Ferienkolonien, Kinderheilstätten in Sool- und See-Bädern, Knaben- und Mädchen-Orten, — sehr viel von der Pflege der Waisen und Verwahrlosten gehört dahin. Die Sparkassen sind ursprünglich zum Teil von oben herab ins Leben gerufen worden, also durch eine Art von anspruchslosem, praktischem Sozialismus, aber zum Teil auch damals schon von der freien Philanthropie, die nun seit den neuen wichtigen Erfindungen auf diesem Gebiet, voran den Sparmarken, die Initiative so gut wie ausschließlich ergriffen hat. In der Mäßigkeits-Sache, welche seit kurzem in Deutschland wieder entschlossene und thätige Träger gewonnen hat, wird bis jetzt vom Staate nichts begehrt, was als Sozialismus zu bezeichnen wäre; und was man von ihm wünscht, ist man sich bewußt nur durch ernste beharrliche Vereins-Arbeit sowohl erlangen wie zu gesicherter Durchführung bringen zu können. Freie Vereine und Geldsammlungen ergänzen endlich auch vielfach die sozialistische Operation des mit unentgeltlichem oder halbentgeltlichem Unterricht verbundenen Schulzwangs. Es braucht nur erinnert zu werden an die Lehr-

werkstätten für Schulknaben, die Schulgärten, die öffentlichen Jugendspielplätze der jüngsten Zeit.

Dieses Verzeichnis ließe sich durch einen Statistiker der Vereinsthätigkeit noch reich vermehren. Aber es genügt auch so vollkommen, von den Gesamtleistungen praktischer Philanthropie einen ungefähren Begriff zu erwecken. Nach all der politischen Umwälzung, die endlich zu einem wetterfesten Bau, zu einem Dauer versprechenden Weltfrieden geführt hat, regt die Nation ihre Kräfte vorzugsweise auf diesem weiten Tummelplatz. Nur ihre Nichtsthuer bilden sich ein, daß die Sozialreform, die wahre wirkliche Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände, sich beschränkt auf das, was die Staats- und Reichsgewalten thun oder veranlassen. Wer unbefangen die Augen öffnet, gewahrt daneben ein vielgestaltiges Treiben, das zwar nicht so blendend ins Große plant, dafür aber Tag für Tag etwas der Mühe Wertes vor sich bringt. Zu der inneren Mission, den Sparkassen, den Genossenschaften und einer Armenpflege mit Massen von Pflegern, deren erste Entstehung einer früheren Epoche angehört, sind neuerdings nicht wenige andere gleichartige Betriebe getreten, so daß Hunderttausende der tüchtigsten Männer und Frauen unausgesetzt an der Linderung der Noth arbeiten, dies aber nicht nur wirtschaftlich, d. h. zum Behuf der Vermehrung der materiellen Mittel und Genüsse, sondern auch gesundheitlich und sittlich. Den Maßregeln der Gewalt ist nach dieser Seite hin eine noch viel engere Schranke gezogen. Man kann wohl von dem Reichtum des einen nehmen um der Armut des anderen etwas zuzulegen, aber in der Sphäre der Sittlichkeit und der Gesundheit sind so rohe Ausgleichungen undenkbar. Da muß der Regel nach an der Hebung aller unbeschränkt gearbeitet werden, um den Meistbedürftigen auf die Beine zu helfen. Da muß auch ihre Selbsthilfe, die mit Unrecht gering geachtete oder für unmöglich ausgegebene, auf halbem Wege entgegenkommen, wenn andere mit oder ohne gesetzlichen Zwang ihnen wirksam beispringen sollen. Die freie individuelle oder vereinte Philanthropie hat dabei vor der schwerbeweglichen Staatsgewalt den Vorzug der höchsten Geschmeidigkeit und Elastizität im Anschmiegen an die einzelnen Lagen voraus.

Nicht Selbsthilfe des Arbeiterstandes allein, wohl aber im Bunde mit ihr eine erleuchtete praktische Philanthropie wird des sozialen Übels allmählich Herr werden, dem das, was man heute Sozialismus nennt, im ganzen sogar noch weniger gewachsen ist als eine jener anderen beiden Potenzen, die er auf keinen Fall verdrängen, höchstens in einzelnen Richtungen zeitweilig ergänzen darf.

Bremen.

A. Lammers.



Naturwissenschaftliche Revue.

Zwischen den Naturlehren und den historischen Wissenschaften scheint eine unübersteigliche Kluft von altersher zu bestehen, die zu überbrücken erst die Neuzeit sich anschickt. Während jene sich an die Beobachtung und an das Experiment halten und auf die geschriebene Urkunde oder

das gesprochene Wort wohl allzu wenig Gewicht legen, sind diese ganz allein auf die letzteren angewiesen. Aber beide sind ja doch nur verschiedene Thätigkeiten desselben Menschengewisses und in der Wissenschaft vom Menschen müssen sie demnach zusammentreffen. Hatte nun die Linguistik bereits eine für sie höchst fruchtbare Schwenkung nach den Naturwissenschaften hin gemacht, so hat doch erst die Anthropologie unternehmen können, jene Kluft zu schließen, und es ist nicht zufällig, daß sie die zuletzt aufgetretene aller Wissenschaften ist, denn sie bedarf der Resultate aller für ihre Forschung. Aus ihr aber hat sich ein noch jüngerer Zweig herausgebildet, der vorwiegend geeignet ist, unser Interesse im höchsten Grade zu erwecken, da er von der Geschichte der Menschheit in so frühen Zeiten handelt, daß weder schriftliche Nachrichten, noch im gewöhnlichen Sinne architektonische Reste aus ihnen auf uns gekommen sind, die prähistorische Forschung. Weggeworfene Abfälle, bearbeitete Knochen, Feuersteinwaffen und Thonscherben, das sind die Urkunden, aus denen wir auf die Existenz jener ältesten Menschen und ihre Art zu leben schließen, und es ist ja bekannt, eine wie kurze Zeit genügt hat, um, seit man diese Urkunden richtig zu würdigen begann, die merkwürdigsten Resultate zu erhalten. Aber diese lagen meist in zerstreuten Abhandlungen vor, die vielfach nicht leicht zugänglich sind, und so ist eine Zusammenstellung der einschlägigen Resultate, wie sie der Marquis von Nadaillac lieferte und wie sie von Schlösser und Seler durch Übersetzung und Überarbeitung dem deutschen Publikum vorgelegt sind, von großem Werte. Mag das Buch auch den Forscher vielleicht nicht ganz befriedigen, dem Laien wird es sehr willkommen sein, die so zerstreuten Thatsachen einmal gesammelt zu finden. Zunächst werden die prähistorischen Bewohner Europas behandelt und gezeigt, daß sie in Angehörige einer älteren (paläolithischen Zeit) und jüngeren (neolithischen Zeit) zerfallen. Die ersteren waren Zeitgenossen des Höhlenbären und des Mammuths, die letzteren fanden die geologischen Verhältnisse so, wie wir sie kennen. Die Kjökkenmöddings, die megalithischen Denkmale, ein Teil der trojanischen Funde rühren von den letzteren her. Wenn nun schon die Gleichartigkeit der in den verschiedenen europäischen und Mittelmeerländern gefundenen Reste schwer zu erklären ist, so wird diese Schwierigkeit noch erhöht durch die Entdeckung, daß auch Amerika ganz ähnliche Reste aufweist. Die Waffen und Werkzeuge seiner ältesten Bewohner gleichen den in der alten Welt gefundenen völlig, anstatt der mächtigen Steindenkmäler aber findet man dort weite Erdbauhäufungen, die sogenannten Mounds, die oft in riesigen Dimensionen Tiergestalten nachahmen und den verschiedensten Zwecken gedient zu haben scheinen; viele waren Heiligtümer, andere Grabdenkmäler. Wie in Europa gehen auch dort die prähistorischen Zeiten unvermerkt in die historischen über. Dabei entsteht aber die Frage, ob man die historischen Zeiten der neuen Welt mit deren Entdeckung oder mit der Bildung von Kulturstaaten daselbst beginnen lassen will. Da wir der Kultur derselben insofern nicht anders gegenüberstehen wie der der prähistorischen Zeiten, als wir auch sie nicht aus Urkunden, sondern aus ihren Denkmälern selbst entnehmen müssen, so sind die Kulturvölker Amerikas, ebenso wie die Naturvölker des Erdteils ausführlich besprochen, was freilich auch darin seinen Grund haben mag, daß sie bereits lange Gegenstand des Studiums des Marquis Nadaillac waren. Nach dieser Abschweifung wendet sich der Verfasser wieder zur Gesamtschilderung der Urmenschen zurück, betrachtet ihre Existenz und deren Bedingung während der Eiszeit, unterwirft ihre Kultur einer höchst interessanten Untersuchung und sucht die verschiedenen Rassen festzustellen, wobei sich ergibt, daß die Kapazität und Gestalt der Schädel nicht zur Einteilung dienen kann und daß wir vielmehr als älteste Rasse die Mannstattrasse finden, die mit den gewaltigen Säugern der Quaternärzeit gleichalterig und noch sehr niedrigstehend ist, daß diesen die wohlgebildete und hochgewachsene Cromagnonrasse im Süden und die kleinere dünnknochige Furfoozrasse im Norden Europas folgte. Weiter ergibt sich, daß alle Versuche das Alter des Menschengeschlechtes zu bestimmen nur zu ganz unbewiesenen Hypothesen geführt haben, daß es auch als ganz unsicher bezeichnet werden muß, ob in tertiärer Zeit der Mensch in Europa existiert hat. Nichts nötigt anzunehmen, daß der tertiäre anthropoide Affe, der Dryopithecus, der erste Verfertiger von geschlagenen Feuersteinen

¹⁾ Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas. Stuttgart. Ferd. Enke.

war, wohl aber spricht sehr viel dagegen. Nicht in Europa, sondern in Asien werden wir die Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben, wer weiß, ob dort nicht erst Entdeckungen gemacht werden, die uns den tertiären Menschen oder den tertiären Urahn des Menschen ebenso unzweifelhaft erweisen, wie jetzt der quaternäre Mensch nachgewiesen ist. Daß dieser, obwohl er nur den Hund als Haustier besaß, das Pferd aber nur als Jagdtier kannte, außer ihm aber auch Mammuth, Nashorn, ja Bären erlegen konnte, wie erst neuerdings wieder die Funde in der Bocksteinhöhle¹⁾ beweisen, zeigt uns, daß er seine geistigen Kräfte bereits wohl zu brauchen mußte.

Ebenfalls anthropologischen Inhalts ist ein Werk von Ploß²⁾ über die Stellung des Weibes in der Natur- und Völkerkunde, dessen erste Lieferung, enthaltend die anthropologische, ästhetische und die Auffassung des Weibes im Volks- und religiösen Glauben, endlich die Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht, vorliegt. Wir behalten uns vor ausführlicher auf das Werk zurück zu kommen, wenn es vollständig erschienen sein wird. Einstweilen macht es mit seiner übermäßigen Fülle wörtlicher Zitate den Eindruck ungeschnittener Exzerpte und zusammengetragener Notizen, deren unvermeidliche Wiederholungen beim Lesen sehr ermüden. Vielleicht entschließt sich der Verfasser im Verlauf zu einer ähnlichen Verarbeitung des reichen Stoffes, wie sie in Waitz' Anthropologie in mustergültiger Weise vorliegt.

Ob ich den Anfang des zweiten Bandes von Jägers Entdeckung der Seele³⁾ auch zur Anthropologie rechnen darf, weiß ich nicht. Ein Teil des Inhalts schließt sich hier wohl an, ein anderer aber doch wieder nicht. Die Schrift enthält nämlich zuerst Beobachtungen über die Geschwindigkeit, mit welcher die Erregungen der Nerven sich fortzupflanzen, die dann dazu führen, die Ansichten der Homöopathie zu rechtfertigen, sodann den Wiederabdruck eines früheren Aufsatzes Seele und Geist im Sprachgebrauch, endlich unter dem Titel: „Die Seele in der Landwirtschaft“ die Resultate einer Untersuchung, welche nicht nur die Bodenmüdigkeit vollständig zu erklären meint, sondern auch die „Pflanzenseele“ aufdeckt. Wir können diesen Epigonen der deutschen Naturphilosophen nur beneiden um die Leichtigkeit, mit der er über Schwierigkeiten jeder Art sich an der Hand seiner Hypothese hinwegsetzen zu können meint, und stimmen darin ganz mit ihm überein, daß Harvey mit seiner großen Entdeckung vom Kreislauf des Blutes dasselbe Schicksal hatte, wie er mit seiner Entdeckung der Seele, nämlich verspottet zu werden. Daß aber die Ähnlichkeit beider Entdeckungen in etwas anderem bestehe, als darin, daß sie für ihre Zeit völlig neu und paradox waren und sind, das scheint mir doch noch sehr des Beweises zu bedürfen.

In ähnlicher Weise wie Jäger wendet sich Tournier in einer „der Kampf mit der Nahrung“⁴⁾ betitelten Schrift, die mit der Jägerschen auch die Formlosigkeit teilt, gegen die jetzigen Vertreter der Wissenschaft. Die Rolle, welche bei Jäger die Dufstoffe spielen, teilt Tournier der Nahrung zu, um welche, mit welcher und als welche das Individuum seine Kämpfe zu bestehen hat. Jedes Tier und jede Pflanze ist ein Produkt der eigenen und der Nahrung der Vorfahren und da die Nahrung bei den Allesfressern am vollkommensten ist, so sind diese selbst in allen Klassen die Vollkommensten. Der Mensch stammt von den ihm zunächst stehenden Allesfressern ab, das sind aber die Bären. Mit diesen hat er die größte Ähnlichkeit. Mensch und Bär sind Sohlengänger, die hinteren Extremitäten übertreffen bei beiden an Länge die vorderen; die Knochenbildung der Bären erinnert an die des Menschen. Auch sind die vorderen Extremitäten von Bär und Mensch, sowie die Kopfbildung ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt, ebenso stimmen in der Lebensweise, in der „vielleicht“ ziemlich bedeutenden Lebensdauer, ja in der Vorliebe für Honig beide überein, endlich, und damit wird jeder Zweifel beseitigt sein, belecken junge Bären ihre Taten und die Kinder des Menschen — lutschen an den Daumen!

¹⁾ Korrespondenzblatt der deutschen Gesellsch. für Anthropologie. XV.

²⁾ Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 1. Lieferung. Leipzig. Th. Griebens Verlag (E. Fernau).

³⁾ 5. und 6. Lieferung. Leipzig. E. Günther.

⁴⁾ Berlin. Wilh. Isleib. (Gust. Schuhr).

Das nennt nun der Verfasser einen „Beitrag zum Darwinismus.“ Wir hatten mehrfach Gelegenheit zu erwähnen, daß die Grundpfeiler dieser Lehre jetzt durchaus fest begründet sind, wenn auch im einzelnen noch viel zu ihrer völligen Ausbildung zu thun sein wird. Da werden wir noch mancher interessanten Erörterung begegnen, sogleich heute der Zurückweisung, mit welcher Focke¹⁾ den Einwänden Nägeli's gegen die Art, wie sich die Vertreter der Darwinschen Theorie die gegenseitige Abhängigkeit der Entwicklung von Blumen und der ihre Bestäubung bewirkenden Insekten denken, entgegentritt. Darwin hatte gefunden, viele Blüten seien in ihrer Form darauf angepaßt, daß ganz bestimmte Insekten durch Einsenken ihres Saugrüssels in die Röhren der Blumenkrone behufs Auslecken des Honigs sich dabei mit Blumenstaub bepuderten und ihn auf andere Pflanzen derselben Art, diese befruchtend, übertrügen. Die so befruchteten Exemplare erzeugten dann kräftigere Nachkommenschaft, als durch alleinige Selbstbefruchtung, die nicht ausgeschlossen ist, möglich wäre. Es fragte sich nun aber, wie es möglich gewesen sei, daß sich diese verschiedenen Organismen in so für einander passender Form entwickelt hätten, und da hatte Nägeli die Ansicht ausgesprochen, daß die Entwicklung der Blütheile durch den beständigen Reiz, den zunächst kurzrüßelige Insekten beim Honigsuchen auf sie ausgeübt hätten, vor sich gegangen sei, die Verlängerung der Rüssel der Insekten aber der größeren Anstrengung zugeschrieben werden müsse, die diesen nunmehr ihre gewohnte Beschäftigung gemacht habe. Focke setzt dagegen nur voraus, daß sowohl unter den Pflanzen als auch unter den Insekten die kräftigsten Individuen ebensowohl längere Blumenkronen, als auch die längeren Rüssel hätten, so daß also diese nunmehr in das Verhältnis der Nährpflanze und des Bestäubens treten konnten. Die kräftigeren Insekten bedürften aber auch mehr Nahrung und übten somit auf die Bestäubung einen nachhaltigeren Einfluß aus als die weniger bevorzugten. So würden also beide Fortbildungen sich stets fördern und auf diese Weise eine solche Entwicklung eintreten müssen, wie wir sie jetzt durch andere Umstände zum Stillstand gebracht sähen. In analoger Weise ging die Entwicklung in andern Fällen vor sich, ohne daß man die willkürliche Wirkung des Reizes heranzuziehen brauchte.

Suchen uns derartige Arbeiten über das Werden der organischen Wesen aufzuklären, so schildern die drei seither erschienenen Lieferungen des Handwörterbuches der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, aus der Encyclopädie der Naturwissenschaften, dieselben in ihrem gegenwärtigen Sein. Nach längerer Pause ist die Fortsetzung dieses Werkes wieder aufgenommen, und wenn es auch größere Artikel in geringerer Zahl enthält, so hat es um so mehr kleinere aufzuweisen, die dem Suchenden stets die sachgemäße Auskunft geben. Die alphabetische Anordnung der Artikel bewirkt, daß der sehr beträchtliche Umfang, den das Wörterbuch der Vereinigung der drei Wissenschaften verdankt, nicht störend wirkt, denn dadurch steht das Zusammengehörige doch zusammen. Nimmt man z. B. Fleisch, so findet man in wenigen Sätzen alles, was über Verdaulichkeit des verschieden zubereiteten Fleisches, über die besten Haustierrassen für Fleischproduktion, den von und seit Liebig oft unterjuchten Nahrungswert der Fleischbrühe und des Fleischextraktes, die Verwendung der bei der Bereitung des letzteren bleibenden Rückstände zu Fleischmehl zu sagen ist. Es ist kaum möglich besonders Interessantes aus der Fülle des gebotenen Stoffes hervorzuheben, denn sieht man Feuer, oder Fermente, Gastraea oder Gastrula, oder geographische Verbreitung zc. nach, das Interesse wird gleichmäßig in Anspruch genommen. Zu wünschen freilich wäre es gewesen, daß die Sägerschen Theorien mit weniger apodiktischer Gewißheit vorgetragen worden wären.

Zur Botanik mich wendend werde ich mich bei den Versuchen Pasteurs über das Einimpfen des wohl in Bacterien bestehenden Wutgiftes des Hundes nicht aufhalten. Jeder hat gelegentlich des Kopenhagener Kongresses darüber gelesen, und weiteres ist doch erst abzuwarten. Heute will ich nur auf zwei Drogen aufmerksam machen, deren Aufnahme unter die europäischen Marktartikel man zu bewirken sucht, die Butterbohne und den Paraganthee. Über die erstere berichten von Höhnel und Wolfbauer²⁾. Sie ist die Frucht der *Vateria indica*, eines Baumes der

¹⁾ Kosmos. I. Bd. 1884.

²⁾ Dingers, polytechn. Journal. Bd. 252. Heft 8.

indischen Halbinsel, der namentlich in Malabar häufig ist, und wird zur Bereitung eines Talges, welches von Indien aus bereits als Pflanzen-, Malabar- oder Pinentalg im Handel ist, und zur Bereitung von Ölfuchen benutzt. Das Talg steht dem Hammeltalge nahe und schmilzt etwa bei 34° R. Den Paraguanthee dagegen hat Münter¹⁾ zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht, in die er auch den Kaffee, den Thee und den Cacao hineinzieht. Als Heimat des erstgenannten findet er nicht Arabien, sondern das tropische Afrika, der Paraguanthee aber, die Yerba oder Mate seiner Heimat, besteht aus den gedörrten Blättern verschiedener immergrüner Stechpalmenarten des subtropischen Brasiliens, die ihn in verschiedenen Feinheiten liefern. Vermöge seines Geschmacks und seiner sonstigen Wirkungen kann er den chinesischen Thee recht wohl ersetzen.

Mit der Betrachtung dieser Drogen haben wir ein der Technik verwandtes Gebiet betreten. Sehen wir uns zunächst hier etwas um! Bekanntlich hat es trotz mannigfacher Versuche noch nicht gelingen wollen, Bronzegegenstände mit einer in jeder Richtung befriedigenden Patina zu versehen. Steiner führt nun im Metallarbeiter aus, daß dies auf künstlichem Wege überhaupt nicht möglich ist, daß aber die Naturpatina vor allen Dingen eine möglichst rein und sorgfältig erhaltene Gußhaut fordert. Deshalb findet sie sich nur auf getriebenen oder in Wachsformen gegossenen Gußstücken. Sandformen aber sind ihr feindlich, weil darin erhaltene Gußstücke der Nachhilfe mit der Feile und der Ziselierung bedürfen. Damit ist der Weg zu ihrer Erlangung vorgezeichnet, mittelst galvanoplastischer Herstellungsmethoden kann man eine Patina somit nicht erhalten, die auf solche Art erreichten Überzüge sollen ja den Metallgegenstand vor der Oxydation gerade schützen. Mit sämtlichen Gebieten der Elektrotechnik ist diese Kunst abgehandelt in dem von Klein²⁾ im Auftrage des niederösterreichischen Gewerbevereins herausgegebenen Berichte über die internationale elektrische Ausstellung in Wien 1883. Die vier bis jetzt erschienenen Lieferungen dieses Berichtes enthalten die Generatoren und Motoren, die elektrischen Maschinen, die galvanischen Elemente, Akkumulatoren und thermo-elektrischen Säulen, die Galvanoplastik, die Telegraphie im allgemeinen, das Leitungsmaterial für schwache Ströme und die Telephonie. Die hochinteressanten Abhandlungen verfolgen weniger den Zweck die Ausstellungsgegenstände vorzuführen und zu mustern, als an denselben die Fortschritte und den erreichten Standpunkt der betreffenden Zweige der Elektrotechnik zu schildern. Dazu wird der Leser vorher in das betreffende Gebiet durch einleitende Betrachtungen eingeführt, und da die Artikel aus den Federn der kompetentesten Verfasser stammen, so ist dieser Bericht ganz besonders geeignet ein Bild von dem augenblicklichen Stand der Elektrotechnik zu geben. Wie die Wiener Zeitschrift für Elektrotechnik vermeidet er bei voller Wissenschaftlichkeit doch den trockenen Ton und das zu tiefe Eingehen, und so dürften beide Litteralien auch dem Nichtfachmann besonders zu empfehlen sein.

Was insbesondere die Galvanoplastik anlangt, so hat in neuerer Zeit das Überziehen von oxydierbaren Metallen mit Nickel eine immer größere Bedeutung gewonnen. Die Vernickelung gelang zuerst Böttger im Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts und ist, wie vor kurzem Hermann in einem im Verein für Gewerbleiß in Preußen gehaltenen Vortrage ausführte, wegen der Härte und geringen Empfindlichkeit des Überzuges gegen atmosphärische Einflüsse jeder Art der Versilberung weitaus vorzuziehen. Doch sind die Nickelsalze ebenso giftig wie die des Kupfers, was die Hautausschläge, von denen die mit derartigen Arbeiten Beschäftigten heimgesucht werden, genügend beweisen, und so muß man sich wohl hüten, vernickelte Gefäße zur Speisebereitung zu verwenden. Nur für Überzüge eiserner Gegenstände ist das Nickel nicht geeignet, in dünnen Überzügen löst es sich leicht ab, in dickeren wird es brüchig.

Wie wir bereits früher bemerkten, nahm hauptsächlich die elektrische Eisenbahn die Aufmerksamkeit der Besucher der Wiener Ausstellung in Anspruch. Ihr Rivale, die Natronlokomotive, hat unterdessen in ihrer Ausbildung einen wichtigen Fortschritt gemacht, sie ist zur Beförderung von fahrplanmäßigen Personenzügen auf der Strecke zwischen Würselen und Stollberg bei

¹⁾ Mitteilungen aus dem naturwissenschaftlichen Verein von Neuvorpommern und Rügen in Greifswald. XIV. Jahrgang.

²⁾ Wien, Verlag von Seidel und Sohn.

Nachen zugelassen und hat sich bisher bewährt. Gutermuth¹⁾ rühmt neben ihrem geräuschlosen Gang und dem Wegfall des Auspuffes auch die Zuverlässigkeit und Sparsamkeit ihres Betriebes. Nun aber wird sich die elektrische Bahn noch einem neuen Gegner gegenüber zu behaupten haben, den Drahtseilbahnen, für welche die Triebkraft ein in einer Röhre im Bahndamm liegendes eisernes Tau darstellt, welches eine stehende Dampfmaschine fortbewegt und an welches sich die Wagen durch Klammern anschließen können. In Amerika sollen sich diese Bahnen auch im Winter sehr gut bewährt haben, und es ist niemand geringeres als Professor Reuleaux, der ihre Anwendung empfiehlt.

So sind wir nach Kräften bemüht, die Beschränkungen, die uns unser Haft an der Scholle, an dem unbeweglichen Grund der Erdfeste auferlegt, zu durchbrechen und mit den leichtbesiedelten Bewohnern der Lüfte zu wetteifern. Aber wehe uns, wenn die Erdfeste selbst die Schranke nicht achtet. Schwerlich würde das von den Elfen in des Anaben Wunderhorn angegebene Mittel beim Beben der Erde stehen zu bleiben, indem man nicht fürchtet unterzugehen, ausreichen, und es gehören somit die Erschütterungen der Erdrinde mit zu den entsetzlichsten Katastrophen, welche uns treffen können. Um so größer ist natürlich das Interesse, welches wir an denselben nehmen und so verdienen die Verzeichnisse der Vulkanausbrüche und Erdbeben, welche Fuchs²⁾ alljährlich im Naturforscher zu geben pflegt, unsere Beachtung im hohem Maße. Danach zeigte das Jahr 1883 wieder eine größere Energie der Reaktion des Erdinnern gegen die Rinde als seine letzten Vorgänger. Sieben vulkanische Eruptionen und 262 Erdbeben zum Teil vulkanischer Natur, zum Teil durch den Einsturz darunter liegender Höhlen bewirkt, fanden statt. Außer der fürchterlichen Krakatoaeruption, deren schreckliche Einzelheiten dem Leser noch gegenwärtig genug sein werden, fanden namentlich vulkanische Ausbrüche im Nikaragua-See in Mittelamerika und am Eingang zur Kookstraße in Alaska statt, die große Verluste an Menschenleben und Änderungen in der Konfiguration ihrer Umgebung zur Folge hatten. Die europäischen Vulkane blieben außer dem Atna, der eine schwache Eruption zeigte, in dem gewohnten Verhalten. Dagegen waren in unserm Weltteil mehrere Erdbeben um so verhängnisvoller, so das von Agram, welche Stadt mehr oder weniger heftige Erschütterungen auszuhalten hatte, und dasjenige, das die unglückliche Insel Ischia zerstörte. Diese beiden waren höchst wahrscheinlich Einsturz-Erdbeben.

Die vulkanische Thätigkeit der Erde ändert die Gestalt ihrer Oberfläche stets noch ab, wie sie es dem Zeugnis der Geologie zufolge von jeher gethan hat. Kontinente schaffen und zerstören kann sie zwar nicht mehr, aber Inseln bildet und vernichtet sie noch immer. Es sind dies diejenigen, welche von Casanly in dem eben erschienenen Heft des Handwörterbuchs der Mineralogie unter den Rubriken der vulkanischen Aufschüttungs- und der Erhebungsinselfn begreift. Doch auch durch Korallen ebenso wie durch sich anhäufende Pflanzenreste und Gesteinsgerölle werden solche Aufschüttungsinselfn gebildet, denen die Trümmerinseln in der Nähe von Kontinenten gegenübergestellt werden. Das diese Betrachtungen über die Inseln enthaltende Heft des Handwörterbuchs der Mineralogie u., reicht von Hydroiden bis Kryptogamen und enthält außer den genannten Artikeln die wertvollen Abhandlungen über Infusorien, Insekten, den Isomorphismus, die Kiese, das Jura- und Kreidesystem und die Kohlenbildung. Es ist ein anziehendes Bild des Werdens unserer Erde, welches vor uns entrollt wird, und wenn schon die oben erwähnte Vorgeschichte der Menschheit unsere Phantasie mächtig erregt, wie vielmehr die Schilderung von Perioden an der Erdoberfläche, die längst vergangene Pflanzen- und Tiergeschlechter lebend sah, welche uns den Boden und die Bewohnbarkeit der verschiedensten Teile unserer Erde vorbereitet haben.

Wie es sich in dieser Hinsicht mit den andern Planeten verhält, ist noch zu Zeiten Kants eine beliebte Frage gewesen, die man mit Hilfe der Philosophie entscheiden zu können glaubte. Jetzt hat man längst erkannt, daß das nur durch Beobachtung möglich sein würde, aber die Hoffnung, daß wir uns auf diesem Wege zu solcher Erkenntnis heranarbeiten könnten, ist

¹⁾ Bayrisches Industrie- und Gewerbeblatt XVI.

²⁾ Naturforscher 1884. Nr. 22.

längst aufgegeben. Nichtsdestoweniger hat man gerade in letzter Zeit die Planeten mit besonderer Vorliebe beobachtet und dabei manches Mitteilenswerte hinsichtlich der physikalischen Beschaffenheit einiger gefunden.

Was zunächst Venus anlangt, so hat man allen Grund anzunehmen, daß dieser Planet von einer sehr dichten Atmosphäre umgeben ist, die den Anblick seiner festen Oberfläche unmöglich macht. Nun aber zeigt er an den Enden seiner Umdrehungsaxe je einen weißen Fleck, und es schien demnach die Vermutung gerechtfertigt, daß an den Polen der Venus, wie an denen der Erde große Flecken vereist seien. Die genaue Untersuchung der Gestalt der Venus auf Grund der von den französischen Expeditionen aufgenommenen Photographieen hat aber eine im Süden des Planeten gelegene Zone ergeben, die am 6. Dezember 1882 eine Erhöhung von über 100 Kilometer im Vergleich zu ihrer vertieften Umgebung aufwies. Während man die weißen Flecke als die Gipfel riesenhafter Berge ansehen zu müssen glaubte, war eine ähnliche Annahme zur Erklärung jener Erhebung unstatthaft, da die erhöhte Zone nicht allein durch die feste Rinde der Venus gebildet sein kann. Man muß deshalb hier eine größere Dicke der Venusatmosphäre annehmen, wie man sie in der That beobachtet haben will. Diese aber würde am einfachsten zu erklären sein durch eine darunter befindliche winterliche Eisregion¹⁾.

Die Beobachtungen des Saturnringes haben die Veränderlichkeit dieses wunderbarsten Objectes im Planetensystem nur wieder bestätigt. Der Ring scheint bekanntlich aus mehreren schmaleren konzentrischen Ringen zu bestehen, aber die so hervorgebrachte Teilung ist zu verschiedenen Zeiten verschieden und kann sich sehr rasch ändern. Dies bestätigt die von Maxwell zuerst ausgesprochene Hypothese, daß der Ring aus einer großen Anzahl Satelliten besteht, die selbständige Bahnen um den Planeten beschreiben. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß es gelingt diese Körperchen auch als solche zu sehen, wenigstens hat man im März dieses Jahres auf der Sternwarte zu Nizza bei ganz besonders günstiger Beschaffenheit der Atmosphäre in dem Ringe Linien beobachtet, welche für zahlreiche Teilungen zu sprechen scheinen.

An demselben Orte hat man damals auch auf dem Uranus Flecken gesehen, welche aber später als Bänder, ähnlich denen, welcher Jupiter zeigt, erschienen. Man konnte zwei derselben zu beiden Seiten des Äquators feststellen, welche indessen dieser Linie nicht parallel verlaufen. Die Zone zwischen den beiden Streifen war heller als diese, die Pole erschienen als dunklere Flecken. Auf dem Neptun konnte man Flecken oder Streifen bisher nicht bemerken. Doch fand Hall²⁾ in Jamaika, daß dieser äußerste Planet Helligkeitsänderungen zeigt, und ist geneigt, dieselben dem Vorhandensein dunklerer Stellen auf seiner Oberfläche zuzuschreiben. Da nun aber andererseits das Licht des Neptun tagelang unveränderlich bleibt, so wird man annehmen müssen, daß auch er wie Jupiter dunklere Streifen besitzt und daß diese von Zeit zu Zeit zerreißen.

Da diese Streifen demnach wolkenartige Gebilde sein müssen, so wird ihre Atmosphäre die Belichtungsverhältnisse derselben ebenso regeln, wie es die unsrige bei uns auch thut. Bei den viel geringeren Wärmemengen aber, welche jenen entfernten Planeten von der Sonne zugefandt werden, muß es dahin gestellt bleiben, ob ihr auch dort die für uns so wichtige Rolle des Regulators der von der Sonne zu uns gelangenden Wärmestrahlen zukommt, der nicht nur den Transport der Wärme aus den wärmeren in die kälteren Regionen der Erde besorgt, sondern auch bei der Rückstrahlung derselben in den Weltraum eine wichtige Rolle spielt. An der Erdoberfläche in den Tropen, deren Erwärmung durch die Sonnenstrahlen die aller anderen Erdregionen übertrifft, wird die Temperatur der Luft eine sehr beträchtliche und sie steigt infolge dessen mit Feuchtigkeit beladen mit Hestigkeit empor. In großen Höhen angelangt, fließt sie, Wärme und Wasser mit sich führend, zu beiden Seiten in der Richtung nach den Polen ab, sich langsam wieder zur Erde herabsenkend. Dabei trifft sie aber mit kälterer Luft zusammen, und diese veranlaßt sie wieder empor zu steigen, indem sich der Wasserdampf, den sie enthält, je nach der Geschwindigkeit ihrer Bewegung mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit zu Wasser verdichtet. Ähnliche Vorgänge können in den von der sommerlichen Sonne durchwärmten

¹⁾ Trouvelot et Bouquet de la Grye et Arago. Comptes rendus XCVIII.

²⁾ Monthly notices of the Roy. astr. Society XLIV.

Gegenden höherer Breiten stattfinden, und da erst in diesen größeren Höhen die Wärmeausstrahlung in den Weltraum ungehindert vor sich gehen kann, so fühlt sie sich nunmehr ab und sinkt wieder zum Erdboden hernieder. Während sie also aufsteigend mehr oder weniger dichte Wolken bildet, löst sie niedersinkend solche auf. Zene Wolken aber werden vielfach Ursache elektrischer Entladungen, sie werden zu Gewittern. Die Ursache der Elektrizitätsentwicklung in denselben ist vielfach untersucht, und der Leser dieser Revuen wird sich erinnern, daß man neuerdings die Wirkung der wahrscheinlich stark elektrischen Sonne auf Erde und Wolke dafür in Anspruch genommen hat. Daß diese Annahme indessen nicht notwendig ist und daß man mit der älteren Annahme der Erregung der Elektrizität durch Niederschlag des Wassers oder Reibung desselben im Augenblicke seines Entstehens an der Luft ausreicht, hat Gerland¹⁾ neuerdings nachzuweisen versucht. Derselbe macht darauf aufmerksam, daß die Trennung der beiden Elektrizitätsarten, welche zu erklären den früheren Theorien nicht geglückt war, bei raschem Aufsteigen der Luft und reichlicher Wolkenbildung notwendig erfolgen muß, indem die aufsteigende Luft die negative, die herabstürzende Wassermasse die positive Elektrizität mitführt. Zwei übereinander lagernde Wolken schichten von ganz verschiedenem Aussehen zeigen in der That die Gewitter, welche das Eintreten des Südwestwindes ankündigend im Osten oder Südosten entstehen, bei ihrem Aufsteigen über den Horizont und bei solchen Bildungen springen die meisten Blitze zwischen diesen beiden Wolken schichten über. Den aufsteigenden und vielfach ganz unregelmäßig aufsteigenden Luftstrom zeigen aber alle Gewitter, wie namentlich die genaue Untersuchung des Gewitters vom 13. Juli dieses Jahres in Berlin, welche im Berliner Tageblatt veröffentlicht ist und Asmann in der 4. Nummer der neuen meteorologischen Monatschrift: das Wetter unter Zufügung der gleichzeitigen Beobachtungen in Magdeburg reproduziert hat, sehr schön erkennen läßt. Soll die Trennung der Elektrizitäten in genügendem Maße erfolgen, so muß demnach nur die in kurzer Zeit niedergeschlagene Wassermasse groß genug sein; dadurch wird dann eine große Geschwindigkeit der aufsteigenden Luft bedingt.

Die zur Erdoberfläche gelangenden Sonnenstrahlen bringen aber nur dann in genügender Menge Wärme mit, wenn sie nicht durch feuchte Luft gegangen sind, da diese die Wärme zurückhält, absorbiert. Es war nun vor mehreren Jahren ein heftiger Streit zwischen Tyndall und Magnus darüber geführt worden, ob diese Absorption nur durch das in der Luft enthaltene flüssige Wasser, oder ob sie auch durch den Wasserdampf verursacht würde. Magnus glaubte das erste gefunden und damit die gegenteilige Behauptung von Tyndall als irrig erwiesen zu haben. Eine erneute Prüfung dieser Frage, die vor kurzem nach ganz neuer Methode Röntgen²⁾ vornahm, hat aber das Resultat ergeben, daß der Wasserdampf ein Absorptionsvermögen besitzt, welches das der Luft und des Wasserstoffs bedeutend übertrifft. Die ganze Frage hat freilich ein vorwiegend theoretisches Interesse, da die Atmosphäre nie Wasserdampf allein, sondern auch immer flüssiges Wasser enthält.

Die den gemäßigten Breiten durch die Luftströmungen zugeführte Wärme bedingt in Verbindung mit der ihnen von der Sonne direkt zugesendeten nun die Wärmeverhältnisse eines daselbst gelegenen Landes, und die doppelte Ursache erklärt die Komplikation derselben. Diese hat Hellmann³⁾ für Norddeutschland eingehend studiert und dabei folgende interessante Resultate erhalten. Im Winter tritt das Maximum der Kälte, wie im Sommer das der Wärme später ein, als der tiefste und höchste Stand der Sonne. Das erste findet in Süddeutschland in der ersten Hälfte, in Norddeutschland Mitte Januar statt, während das zweite im westlichen Norddeutschland, wie in Süddeutschland auf den 27., im übrigen Norddeutschland auf den 22. Juli fällt. Beide Maxima werden nicht erreicht, ohne daß nach Abkühlungen Erwärmungen und umgekehrt eintreten, so daß also ebenso Rückfälle der Kälte im Frühjahr, wie Rückfälle der Wärme im Herbst beobachtet werden. Sie sind, wie jeder weiß, an bestimmte Daten mehr oder weniger geknüpft. Dabei ergibt sich aber der Unterschied, daß die Rückfälle der Kälte im frühen Frühjahr und

1) Elektrotechnische Zeitschrift 1884.

2) Berichte der Oberhessischen Gesellschaft für Natur und Heilkunde XXIII.

3) Zeitsch. d. k. preuß. statistischen Bureaus 1883.

die der Wärme im Früherbst von hohem, die der Wärme im Spätherbst und die der Kälte im Mai und Juni von niedrigem Barometerstand begleitet sind. Jene sind an trockenem, diese an regnerischem Wetter geknüpft, und es ist nicht schwer einzusehen, wie bei jenen die Kraft der Insolation, bei diesen die Temperatur der Luftströmungen das Bestimmende ist.

Es bleibt nun noch übrig, von den Betrachtungen der Vorgänge in dem himmlischen Laboratorium, in dem uns das Wetter gebraut wird, die Resultate zu überschauen, die in den irdischen der Chemiker erlangt worden sind. Dazu setzt uns die eben erschienene Lieferung des Handwörterbuchs der Chemie in den Stand, welche von Butterssäure bis Cerium reicht. Neben einigen organischen Verbindungsgruppen bespricht sie das Cadmium, das Caesium, Calcium, und Cerium, sodann dieemente, die Capillarität, die Campherarten und das Celluloid. Wie in den früheren Lieferungen gehen den betreffenden Artikeln, soweit dies thunlich ist, Angaben über die Entdeckung der in ihnen behandelten Körper voraus, denen dann die Verbindungen, welche sie eingehen, die Benutzung, die sie finden, und was sonst zu bemerken ist, folgen. Gerade die vorliegende Lieferung ist in gleicher Weise für den Chemiker wie für den Techniker von großer Wichtigkeit, aber auch der Nichtfachmann findet, wie die Übersicht des Inhaltes sofort zeigt, mancherlei, was ihn interessieren wird.



Litterarische Berichte.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 3. u. 4. Heft. Berlin 1884. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Das dritte Heft der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften enthält 3 Aufsätze:

1. Ein Brandenburgischer Mobilmachungsplan aus dem Jahre 1477.

2. Beiträge zur Geschichte des zweiten Schlesiens Krieges.

3. Der Zug der 6. Kavallerie-Division durch die Sologne vom 6. bis 15. Dezember 1870.

Der erste Aufsatz führt uns in das 15. Jahrhundert. Eine kurze Einleitung orientiert den Leser über die Verhältnisse, welche den Krieg notwendig machten. Darauf folgen die Vorbereitungen zum Kriege. Auf gebrochenem Bogen befindet sich links der Text in der Schriftsprache damaliger Zeit, rechts in modernem Hochdeutsch. —

Wer sich für brandenburgische Geschichte interessiert, wird seine Rechnung finden. Am Schluß folgen Erläuterungen, unserer Ansicht nach der interessanteste Teil des Aufsatzes. Sie liefern sehr wertvolles Material über die Kriegsführung zur Zeit des Kurfürsten Albrecht Achilles, sind klar geschrieben und wirklich lehrreich. Den meisten Lesern liegt freilich der Stoff zu diesem Aufsatz etwas fern, Episoden der neueren Kriegsgeschichte haben wohl unstrittig mehr Reiz. Der Historiker aber wird dem preussischen Generalstabe desto dankbarer sein.

Sehr viel neues bietet der zweite Aufsatz.

Die Ereignisse, welche uns hier vorgeführt werden, dürften im allgemeinen wenig bekannt sein. Um so dankbarer ist es, Licht über dieselben zu verbreiten. Es giebt auch kein besseres Mittel, Klarheit über alle Verhältnisse zu schaffen, als die Mittheilung der Originalberichte. Dies geschieht hier in umfassender Weise. Besonders bemerkenswert sind die eigenhändigen Randbemerkungen Friedrichs des Großen. Daß alle Berichte in der Sprache der damaligen Zeit wiedergegeben werden, kann das Interesse nur noch wesentlich erhöhen. Das Generalstabswerk selbst sagt:

„Die nachfolgenden Beiträge sollen wenigstens teilweise eine Lücke ausfüllen und zwar im Sinne der neueren Geschichtsforschung, welche vor allem danach strebt, urkundliche Beweisstücke zu verwerten. Das Interesse an den hier veröffentlichten Briefen und Berichten dürfte einen wesentlichen Stützpunkt auch darin finden, daß uns aus denselben die Persönlichkeit des Königs und einiger seiner höheren Offiziere in lebensvoller Wahrheit und Unmittelbarkeit entgegentritt. Der kriegsgeschichtliche Wert dieser Schreiben wird aber ferner noch dadurch erhöht, daß Friedrichs hervorragendster Vertrauter, General Hans Karl von Winterfeldt im Mittelpunkt der kriegerischen Thätigkeit steht, auf welche sich jene brieflichen Mittheilungen beziehen. Es handelt sich hierbei um Vorgänge aus dem Frühjahr 1745, die zwischen dem Beginn des Feldzuges und der Schlacht von Hohenfriedberg liegen. Ihr Schauplatz ist das südwestliche Schlesien.“

Folgende Gefechte werden beschrieben:

1. Das Gefecht von Hirschberg am 1. Mai 1745.
2. Das Gefecht bei Mocker und Doberzdorf am 4. Mai 1745.
3. Das Gefecht bei Landeshut am 22. Mai 1745.

Es würde zu weit führen, auf diese Gefechte hier näher einzugehen. Wer sich über den kleinen Krieg zur Zeit des großen Königs orientieren will, dem kann der Aufsatz nur auf das Wärmste empfohlen werden. Es möge uns aber gestattet sein, von den Randbemerkungen des Königs einiges wiederzugeben.

„ob er Tol ist, mich um solche bagatellen Staffeten zu schicken, wan es Nachrichten Seindt, die die Mühe wehrt findt, So ist es recht, aber umb eine jede Huzaren patrouille ist es gewisse nicht die Mühe wehrt. Wan Sie Was wehren gemacht haben, dan wirdt es Zeit sein, aber eher nicht, oder wan der feindt Stark ankömt, aber um Huzaren patrouillen ist nicht erlaubt, es Scheinet der General Schreibet gerne viel.“

Fr.

„er Sol doch So vernünftig Seindt und den Unterschied zwischen dem kleinen Krieg und den Einbruch der armée machen, das letzte wehre anjeko gar nicht wahrscheinlich und vohr Huzaren währe Schweiniß Sicher genug, darauf darf er nicht eher gedenken, bis die feindliche armée bei Fridlandt oder Braunau an Rücket.“

Fr.

Beide Randbemerkungen beziehen sich auf den Generallieutenant von Truchses, einen verdienten General, der aber freilich vor durchgreifenden Maßregeln eine gewisse Scheu durchblicken ließ, in den Augen des großen Königs gerade ausreichend, um so energisch mit ihm umzugehen.

Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, eine kurze zusammenhängende Schilderung der Ereignisse den abgedruckten Aktenstücken voranzusenden. Besonders der nicht militärische Leser ermüdet leicht bei der Lektüre dieser Originalakten, aus denen er sich doch erst selbst den Zusammenhang klar machen muß.

Bei weitem das meiste Interesse nimmt der letzte Aufsatz in Anspruch.

Die Situation ist für den Soldaten ganz besonders lehrreich. Auf der einen Seite eine in voller Unordnung weichende, geschlagene Armee von sehr lockerer Disziplin, fast ohne Ausbildung und durch fortgesetzte Mißerfolge entmutigt. Auf der anderen Seite eine vortrefflich disziplinierte Armee, nur an Siege gewöhnt, mit einer Kavallerie, die auf die Gelegenheit sehnsüchtig wartete, auch ihrerseits Triumphe zu ernten; und an ihrer Spitze ein Reiterführer erster Ordnung, denn das war der General von Schmidt.

Man sollte meinen, eine Verfolgung unter solchen Umständen, von einem solchen Führer

geleitet, hätte großartige Resultate hervorbringen müssen. Und doch war dies keineswegs der Fall. Allerdings konnte General von Schmidt erst am 7. Dezember die eigentliche Verfolgung beginnen, also 2 Tage nach dem Beginn des Rückzugs der Franzosen auf dem linken Ufer der Loire. Der günstige Moment für eine Verfolgung war mithin schon vorüber. Die Ungunst der Witterung, mehr noch aber die im Jahre 1870 noch sehr mangelhafte Bewaffnung unserer Kavallerie mit Schußwaffen (3 Regimenter der 6. Kavallerie-Division hatten als Schußwaffe nur die Pistole), wirkten hemmend ein, außerdem noch mancher andere Umstand, wie man deutlich zwischen den Zeilen lesen kann.

Sehr interessant sind die Anlagen, nämlich eine Nachweisung über alle Bewegungen, welche das französische 15. 18. und 20. Korps in jenen Tagen thatsächlich ausgeführt haben, und eine Sammlung französischer Telegramme.

Es ergeben sich hieraus sehr interessante Vergleiche zwischen dem Bilde, welches die von unserer Kavallerie eingebrachten Nachrichten ergeben, und der Wirklichkeit,

Die Telegramme werfen ein grolles Schlaglicht auf die Männer, welche damals im Mittelpunkte der kriegerischen Thätigkeit Frankreichs an der Loire standen, d. h. auf Gambetta, mehr noch auf de Freycinet und General Bourbaki. Auch der Zustand, in welchem sich die Armee Bourbakis befand, geht deutlich aus den Telegrammen hervor. Uebrigens muß man zugeben, daß de Freycinet besser über die thatsächlichen Verhältnisse unterrichtet war, und namentlich auch richtigere Anschauungen über die zu ergreifenden Maßregeln hatte, als General Bourbaki.

Das 4. Heft der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften behandelt die Thätigkeit der deutschen Belagerungsartillerie vor Paris im Kriege von 1870/71.

Das Generalstabswerk konnte bei der Besprechung der Belagerung von Paris unmöglich in sehr eingehender Weise sich mit den Leistungen der Belagerungsartillerie befassen. Es ist daher sehr richtig, wenn diese Lücke durch das vorliegende Heft der Einzelschriften ausgefüllt wird. In demselben ist sehr viel interessantes Material aufgespeichert, welches dem Leser in kurzer und klarer Form vorgeführt wird. Es würde vielleicht noch zweckmäßiger gewesen sein, der eigentlichen Thätigkeit dieser Artillerie, d. h. ihrem Feuer und seinen Wirkungen dieselbe Sorgfalt zuzuwenden, wie sie den Vorbereitungen des Artillerieangriffs und dem technischen Teil der Arbeit zugewendet wurde. Die Wirkung des Feuers der Belagerungsartillerie ist der großen Masse der Leser eine terra incognita; um so mehr Dank würde der Herr Verfasser sich daher erworben haben, wenn er gerade auf diesem Gebiete eingehendere Beschreibung geliefert hätte. Unspannenden Situationen, bemerkenswerten Er-

eignissen und interessanten Beobachtungen hat es gewiß in den Batterien nirgends gefehlt. —

Dies ist indessen nur ein Wunsch für etwaige zukünftige Publikationen. Der Aufsatz ist seinem Zweck durchaus gerecht geworden, er ist hochinteressant und wird ohne jeden Zweifel auch weit über militärische Kreise hinaus dankbare Leser finden.

Die beigelegten Anlagen sowie der Plan sind mit großer Sorgfalt angefertigt.

Den kriegsgeschichtlichen Einzelwerken wird übrigens auch im Auslande ein reges Interesse gewidmet. Es liegen uns eine ganze Reihe von Besprechungen englischer und französischer Journale vor. Das Journal of the Royal United Service bringt sogar Uebersetzungen der Unternehmung des Oberstleutenants von Boltenstern und des Ueberfalls von Fontenoy an der Mosel. Es spricht sich sehr sympathisch über die neuen Publikationen des Preussischen Generalstabes aus. In ähnlichem Sinne handelt das Journal des sciences militaires. Weniger wohlwollend freilich äußert sich der Spectateur militaire.

Einen durchaus gerechten Standpunkt nimmt la France militaire ein, dieses Journal sagt: Wir müssen von neuem die Sorgfalt, die außerordentliche Unparteilichkeit konstatieren, welche die Abteilung für Kriegsgeschichte der ausführlichen Geschichte des letzten Krieges widmet. Wie wir bereits es ausgesprochen, es wäre zu wünschen, daß einzelne Artikel dieser Serie einen Uebersetzer fänden. — K.

Reinold. Ein Bild aus den Karpathen von Gustav Schuler. 2. Auflage. Wien, Gräfer. 8. 1 Mk. 60 Pf.

Vor wenigen Wochen ist die erste Auflage des Büchleins erschienen und schon ist die zweite notwendig geworden, an sich schon eine Empfehlung bei einem poetischen Werke, das nicht moderner Geschmacksverirrung dient. Das mittelalterliche Bürgertum, die stramme Zucht, das hantbewegte individuelle Leben im engen Rahmen der Genossenschaft, das, man könnte fast sagen persönliche Leben der einzelnen Städte hat von jeher auf Dichterseelen seinen Zauber ausgeübt. Zu dem allgemeinen Zauber kommt noch ein ganz besondrer hier hinzu. Das deutsche Leben, das hier gezeichnet wird, ist ein höchst eigenartiges; es liegt im Kampfe mit — dem Türken, es ist im Siebenbürger Sachsenland. So erscheint denn in ganz besondrer Färbung, was hier geboten wird, die Schilderung der Türken Schlacht bei Hermannstadt 1442, das Leben auf dem Rathhaus und im dortigen Keller, das tapfere Bürgertum u. s. f. Verknüpft mit den großen Ereignissen ist eine einfache Herzensgeschichte des Klosterschülers Reinold, die zum Schluß ihre glückliche Lösung findet. Die einzelnen Bürger, voran ihr stattlicher Bürgermeister, sind trefflich gezeichnet, sie reden nicht viel, aber es kennzeichnet die Männer, die nicht nur das Handwerkzeug zu

gebrauchen wissen, sondern auch die Waffe. Es ist ein lesenswertes Bild aus den Karpathen, das der Dichter bietet und in der That ein Bild, ein geschlossenes Gemälde, das sich um einen Mittelpunkt gruppiert und seine Einheit findet in den Thaten Reinolds. Wir empfehlen es aufs Beste.

Naturgeschichte einer Kerze von Michael Faraday. Sechs Vorlesungen für die Jugend. 2. Auflage mit einem Lebensabriß Faradays herausgeg. von Richard Meyer. Berlin 1884. R. Oppenheim.

Die lebenswürdige Persönlichkeit des Mannes, der bei aller Wissenschaftlichkeit so behaglich und faßlich über die wichtigsten physikalischen Vorgänge des täglichen Lebens plaudert, lernen wir im Eingang des trefflichen Büchleins kennen. Wie er sich vom Buchbinderlehrling empor gearbeitet hat zum Leiter einer der wichtigsten physikalischen Anstalten Englands, das wird als ein leuchtendes Vorbild ernstem Streben nicht ohne Einfluß auf die Jugend bleiben. Die Vorträge selbst sind von großer Lebendigkeit und edelster Popularität. Der Vortragende entwickelt vor seinen jungen Zuhörern das Wesen der Verbrennung, indem er von der Kerze ausgeht, die jedem bekannt und vertraut ist. Bei der Weiterentwicklung der Brennstoffe und den Vorbedingungen des Verbrennens erläutert Faraday das Wesen der Luft, die verschiedenen Gase u. s. w. immer in seiner klaren ansprechenden Weise, die er durch die Experimente unterstützt, welche ebenso durch ihre Einfachheit als ihre Wirksamkeit überraschen. Wenn er am Ende den Prozeß der Verbrennung im Menschen selbst begreiflich macht, so hat er den großen Kreislauf der Naturerscheinungen durchgemessen und in seinen Schülern nicht nur eine Fülle von Kenntnissen mühelos niedergelegt, sondern auch ihre Lust zu denken und zu forschen, mächtig angeregt. W.

Das Ungarische Unterrichtswesen in den Studien-Jahren 1881—82 u. 1882—83.

Im Auftrage des Königl. Ung. Ministeriums für Kultus und Unterricht nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest 1884. Universitätsdruckerei.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung des ungarischen Originalberichts ist mit erläuternden Bemerkungen versehen, damit die ausländischen Leser die Entwicklung des ungarischen Unterrichtswesens richtig auffassen können. Die mitgetheilten Zahlen und Thatfachen sollen nach dem Vorwort beweisen, daß das ungarische Unterrichtswesen die Hindernisse, welche seine Entwicklung so lange gehemmt hatten, Schritt für Schritt siegreich überwindet und sich dem von den desfalls erlassenen Gesetzen aufgestellten Niveau immer mehr nähert. Diese Gesetze sind für das Volksschulwesen im Jahre 1868 und für die Mittelschulen im Jahre 1883 ergangen. Demgemäß behandelt der Bericht in vier Abschnitten die Volksschulen, die Mittel-

schulen, die Hochschulen und schließlich die philanthropischen und gemeinkulturellen Anstalten. Wir müssen die sachliche Prüfung der erzielten Resultate den betreffenden deutschen Fachblättern überlassen und beabsichtigen demnächst auf diese Frage zurückzukommen. Z.

Ein Märtyrer. Roman von Charlotte Fieft und **Auf dem Wazmannshof.** Roman von A. Dom. Breslau 1884. Verlag von S. Schottländer.

Der erstere der beiden Autoren zeichnet zwar mit einem weiblichen Namen, während A. Dom als Schriftsteller gelten will, gleichwohl hat Charlotte Fieft eine männlichere Art in ihrer Ausdrucksweise und Charakteristik als ihr Kollege. In der Zeichnung des alten Mönches, der gekämpft hat und überwunden und verzichtet, der ein Märtyrer des Herkommens ist, zeigt sich eine gewisse markige Kraft, die schriftstellernden Frauen in der Regel abgeht und von ihnen durch wunderliche Uebertreibung ersetzt zu werden pflegt. Die Sprache ist gedrungen und maßvoll, die Naturschilderungen, die auf Sizilien, dem Boden des Romans, viel Nahrung finden, sind knapp und doch von großer Schönheit. Leider zeigt der Stil häufige Ungenauigkeiten und einzelne Wörter sind unrichtig verwendet. Ueber die Harmonie der griechisch-antiken Welt würde die Verfasserin weniger enthusiastisch urteilen, wäre sie genauer mit ihr bekannt, die Geisteskrankheiten aller Zeiten waren auch dem „gesunden griechischen Geist“ keineswegs fremd. — A. Dom erzählt uns die Geschichte eines Mädchens von seltener Begabung, die aus derben bäuerlichen Verhältnissen heraus zur gefeierten Künstlerin erwächst, im Zenith ihrer Ruhmesbahn aber derselben aus Liebe entsagt. Die Handlung ist spannend, wechselvoll und geschickt aufgebaut, ohne irgendwie neu und eigenartig zu sein. Auch für die Charakteristik sind nur die allgebräuchlichen Linien und üblichen Farben verwendet. W.

Laura. An Amerikan Girl. By Elizabeth E. Evans. Philadelphia 1884. J. B. Lippincott and Co.

Die Verfasserin, der wir hier zum erstenmale begegnen, hat ein stark ausgebildetes Talent, die Lebenserscheinungen und Gefühle des Mädchenherzens zu erfassen und darzustellen. Sie schildert in dem vorliegenden Romane die Bade-reise einer amerikanischen Familie, bestehend aus Mutter, Tochter und zwei Nichten, nach einem kleinen, an der Nordostküste der Vereinigten Staaten liegenden Orte und ihren Aufenthalt daselbst. Die Mädchen haben die verschiedensten Naturanlagen. Laura ist starkherzig und freisinnig, dabei feinfühlernd und warmblütig, aber durchaus reflektierend, Lillian, eine impulsiv, bis zur Selbstvergötterung eitle und ziemlich charakterlose, aber höchst elegante, die Modewelt abspiegelnde Erscheinung, Sarah endlich, eine Lehrerin, welche mehr in den Hintergrund tritt, ist ein schon ältliches, nervöses, dabei still leidendes und zurückhaltendes Mädchen, welches

nach innen und außen sich an Laura anschließt und mit Lillian in offenem und heimlichem Kampfe lebt. So lange diese drei unter sich verkehren, bleiben ihre Naturen gebunden; sie schicken sich in einander, so gut es geht. Bald finden sich jedoch Männer, welche sich zu den jungen Damen hingezogen fühlen und nun ihre geistigen Kräfte wecken: Lillian sucht alle für sich zu gewinnen, während Sarah passiv bleibt, und Laura eine fast magnetische Kraft ausübt, anziehend und abstoßend. Cleaveland, der am meisten hervortretende Mann, von schöner, einnehmender Persönlichkeit, ist in seinen Anschauungen Laura am verwandtesten; zu ihr fühlt er sich am meisten hingezogen, während er doch auch mit Lillian kokettiert. In diesem Widerstreite der Gefühle schließt das Buch, ohne eigentliche Lösung, indem Cleaveland zwischen den beiden jungen Damen zu entscheiden hat, aber das bindende Wort nicht findet. Wir haben damit einen Fehler der Verfasserin gestreift, da nach unserer Ansicht ein Roman ein abgeschlossenes Kunstwerk sein muß, nicht eine nach willkürlichen ästhetischen Gefühlen ausgeführte, von zufälligen Erscheinungen abhängige Erzählung. Eine andere Seite des Romans vereinigt gleichfalls die Vorzüge und Fehler der Verfasserin: neben der von uns angegebenen Haupthandlung laufen viele episodenhafte Verwickelungen, welche an sich von Interesse sind, da sie das Leben der verschiedenen Berufs-klassen der Vereinigten Staaten mit vielem Verständnis und großer Treue abspiegeln, diese Zuthaten der Erzählung sind aber meist zu breit behandelt. Nun läßt es sich nicht leugnen, daß die Schriftsteller berufen sind, jetzt mehr wie früher, sowohl nach der allgemeinen Richtung unserer Interessen, wie nach der Bestimmung, welche der Roman für die Bildung haben soll, die Kulturverhältnisse zu berücksichtigen und ihnen die Motive ihrer Erzählungen zu entnehmen, doch hat Frau Evans diese an sich fesselnde Seite ihrer Darstellungsart zu sehr in den Vordergrund treten lassen; man erkennt, daß die Verfasserin auch im Leben eine sorgsame Hausfrau sein muß, welcher die kleinen Sorgen des Haushalts nicht fremd sind. Aber wir haben es anzuerkennen, daß in den großen Charakterzügen, wie in den Detailausführungen sich ein edler, feinfühler Geist ausdrückt, daß die Verfasserin an Freimut und Glaubensduldung die meisten ihrer zeitgenössischen Landsleute überragt und daß sie einen vorurteilsfreien und wohlthuernden Blick auch für deutsche Kulturverhältnisse hat. —x.

Studien zur Geschichte der französischen Musik. Von H. M. Schletterer, Dr. phil. und Kapellmeister. Teil I: Geschichte der Hofkapelle der französischen Könige. Teil II: Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigerkönige. Berlin 1884. Verlag von R. Dammhler.

Das Werk bietet mehr, als der ohnedies

reiche Titel verspricht, nämlich auch eine Fülle von Stilproben aus unseren besten historischen Werken und französischen Büchern, die der Autor ohne besondere Gewissenskrupeln in vielen Teilen und ganzen Abschnitten wörtlich abgeschrieben resp. übersezt hat. Wir haben in einem Fachblatte („Neue Zeitschrift für Musik“) diese litterarische Freibeuterei in gebührender Weise gekennzeichnet. Hier beschränken wir uns darauf, gegen den anmaßenden Ton, welchen der Herr „Dr. phil. und Kapellmeister“ in seinem Vorwort angeschlagen hat, energisch aber kurz zu protestieren. Der Verfasser ist mit der heutigen Methode der Geschichtsforschung nicht zufrieden. Er will ihr mit seinen Studien neue Wege weisen, die aber, wie wir in dem erwähnten Artikel nachgewiesen haben, nach dem Beispiele des Autors einfach zur unverfrorensten Plünderung fremder Geistesprodukte führen müßten. Diese Thatsachen werden jedoch der Verbreitung des Werkes in den Kreisen gebildeter Musikfreunde nicht im Wege stehen. Wen die klägliche Disharmonie zwischen dem Vorwort und dem größtenteils abgeschriebenen Buche nicht stört, der wird mit großem Interesse die Schicksale der französischen Hofkapelle und Spielmannszunft verfolgen. Die Materie des Werkes ist im hohen Grade anregend und anziehend. Der erste Teil zeigt zudem, abgesehen von den herbeigeholten zahlreichen Hörtörchen und Anekdoten, einen so pikanten, leichten Stil, wie ihn nur eben eine größtenteils wortgetreue Uebersetzung des Büchleins „Chapelle musique des Rois de France“ von dem bekannten Castil-Blaze aufweisen kann.

R. H.

Antinous. Eine kunstharchäologische Untersuchung von Dr. L. Dietrichson. Christiania 1884. Verlag von H. Aschehoug u. Co.

Die Figur des Antinous ist eine der interessantesten in der Kunstgeschichte und finden sich darum immer neue Gesichtspunkte für die Bearbeitung dieses Themas. Eine solche ist die überaus fleißige und eingehende Schrift des als Kunstharchäologen bekannten Prof. Dietrichson in Upsala, in welcher er die während mehrjähriger Reisen durch Europa gesammelten Studien zusammenstellt. In der Einleitung bespricht er kurz die Bedeutung der Uebergangsperiode der Kunst von ihrer Blütezeit bis zu ihrem Verfall, die Romantik der Antike und gelangt schließlich zur Darstellung des Antinous. — Der 1. Teil handelt von der geschichtlichen Entwicklung des Lebens des Antinous, seinem Verhältnis zu Hadrian und seinem Tod und der daraus entspringenden Charakteristik der Antinousbilderwerke. Man sieht aus der, man kann wohl sagen, poetischen Sprache, mit welcher Hingabe der Verfasser dieses interessante, zum Teil noch dunkle Thema erfaßt hat, während andererseits die ruhige Objektivität seiner Betrachtungen und die Leidenschaftslosigkeit der Behandlung ein Voreingenommensein für die eignen Behauptungen ausschließt. Aus der Vergleichung der Litteratur, sowie der

Antinousdarstellungen zieht er Schlüsse über das Leben und den Opfertod des Antinous, die ganz neue Gesichtspunkte zeigen, namentlich glaubt er sein Verhältnis zu Hadrian als ein ganz reines hinstellen zu müssen. — Im 2. Teil beschreibt er sämtliche bekannte Autorenmonumente, und zwar Bilderwerke 137, Gemmen und Cameen 134, Münzen 130, Gemälde und Inschriften 20. Er unterscheidet bei den ersteren die unzweifelhaft richtig bezeichneten, die zweifelhaften und die unrichtig benannten Werke. Auch der verschwundenen und nur aus Schriften bekannten Arbeiten gedenkt er. Im Anhang I—IV hat er das Ergebnis seiner Forschungen tabellariß zusammengestellt. Endlich ist noch hervorzuheben, daß der Verfasser eine Uebersicht der gesamten Litteratur, „soweit sie ihm bekannt geworden,“ einschließlich selbst kurzer Zitate, gegeben hat. Unter den auf 18 Tafeln beigefügten Abbildungen sind mehrere, die hier zum erstenmale veröffentlicht sind. Allen Kunstarchäologen sei die sehr elegant ausgestattete Schrift angelegentlichst empfohlen.

Bd.

Der blinde Musikant. Dichtung von L. G. Mohr, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Friedrich v. Flotow. Letzte Komposition. Eigentum der Wittve des Komponisten. Kommissionsverlag von A. Schödlers, Darmstadt.

Den Verehrern des populären Lieddichters wird mit diesem Liede „die letzte Rose“ aus dem duftigen Melodienstrauch Flotows geboten. Wir unterlassen es, den ästhetischen, inneren Wert der tief empfundenen Komposition näher zu prüfen, denn in jedem Falle würden bei der Aufnahme des Liedes die ethischen Momente in den Vordergrund treten, welche uns daran gemahnen, daß der Komponist so vieler heiterer Weisen im späten Alter seines Augenlichtes beraubt, als Schwanengesang das Lied vom blinden Musikanten in Töne setzte. Welcher Musikfreund wird die rührenden Klänge, welche der schon ersterbende Hauch der Flotowschen Muse besetzte, nicht kennen wollen! . . . Das künstlerisch ausgeführte Titelblatt des Liedes enthält das Bild des Komponisten, der in früherer Zeit mit litterarischen Beiträgen auch vor die Leser dieser Zeitschrift wiederholt getreten war.

R. H.

Ueber Jacob Frobergers Leben und Bedeutung für die Geschichte der Klaviersuite. Von Franz Beier. — **Carl Löwe,** eine ästhetische Beurteilung. Von Dr. Max Kunze.

Die Verlags-handlung von Breitkopf und Härtel hat ihre „Sammlung musikalischer Vorträge“, herausgegeben von Paul Graf Waldersee, um zwei gediegene Nummern vermehrt, die von neuem Zeugnis davon ablegen, daß die Sammlung den ernstesten, nach neuen Forschungen ausspähenden Musikhistoriker sowohl zu interessieren vermag wie das allgemeine musikalische Bildung suchende Publikum. Die

Studie über Froberger, den Begründer eines „neuen, freieren Stiles für die Klaviermusik“ im 17. Jahrhundert enthält nebst sorgsam zusammengesetzten Resultaten der neuesten Forschung die Ergebnisse selbständiger auf gründliches Quellen- und Materialstudium basierter Untersuchungen. Wer da weiß, wie schwer es ist in einer Studie dem Gelehrten und den Belehrung verlangenden Musikern in gleicher Weise zu dienen, wird der leicht und fließend geschriebenen Monographie, welcher ein wertvolles thematisches Verzeichnis der Froberger'schen Suiten beigegeben ist, seine volle Anerkennung nicht versagen. . . . Der zweite oben angezeigte Vortrag wird wegen der überzeugenden Wärme und Begeisterung, mit welcher der Gegenstand abgehandelt ist, den Verehrern des ausgezeichneten Balladenkomponisten hohe Freude bereiten. Den hoffentlich ganz geringen Rest von Musikfreunden, die Carl Löwe noch nicht voll gewürdigt haben, wird die treffliche Schrift des Dr. Kunze zur richtigen Beurteilung und Wertschätzung des Meisters Löwe hinleiten. R. H.

Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichsten Erscheinungen und Bezügen dargestellt von Dr. juris Jos. W. Nahlowsky. 2. Aufl. Leipzig 1884. Veit u. Komp.

Die Teilnahme, welche die vorliegende psychologische Monographie gefunden, spricht sich in der kürzlich erschienenen zweiten Auflage aus. Sie beruht im wesentlichen auf dem Standpunkte Herbarts, indem der Autor sich selbst als Nachfolger und Interpret des Herbart'schen Realismus charakterisiert. Herbarts psychologische Forschungen sind nach der Ueberzeugung des Herrn Universitäts-Professors zu Graz so tief und gediegen und zeigen sich in ihren Anwendungen so fruchtbar, daß unser Zeitalter an ihnen einen kostbaren, in der That aber erst noch zu hebenden Schatz besitzt. Das Vermächtnis Herbarts weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat der Verfasser zunächst mit der Gefühlslehre versucht. Die Darstellung derselben ist daher so eingerichtet, daß das Buch ebenso als Grundlage für Universitäts-Vorlesungen, wie für Laien als psychologisches Lesebuch dienen kann. Wenn auch die Herbart'sche Theorie der mathematischen Psychologie mit ihren wechselseitigen Störungen und Selbsterhaltungen, namhafte Gegner gefunden, so ist doch die Schärfe seiner Beobachtungen allgemein anerkannt. Auf dieser realen Grundlage stellt der Autor unter Benutzung der neueren psychologischen Forschungen zuerst das Gefühlsleben im allgemeinen und sodann die verschiedenen Einzelerscheinungen dieses Gebietes in einer übersichtlichen innerlich zusammenhängenden Anordnung

dar. Strenge Begriffsbestimmungen verbinden sich mit vielfachen Bemerkungen aus dem praktischen Leben; ebenso ist eine nähere Analyse und Verdeutlichung aller einzelnen Gemüthszustände an klassischen Beispielen beigelegt. Es kam daher diese physiologische Propädeutik des Gefühlslebens weiteren Kreisen empfohlen werden.

Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches von D. Plümacher. Heidelberg 1884. Verlag von G. Weiß.

So hat denn endlich der Pessimismus auch seinen Plutarch gefunden, und zwar in Stein am Rhein. Der dortige Bruder des Capt. Plümacher, amerikanischer Consul zu Maracaibo, hat es unternommen, die Biographie dieses Nachtgespenstes unserer modernen Kultur abzufassen. Aber nur als „vorläufiger Ersatz“ für eine vollständige Zukunftsgeschichte, „welche eine Geschichte der Philosophie, der Religionen, der Kultur und Litteratur umfassen müßte.“ Ein großes Werk und des Schweißes der Edlen wert, dieser schwarzangestrichene Orbus pietus, in welchem das Nichtsein besser ist als das Sein. Begnügen wir uns daher mit dem „vorläufigen Ersatz“, der uns von Brama-Buddha 2000 Jahre vor Christo zu Hartmann 1884 Jahre nach Christo den ganzen Jammer des Menschengeschlechtes vorführt. Und das um so mehr als der Autor uns den erfreulichen Nachweis liefert, „daß der philosophische Pessimismus von Hartmann die höchste und letzte Entwicklungsstufe des Pessimismus bildet.“ Dieser sogenannte „absolute — undämonologische Pessimismus“ trägt nach der Ansicht des Verfassers die Versöhnung in sich und es ist daher der praktische Zweck seiner Schrift, zur Herrschaft desselben beizutragen. Daß es dazu komme, daß wir leben lernen, „als ob es kein Leid gäbe“ d. h. aber: wie ein in Drachenblut gehärteter Siegfried die Bahn der Pflicht wandern ohne Rücksicht auf die hindernden Dornen am Wege — „das walte der das Kreuz des Seins tragende Gott!“ Der Widerspruch dieser auf christlicher Weltanschauung beruhenden Anschauung mit der Hartmann'schen „Versehung des Christentums“ liegt so auf der Hand, daß ein Zweifel an der Versöhnungstheorie des absoluten undämonologischen Pessimismus nicht unbegründet erscheint. Jedenfalls aber befundet er eine prinzipielle Unklarheit über die letzten Theoreme des Schopenhauer-Hartmann'schen Pessimismus. Diese psychologische Eigentümlichkeit tritt auch in der gesamten Darstellungs- und Ausdrucksweise der vorliegenden Schrift hervor und wird nicht dazu dienen, den praktischen Zweck derselben in weiteren Leserkreisen zu fördern.

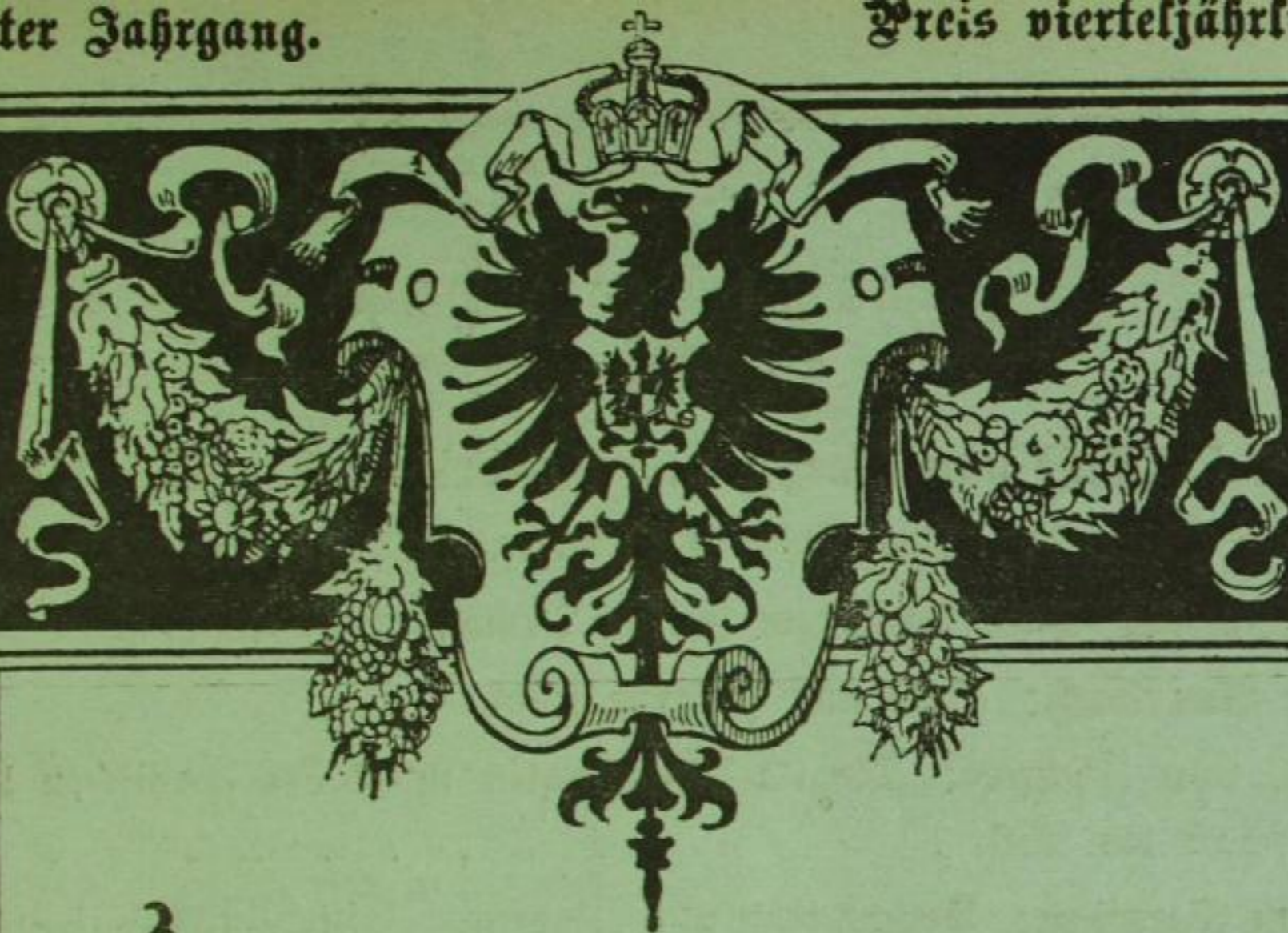
Druckfehlerverzeichnis zu Heft 13.

In dem Artikel „Ungedruckte Briefe Platens“ von A. Levertühn muß es auf Seite 43, Zeile 9 v. u. „vorlegen“ statt „verlegen“, auf S. 48, Z. 14 u. 16 v. o. „Testament“ statt „Instrument“ heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Hest 16. Dezember 1884.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

Dezember 1884.

	Seite
I. Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh. III. (Schluß).	257
II. Rudolf Schmidt: Des Bischofs Schwiegertochter. Novelle.	267
III. von Bonin: Das Junkertum in der Armee.	294
IV. Felix Auerbach: Gute und schlechte Luft.	303
V. J. J. von Tschudi: Die La Platastaaten unter der spanischen Herrschaft bis 1810.	309
VI. Moritz Carrière: Verirrungen und Abwege. Ein Mahnwort an das deutsche Volksgewissen.	330
VII. Karl Haushofer: Über das Weltende.	339
VIII. Berichte aus allen Wissenschaften:	350
1. Physiologie. Moritz Alsberg: Der Mechanismus der Verdauung bei niederen und höheren Tieren.	
2. Literaturgeschichte. Carl Schmidt: Die Tendenzromane Klingers.	
3. Geschichte. H. Dechend: Frankreich nach der Niederlage bei Rossbach.	
4. Nationalökonomie. H. v. Pflugk-Harttung: Zur Arbeiterfrage.	
IX. Litterarische Revue.	367
X. Litterarische Berichte.	373
XI. Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.	378

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung!

Gleichzeitig erscheint das 15. Heft der „**Deutschen Revue.**“ Dasselbe enthält die Kunstrevue und das photographische Kunstblatt „**Simenez y Arando, Predigt im Hofe der Kathedrale von Sevilla.**“ Da das Kaiserliche Postzeitungsamt dieses in größtem Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einsendung des Abonnementscheines sowie der Portogebühren von 50 Pf. kostenfrei zuzustellen.

Breslau, im November 1884.

Eduard Trewendt.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Adolf Tize in Leipzig „**Vornehmste Festgeschenke,**“ eine solche der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin über „**Allgemeine Weltgeschichte,**“ ferner eine Beilage von E. Ehlermann in Dresden über „**F. Avenarius, Deutsche Lyrik der Gegenwart**“ und eine solche von der Verlagsbuchhandlung Eduard Trewendt in Breslau über „**Neue Geschenkwerke und gediegene Jugendschriften,**“ welche einer freundlichen Beachtung empfohlen werden.

Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh.

III.

Daß die Diplomaten mit ihrem Verkehr in Varzin und Friedrichsruh gewissermaßen als politische Laubfrösche gelten, ist heute schon ein Teil der öffentlichen Meinung Europas, und ist es in dieser Beziehung wohl nicht ohne Bedeutung, daß der jüngst verstorbene Botschafter Englands unseres Wissens niemals eine Einladung dorthin erhalten hat. Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß der verstorbene Lord Ampthill, wenn er auch einsichtig genug war, nicht in den Fehler des Lord Loftus zu verfallen oder gar Wellington redivivus spielen zu wollen, doch aus nahe liegenden Gründen an dem hiesigen Hofe eine erzeptionelle Stellung einnahm und wenigstens bis auf einen gewissen Punkt von der Voraussetzung auszugehen schien, daß Deutschland niemals auf den Einfall geraten könne und werde, zu England und dessen Politik in Gegensatz zu treten. Als Mitglied einer altberühmten Familie hatte er doppelt das altbritische Selbstgefühl, und der Gedanke, Deutschland jemals auf dem Meere begegnen zu können, erschien ihm geradezu als eine Utopie. Um deswillen hat man auch in London die ägyptische Konferenz, soweit es sich dabei um Deutschland handelte, wohl mehr als eine harmlose Spielerei betrachtet, und man war daher doppelt frappiert, als Deutschland nicht allein Frankreich nicht entgegentrat, sondern selbst Anträge stellte, die keinen Zweifel darüber ließen, daß man deutscherseits die Sache mit dem mißlungenen Kongresse nicht als abgethan betrachte und dem Lord Granville noch eine Antwort erteilen werde, die mehr nach Bismarck als nach Münster schmecke.

Wer die Art und Weise, in welcher Fürst Bismarck auswärtige Politik treibt, jemals etwas aufmerksamer verfolgt hat, der wird nicht darüber im Zweifel sein, daß der Reichskanzler niemals eine Sache anfängt, welche er nicht bis zum Ende durchzuführen entschlossen ist, und daß er auch nicht zur Konferenz nach London gegangen ist ohne zu wissen, wo und wie die betreffenden Streitfragen ausgetragen werden sollen. Man kennt jetzt hier das Geheimnis der englischen Politik, man weiß, daß es zu den Hauptfinessen derselben gehört, andere für sich arbeiten und zahlen zu lassen, und man ist auch darüber nicht mehr im Unklaren, daß über die letzten Zwecke Whigs und Tories in der Hauptsache einig sind, sodaß man jetzt, wie der Reichskanzler geäußert haben soll, am liebsten eine Proklamation

erließe, durch welche alles Land auf der Erde, wo nicht schon ein Parlament besteht, für England in Beschlag genommen wird. Zum Glück ist die Elle bereits länger geworden als der Kram, und der Ausspruch, daß die Dummen nicht alle werden, hat wenigstens auf dem Gebiete der auswärtigen Politik eine Beschränkung erfahren.

Wir glauben dem noch hinzufügen zu sollen, daß auch in der Vertretung Englands die Parteifarbe keine Rolle spielt, daß der Lord Ampthill, früher Lord Russell, England unter Lord Beaconsfield mit derselben Eleganz vertreten hat wie unter Mr. Gladstone und daß, was das offizielle Räubern anlangt, Gladstone sich von seinem Vorgänger höchstens durch die Redseligkeit unterscheidet. Bekanntlich war es Lord Beaconsfield, welcher durch die Erwerbung der Suezaktien den ersten Schritt zur Annektierung Ägyptens that und die Insel Cypern stillschweigend in die Tasche steckte. Auch war es nicht das Verdienst Englands, wenn der Berliner Kongreß und der durch diesen bewirkte Friedensschluß nicht in einen großen Kontinentalkrieg auslief. Nur der überlegenen Staatskunst des Fürsten Bismarck ist es zu danken, die russisch-französische Allianz hintertrieben, die westmächtlige Freundschaft in Frage gestellt, die Dreikaiser-Entrevue ermöglicht und England die Gelegenheit entzogen zu haben, in dem Schatten eines großen Kontinentalkrieges Ägypten ungestört annectieren und seinen Kolonialbesitz vergrößern zu können.

Wir dürfen nicht den Anspruch erheben, für dies alles bestimmte Aussprüche des deutschen Reichskanzlers beibringen zu können, doch haben wir seine Politik so weit studiert, um aus seinen Handlungen mit einiger Sicherheit auf seine Motive und Zwecke zu schließen. Der Fürst Bismarck ist eben kein Poet, welcher sich mit dem begnügt, was die Engländer ihm übrigzulassen belieben.

Die Besuche österreichischer und französischer Minister in Barzin resp. in Friedrichsruh sind eigentlich keine Neuigkeit mehr, wemgleich sie als politisches Symptom gerade heute einen besonderen Wert haben. Man hat sich überall daran gewöhnt, den deutschen Reichskanzler als den Nestor der europäischen Diplomatie zu betrachten, und Botschafter wie Minister finden sich deshalb auch nicht dadurch deplaciert, daß sie — um mit Muhamed zu sprechen — da der Berg nicht zu ihnen kommt, und wegen seines Gesundheitszustandes auch nicht wohl kommen kann, selber zu ihm gehen.

Es würde lächerlich sein, wenn wir uns den Anstrich geben wollten zu wissen und weiter sagen zu können, was in jenen vertraulichen Entrevues besprochen und vereinbart worden ist, doch liegt soviel jedenfalls auf der Hand, daß man den Fürsten Bismarck nicht aufgesucht hat, um sich mit ihm zu veruneinigen und daß, wenn man sich hat verständigen wollen, dies jedenfalls über die heute im Vordergrund stehenden Fragen geschehen sein wird, sodaß die Dreikaiser-Entrevue eigentlich nur noch als der Punkt über dem S erscheint. Daß die Herren Grevy oder Ferry keine Einladung zu dieser Dreikaiser-Zusammenkunft erhalten haben, wird man nicht weiter befremdlich finden, da die Kaiserkrone von Frankreich noch nicht wieder aufgefunden ist, doch läßt die Thatsache, daß der französische Botschafter

seinen Aufenthalt hier verlängert hat, wohl darauf schließen, daß selbiger erwartet hat, noch weitere Aufschlüsse über das Resultat der bisherigen Vereinbarungen zu erhalten.

„Wenn man in der Politik nur einen Freund hat, so ist man von diesem abhängig,“ pflegte der Fürst Bismarck früher zu sagen; „hat man aber mehrere mit zum Teil widerstreitenden Interessen, so kann man wenigstens ein ehrlicher Maßler und unter Umständen auch noch mehr sein.“

Überraschend war von allen den diplomatischen Besuchen eigentlich nur der Besuch des russischen Ministers von Giers, besonders wenn man sich dabei an die Überhebung des Fürsten Gortschakoff und an die Rodomontaden des Generals Skobelev erinnert.

Herr von Giers ist ein Staatsmann, der einen sehr kühlen Kopf besitzt, nicht mehr der Schule des Kaisers Nikolaus angehört und niemals den Anspruch erhoben hat größer als der Fürst Bismarck sein zu wollen, weshalb es ihm auch nicht zu schwer geworden ist, dem älteren und franken Reichskanzler des deutschen Reiches seinen Besuch zu machen. Daß dies mit Erfolg geschehen und daß die beiden Staatsmänner über die obschwebenden Fragen zu einer Verständigung gelangt sind, dafür liefert die jüngste Dreikaiser-Entrevue den besten Belag. Offenbar ist man in Rußland zu der Erkenntnis gelangt, daß man mit dem Panславismus zwar viel Agitation, aber nur wenig gute Politik machen kann und daß ein Sieg des panslavistischen Gedankens dem russischen Reiche selbst gefährlicher werden dürfte als den beiden anderen Teilnehmern an der Teilung Polens. Es läßt sich nun einmal nicht machen, weder die Polen, als den gebildetsten Factor des Slaventhums, von der Führung des Panславismus auszuschließen, noch die Sympathieen derselben durch eine rücksichtslose Russifizierung Polens zu gewinnen. Herr von Giers hat deshalb seine Blicke immer mehr nach Asien gewandt, und die Berufung des Lord Dufferin als Vizekönig von Indien läßt kaum einen Zweifel darüber, daß es sich bei der russischen Politik augenblicklich weder um Panславismus noch um Konstantinopel, sondern um Afghanistan und noch etwas weiter handelt.

Fürst Bismarck hat auch hier wieder die richtigen Töne anzuschlagen gewußt, und man erzählt — verbürgen können wir es nicht — daß selbiger kürzlich geäußert: „Unsere Verbindung mit Rußland ist so fest, daß sie durch Zerren daran nur noch enger wird.“ Jedenfalls werden die russischen Staatsmänner nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit nicht gerade die hervorragendsten Tugenden des englischen Premier-Ministers sind und daß man besser beraten ist, wenn man sich heute mit der Macht verständigt, in welcher der Schwerpunkt der europäischen Politik ruht.

Daß die Engländer das meiste Geld haben, ändert an dieser Auffassung nichts, denn wenn man auch den Krieg nicht ohne Geld führen kann, so kann man ihn gegen zivilisierte Nationen doch auch nicht mit Geld allein führen, zumal nachdem in Europa, mit Ausnahme von England, die Söldnerheere verschwunden und das Volkzheer an deren Stelle getreten ist. Selbst die gefeiertsten

englischen Generale werden, falls sie einer größeren disziplinierten Armee gegenüber treten, voraussichtlich ein ähnliches Fiasco machen wie die algierischen Generale Frankreichs. „Es ist keine bloße Phrase,“ soll der deutsche Reichskanzler gesagt haben, „daß die englische Politik eine Krämerpolitik ist, und es wäre ihnen nur zu wünschen, daß sie mehr mit Verstand handelten. Die falschen Depeschen der Times schmecken doch schon zu sehr nach Börse, um die politischen Course Englands damit noch treiben zu können.“

Was den Besuch des auswärtigen Ministers Oesterreichs, des Grafen Kalnocky, anlangt, so müssen wir zwar dahingestellt sein lassen, ob sein persönliches Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck intimer ist als das des Grafen Andrássy, doch glauben wir soviel mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß die politische Intimität heute größer ist als vordem, ja daß — wie dies kürzlich auch durch unsere offiziöse Presse bestätigt wurde — die deutsch-österreichische Allianz erst durch die Grafen Taaffe und Kalnocky die volle, auch formale Konsistenz und Festigkeit gewonnen hat. Wir glauben hierbei daran erinnern zu müssen, daß vor kurzem das Gerücht durch die Presse ging, als ob die Stellung des derzeitigen österreichischen Botschafters bei dem deutschen Reiche etwas erschüttert sei. Wir wissen für dieses Gerücht keinen anderen Grund als das sehr intime Verhältnis des österreichischen Botschafters zu dem englischen, das aber mit Rücksicht auf das bekannte „Hand ab“ Mr. Gladstones hoffentlich doch mehr auf musikalische als auf politische Motive zurückzuführen sein dürfte. Jedenfalls scheint in den leitenden österreichischen Kreisen auch nicht eine Spur von Mißtrauen gegen die politische Aktion Deutschlands zurückgeblieben zu sein, und es ist unzweifelhaft der Situation entsprechend, wenn dem Fürsten Bismarck der Ausspruch in den Mund gelegt wird, „daß der deutsche Staatsmann gehängt zu werden verdiene, der eine Annexion Oesterreichs anstrebe.“ „Man nehme,“ soll er bei einer anderen Gelegenheit geäußert haben, „das Deutschtum aus Oesterreich hinweg und man würde dem Panflavismus in Rußland den größten Gefallen erwiesen haben.“

Was von den Toasten einiger angeheiterter deutschen Schützenbrüder zu halten ist und welche Elemente diese Herren in ihrem Vaterlande hinter sich haben, darüber wird der deutsche Reichskanzler schwerlich einer Belehrung bedürfen, und wir glauben auch nicht, daß diesem sehr daran liegen wird, seinem intimsten Feinde, dem Herrn Eugen Richter, einen neuen Refrutierungsbezirk zu eröffnen. Wie fern die wirklich deutschen Elemente, insbesondere die katholischen Deutschen von Deutschthümerei sind, das haben selbige bei Rechtfertigung ihres Fernbleibens von dem deutschen Katholikentage in Amberg mit löblicher Offenheit dargelegt.

Daß die Amtsvorgänger des Grafen Kalnocky, der Graf Andrássy und der Baron Haymerle, trotz ihrer Allianz mit Deutschland weniger geneigt waren auf ein intimeres Verhältnis zu Rußland einzugehen, hat wohl mehr in der Nationalität und in dem Vorleben der gedachten beiden Herren als darin seinen Grund, daß man den betreffenden Plänen des deutschen Reichskanzlers ein persönliches Mißtrauen entgegengebracht hätte. Freilich darf man dabei nicht ganz übersehen,

daß die europäischen Staatsmänner, nachdem sie so viele Beweise der diplomatischen Überlegenheit des Fürsten Bismarck erhalten, ein gewisses Recht haben, an dessen Pläne mit Vorsicht und Schüchternheit heranzutreten, eine Haltung, die man anfangs auch an dem Grafen Kalnocky bemerkt haben will. Inzwischen aber scheint derselbe sich überzeugt zu haben, daß der deutsche Reichskanzler es mit der österreichischen Allianz höchst ernsthaft und ehrlich meint und daß Österreich sich für seine Stellung in den Balkanländern keinen besseren Rückhalt wünschen kann als das deutsche Reich, daß aber das deutsche Programm nicht auf Krieg, sondern auf Frieden lautet, und daß daher der Austrag der Zerwürfnisse in dem durch den Berliner Kongreß geschaffenen Zustande nur durch eine Verständigung unter den zunächst beteiligten Konkurrenten gewonnen werden kann.

Soweit wir die betreffende Politik des Fürsten Bismarck zu beurteilen vermögen, so liegt die Bedeutung und das beherrschende Übergewicht derselben eben darin, daß hinter seinen Friedensvorschlägen und Verständigungsversuchen die deutsche Armee steht und daß daher jeder der Beteiligten sich daselbe sagt, was Friedrich der Große seinerzeit an seinen Gesandten, den Baron von Plötho, schrieb: „Wenn man Ihn nicht respektieren will, so sage Er nur, daß ich mit zweihunderttausend Mann hinter ihm stehe.“ Einem derartigen Argument eines ehrlichen Maklers pflegt sich selten jemand zu entziehen.

Alles in allem genommen, darf man jetzt wohl sagen, daß Varzin und Friedrichsruh eine Art von Hoflager geworden sind, welches von vielen hochgestellten Personen auch in unserem engeren Vaterlande nicht ohne Mißgunst und Eifersucht angesehen wird.

Die Gesellschafts- und Logierräume in Varzin entsprechen der Geschichte des Hauses. Man hat gleich beim Eintritt das wohlthuende Gefühl, sich in der Behausung eines vornehmen Aristokraten zu befinden, welcher edle Einfachheit für den besten Schmuck seines Hauses hält. In dem neubauten Flügel befindet sich außer dem Arbeitszimmer des Fürsten auch dessen reichhaltige Bibliothek, wie denn auch jedes größere Logierzimmer mit einer kleinen Unterhaltungsbibliothek für etwaige Langeweile ausgestattet ist. Bemerkenswert ist dort noch ein gestickter Teppich, welcher den Kanossagänger Heinrich in mehr als Lebensgröße darstellt und der früher als Thürvorhang in dem alten Arbeitszimmer des Fürsten benutzt wurde.

Der größte Schmuck von Varzin aber ist dessen ausgedehnter Park, der, was die Größe und das Alter der dort befindlichen Buchen und Eichen anbetrifft, wohl außer Tharand kaum noch seines Gleichen finden dürfte. Dieser Park ist nicht bloß eine Annehmlichkeit in dem heißen Sommer, sondern gewährt auch im Herbst, der für Pommern überhaupt die schönste Jahreszeit ist, ein wahrhaft malerisches Bild. Früher war hier auch noch ein Reiherhorst, doch hat, soviel wir wissen, der Fürst diese für seine Karpfen- und Forellenzucht sehr gefährlichen Räuber vollständig abschießen lassen. Ebenso ist der Reichskanzler ein unverföhnlicher Feind der großen Eulen, von denen er behauptet, daß selbige während der Zeit, wo sie ihre Jungen auffüttern, unter Umständen drei junge Hasen pro Tag verbrauchten, weil sie als Gourmands nur das Zimmer verzehrten.

Was die Diners und Soupers betrifft, so bestanden erstere in der Regel aus fünf bis sechs Gängen, die mit den entsprechenden Weinen begleitet wurden, welche der Fürst in vorzüglichster Qualität besitzt und nach dem Grundsatz laute, sed tamen sobrie verabreicht. Wer noch niemals Portwein bei dem Fürsten Bismarck getrunken hat, der weiß nicht, was dies Getränk bedeutet. Von einem eigentlichen Souper war früher nie die Rede, da das Diner immer erst zu später Stunde stattfand und namentlich auf die etwaigen Gäste so lange gewartet wurde, bis die an den Schnellzug sich anschließenden Extraposten von Schlawa eintrafen. Mit dem Regierungsantritt des Dr. Schweninger wird dies freilich alles einen Wechsel erfahren haben. Überhaupt darf der Dr. Schweninger sich rühmen, außer dem Kaiser in Europa der einzige Mann zu sein, dem der Fürst Bismarck Gehorsam leistet.

Daß in dem Verkehr sowohl in Barzin wie in Friedrichsruh die feinsten Formen herrschen, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. Diese Formen sind der Diplomatie gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen und werden von dem Fürsten Bismarck nicht mit Unrecht als der mündliche Kurialstil bezeichnet. Es hat deshalb auch politisch wenig zu bedeuten, wenn der Reichskanzler — wie dies durch die Presse mit großem Empressement kolportiert wird — den englischen Botschafter Grafen Münster mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen und behandelt hat. Im Gegenteil macht uns dies für sein längeres Verbleiben einigermaßen bedenklich.

Auf die innere Einrichtung von Friedrichsruh noch näher einzugehen, erscheint uns nicht mehr an der Zeit, da die von uns bereits erwähnte kleine illustrierte Schrift dies Thema vollständig erschöpft.

Freunde in dem gewöhnlichen Sinne dürfte der Fürst Bismarck heute wohl kaum noch besitzen. Es ist dies, auch abgesehen davon, daß das Herz mit dem Alter überhaupt kälter zu werden pflegt, ein fast notwendiges Ergebnis seiner politischen Laufbahn ohne Gleichen. Wer eine politische und diplomatische Stellung einnimmt, wie sie der Fürst Bismarck im Laufe der Jahre errungen hat, der läßt nicht allein viele und vieles hinter sich, womit er früher verbunden war, sondern er wird auch durch seine Stellung selbst je länger desto mehr gezwungen, alles nur aus der Perspektive dieser seiner Stellung zu betrachten und alle bloß persönlichen und Gefühlsmomente, soweit dies dem Menschen überhaupt möglich ist, von sich, seinen Entschliessungen und Thaten fern zu halten. Es gelten hier mutatis mutandis die Vorschriften, welche das mosaische Gesetz für den Hohenpriester erteilt, dem es bekanntlich nicht einmal gestattet war, der Bestattung seiner Eltern beizuwohnen. Man ging dabei von der Voraussetzung aus, daß ein Mann, welcher die Geschicke eines Volkes leitet, dadurch von selbst den früheren engeren Beziehungen entnommen ist und daß Familien- und freundschaftliche Rücksichten nicht mehr gelten dürfen für eine Person, durch deren Handlungen das Schicksal von Millionen bedingt wird.

Hierzu kommt nicht allein, daß mit dem Aufhören der früheren Gemeinschaft und Beziehungen das Verhältnis sich von selbst ändert, sondern daß auch die

früheren Freunde selbst ein Verhältnis nicht fortsetzen mögen, dessen Vorbedingungen hinfällig geworden sind, zu geschweigen, daß auch politische und soziale Differenzen sowie Neid und Mißgunst dabei eine Rolle zu spielen pflegen. Es ist ja leider nur zu wahr, was Schopenhauer sagt, daß man an dem Mißgeschick des besten Freundes immer etwas findet, was einem nicht ganz mißfällt, und daß für die Mehrzahl der Menschen die Schadenfreude die einzige reine Freude ist.

Von einem Künstler, der zu einem reichen pommerischen Grundbesitzer berufen war, um ein Familien-Gemälde zu fertigen, wurde erzählt, daß, als er am Abend beim Thee angefangen habe vom Fürsten Bismarck zu sprechen, der Hausherr ihm entgegnet habe: „Bitte, dieser Name wird in meinem Hause nicht genannt.“ Wahrscheinlich handelte es sich bei diesem nicht bloß um persönliche, sondern mehr um politische Differenzen, doch ist es im allgemeinen ein Charakterzug des alten preußischen Adels, seinen Adelsbrief mit einem neueren Fürstendiplom für gleichwertig zu halten und eine dem entsprechende Behandlung in Anspruch zu nehmen. Konflikte auf diesem Gebiete haben viel böses Blut gemacht, zumal da man auf seiten der früheren Freunde leider nicht genügend bedachte, daß der Kanzler des deutschen Reichs nicht so viel freie Stunden zur Verfügung hatte wie der „lustige Junker von Kniephof.“

Unter den Minister-Kollegen des Fürsten Bismarck dürfte sich kaum jemand finden, der zu demselben überhaupt jemals in einem wirklichen Freundesverhältnis gestanden hätte mit Ausnahme vielleicht des Grafen Roon, doch dürfte auch hier — um uns des drastischen Ausdrucks von Claudius im „Wandsbecker Boten“ zu bedienen — mehr von einer Freundschaft die Rede gewesen sein, welche dieser als „Pferdefreundschaft“ charakterisiert, nämlich von einer Freundschaft, welche dadurch bedingt wird, daß dieselben Personen an demselben Soche ziehen und in demselben Stalle stehen. Jedenfalls ist auch diese Freundschaft, soweit wir unterrichtet sind, in einem Mißflange zu Ende gegangen, einem Mißflange, der wohl hauptsächlich darin seine Wurzel hatte, daß der Graf Roon hier und da der Meinung Ausdruck gab, daß er es gewesen, welcher den Herrn von Bismarck überhaupt auf den Ministerstuhl erhoben habe.

Zu den sonstigen Ministern hat der Fürst Bismarck wohl überhaupt niemals ein näheres Verhältnis gehabt, und wenn er auch namentlich den Grafen Eulenburg den älteren für einen sehr angenehmen und interessanten Gesellschafter hielt, so war doch mancherlei dabei, was eine Scheidewand zwischen den beiden errichtete.

Herr v. d. Heydt als „Goldonkel“ war dem Fürsten Bismarck geschäftlich eine wenn auch nicht sympathische, doch sehr genehme und bequeme Persönlichkeit, zumal selbiger bei aller sonstigen Selbständigkeit und Energie es doch verstand sich dem Fürsten zu fügen und auch den Ausspruch Goethes, „daß man nicht zu den Besten gehört, wenn man sich nicht zum besten haben lassen kann,“ in entsprechender Weise praktisch interpretierte.

Etwas anders stand es, soweit wir uns zu informieren vermocht haben, um sein Verhältnis zu den beiden Grafen Lippe und Ikenpliz, welche ihm lediglich

als Fachminister galten und von denen insbesondere der erstere jeder Einwirkung auf sein Ressort ziemlich unzugänglich gewesen zu sein scheint, wogegen der Graf Szénpliz schließlich wohl daran scheiterte, daß er zu wenig selbständig war.

Überhaupt aber kann man das Verhältnis des Reichskanzlers zu seinen sogenannten Kollegen nur alsdann richtig verstehen und würdigen, wenn man daran festhält, daß derselbe sich überhaupt nicht als Kollegen, sondern als Chef seiner Minister betrachtete, dessen Stellung so hoch über den gewöhnlichen Ministern war, daß das Gehen und Bleiben derselben ihn nur insoweit berührte, als sein Wille dabei nicht als der allein maßgebende anerkannt werden wollte. Der „Goldonkel mit dem Steuerbouquet“ beispielsweise war dem Reichskanzler nichts weiter als ein brauchbarer Kommiss, dessen Scheiden für ihn nur die Folge hatte, sich nach einem anderen und wo möglich besseren umzusehen.

Nicht mit Unrecht hat man schon früher von anderer Seite den Fürsten Bismarck mit dem Kardinal Richelieu verglichen, und wenn bei jener Parallele auch mancherlei Schiefes mitunter lief, so war doch das tertium comparationis insoweit richtig, als man es bei beiden mit Männern zu thun hat, welche einer bestimmten Zeitperiode den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt und der Politik Europas für längere Zeit ihre bestimmten Bahnen angewiesen haben.

War es der leitende Grundgedanke Richelieus, die damalige spanische Hegemonie zu brechen und Frankreich, in welchem außer der königlichen Autorität nichts mehr Geltung haben sollte, die erste Stelle in Europa und die politische Vorherrschaft zu erringen, ein Gedanke, der in dem Maße den Inhalt seines Lebens bildete, daß alle gegen Frankreich gerichteten Unternehmungen sich zu Komplotten gegen seine Person zuspitzten, so hat der Fürst Bismarck diesen selben Gedanken auf Deutschland übertragen und bereits so weit realisiert, daß für die Gegner dieses Gedankens seine Person ebenfalls das eigentliche Angriffsobjekt bildet. Bekanntlich hat schon Leibnitz sich seiner Zeit über Deutschlands Politik dahin ausgesprochen, daß Deutschland nicht aufhören werde, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten habe. Alsdann, sagt Leibnitz, werden unsere Sachen ein anderes Aussehen haben. Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben, in sich selbst zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichtum, mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Art zu erjagen ist. Dies Zukunftsbild hat der Fürst Bismarck wenigstens annähernd in die Wirklichkeit überseht, und man begreift es, wenn er daneben auf alles Andere mit unbedingter „Wurschtigkeit“ herabsieht. Man dürfte kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß es dem Reichskanzler vorbehalten war, das Werk seines großen Vorgängers, nämlich das politische Übergewicht Frankreichs in Europa, zu zerstören, so daß die Nachwirkungen der Richelieuschen Politik bis an den Frieden von Frankfurt heranreichen und Richelieus Werk nur durch einen ihm ebenbürtigen Mann gebrochen werden konnte.

Daß der Kardinal Richelieu, obschon ein römischer Kirchenfürst, doch darauf hinarbeitete, eine französische Nationalkirche zu bilden, findet in dem Kulturkampfe

ein gewisses Seitenstück, freilich mit dem Unterschiede, daß der französische Staatsmann die Hugenotten nur politisch und nicht kirchlich unterwerfen wollte und von denselben nicht das Aufgeben ihrer kirchlichen Besonderheit, sondern nur ein nationales Verhalten verlangte.

Noch ausgesprochener aber berührt sich der Fürst Bismarck mit dem Kardinal Richelieu in seiner inneren Politik, in der Befestigung der königlichen Autorität, in der Begrüßung aller Mittelglieder und der Herstellung des Immediatverhältnisses zu der Masse des Volkes, wie sich dies, wenn auch einstweilen noch mangelhaft, in seiner sozialen Reformpolitik und insbesondere in der Betonung des praktischen Christentums und des sozialen Königtums verkörpert. Bekanntlich ist derselbe in letzter Zeit so weit gegangen, daß er das Recht auf Arbeit proklamiert und die Arbeiter als die Pflieger des Staates hingestellt hat. „Das Recht auf Arbeit,“ sagte Fürst Bismarck in einer Parlamentsrede, „anerkenne ich unbedingt und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Platze sein werde. Und liegt auch nicht das Recht auf Arbeit in unserer ganzen sittlichen und christlichen Weltanschauung begründet, daß, wenn jemand vor seine Mitbürger tritt und sagt: Ich bin gesund und arbeitslustig, finde aber keine Arbeit, daß er sagen kann: gebt mir Arbeit? Dazu ist der Staat verpflichtet.“

Ebenso sagt er bei einer andern Gelegenheit: „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, so lange er gesund ist; sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist.“

Selbst die Vorliebe für Kolonisationen hat der Fürst Bismarck mit dem Kardinal Richelieu gemeinsam und wird vielleicht demnächst mit demselben Rechte wie dieser als der erste prinzipielle Kolonisateur Deutschlands gepriesen werden.

Um aber von dieser politischen Abschweifung zu unserem eigentlichen Thema zurückzukehren, so liebte es der Kardinal Richelieu, wie Ranke sagt, von seinen Gärten bewacht, in den schattigen Parkgängen seiner Besitzung Rueil den Plänen seines umfassenden Geistes nachzuhängen, ebenso wie heute die Hälfte des Jahres die Fäden der deutschen, wir dürfen wohl sagen, der europäischen Politik in dem sorgfältig überwachten Varzin oder Friedrichsruh zusammenlaufen.

In der Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh hat man es deshalb auch nicht mit einer gewöhnlichen Geselligkeit, sondern mit einer Art von Staatsrat in partibus zu thun, und es ist nichts gewisser, als daß der Reichskanzler am fleißigsten und produktivsten ist, wenn er äußerlich der Ruhe zu pflegen scheint. Hier, fern von dem gewöhnlichen kleinen Geschäftstreiben, werden die großen Pläne gezeitigt, wie denn auch der Ausbruch des Krieges mit Frankreich den Fürsten Bismarck anscheinend in Varzin überraschte. Wer aber der eigentlich Überraschte war, das hat der Verlauf des Krieges demnächst mit voller Evidenz herausgestellt. Es gilt dies natürlich ebenso von der inneren wie von der äußeren Politik, und wir bezweifeln deshalb kaum, daß auch der diesjährige längere Aufenthalt des Reichskanzlers in Varzin und Friedrichsruh abermals eine Überraschung bringen wird.

Was endlich die Familie des Fürsten Bismarck betrifft, so hat diese, soweit

die urkundlichen Nachrichten zurückreichen, in der Altmark ihre eigentliche Heimat. Von da kamen Glieder der Familie im 13. Jahrhundert nach Prenzlau in der Uckermark, wo der Schöffe Gerhard v. Bismarck 1282 und 1283, Heidenreich 1283, Heinrich mit seiner Gattin Elisabeth geb. Gatow 1299, 1305 und 1311 und seinen vier Söhnen Conrad, Henning, Nikolaus und Gerhard in der Zeit von 1319—1336 erwähnt werden. Im 14. Jahrhundert verpflanzen sich Zweige der Familie nach der Briegnitz, wo 1328 Rodrigo in Kyritz vorkommt, und nach dem Magdeburgischen, im 16. Jahrhundert nach anderen Gegenden der Mittelmark, gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach der Neumark, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Pommern und Littauen und in diesem Jahrhundert nach Nassau und Württemberg und erwarben in allen vorbenannten Landschaften Güter. Vorzüglich begütert war die Familie in ihrem Heimatlande, der Altmark, nächstdem im Magdeburgischen und der Uckermark. Zu Prenzlau und zu Stendal gehörten die Bismarcks schon um 1280 zu den reichen und angesehenen Familien und bekleideten daselbst im letzten Viertel des 13. und im Laufe des 14. Jahrhunderts wiederholt das Amt eines Konsuls (in Prenzlau: Henning 1329; in Stendal: Heinrich 1283, Willekin 1299, Rudolph 1321, Johannes 1335, Claus 1340). Das älteste durch die Urkunden uns bekannt gewordene Glied der Familie v. Bismarck ist Herbord in Stendal mit seiner Gattin Margarethe von Offenor und seine drei Söhne Heyno, Franko und Willcko (1285), ebenfalls Bürger in Stendal. 1345 wurden die vier Gebrüder Nikolaus, Rulo, Johann und Christian, Bürger in Stendal, mit dem Schlosse Burgstall belehnt und traten dadurch in die Reihe der Beschloßten oder Beschlossenen der Altmark, in welcher Eigenschaft die Herren v. Bismarck mit dem Prädikat „Edle“ bereits 1388 neben den Alvensleben, Jagow, Bartensleben, v. d. Schulenburg und Knesebeck erscheinen. Im Besitze von Burgstall verblieb die Familie von Bismarck vom 15. Juni 1345 bis zum 16. Dezember 1562. Nikolaus v. Bismarck, den wir oben unter den vier Brüdern genannt haben, tritt besonders als Mann von Würde und Ansehen hervor. Man begegnet seinem Namen während der Jahre 1355 bis 1373 wiederholt in den Urkunden, wo er als Knappe, d. h. als Ritterbürtiger bezeichnet wird. Im Jahre 1356 fungiert er als Kanzellarius bei dem Markgrafen Ludwig dem Römer; in den Jahren 1363 bis 1367 als Kapitaneus des Erzbischofs Ditrich von Magdeburg; dann bis zum Jahre 1373 ist er Mitverweser des Erzstiftes Magdeburg; zugleich erscheint er als Kuria-Magister des Markgrafen Otto von Brandenburg. Er muß in der Altmark und im Magdeburgischen reich begütert gewesen sein. Auch seiner drei Söhne Rulo, Nikolaus und Johannes wird Erwähnung gethan; die beiden ersteren bewohnten das Schloß Burgstall. Auf Burgstall finden wir sodann die Gebrüder Claus und Henning, dann Hennings Sohn Rudolf; ferner die Söhne des Claus: Ludolf, Heydo und Henning, sodann Ludolfs Söhne; Gunther, Ludlof, Georg und Pantaleon; sodann Hennings Söhne: Busso, Claus, Ludolf und Ditrich; Bussos Söhne: Heinrich, Friedrich und Lorenz; endlich nach Ludolfs Tode (1534) seine Söhne Jobst, Joachim und Georg. Als nach dem Tode Joachims sich die beiden Brüder Jobst

und Georg im Besitze des Schlosses befanden, schlossen sie am 16. Dezember 1562 zu Leßlingen in ihrem und ihrer Vettern Heinrich und Friedrich Namen mit dem Kurprinzen Johann Georg einen Vertrag, wonach der letztere das Schloß Burgstall nebst Zubehör übernahm. Dafür erhielten Jobst und Georg das Amt Schönhausen mit den Dörfern Schönhausen und Fischbeck, während Heinrich und Friedrich das Kloster Crevese nebst den dazu gehörigen Dörfern erhielten. Friedrich genannt Permutator († 1589) stiftete durch seine zwei ältesten Söhne Ludolf und Pantaleon zwei Linien, nämlich durch Pantaleon die zu Crevese in der Altmark und durch Ludolf die Linie zu Schönhausen in der Altmark. Ludolfs (Rittmeister starb 1598) Sohn war Valentin. Auf Valentin folgte im Jahre 1620 sein Sohn Augustus, Hauptmann und Kommandant der Festung Peitz; auf Augustus I. folgt 1670 Augustus II. Landrat der Altmark; auf Augustus II. folgt 1732 August Friedrich, welcher Oberst bei dem Byreutschen Dragoner-Regiment war und im Jahre 1742 in der Schlacht bei Chotusitz fiel. August Friedrichs Sohn war der Rittmeister Karl Alexander v. Bismarck, der am 17. September 1797 starb. Karl Alexander hinterließ vier Söhne, nämlich: Ernst (Besitzer von Ünglingen und Vater des Generallieutenants Grafen v. Bismarck-Bohlen auf Karlsburg und Ünglingen), sodann Friedrich (Besitzer von Templin bei Potsdam, † 1831 als Generallieutenant), ferner Leopold (fiel 1813 bei Möckern als Major des Mecklenburgischen Husaren-Regiments) und Karl Wilhelm Ferdinand (Besitzer von Schönhausen und der Kniephoffschen Güter in Pommern, Rittmeister im Leib-Karabinier-Regiment, geboren am 13. November 1771, gestorben am 22. November 1845). Seine Söhne sind: Otto, Eduard, Leopold Graf von Bismarck-Schönhausen, und Bernhard von Bismarck, Besitzer von Külz und Jarchlin in Pommern, Geheimer Regierungsrat und Kammerherr. Daß die von Bismarck Erbauer oder überhaupt jemals Besitzer des altmärkischen Fleckens Bismarck gewesen seien, wird durch nichts beglaubigt. Bismarck befand sich bereits 1370 im Besitze der Familie von Alvensleben; wann und auf welche Weise dieselbe in den Besitz dieser Ortschaft gekommen, ist völlig unbekannt.



Des Bischofs Schwiegertochter.

Novelle von Rudolf Schmidt.

Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von J. Langfeldt.

I.

Der alte Herr saß an seinem großen eichenen Schreibtische, der vor dem mächtigen Bogenfenster aufgestellt war, von welchem man einen so entzückenden Ausblick hatte über den sonnigen, waldumsäumten Fjord mit dem Meere im Hintergrunde. Die klugen blauen Augen waren auf das junge

Mädchen geheftet, das vor ihm in einer Beleuchtung stand, die sonderlich geeignet war, ihre etwas strenge und ernste Schönheit hervortreten zu lassen. Das schwarze Seidenkleid, um welches ein weißer gestrickter Shawl mit großen offenen Maschen hing, umschloß ihre hohe, wohlgebaute, nur etwas zu schwächliche Gestalt mit der Reinheit und Festigkeit einer künstlerischen Drapierung. Und hierzu paßte der Ausdruck in ihrem Gesicht, auf dessen blasser Haut die Gemütsbewegung einen Schauer von Rot nach dem andern hervorrief. Ihre dunkelblauen Augen begegneten mit Betrübnis dem prüfenden Blicke, der mit einer gewissen ruhigen Ironie auf sie gerichtet war, während die Worte langsam und mit Anstrengung aus ihrem schmerzlich zusammengepreßten Munde sich Bahn brachen. Es war, als ob ein tiefer unerwarteter Schmerz ihre ganze Seele durchdringe, aber die breite, vielleicht ein wenig zu stark gewölbte Stirn, um welche eine Fülle brauner Haare wie ein Diadem sich legte, trug den Ausdruck ruhiger Bestimmtheit. Wie sie so da stand vor dem kraftvollen grauhaarigen Manne mit dem feingemeißelten Angesicht, über dessen untere Partie nur ein leichter, weichlicher Glanz sich breitete, der das würdige, erhabene Gepräge desselben nicht unbedeutend verringerte, würde ein Maler in den beiden Figuren ein treffliches Motiv zur Darstellung eines Dichters und dessen Muse gesehen haben.

Aber der alte Herr war kein Dichter, er war Bischof, der erste Geistliche des Landes. Seine Worte hatten in den Herzen gezündet, belebend auf das Gemüt gewirkt und dem suchenden Geiste Flugkraft zur Erreichung des Höchsten verliehen. Sein Wirken hatte sich nicht auf den einzelnen schönen Teil des Landes beschränkt, in welchem seine Wohnung in so unvergleichlichen Umgebungen sich erhob. Seine geschriebenen Worte hatten ein ganzes Geschlecht befreit und sicher durch die Drangsale und Kleinlichkeiten einer armseligen, herzkalten Zeit getragen; seine berufene und belehrende Sprache war von allen Gebildeten gehört worden. Zudem war sein Name in der Welt der Gelehrten wohlbekannt, auch außerhalb der Grenzen Dänemarks. In seiner hohen, geistlichen Stellung war er gar der Gegenstand dichterischer Verherrlichung gewesen; in begeisterten Zueignungen hatte man ihn bald mit diesem, bald jenem Apostel verglichen, und die gesamte Bevölkerung hatte hinter den Dichtern gestanden.

„Teure Erneste,“ sagte der Bischof, als sie endlich ausgeredet hatte, „sie nehmen die Sache viel zu schwer und ernst.“

Ihre traurig blickenden Augen nahmen den Ausdruck wehmütiger Überraschung an.

„Das sagen sie?“ rief sie aus.

„Wie sie hören, das sage ich,“ war des Bischofs ruhige Antwort. „Sie sind vierundzwanzig Jahre alt, sie sind kein Kind mehr. Ich glaubte, sie sähen Menschen und Verhältnisse, wie dieselben in Wirklichkeit sind.“

In ihrem blassen Gesicht machte die Überraschung einer so tiefen und schmerzlichen Enttäuschung platz, daß der hochwürdige Mann dadurch milder gestimmt wurde.

„Teure Erneste,“ fuhr er fort, „ich glaubte sie erwachsen genug, um die Schulmädchen-Ideale beiseite gelegt zu haben. Ihre Klage ist die pure Kinderei.“

„Euer Hochwürden haben mich nicht verstanden.“

„O doch! Mein Sohn ist wenige Jahre älter als sie; aber sein Sinn ist weit jugendlicher und Einwirkungen jeglicher Art zugänglich. Ich gebe zu, daß er in seiner Stellung als Pfarrer sich am besten von dergleichen Pöffen fern —“

„Das nennen sie Pöffen!“

„Ich räume ein, daß man einen schärferen Ausdruck gebrauchen könnte. Aber ziemt es sich für sie, Erneste, den schärfsten zu gebrauchen?“

„Euer Hochwürden haben mich doch nicht verstanden.“

Sie ging auf ihn zu, stützte ihre weißen Hände auf den Rand des Lehnstuhls und neigte sich zu seinem Ohr nieder, als fürchte sie, den Frieden des bucherfüllten Gemaches zu verletzen, wenn sie das, was sie ihm zu sagen hatte, laut sage.

Während sie redete, erhielten die Linien im Gesichte des Bischofs, in denen eine kalte, weltfluge Ironie sich prägte, eine etwas tiefere Aushöhlung, und der dichterisch weiche Zug um die Lippen zitterte fast unmerklich. Aber als sie den Kopf hob, flammend rot, mit Scham in allen Mienen und thränenvollen Augen, trug das formenreine Greisenantlitz ganz den Ausdruck ernster Mißbilligung, den die Situation erheischte.

Er nahm eine ihrer bebenden Hände in seine Rechte und ließ die breite, haarige Linke, an deren Mittelfinger ein großer ausgeschnittener Siegelring — das im ganzen Lande berühmte Königsgeschenk — so würdig und festlich erglänzte, beruhigend auf dieselbe sich herabsenken.

„Hier in meinem eigenen Hause!“ sagte er nach einer Pause. „Das ist schlimm, schlimmer als ich erwartet hätte.“

Er erhob sich, und während er beständig ihre eine Hand in der seinen hielt, legte er die andre um ihre Taille und wanderte mit ihr im Zimmer hin und wieder. Der lange, echtsamtene Rock bildete einen trefflichen Gegensatz zum blendend weißen Battist seiner enganschließenden faltigen Halsbinde, und machte die etwas gebeugte Gestalt, welche einen Rest ferniger Gesundheit aufzuweisen hatte, zu einer auf ihre Weise merkwürdig wohlausgearbeiteten Figur. Eine entsprechende Reflexwirkung übte das teppichbelegte Gemach mit der soliden Pracht seiner Regale und Kupferstiche, in welchem die Lehnstühle und Couchen mit ihren schwellenden Polstern vielleicht nur ein wenig zu weich waren, und in welchem die Farbenharmonie der Aufstellung zu streng durchgeführt war, um nicht den Eindruck des Gewollten, Gemachten hervorzurufen.

Der Bischof blieb mitten im Zimmer stehen und ergriff beide Hände des jungen Mädchens.

„Seien sie jetzt meine artige Erneste und vergessen sie das! Ich werde dafür sorgen, daß das Mädchen sofort aus dem Hause kommt, ohne daß man sich irgend einen Gedanken über den Anlaß bildet. Und dann werde ich Friedrich gehörig den Text lesen, darauf verlassen sie sich. An ihnen ist's aber, Nachsicht zu üben und durch die Finger zu sehen. Das ist es, was sich als Weib für sie ziemt, Erneste.“

Die qualvolle Überraschung in ihrem Antlitz malte sich stärker; vibrierende Linien schlängelten sich um den krampfhaft geschlossenen Mund. Aber es lag eine ruhige Entschlossenheit in den Worten, als sie endlich erwiderte:

„Ich kann Friedrich nicht wiedersehen. Die Verlobung muß aufgehoben werden. Ich kann nicht anders.“

Der Bischof hielt ihre Hände noch immer in den seinen.

„Sie fühlen sich gekränkt, Erneste, und mit Recht. Ich muß aber wiederholen, was ich vorhin sagte: Ihre Anschauungen und Forderungen sind zu lustiger, idealer Natur. Sie leben in einer wirklichen Welt, mit wirklichen Menschen. Jedes Geschlecht hat seine Fehler. Friedrich ist jung —“

„Er ist Pfarrer. Sie selbst haben ihn zu ihrem Adjunkten bestellt.“

Der ironische Zug im Gesichte des Bischofs bewegte sich kaum bemerkbar.

„Und doch ist er jung und ein weicher, unselbständiger Charakter. Und außerdem, es ist kein äußerliches Ärgernis gegeben, und ich werde schon Sorge tragen, daß nichts unter die Leute kommt.“

„Macht das in den Augen Euer Hochwürden einen Unterschied aus?“

Er ließ plötzlich ihre Hand fahren.

„Allerdings, mein Kind! Das macht einen Unterschied aus, und mein Gewissen, die Rücksicht auf das, was ich meinem Amte schulde, macht es mir zur Pflicht, denselben aufrecht zu erhalten.“

Seine Stimme hatte einen harten Klang angenommen; aber plötzlich wurde sie wieder weich. Indem er seine Hände auf die Schultern des jungen Mädchens legte, sagte er:

„Mir sind Friedrichs Fehler wohlbekannt, Erneste. Ganz gewiß kam mir dies unerwartet; ich glaubte, daß er jetzt zur Vernunft gekommen wäre. Aber, wie gesagt, ich kenne seine Fehler; von seinen Knabenjahren an habe ich vieles mit ihm ausgestanden, mehr, als sie sich wohl denken können. Deshalb hatte ich auf sie gerechnet, Erneste. Ich will offen gegen sie sein: schon von ihrer Kindheit an hatte ich den Gedanken, der sich mit Gottes Hilfe nun bald verwirklichen soll; er gehörte zu den liebsten meines Lebens. Ich habe sie konfirmiert; ich erkannte ihren hellen, klaren Verstand; ich fühlte, wie ihre ganze Seele meinem Worte sich öffnete. Auf der Stufe, auf welcher ich stehe, macht man seine Beobachtungen, Erneste. Glauben sie mir, ich wußte den Wert einer jungen Seele zu schätzen, die in ihrer ganzen Unerfahrenheit dem Worte des Dichters entsprach und in Wahrheit „erprobtes Gold“ war. Ich beobachtete sie anhaltend, ich sah, wie ihr Geist im Lichte meines Gedankens reifte. Ich betrachtete sie in der Stille als meine Tochter; aber ich sagte nichts. Und selbst als ihre Mutter starb, und sie die kleine Schule eröffneten, ließ ich sie ihren Kampf kämpfen. Ich wollte sie entwickelt und gestählt wissen; ich wollte bei ihnen die Eigenschaften erwachsen sehen, die ich an Friedrich vermißte —“

Trotz aller angewöhnten Selbstbeherrschung war seine Stimme bewegt geworden.

Sie hob ihre ernstesten Augen zu ihm auf und sagte:

„Was Euer Hochwürden da sagen, erfüllt mich mit Stolz und Freude — selbst in diesem Augenblick.“

„Dann klammern sie sich nicht an die Stimmung des Augenblicks wie eine sechzehnjährige Jungfrau!“ mahnte der Bischof aufs neue ruhig und mit einer gewissen Härte im Ausdruck. „Eine flüchtige Verirrung darf nicht so furchtbar ernst genommen werden, so — — Zudem wird die Hochzeit ja bald stattfinden, und dann werden sie Friedrich in ihre Hut bekommen. Ich verkenne es nicht, es wird eine schwere Aufgabe, aber eine Aufgabe, wie ein starkes Weib sich dieselbe wünschen muß, eine große, herrliche Aufgabe — bedenken sie das!“

Er blieb stehen, wie um zu hören, was sie entgegnen würde. Als sie schwieg, that er etliche Schritte auf das andre große Bogenfenster des Zimmers zu und sagte mit weicher Stimme:

„Kommen sie hierher, Erneste!“

Von dem andern Fenster bot sich ein Ausblick auf den Dom, den größten und schönsten des Landes, dessen rote Steinmasse mit der durchbrochenen, hochragenden, reichgezackten Turmspitze im leichten Goldglanze sich abhob gegen die schimmernde Luft und den fernen Hintergrund der schroffen, grüngekleideten Höhenzüge außerhalb der Stadt. Das Studierzimmer des Bischofs war gut gewählt; es besaß stimmungsvolle Ausblicke von beiden Fenstern.

„Sehen sie dies herrliche Bauwerk!“ sagte der Bischof, „mit demselben ist mein Wirken ein Menschenalter hindurch verknüpft gewesen, im Bewußtsein des Volkes ist es mit meinem Namen verwachsen. Man hat meinen innigsten Wunsch erfüllt: mein einziger Sohn ist zum Kapellan an demselben ernannt, er soll unter meinen Augen in seinem Amte sich üben und die Verknüpfung zwischen der Kirche und mir fortsetzen, wenn ich gestorben sein werde. So viel werden sie die Welt kennen, Erneste, um zu wissen, daß jede der besten Familien des Landes es sich zur Ehre anrechnen würde, mit meinem Hause in ein näheres Verhältnis zu treten. Sie sind in Armut und Zurückgezogenheit aufgewachsen — mißverstehen sie mich nicht: ich weiß ihren Wert zu schätzen; aber auch für sie muß es etwas bedeuten, ihr Leben in Glanz und Sonnenlicht emporgehoben zu sehen. Soll Friedrich seiner neuen Stellung genüge thun, so muß eine tüchtige Gattin ihm zur Seite stehen. Sehen sie die Sonne da draußen, wie sie im Untergehen alles mit einem versöhnenden und verklärenden Lichte überflutet. Ein solcher Abendtraum mit Schönheit und Frieden war diese Heirat für mich: Sie können ihn nicht zerstören wollen, Erneste!“

Sie blickte ihn traurig an.

„Es thut mir in der Seele weh, Euer Hochwürden betrüben zu müssen; aber ich kann nicht anders. Meine grenzenlose Ehrfurcht vor ihnen bestrickte mich, ihre Freundlichkeit und Güte hatte mich überwältigt. Die Verlobung kam zu stande, ich wußte selbst nicht wie. Das, was geschehen, hat mir die Augen geöffnet. Man sagt ja, die Liebe vermöge den Sinn zu ändern, sie verstehe es, einen Menschen niedrig, elend, treulos gegen sich selber zu machen. Jetzt erkenne ich es deutlich: ich liebe Friedrich nicht! Für das Unwürdige, das er sich zu

schulden kommen ließ, finde ich keine Entschuldigung. Ich habe nichts, das mich wieder an ihn binden könnte — garnichts. Im Gegenteil, mein Herz wird von einem Gefühle zusammengeschnürt, dem ich in ihrem Beisein nicht Namen geben darf. Ich weiß aber, daß dies Gefühl ein wahres ist; ich traue demselben wie meinem Bedürfnis nach Athemholen. Sie reden flehend zu mir und beschämen mich tief dadurch. Es wäre an mir, sie anzuflehen. Ich begreife die Sorge, die ich ihnen mache. Vergeben sie! O, vergeben sie mir! ich kann nicht anders! ich muß so handeln!"

Sie hatte sich auf die Kniee geworfen und seine Hand ergriffen. Thränen ergossen sich über dieselbe.

Er zog sie zurück, doch ohne Heftigkeit.

„Stehen sie auf, Erneste," sagte er, „und trocknen sie ihre Thränen! Wir müssen hier ruhig und klar sehen. Was sie mir mitteilen, ist betrübend, doch Zeit und Gewohnheit können's ändern. Hier im Leben muß einiges feststehen, andres sich fügen. Das, was hier feststeht, ist, daß sie sich in ein Verhältnis einließen, das durchaus keinen Bruch duldet. Die Verlobung ist überall bekannt, selbst die Königsfamilie weiß darum. In der Stadt hat sich das Gerücht so weit verbreitet, daß gar die alten Frauen im Krankenhause sie „des Bischofs Schwiegertochter" nennen —"

Er wurde mit einem Male wieder mild.

„— Sie selbst waren's ja, die mir das erzählte. Und es that mir so wohl, das zu hören. Sie müssen diesen Namen auch ferner tragen, Erneste!"

Sie blickte ihn noch einmal forschend an. Dann wandte sie sich, trat an eines der Büchergestelle, nahm einen Band herab, schlug eine bestimmte Seite auf und reichte ihm denselben mit Schweigen.

Es war eins seiner eigenen Werke. Die aufgeschlagene Stelle war eine der bekanntesten, oft zitierten; sie war in Lesebücher und Erbauungsschriften übergegangen und behandelte das Thema, daß niemand zweien Herren dienen kann. Es war Schwung, Wohlklang und Pathos darin.

Ein dunkles Rot färbte die Wangen des Bischofs, als seine Augen auf die Stelle sich hefteten, welche ihr Finger bezeichnet hatte. Ein Zittern durchlief seine Gestalt. Aber nur einen Augenblick; dann machte er das Buch zu, stellte es bedächtig an seinen Platz zurück und schaute harten Blickes auf das junge Mädchen. Es war der Hierarch, der gebietende Prälat, der jetzt das Wort führte:

„Ob es sich für sie ziemt, mir eine Abweichung zwischen Wort und That vorzuhalten, darüber will ich jetzt nicht rechten. Nur das will ich ihnen sagen, daß hier keine Abweichung vorliegt. Was man von ihnen fordert, ist ihre Pflicht, und die Pflicht ist der Herr, dem jeder gehorchen muß. Wie draußen der Turm über die Dächer der Kaufleute emporragt, so hoch steht mein Thun in den Augen der Menge. Aus Bischof Warners Haus darf kein Verstoß gegen die gute Sitte unter die Leute dringen und zum Gegenstand des Klatsches und der Winkelschreiberei gemacht werden. Wer den Verstoß verschuldet, der besleckt meine Ehre und greift mich in meiner Stellung an. Und diese heischt meine Pflicht mich

aufrecht erhalten. Kurz und gut, sie müssen diesen Knabenstreich vergessen, sie müssen sich mit Friedrich versöhnen und sich mit ihm und mir beim Fest auf dem Rathause zeigen. Sonst bin ich der, welchen sie angreifen, und ich werde mich zu verteidigen wissen. Und da alles ein Ende haben muß, so verlange ich, daß sie sich sofort entscheiden: Ja oder Nein?"

Während er sprach, kehrte die frühere Überraschung und Bewunderung in ihr Antlitz zurück, aber verstärkt und gesammelt, sodaß sie in einen Ausdruck von Schreck und Grauen überging. Ihre Lippen öffneten sich zu wiederholten Malen, wie wenn sie sich anstengte, um zu reden, aber kein Wort hervorzubringen im stande wäre. Noch einen langen kummervollen, in seinem Schmerze irren Blick warf sie auf den alten Mann, dessen Antlitz unbeweglich blieb. Als hätte sie einen Ausweg gefunden, riß sie dann mit einem Male den Ring vom Finger, legte denselben auf den Schreibtisch und entfernte sich.

Der Bischof ging hin und nahm den Ring. Dann hielt er ihn lange empor und betrachtete ihn mit einer Miene, wie wenn es ihm schwer fiel zu glauben, daß sie denselben wirklich zurückgegeben hätte.

II.

Niemand verstand das Kommandeurkreuz des Danebrogordens in der weißen rotgeränderten Halsbinde so zu tragen wie der Bischof. Es bildete, wie die übrigen Ehrenzeichen auf seiner Brust, ein natürliches Zubehör seiner ganzen Persönlichkeit; daher kam es auch, daß man dasselbe nicht weiter beachtete, während man es andererseits vermißt haben würde, wenn es nicht dagewesen wäre. Niemand war auch eine so stattliche Erscheinung in einem Gesellschaftssaale, und nur äußerst wenige verstanden einen urbanen Scherz, fein harzellerenden Wit in solchem Grade mit dieser vollkommenen sich nichts vergebenden Würde zu vereinigen.

Am wenigsten hatte der berühmte Redner und Verfasser zu fürchten, daß beim Feste auf dem Rathause jemand zugegen sei, der infolge seiner gesellschaftlichen Vorzüge ihm den Vorrang streitig machen werde. Da war der Amtmann des Kreises, Baron Balk, mit seinem breiten, vom Essen und Wein geröteten Gesicht, über welchem nur das Gepräge wirklicher Bravheit einen versöhnenden Schimmer breitete. Da war der Rektor des Gymnasiums, ein frummackiger Pedant, der in der Schule den Tyrannen spielte, außerhalb derselben aber im höchsten Grade unbeholfen und schüchtern war. Da war der Bürgermeister, einer der blinden Nachbeter der damals aufkommenden liberalen Presse, ohne anderes gesellschaftliches Kapital als ein Lager abgedroschener Witze von der Studentenzeit her, die er nach Punsch und schlechtem Knaster riechend zum Besten gab. Da waren die beiden Pfarrer der Stadt, die den Bischof nachäfften, wenn er fern war, in seiner Gegenwart aber demütige Statisten darstellten. Da waren Ärzte, Juristen, Zollbeamte, Fabrikanten und Agenten. In den Sälen des königlichen Palastes hätte der Bischof Aufmerksamkeit erregt; hier im Rathausssaale erglänzte er wie ein Stern.

„Die Verlobung ist also wirklich aufgehoben?“ wandte sich der Baron zum Bürgermeister, indem er denselben in eine Ecke zog. „Auf Ehre, das wird meine Damen interessieren.“

„Ich lauere eben auf ein Wort von ihm in dieser Angelegenheit,“ entgegnete der Bürgermeister, „auf so ein kleines Manifest wie das, welches er in seinen Predigten über die Ideen der Zeit loszulassen pflegt.“

Wo es irgend thunlich war, mochte der Bürgermeister gern ein wenig auf den berühmten Mann sticheln, der den neuen politischen Wortführern ein Dorn im Auge war.

„Er scheint sich die Sache nicht eben sehr zu Herzen zu nehmen,“ meinte der Baron, ohne sich weiter auf die Worte seines Begleiters einzulassen. „Dem Sohne ist auch nichts anzumerken.“

„Dem Sohne!“ erwiderte der Bürgermeister und zuckte die Achseln, als wäre das ein viel zu geringfügiges Thema, um bei demselben zu verweilen. „Der Alte hat ein dickes Fell, er ist ein kalter Göttersohn.“

Der Bischof näherte sich ihnen.

„Wie steht's zu Hause, Herr Baron?“

„Mein Frau und Tochter haben beide Katarrh, Euer Hochwürden. Doktor Benzen wollte ihnen durchaus nicht erlauben, heute abend hierher zu gehen.“

„Wenn sonst alles wohl steht, so überwindet man leicht einen Katarrh.“

Er sagte das mit ruhiger Fassung.

„Mein Sohn ist auch etwas angegriffen,“ fuhr der Bischof fort. — „Er hat eine schlechte Brust. Und dann wird's den Herren natürlich bekannt sein, daß er Kummer gehabt hat, großen Kummer.“

Die beiden Herren verneigten sich zustimmend.

„Natürlich ist's Fräulein Falkmann, welche die Verlobung aufhob. Das ist ja nun einmal das Vorrecht des Weibes, wenn sie mit einem ehrenhaften Manne zu thun hat. Sie ist nach Kopenhagen gereist und bleibt wahrscheinlich die Ferien da. Ihre Tante ist sehr krank. — Ich wünsche Ihren Damen gute Besserung, Herr Baron.“

Er ging majestätischen Schrittes weiter.

„Da haben wir das Manifest,“ meinte der Bürgermeister. — „Um, sie ist nach Kopenhagen gereist.“

„Wer ist nach Kopenhagen gereist?“ fragte der kleine Doktor Benzen, der eifrig herzugekommen war.

„Fräulein Falkmann.“

„Ja so.“

Die Worte entschlüpfen seinem Munde mit einer ganz eigentümlichen Betonung.

„Ihre Tante ist sehr krank,“ erklärte der Baron mit zusammengezogenen Brauen.

„Bewahre! Sie glauben doch nicht gar, daß —“

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn nur sie nichts glauben wollten, Herr Doktor!“ unterbrach ihn der Baron kalt.

Er wandte ihnen den Rücken und ging. Seinem schlichten Angesicht war der Unmut eines rechtschaffenen Mannes aufgeprägt.

„Er fühlt sich!“ sagte der Doktor.

„Der Aristokrat steckt ihm im Blute,“ versetzte der Bürgermeister. „Aber die guten Leute sollen sich nur in acht nehmen. Eine neue Zeitströmung wird sie hinwegführen.“

Was die Aristokratie auch immer gegen die Neuzeit versehen haben mag, hier zeigte sie sich im edelsten Lichte; denn der Baron war der einzige, der an diesem Abende zur Verteidigung eines in ihrem Rechte gekränkten Weibes eine Lanze brach. Eine Reise nach Kopenhagen war dazumal¹⁾ ein mißliches Ding für eine unverheiratete Dame, und der Ton, in welchem der erzürnte Doktor, der seinen Zorn an jemandem auslassen mußte, gleich darauf die Aussage des Bischofs einer der anwesenden Pastorinnen referierte, war durchaus nicht falsch zu deuten.

„Sie bleibt wahrscheinlich die ganzen Ferien da. — Man sagt, daß ihre Tante sehr krank ist,“ setzte er hinzu, um sich mit seinem Gewissen abzufinden.

„Das sagt man?“ äußerte verständnisvoll die Pastorin.

Der Doktor lächelte fast unmerklich, ward aber in demselben Augenblick für eine Whistpartie in einem der Seitengemächer gewonnen. Sobald er gegangen war, wandte sich die Pastorin an ihre Nachbarin und erzählte die Geschichte von der Reise nach Kopenhagen, ohne sich um den Zusatz zu kümmern, der in der verdünnten, vom Doktor überlieferten Form überhaupt nicht weiter gebracht wurde; die Geschichte selbst ging dagegen im Kreise der Damen bald von Mund zu Mund.

„Meine kleine Ottilie sah sie noch vor drei Tagen auf der Strandpromenade mit verweinten Augen,“ bemerkte die Frau Zollverwalter.

„Ja, — er ist ja auch ein lockerer Vogel gewesen,“ versetzte eine andre. „Aber das versteht sich — — Sagen sie mal, wer kann's wohl eigentlich —“

Das Gespräch der Damen sank zu einem Flüstern herab.

Unter „Er“ verstand man natürlich den Sohn des Bischofs, den jungen, kürzlich ordinierten Pfarrer. Er hatte Ähnlichkeit mit dem Vater; aber das Weiche, Unbestimmte war in seinen Zügen in ganz anderer Weise vorherrschend. Und während der Vater in seinem hohen Alter gesund und kräftig war, lag über dem Gesicht des Sohnes eine krankhafte Blässe gebreitet.

Die Frau des Agenten Nordholm betrachtete ihn mitleidig. Sie war mit dem ersten Kaufherrn der Stadt verheiratet und hatte eine einzige Tochter, die jedermann recht hübsch gefunden haben würde, wenn es nur nicht vollkommen ausgemacht gewesen wäre, daß sie einmal der Mutter gleichen würde.

„Sie grämen sich, Herr Pastor?“ sagte sie teilnehmend, als er an ihr vorüberging.

„Ich leugne nicht, es hat mir weh gethan,“ antwortete der junge Mann

¹⁾ Der Schauplatz der Novelle ist eine Kreisstadt Dänemarks in der Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts.

mit geziemendem Ernste. „Mir blieb aber keine Wahl, sie war's, welche die Verlobung aufhob.“

„O, ich verstehe. Sie ist ja nach Kopenhagen gereist?“

„Sie ist nach Kopenhagen gereist.“

Madame blickte zur Seite und errötete vor Freude. Der Bischof war im Vorübergehen stehen geblieben und hatte stumm und feierlich dem Gespräche gelauscht. Der eigentümliche Ton, in welchem die Worte gesprochen wurden, entging ihm nicht; er sagte aber nichts.

III.

„Unterzeichnete, welche fünf Vierteljahre in England war, erbietet sich, Damen und Kindern gründlichen Unterricht im Englischen zu erteilen. Man wende sich gefälligst zwischen 11 und 1 Uhr an

Ernestine Falkmann,

— — straße 5, 2 Treppen hoch.“

Die Annonce war mit großen lateinischen Lettern gedruckt, sie mußte also jedenfalls in die Augen fallen. Trotzdem stand sie zum dritten Male in der Zeitung, ohne bis dahin den geringsten Erfolg gehabt zu haben. Ernestine mußte unwillkürlich lächeln, als sie das Blatt beiseite schob.

Und doch! Es hatte sich jemand gemeldet, schon als die Annonce zum ersten Male darin stand. Es war eine ältliche, unverheiratete Institutsvorsteherin gewesen, die sich so ungemein gefreut hätte, eine Dame für ihre Anstalt zu gewinnen, welche die englische Sprache an Ort und Stelle studiert hatte: das würde sich so schön auf ihrem Programm ausnehmen. Ob aber das Fräulein nicht geneigt wäre, zugleich den Unterricht im Schneidern, geometrischen Zeichnen und in der Weltgeschichte zu übernehmen? Das würden zusammen täglich vier Stunden werden, und dafür wollte sie monatlich zehn Reichsthaler zahlen. Sie setze nämlich voraus, daß es dem Fräulein weniger um die Einnahme als um eine Wirksamkeit zu thun wäre.

Es war ihr aber wirklich um die Einnahme zu thun. Das kleine Erbe war verbraucht, und jetzt — —

Sie stand vor einem neuen Abschnitte in ihrem Leben. Die entschwindenen anderthalb Jahre glitten an ihrem geistigen Auge vorüber wie in einem wachen Traume.

Die Verlobung aufzuheben war ihr nicht schwer geworden. Sie hatte vielmehr die sichere Empfindung, daß, selbst wenn jene Entdeckung nicht gemacht worden wäre, die Stunde trotzdem gekommen sein würde, da sie — vielleicht als seine Gattin — bereut hätte, diese Verbindung nicht gelöst zu haben. Friedrich Marner hatte sie mit geheimem Abscheu und Ekel erfüllt, — dessen war sie sich nach dem Bruche schnell bewußt geworden. Und daß sie einst seine Werbung angenommen hatte, daran war die Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Vater schuld gewesen. Aber welchen Anstrich von Häßlichkeit und Widerwärtigkeit erhielt dies

verwischte Ebenbild, wenn man es in der Nähe betrachtete. Weckte es nicht sogar einen unerklärlichen Zweifel an ihn, den vornehmen, hochbegabten Mann, zu dem sie von Kind auf emporgeschaut hatte wie zu einem Wesen, das hoch über Menschliches hinaus erhoben war. Und wie hatte sie ihr Hirn mit unwillkürlichen Vergleichen gemartert! Welch eigentümlich niederschlagendes Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, wenn sie sich wider ihren Willen sagen mußte, daß der glatte, lebensfrohe Weltmann, der im Charakter des Sohnes den Grundzug bildete und von einem geschulten Auftreten und einer angewöhnten Redeweise nur schlecht verdeckt wurde, mit einem Etwas im Wesen des Vaters lose zusammenhing, das ihr erst im täglichen Umgange mit ihm entgegengetreten war, ohne daß sie dasselbe verstanden hätte, obgleich es so unheimlich und niederdrückend auf sie wirkte. Aber wie es der liebevoll geäußerte Wunsch des Bischofs gewesen, der die Verlobung zu stande kommen ließ, so würde derselbe Wunsch, den sie in Demut zur leitenden Richtschnur ihres Lebens zu machen sich bestrebte, sie auch bewogen haben, ihr gegebenes Wort zu halten. Durch einen reinen Zufall, eine unerwartete Überraschung auf der einsamen Treppe des großen, weitläufigen Hauses war dann die Entdeckung gekommen.

Sie pries ihren Gott dafür, trotz aller Leiden, die gefolgt waren.

Die Krankheit der Tante war langwierig gewesen. Erst nach sechs Wochen hatte der Tod ihren Leiden ein Ende gemacht. Als einzige Verwandte war sie an dem Krankenlager geblieben, bis der schwere Kampf ausgekämpft war. Aug in Aug mit dem grassen Tode war ein Gefühl ruhiger Sicherheit und Tröstung über sie gekommen. Es war die Hoffnung in ihr wach geworden, daß der berühmte, überlegene Mann ihre Festigkeit achten und aufs neue die Sonne seiner Güte über sie leuchten lassen würde, wenn das Vatergefühl, das ihn blind und schwach machte, nicht mehr so gewaltig erregt sei. Und als endlich die brechenden Augen der Tante in einem letzten Aufblitzen die ihrigen suchten, da fühlte sie inmitten der Thränen und Rührung eine unerklärliche Sicherheit und Ruhe.

Dieselbe sollte auf die Probe gestellt werden.

Daß bei ihrer Rückkehr in die Kreisstadt nicht weniger denn fünf der angesehensten Familien ihre Kinder aus der Schule nahmen, schrieb sie dem Umstande zu, daß sie die Ferien über die gesetzlich bestimmte Zeit hinaus verlängert hatte, um nicht die Sterbende verlassen zu müssen. Auch der Gedanke stieg in ihr auf, daß vielleicht ein Mächtiger im stillen seine schirmende Hand über ihrem Unternehmen gehalten und jetzt dieselbe zurückgezogen habe. Das waren aber auch die einzigen Vorstellungen, die sie sich darüber bildete.

Erst nach und nach kam es über sie wie etwas, das sie nicht zu begreifen vermochte und dessen Wesen ihr viel zu fremdartig war, als daß sie dasselbe völlig deuten und verstehen konnte. Aber immer bestimmter machte das Gefühl sich geltend, daß ein geheimer Einfluß wirksam sei, der ihr stilles, einsames Dasein untergraben wollte. Mit unbeschreiblicher Überraschung bemerkte sie die Blicke, die man ihr zuwarf, wenn sie von der langwierigen Krankheit der Tante

sprach. Am wenigsten konnte sie aber die Dummheit der Menschen fassen, wenn diese sich vorgenommen haben, böshaft zu sein. Da der Tod der Tante unmöglich zu bezweifeln war, so begriff sie nur schwer, daß man die vorausgegangene Krankheit einem Zweifel unterwerfen und ihre durch dieselbe veranlaßte Abwesenheit zum Gegenstand beleidigender Auslegungen machen könnte.

Und doch dämmerte es ihr allmählich im Bewußtsein, daß es ihre Würde, ihre weibliche Ehre sei, der die wohlwollende Opinion der Kreisstadt auf grund der gehobenen Verlobung schaden wollte. Sie lernte es aus Blicken und Mienen lesen. Sie merkte es an den Kindern, die sie behalten, und von denen die meisten unbemittelten Eltern angehörten. Es trat ihr entgegen aus der Mütter Rede, aus hingeworfenen Worten schlichter Leute. „Wer hoch will fliegen, oft niedrig muß kriechen!“ hatte eines Morgens eine Frau an einer Straßenecke gesagt, als sie vorüberging.

Betrachtete die Stadt sie wirklich als eine ehrlose Abenteuererin? War ihr Bruch mit dem Sohne des Bischofs als eine mißlungene Speculation von ihrer Seite gedeutet worden? Noch hatte sie im Sumpfe der unwürdigen Mutmaßungen nicht den Grund erreicht.

Der Zufall wollte, daß ihr die Augen vollends geöffnet wurden. Ihr kleines Haus war eins der letzten an der Landstraße, die gen Süden führte. Noch etwas weiter hinaus, am Ende eines Nebenweges, auf welchem man zwischen lauter Gärten nach dem ärmeren Stadtteil gelangte, lag ohne Gegennachbarn noch ein Haus, in welchem eine Damenschneiderin ihr Domizil aufgeschlagen hatte. Dieselbe empfahl sich fleißig im Kreisblatte als Verfertigerin von Knabenanzügen, trotzdem war ihre Kundschaft eine geringe, und zweifelsohne war die Gegend, in der sie sich niedergelassen hatte, nicht eben eine gut gewählte zu nennen. Und doch schien sie ihr gutes Auskommen zu haben, jedenfalls sah man sie stets in gewählter und eleganter Kleidung. Kam einer abends zufällig den Weg geschritten, der in die Landstraße ausmündete, so erblickte er regelmäßig Offiziere vom Husarenregimente, das in der Stadt garnisonierte, sowie Glieder des hochachtbaren Handelsstandes. Außerdem befanden sich unter denen, die hier die kühle Abendluft genossen, einzelne ältere Bürger, verheiratete Männer, die mit öffentlichen Vertrauensämtern bekleidet waren. Begegneten sich diese ältlichen Kavaliere zufällig am Eingange des kleinen Gartens, der zum Eckhause gehörte, so warfen sie einander grimmige Blicke zu, und Frau Fama wollte wissen, daß ein bitterer Zwist zwischen etlichen hervorragenden Mitgliedern des Rats, die sonst stets einig gewesen, sich von einer derartigen Abendbegegnung herschrieb.

Die Damenschneiderin ging unverdrossen stets denselben Weg, wenn Ernestine nach der Stadt mußte. Es war also nur natürlich, daß sie derselben hin und wieder begegnete. Wenn das hohe wohlgewachsene Mädchen, dessen rotwangiges Gesicht zu vulgär war, um eigentlich schön zu sein und ein zu gutmütiges Gepräge trug, als daß man dasselbe geradezu frech nennen konnte, sonst an ihr vorübergegangen war, so hatte dieselbe stets ihren Kopf leicht errötend zur Seite gedreht. Und nun begegnete sie derselben eines Tages gerade vor ihrer Thür.

Diesmal wandte die Damenschneiderin ihre Augen nicht seitwärts, richtete vielmehr einen jovial ermunternden Blick auf sie, als wollte sie sagen, daß es in dieser Welt Dinge gebe, über die man hinwegkäme, ja, in dem Moment, als sie vorüberging, hatte sie sogar den Mut, ihr unmerklich zuzunicken. Der überraschte und erzürnte Blick, der dann dem ihren entgegenkam, hatte sie gezwungen, die Augen niederzuschlagen, während ein stärkeres Rot sich über ihr Gesicht ergoß.

In dem Moment, als beider Augen sich begegneten, hatte ihr ein Instinkt gesagt, welcher Art die Gerüchte waren. Jetzt verstand sie die Seitenblicke und Andeutungen; jetzt begriff sie, daß alle bösen Mächte gegen sie losgelassen und daß sie einer schleichenden Schmach gegenüber wehrlos sei, welche die Luft um sie her verpestete. Anfangs bäumte sich ihr stolzer Sinn gegen das schmäbliche Unrecht und gebot ihr, demselben stille Verachtung entgegenzusetzen; aber gerade ihr Stolz war's, der sie bald bewog, die Sache von einer anderen Seite aufzufassen. Die Schlechtigkeit und Jämmerlichkeit dieser Menschen war doch im Grunde zu groß, als daß es sich lohnte, derselben zu trotzen. Und dann schmerzte sie das Unrecht gleich spizigen Dornen; der Selbsterhaltungstrieb gebot ihr fortzugehen und eine reinere Luft zu atmen.

Waren ihr nicht an demselben Tage 2500 Reichsthaler zugestellt worden, der Erlös des Nachlasses ihrer Tante? Und ging nicht in den nächsten Tagen ein Dampfer von der Kreisstadt direkt nach Newcastle? Was hielt sie denn noch zurück? Was sie drüben wollte, war ihr noch nicht klar; als aber ihre Gedanken sich auf England richteten, stand es auch schon bei ihr fest, daß sie mit diesem Schiffe fort müsse und wolle.

Ihre Angelegenheiten waren bald geordnet. Von allen Seiten kam man ihr mit einer absonderlichen, ironischen Zuverlässigkeit entgegen; leichter und glatter konnte nichts von statten gehen. Und so saß sie denn am Morgen ihrer Abreise in ihrem verödeten Zimmer. Nun erst drängte der Gedanke auf sie ein, daß sie am Krankenlager der Tante die geheime Erwartung genährt hatte, Friedrichs Vater würde der Ehrlichkeit ihrer Absichten endlich ihr Recht widerfahren lassen und ihr seine Güte aufs neue zuwenden. Sie hatte sich nicht erfüllt. Im Gegenteil, auf dem Marktplatz war er an ihr vorübergegangen, stolz und stattlich, ohne sie eines Blickes zu würdigen, während er zu den Fenstern des Agenten hinaufgegrüßt hatte. Aber von dieser Schändlichkeit wußte er nichts: davon war sie vollkommen überzeugt, es konnte nicht anders sein. Er würde sich sonst zu ihrer Verteidigung gerührt haben.

In dieser Abschiedsstunde stürmte es mit erneuter Macht auf sie ein, daß ihr Herz noch immer an dem hochbegabten Manne hänge, mit dessen Wort und Schrift sie aufgewachsen, zu welchem ihre Mutter emporgeschaut hatte, und der ihr selbst, nach den Worten des Dichters, als:

„Ein Leitstern ihrer Ehrfurcht hell und hehr“

erschieden war.

Er war unbillig und hart gewesen, und in der Art und Weise, wie er die Enthüllung aufgenommen, mit der sie ihn am liebsten verschont hätte, war ihr in

seinem Wesen etwas entgegengetreten, das sie mit Verwunderung und Schrecken erfüllte. Und doch fühlte sie, daß ihr Sinn sich der gewohnten Einwirkung noch immer in Ehrfurcht beugte. Seine Werke hatte sie mitgenommen und dieselben ohne irgend welche Gedanken in den kleinen Koffer gepackt, in dem sie ihre wertvollsten Sachen verwahrte, diejenigen, welche sie nicht der Gefahr des Verlierens aussetzen wollte. Nun hieß sie gut, was sie ohne weiteres Nachdenken gethan hatte: so mußte es eben sein.

Noch wartete ihrer eine weitere bittere Kränkung. Sie standen da in Menge auf dem Hafendamm, die wackeren Männer der Stadt mit ihren Damen, als das Schiff davonsegeln sollte. Niemand beachtete sie, als die Droschke vorüberfuhr, niemand grüßte. Und doch waren sie alle um ihretwillen da. Auch der Baron hatte sich eingefunden, mit einem vom starken Essen geröteten Gesicht wie gewöhnlich. Als sie über die Landungsbrücke an Bord ging, zog er tief seinen Hut. Dann entfernte er sich sofort, und man hätte glauben können, er sei einzig und allein gekommen, um zu zeigen, wie weit die Aristokratie hinter dem vorge-schrittenen Bürgerstande zurückstehe.

Es legte sich wie ein Alp auf ihre Brust. Sie blieb aber ruhig auf dem Deck sitzen, bis die Schiffsglocke ertönte und der Dampfer langsam den prachtvollen Fjord entlang glitt, der an beiden Ufern in die Herrlichkeit des Sommers gekleidet war. Dann übermannte sie die Schwäche, sie fühlte sich krank aus Trauer, ihr Herz schnürte sich zusammen vor Schmerz über die Jämmerlichkeit der Menschen. Ihr Gesicht wurde blaß. Der Kapitän gab dieser Blässe eine praktische Auslegung; er trat auf sie zu und fragte teilnehmend, ob er sie nicht lieber in die Kajüte führen solle.

Inmitten ihres Schmerzes mußte sie lächeln. Nein, seekrank wäre sie nicht und Gottes freien Himmel müsse sie über sich haben. Eine Viertelstunde später flog der Dampfer in die offene See hinaus. Das Schiff zerteilte mühelos die grünlichen Fluten, und ein Windstoß vom Lande legte es auf die Seite. Sie mußte sich am Tauwerk festhalten, um nicht von der Bank herunterzugleiten, auf der sie Platz genommen hatte. Sie spürte den schneidenden Wind durch den Handschuh hindurch — er ließ ihre Hand vor Kälte erstarren. Aber sie fühlte ihr Herz erleichtert und befreit und blieb, wo sie war. Und droben von der Schanze meinte lächelnd der Kapitän, daß das Fräulein jetzt wieder rote Wangen habe.

Eine dreitägige Fahrt mit der einzigen Aussicht auf Himmel und Meer; beständig die blaue, sonnige und wolkenfreie Kuppel über dem immer gebrochenen Spiegel der breiten, rollenden Nordseewogen. So stolz auch immer der Anblick ist, so erhält er doch bald etwas Leeres und Ermüdendes; die menschliche Phantasie fühlt sich zu ohnmächtig, in das Unendliche Leben zu zaubern. Für sie hatte aber dies ewige Einerlei, das Abbild der Ewigkeit, etwas geheimnisvoll Anziehendes. Sie war es ja gewesen, die in ihr Leben eingegriffen hatte; durch sie war das Unrecht und die Schmach gekommen — wie wohlthuend war das Gefühl, daß sie es gewesen. Fast schämte sie sich ihres Grames und Schmerzes. Sie

würde auch fernerhin eine Botschaft an sie haben, für die es den Sinn offen zu halten galt, und als wollte sie sich darauf vorbereiten, starrte sie hinein in das unveränderliche Blau und hinaus über die ewig bewegliche Wasserwüste, wo das Bild der Sonne zu einem endlosen Streifen flüssigen Silbers verzerrt ward. Und das Einerlei bot ja auch eine Abwechslung: den Abend mit Sonnenuntergang und Sternen.

Man hatte ihr ein Boarding-House in einer kleineren englischen Stadt empfohlen, das außer den gewöhnlichen Leistungen einer Pension Damen Unterricht in englischer Sprache und Litteratur anbot. Ihre Kenntniss der Sprache war so gering, daß es, falls sie in England leben wollte, vor allem geboten schien, sich dieselbe gründlich anzueignen. Und indes würde sie Zeit gewinnen, sich zu sammeln und einen Lebensplan zu entwerfen. Der Entschluß war ihr so jählings gekommen; und sie hatte ihn zur Ausführung gebracht, weil sie mußte. Nun erst empfand sie, welche formlose, verschleierte Leere vor ihr lag.

Mrs. Thistlethorn war eine ungemein ernste und würdige Dame, was sie indes nicht hinderte, aus ihren Pensionärinnen auf jede erdenkliche Weise Vorteil zu ziehen. Die dänische Miß gehörte zu denen, die sie in ihrem Hause gern sah. Was sie zu Lunch und Mittag an Roastbeef und Hammelfleisch verzehrte, war, selbst nach Mrs. Thistlethorns gewiß nicht unbefangener Meinung, so viel wie garnichts. Und dann verließ sie sich mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihre Wirtin, wenn es Kleidereinkäufe zu machen galt. Mrs. Thistlethorn hatte nämlich in der Stadt ihre Verbindungen; an sie wurde alles geliefert, und sie führte dann ihrerseits die Gegenstände in den Rechnungen auf, welche allmonatlich ausgestellt wurden. Niemals regte sich in dem ernstesten dänischen Mädchen der Argwohn, daß die einzelnen Posten möglicherweise nicht unbedeutend erhöht seien, während die Töchter der grünen Insel und die kleinen schwarzäugigen Französinen sehr bald herausfanden, daß die würdige Dame einen kleinen Betrug nicht scheue.

Von dem England, das außerhalb ihrer Grafschaftsstadt lag, kannte Mrs. Thistlethorn nicht viel und erst recht nichts von der Welt außerhalb Englands. Sie war aber von den Vorzügen des englischen Individuums im allgemeinen und von dem Werte ihres Unterrichts in der englischen Sprache und Litteratur im besondern so fest überzeugt, daß es ihr durchaus nicht in den Sinn kam, sich die Frage vorzulegen, was eine dänische Dame, deren Erziehung dem Alter nach als abgeschlossen betrachtet werden mußte, in ihrem Hause eigentlich suche. Sie rühmte Miß Falkmann bei jeder Gelegenheit als eine wirkliche Lady und unterließ nicht hinzuzufügen, daß es sie freue, derselben „Obdach und Schutz gewähren“ zu dürfen.

Nur eins erregte bald ein gewisses Mißvergnügen. Mrs. Thistlethorn unterrichtete selbst ihre Pensionärinnen. Als Pfarrerswitwe war sie etwas wählerisch und trachte in ihren Litteraturstunden einem unveränderlichen, einmal gezogenen Geleise nach, das durch die fadeften und langweiligsten Gegenden der englischen Bücherwelt führte. Im allgemeinen gingen ihre jungen Pensionärinnen gern auf die Anschauungen ein, welche sie bezüglich dessen, was eine Lady lesen und kennen müsse,

entwickelte, und trabten gehorsam, wenn auch nicht gerade allzu eifrig, hinterher, wenn sich Mrs. Thistlethorn auf ihre hochkirchliche Rosinante schwang. Sobald aber die ersten sprachlichen Schwierigkeiten überwunden waren, zeigte ihre dänische Schülerin eine entschiedene Neigung, ihre eigenen Wege zu gehen.

Sie merkte, daß eine stille Zeit der Reise gekommen. Da galt es, für eigene Rechnung einzuheimen und den Sinn groß und klar auszuwachsen zu lassen.

Der Ort gehörte zu jenen friedlichen englischen Städten, in denen die Vorzeit einen Bund geschlossen zu haben scheint mit der idyllischen Ruhe der Natur, um die Gegenwart fernzuhalten. Die Stadtmauer zeigte Spuren römischer Architektur, der alte verwitterte Dom war einer der merkwürdigsten Zeugen gotischer Baukunst. In den Straßen weckte jeder Schritt ein Echo, und draußen zog sich ein Kranz anmutsvoller Umgebungen um die Stadt, die in ihrer Üppigkeit und Fruchtbarkeit Auge und Herz so ergriffen, daß man des Eindrucks sich nicht erwehren konnte: so grünes Gras, so wogende Saaten, so stattliche, breitblättrige Linden gäbe es nirgends sonst in der Welt. Hier wanderte sie, Dank der englischen Ungebundenheit, an hellen Sommernachmittagen, bis das Zwielficht anbrach. Hier war's auch, wo sie die englischen Dichter und Prosaisker älterer und neuerer Zeit kennen lernte.

War's auch der Zufall gewesen, der sie hierhergeführt, so erkannte sie bald, daß dies die rechte Welt für sie sei. Diese stolze Prosa, die in der Gedrungenheit des Satzbaues machtvoll und elastisch war wie die beweglichen Muskeln unter dem Felle des Tigers; diese Poesie, die im Flügelschlage eines Meeradlers breite Schwere barg, diese wilde, von Humor durchblitzte Schwermut, diese thränenerstickte Ironie, und auf der andern Seite diese lichte Fülle im Ausdruck des Gedankens, diese Männlichkeit und Ehrlichkeit des Gefühls warf Lichtstrahlen in ihre Seele und hinterließ einen bleibenden Eindruck von Selbstbewußtsein und Ruhe. Sie hatte etwas gefunden, das ihr verwandt war. Im Lesezimmer der Stadtbibliothek hing am Fenster ein Kupferstich, einen jungen Krieger im Laden eines Waffenschmiedes darstellend. Es war wohl nur ein Zufall, daß er da hing; ihr kam es aber vor, daß der Ort trefflich gewählt sei. Sie fühlte, daß sie sich zum Kampfe ums Dasein rüste, und sie that es mit freudigem Mute, hatte sie doch die Empfindung, daß ihr erster Streit ein Sieg gewesen war.

Während sie sich so in eine für sie neue Litteratur vertiefte, wurde sie sehr oft an den Bischof erinnert, zumal, wenn sie sich in den prachtvollen Säulengängen der ältern englischen Prosa erging. Auch er war hier gewesen, das spürte sie deutlich. Bisweilen fiel es ihr sogar auf, daß das, was sie an den Schriften des Bischofs als kühn und originell bewundert hatte, offenbar mit geschickter Hand aus seinem ursprünglichen Zusammenhang losgelöst und auf geistvolle Weise in seinen eigenen Gedankenkreis gefügt war, ohne daß aber die Entlehnung recht klar zu Tage trat. Das that ihrer Bewunderung und Ehrfurcht aber keinen Eintrag. Also auch dieser mächtige Geist hatte lernen und aufnehmen müssen — wie natürlich! Und das, was ihren Geist reifte und entwickelte, hatte auch auf ihn eingewirkt. Aber zu gleicher Zeit mußte sie sich sagen, daß sein

rastloser Gedanke in der Stille noch mannigfaltige Gegenden der Bücherwelt außer dieser abgesehen habe.

Er war's auch, zu dem sie immer wieder zurückkehrte. Seine Schriften waren es, an deren Lektüre sie eigentlich erprobte, was sie eingeheimst hatte. Und mußte sie sich selbst gestehen, daß er nicht den Größten beigezählt werden könnte, wie sie in ihrer Unerfahrenheit geglaubt hatte, so gehörte er doch jedenfalls zu den Großen. War auch, wie sie mit Verwunderung entdeckte, im allzu geglätteten Fluß seiner Rede unendlich weniger Kraft und Ursprünglichkeit als worüber bei den eigentlich Erwählten das menschliche Vermögen gebietet, so war es doch immerhin das Wort eines in Wahrheit übergeordneten und selbständigen Mannes. Und fanden sich in seinen Schriften auch unerwartete und bedeutende Entlehnungen, so steckte doch in der Zusammenfassung und Verarbeitung etwas, das im eigentlichsten Verstande sein Eigentum war. Das redete zu ihr mit der Stimme ihrer eigenen Seele, das hing durch die Sprache mit ihrem Gefühlsleben in seinem ganzen Umfange zusammen. Die Schriften des Bischofs waren und blieben ihre liebste Lektüre.

Was die Versorgung mit Büchern anging, so war es ein Glück, daß Mrs. Thistlethorns Sohn der Bibliothek vorstand. Er war Graduate an der Universität zu Cambridge, und Ballholz und Wettrudern hatten von Kind auf seine Muskeln gestählt. Der ruhige, breitschulterige junge Mann mit dem sonnverbrannten, bärtigen Gesicht entsprach nicht den Vorstellungen, die sie sich von einem studierten Herrn zu machen gewohnt war. Nichtsdestoweniger gebot Ralph Thistlethorn über einen ungewöhnlichen Schatz von Wissen. Er wohnte nicht im Hause der Mutter, kam überhaupt nicht oft in dasselbe und hatte sicherlich seine Bedenklichkeiten bezüglich ihres Unterrichtes in der Litteratur. Da aber mit seiner Stellung eine elegante Freiwohnung verbunden war, so wurde das etwas kühle Verhältnis zwischen Mutter und Sohn kaum bemerkt. Sonntags nahm er regelmäßig an den Mahlzeiten teil, und wenn er dann als einziger anwesender Herr nach englischer Sitte vorschritt, so waren die Fleischscheiben ungleich dicker als an den übrigen Tagen. Im übrigen zeigte er sich den jungen Damen der Pension gegenüber kalt und gemessen; sobald er aber wahrte, daß Miß Falkmann auf eigene Hand zu studieren anfing, bot er ihr mit größter Artigkeit seine Dienste an. Sie acceptierte dieselben mit Dank und kam nicht selten auf die Bibliothek; ihr Gespräch drehte sich aber nur um die Bücher, welche sie wünschte. Inhalt wie Zweck derselben berührte er nie.

Die englischen Wintertage hatten am prasselnden Kamin denselben Frieden wie die sonnigen Tage des Sommers und des Herbstes, und der Jahresring hatte sich seit ihrer Ankunft geschlossen, ohne daß sie recht wußte, wo die Zeit geblieben war. Sie sollte auf eine höchst prosaische Weise daran erinnert werden. Mrs. Thistlethorns Boarding-House gehörte nicht zu den billigen. Ihre Vorstellungen bezüglich dessen, was eine Lady anschaffen und verbrauchen müsse, waren sehr weitgehend, und ihre Rechnungen infolge dessen ziemlich hoch. Als sie einen

Überschlag anstellte, ergab sich, daß die aus Dänemark mitgeführte Summe derart zusammengeschmolzen war, daß eine Bestimmung getroffen werden mußte.

Sie fühlte sich auch gewappnet und bereit. Welchen Weg sie aber einschlagen sollte, darüber war sie sich nicht klar, und bald gelangte sie zu der Erkenntnis, daß der Wege nicht viele waren.

Es war natürlich, daß sie Mrs. Thistlethorn um Rat fragte. Die würdige Dame zeigte sich aufs äußerste überrascht, als sie erfuhr, daß Miß Falkmann eine Lebensstellung suche. Bis dahin hätte sie nur Ladys in ihr Boarding-House aufgenommen, die ihre Erziehung vollenden wollten? Eine situation? Sie wüßte keine andre, als einen Platz als governess oder Gesellschaftsdame zu suchen. Aber die junge person, die eine solche finden sollte, müßte von Hause genügende Empfehlungen und Zeugnisse aufweisen können? Ob Miß Falkmann solche besäße?

Sie erklärte offenherzig, daß sie deren keine besäße und ebensowenig gewillt wäre, sich solche zu verschaffen.

Mrs. Thistlethorns Würde verdichtete sich zum finstersten Ernste; sie nahm einen gereizten, zugespitzten Charakter an, der an den Wortlaut ihres Namens erinnerte. Sie wäre nicht neugierig, sie stellte nie Fragen, sie verließ sich völlig auf die Ehrenhaftigkeit ihrer Pensionärinnen. Verhielte es sich aber, wie Miß Falkmann gesagt, so beklage sie sehr, außerordentlich sehr, sie ohne Arg in ihr Haus aufgenommen zu haben, in ihr Haus, das bei den most respectable Familien Irlands und Frankreichs gesucht wäre. Natürlich hätte sie daselbe ungeachtet der prompten Berichtigung ihrer Rechnungen noch zu Ende des Monats zu verlassen.

Die unverblünten und unbarmherzigen Worte summten ihr noch in den Ohren, als sie am Fenster des Wohnzimmers saß und vor sich hinausstarrte, ohne darauf zu achten, daß die gekränkte Dame schon längst sich entfernt hatte. Ebensowenig gewahrte sie, daß die Thür wieder lautlos aufging, und bemerkte Ralph Thistlethorn erst, als er vor ihr stand.

Er war ruhig wie immer.

„Meine Mutter hat hart und unfreundlich zu Ihnen gesprochen, Miß Falkmann,“ sagte er, „sie hat nun einmal ihre eigenen Ansichten, von denen sie sich nicht abbringen läßt. In einem Stücke aber hat sie Recht: es wird Ihnen schwer werden, ohne Empfehlung einen Platz als governess zu erlangen, und fänden sie auch einen solchen, so würde eine derartige Stellung ihrer unwürdig sein. Ich kenne die Gründe ihres Aufenthaltes in diesem Lande so wenig wie irgend ein anderer, bin aber vollkommen davon überzeugt, daß dieselben gut und ehrenhafter Art sind. Sie stehen allein und bedürfen eines Freundes und Beschützers. Ich mache Ihnen das Anerbieten, meine Gattin zu werden, Miß Falkmann.“

Als er ihre überraschte Miene gewahrte, fügte er mit einem leisen Beben in seiner ernstesten Stimme hinzu:

„Of course liebe ich sie. Ich hätte es kaum so klar gewußt, wenn nicht dies geschehen wäre.“

Wie durchzuckte es sie wie ein stolzes Gefühl, daß sie, die auf eine dunkle

Vermutung hin von einer ganzen Stadt verdammt war, durch ihr stilles Thun sich die Liebe und das Vertrauen eines ehrlichen Mannes erworben hatte. Wie wallte ihr Herz über von Dank für seine Neigung, seine feste, männliche Treue. Wie tief schmerzte es sie, ihm sagen zu müssen, daß sie sich ausersehen und geweiht fühle, sie wisse selbst nicht wozu, daß sie ihr Geschick aber unmöglich mit dem eines Mannes verknüpfen könne, daß sie es für den schändlichsten Betrug erachten würde, wenn sie für ein ungeteiltes und treues Herz, das er ihr entgegenbringe, nicht den einzigen wirklichen Ersatz leisten könne, und das sei ihr eine Unmöglichkeit — in ihr Dasein sei der Bliß eingeschlagen und habe die Säfte der Liebe ausgetrocknet. Sie brachte es aber doch heraus und hatte die Befriedigung zu sehen, daß er es verstand. Er sagte ihr das selbst, ruhig wie immer, obgleich ein Zittern seine breite Gestalt durchlief, wie eine Eiche ächzend unter dem Sturme sich biegt. Sie schüttelten einander in echt englischer Weise als Freunde die Hand; — vielleicht war's nicht ganz englisch, daß er sich plötzlich bückte und einen Kuß auf die ihre preßte. — Sie fühlte, wie eine heiße Thräne auf dieselbe niederfiel; sie brannte ihr auf dem Herzen wie Feuersglut.

Als sie sich hernach im Spiegel beschaute, geschah es mit wehmütigem Behagen. Selbst hier, im Lande der Schönen, war sie schön. Nein! das durfte sich nicht wiederholen. Das war ihr nur begegnet, um sie erkennen zu lassen, wo ihr rechter Kampfplatz sei. In ihrem eigenen Inselfande, wo sich das Gerücht so langwierig und zuverlässig an einen Namen heftet, der einmal in den Volksmund gekommen, dort hatte sie ihren Streit auszufechten. Versuchungen gleich der, welche sie hier überwunden, würde sie daheim nicht ausgesetzt sein.

Eine wie bange Zeit aber waren die Tage vor der Abreise, wenn er ihr ruhig und ohne irgendwelche Andeutungen in allem behilflich war. Und wie bebte ihre Hand, als sie im Koupee saß, und er ihr zum Abschied seine Rechte entgegenstreckte. Und wie warf sie sich weinend zurück, als der Zug gleich davonbrauste, nachdem er mit seiner ernstesten Stimme gesagt hatte:

„Bedürfen sie eines Freundes, Miß Falkmann, so lassen sie das Kabel reden! Sei es, wann es wolle, ich werde drei Tage darauf bei Ihnen sein.“

Und dann hatte er den Hut gelüftet und mit demselben in der Hand gestanden, während der Zug davon fuhr.

Nun saß sie in einem bescheidenen Zimmer in Kopenhagen und bot Schülern, die sich nicht meldeten, durch die Zeitung Unterricht an. Etwas mußte geschehen. Seltsam, dazusitzen und darauf warten zu müssen, daß die Würfel des Schicksals geworfen werden, ohne den Würfelbecher selbst in Händen zu haben.

Aber eins hatte sie: den festen Sinn, die Fassung für alles, was auch immer geschähe. Das wußte sie untrüglich gewiß. — —

Drei Viertel Eins! Sie wollte doch zuhause bleiben, bis die Zeit verstrichen sein würde.

Auf ihrem Tische lag ein Buch aufgeschlagen. Es war ein Werk des Bischofs — seine Abhandlung über das Thema: in sich selber Zuflucht zu suchen; trotz dem Vielen, das sie gelernt, ihre liebste und fruchtbringendste Lektüre.

Die Abhandlung begann mit den Worten von Marc Aurel:

„Alles, was die flüchtigen Zeiten bringen, ist für mich eine saftige Frucht. Alles kommt von dir, Natur, alles ist in dir, alles kehrt zurück zu dir. Selbst der Rachen des Löwen, das tödliche Gift, alles, was, wie Dornen und Rot, schädlich wirken kann, ist ein Zubehör des Edlen und Schönen. — — Bilde dir nicht ein, daß etwas bestehe, das dem Wesen fremd sei, welches du ehrest. Laß dein Denken die wahre Quelle aller Dinge erreichen!“

Von dieser hochsinnigen Äußerung des kaiserlichen Stoikers aus bewegte sich der Verfasser der Abhandlung in einer Sprache, die an Kraft und Klangfülle nur wenig zurückstand gegen den tieferen Nachweis der „Quelle“ und entwarf mit sicherer Hand den Riß eines Freiheitslebens in Gemeinschaft mit dem Höchsten.

Ihre Augen kehrten zurück zu dem einfachen und stolzen Wort des gekrönten Denkers. „Dornen und Rot!“ — sie hatte selbst erfahren, daß sie das Zubehör eines Lebens bildeten, das demselben Urquell entsprungen wie das Schönste und Beste. Es fiel aber schwer, sich diese Erkenntnis stets vor Augen zu halten. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Die Zeit war abgelaufen. Dieses einförmige Warten war noch schwerer zu überwinden als Mißgeschick und Unrecht; eine tödliche Bitterkeit beschlich ihr Herz, während sie da saß, ohne Hoffnung, und doch angestrengt lauschend, ob nicht jemand anklopfen werde.

Da klopfte es!

IV.

War dieser gebückte alte Mann, der scheu zurückwich, als sie die Thür öffnete, wirklich der Bischof?

Er war es, aber kraftlos und gealtert. Der lange Rock hing am Körper, wie wenn er durch ein plötzliches Abmageren seines Besitzers zu groß geworden wäre. Und dann hatte sich das Grau seines Haares in Weiß verwandelt, in schneeiges Weiß.

„Darf ich eintreten, Erneste?“

Die Worte kamen bittend und demütig heraus.

Sie führte ihn schnell zu ihrem Rohrstuhl, dem besten im Zimmer. Er blickte eine Weile mit trauriger Bewunderung auf sie. Das Alter hatte tiefe Spuren hinterlassen; der etwas schlaffe Zug im untern Teil des Gesichtes hatte sein rundes, lebensfrohes Gepräge verloren: Hinfälligkeit und Schwäche wohnten in den tiefen Furchen, die plötzlich zum Vorschein gekommen waren. Aber die Augen blickten milder, und die Stirn war hell.

„Er ist tot, Erneste!“

Die Worte wurden mit einer so namenlosen Trauer ausgesprochen, daß sie unwillkürlich seine Hand ergriff, während das Erstaunen ihre Züge lähmte. Sie hatte keine Nachrichten aus der Kreisstadt erhalten. Um seines, des heimgegangenen Sohnes willen hatte sie sich geschaut, sich solche zu verschaffen. Es wurde ihr klar, daß der berühmte Mann gekommen sei, um sie zurückzurufen. Das war also die Lösung? Dazu war sie ausersehen und geweiht?

„Gerade an dem Tage, da er siebenundzwanzig Jahre alt war,“ fuhr der Bischof fort. „Gott forderte den Isaak von Abraham. Ich gehöre nicht zu den Großen, den Auserwählten, von denen Gott fordert, Erneste; ich gehöre zu den Kleinen, Ungehorsamen, die er züchtigt. Er ward mir genommen, als ich ihn auf dem rechten Wege und nach seinem Falle emporgerichtet glaubte. Hernach hatte ich noch den Schmerz zu erfahren, daß mein Glaube eitel gewesen. Aber es war hart, ihn so daliegen zu sehen, weiß mit blutigem Munde, die Fortsetzung seines eigenen Lebens, tot und getötet — auf solche Weise.“

Die letzten Worte sprach er vor sich hin. — Der junge Pfarrer war nachts von einem Blutsturz überfallen worden, und es war das neue, hübsche Stubenmädchen des Bischofs, das angstvoll und mit der Nachricht in sein Zimmer gestürzt war, als er im tiefsten Schlafe gelegen.

Es ahnte ihr, daß es dergleichen war. Sie stellte keine Fragen, sondern überließ ihn seinem wortlosen Schmerze.

„Was lesen sie da?“ fragte er schließlich und griff mit der Begierde eines alten Bücherfreundes nach dem Buche. Sobald aber seine Augen die aufgeschlagene Seite überlaufen hatten, legte er dasselbe schnell von sich.

„Können sie das noch lesen?“ sagte er. „Ich kann's nicht.“

Sie erzählte ihm, daß das Buch ihr bester Trost in schweren Stunden gewesen sei.

„Wirklich?“ fragte er ungläubig.

Sie hatte sich ihm zu Füßen gesetzt. Er ließ seine runzelige Hand über ihr dunkelbraunes Haar hingleiten.

„Ich las ihre Annoncen im Blatte, Erneste. Dann reiste ich herüber. Nun, da wir zusammen geredet, weiß ich, daß sie mir vergeben haben. Sie sind ja so gut und fromm.“

Sie küßte weinend seine Hand.

„Und nicht wahr, sie folgen mir in mein Heim, Erneste?“ fuhr er fort. „Ich sehe es ihren Augen an, daß sie wollen.“

Noch einmal streckte er seine Hand nach dem Buche aus und las einige Zeilen mit seltsamer Ironie.

„Alles, was die flüchtigen Zeiten bringen, ist für mich eine saftige Frucht. — Nein!“ rief er plötzlich aus, „das ist nicht menschlich. Das kann er nicht verlangen. Und wenn er's verlangte: ich könnte nicht! O Erneste!“

Sie hatte sich erhoben. Sein Kopf sank an ihre Brust, und er weinte, als ob die seine zerspringen sollte.

V.

Schon als das Dampfschiff um die Landzunge drehte, sahen die Spaziergänger auf dem Hafendamm, daß im Achterstegen die Flagge wehte. Das hatte immer etwas zu bedeuten, in der Regel, daß einer oder der andere angesehenene Mann der Kreisstadt an Bord war. Heute verlor man sich in Vermutungen. Seine Hochwürden konnte es unmöglich sein. Er war ja erst vor achtundvierzig

Stunden fortgereist, und sein Aufenthalt in Kopenhagen währte in der Regel zum mindesten acht Tage. Die Vermutungen verbreiteten sich mit Blitzesschnelle die Hauptstraße hinauf — in Läden und Kontore hinein. Sie lockten unter eifrigen Erörterungen Leute auf den Molo hinaus. Wenn es auch stets ein beliebtes Vergnügen war, bei Ankunft des Dampfers zugegen zu sein, so war das Kontingent heute doch ein ungewöhnlich großes.

Beinahe so groß wie bei ihrer Abreise! Und da die Menschen sich dem Guten willig hingeben, wenn es gerade über sie kommt, so wurden, als sie der Bischof am Arme vorüberführte, unwillkürlich alle Hüte gezogen, wie wenn der Baron bei der Abreise eine heilsame Lehre hinterlassen habe. Und dann hieß es plötzlich in der ganzen Menge, daß das mit der Kopenhagener Reise verknüpfte Gerücht natürlich leeres Geschwätz sei, und diejenigen, welche es damals am eifrigsten verbreitet hatten, waren jetzt die, welche es am geflissensten bekämpften.

Es waren stille Tage, die sie mit dem gebeugten Manne in dem öden Bischofshause verlebte. Alles, was irgendwie an den Sohn erinnern konnte, war entfernt, seine Gemächer verschlossen. Nur im Studierzimmer des Bischofs hing ein Miniaturbild, das ihn als Knaben zeigte. Der Vater nannte ihn nie.

Das Zusammenleben wurde ihr unmerklich ein Wiedererwachen der Zeit nach der Konfirmation: ohne eigentliche Verabredung hatte sie ihre Nachmittagsstunde, in der sie zu ihm kam und sich mit ihm unterhielt, gewöhnlich aber wurde die eine Stunde zu zweien und mehr. Es waren ernste, gedankenreiche Gespräche, die vom Wetterleuchten seines feinen Witzes belebt wurden und in welche mancherlei Aufklärungen aus dem Gebiete der Litteratur und Geschichte auf die unterhaltendste Weise gemengt waren. Sie fühlte ihr Herz wieder jung werden; sie hatte die Empfindung eines sonnigen Herbsttages, wo alles an den Lenz erinnert, ohne aber ein Gefühl der Entbehrung zu wecken. Es war für sie wie ein Wiedererstehn in stillem Erinnern, wie ein Spiel mit einem goldnen Schachbrett, auf dessen Figuren das Abbild eines überwundenen Schmerzes gesetzt war.

Und doch war es keine direkte Wiederholung. Allerdings blieb das Verhältnis äußerlich dasselbe: er war der Sprecher und sie die Zuhörende, Aufnehmende. Aber teils war es, als sei jedes seiner Worte von einer demütigen Erkenntlichkeit für ihre Anwesenheit verklärt, teils bemerkte sie nicht selten, daß sie in Gespräch und Erörterung auf ihn zurückwirkte. Sie konnte es selbst nicht begreifen und wies den Gedanken von sich; und doch war es so: der mutige Kampf, den sie gekämpft, lieh ihm Kraft, bot ihm einen Beistand, um mit seiner stillen Trauer zu arbeiten. Denn er trauerte in der That. Spät begab er sich zur Ruhe, und oft geschah es, daß er sich wieder vom Lager erhob, nachdem er sich kaum niedergelegt hatte, dann seine Lampe anzündete und ruhelos Stunde auf Stunde in seinem Studierzimmer hin und her wanderte. Nach einer solchen nächtlichen Wanderung war es immer, als sei sein Gemüt noch weicher und sanfter geworden, und wenn sie morgens zum Thee herunterkam, drückte er ihr wie dankend die Hand.

Ließen sie sich dann in ein Zwiegespräch ein, so fiel die Rede bisweilen auf England. Er war niemals da gewesen; aber mit Verwunderung merkte sie aus

seinen Fragen, daß er fast von allem Bescheid wußte. Dann mußte sie von der Stadt erzählen, vom Dome, der an Pracht und Merkwürdigkeit den der Kreisstadt weit übertraf, von der Predigt, vom Chorgesang und von dem feierlichen Klange, den die sonst so eckige englische Sprache im Gesange annahm. Nicht selten kamen auch die Bibliothek und ihre dortigen Studien zur Sprache. Sie errötete immer, wenn dies geschah; aber der alte Mann beachtete es nicht. Es fesselte ihn viel zu sehr zu hören, was sie gelesen und gedacht hatte. „Das haben sie also so aufgefaßt?“ sagte er oft nachsinnend. „Sie können vielleicht Recht haben!“ Und dann saß er lange in seine Gedanken verloren. Zu Zeiten, wenn sie Verfasser nachhaft machte, von denen sie in seinen eigenen Werken Spuren gefunden zu haben meinte, deutete er auf eine oder die andere Bücherreihe seiner Regale. „Das sind meine alten Freunde; mit denen habe ich gearbeitet,“ sagte er. Und wenn sie dann den Blick über die dichtbestandenen Reihen hingleiten ließ, die vom Fußboden bis zur Decke empor die drei Wände in dem großen Zimmer bedeckten, so war es ihr, als sähe sie den bekannten Aublick zum erstenmale. Nicht nur die angelsächsische Mannhaftigkeit und Klarheit war dem Bischof wohlbekannt, in geschlossenen Reihen standen da die Geisteserzeugnisse der ganzen Welt. Da waren Griechenlands sonnenklare Weisheit, der Kirchenväter scharfsinnige Beweisführungen, des alten Nordens Rätselsprache, des gallischen Geistes espritvolle Auseinandersetzungen, des deutschen Grübelns alpenhohe, von Regenbogen durchschienene Nebelgestalten — da waren das Morgenland und Indien in ihrem Tief Sinn und ihrer Phantastik, alles in dem einen Raume vereint. „Ich bin weit herum gewesen in meinem Leben!“ äußerte er eines Tages mit seinem feinen Lächeln, wie wenn er ihre Gedanken erriete. Und nun erinnerte sie sich plötzlich dessen, was sie sich in den Linden-Alleen der englischen Stadt in verschwommener Weise vorgestellt hatte — der Eindruck kehrte mit wunderbarer Stärke zurück. Aus allem, was die Welt großes und erhabenes hervorgebracht, hatte er Nahrung gezogen, alles hatte er für seinen eigenen großen Zweck verwendet und ausgenutzt. Ihr Sinn beugte sich vor ihm in erneuter Ehrfurcht.

Aber deshalb schmerzten jene nächtlichen Wanderungen sie unsagbar. Ihr Zimmer hatte eine derartige Lage, daß sie über den Hofplatz das Licht bei ihm sehen konnte. Als sie dasselbe erst einmal bemerkt hatte, war's fast, als ob etwas sie zwinge, wach zu sein und die Augen offen zu halten. Fast immer brannte die Lampe, und auf den Vorhängen sah sie seinen wandernden Schatten.

Eines Morgens, als es bei ihm hell gewesen war bis wenige Stunden vor Tagesanbruch, sagte er nach dem Thee:

„Wollen Sie mich nach seinem Grabe hinaus begleiten, Erneste?“

Der Friedhof lag draußen vor der Stadt auf einem Hügel und bot eine Aussicht auf die salzige Flut. Lange saß er mit ihr auf der kleinen Bank neben der Grabstätte, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte er:

„Er hat einen schönen Ruheplatz gefunden. — Versprechen sie mir, bisweilen einmal heraus zu kommen, wenn ich an seiner Seite liege. — Erneste,“ fuhr er mit ausbrechender Bewegung fort, „ich wußte, daß er ihrer unwert war. Aber

ich meinte es gut. Gedenken sie meiner, wenn ich neben ihm liege und — gedenken sie auch seiner ein wenig!"

Er erhob sich.

„Geben sie mir ihren Arm, Erneste. Ich bin ein wenig müde, ich habe gewacht.“

Sie gingen langsam die schattige Allee gegen die Stadt hinunter. Der Rektor kam ihnen entgegen.

„Ich gehe mit meiner Antigone, Herr Professor,“ sagte lächelnd der Bischof, als er vorüberging.

Der Rektor sah ihn mit blöden verlesenen Augen an.

„Ich arbeite an einer neuen Ausgabe des Sophokles mit kritischen Notizen,“ entgegnete er. „Wenn der erste Band vollendet ist, werde ich mir die Ehre geben, Euer Hochwürden denselben vorzulegen.“

„Ich danke ihnen, Herr Professor! Meinemwegen preßiert's nicht. Ich habe selbst einen Text mit kritischen Notizen zu versehen.“

Er lüftete den Hut und ging weiter. Der Rektor schaute ihm verdutzt nach.

„Es ist hart, Anmerkungen unter seinen eigenen Text setzen zu müssen, wenn man denselben vollendet glaubte,“ nahm der Bischof seine Rede wieder auf, als sie eine Strecke zurückgelegt hatten. „Es ist aber doch am besten, dieselben selbst zu setzen. — Die Fehler der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Ich brauchte meine Autorität, ich wollte meine Bedeutung anerkannt wissen. Damit war er aufgewachsen, den man draußen zur Ruhe gebettet hat. Alle Schwierigkeiten ebneten sich ihm von selber — er glaubte, thun zu können, was er wollte. So artete sich meine Natur in ihm. Aber es war auch etwas von seiner Natur in mir. — Nicht in der Weise! Aber ich nahm es zu leicht, ich räumte der Welt zu viel ein. Das sind Textnoten, und es fällt schwer, solche zu setzen, wenn das Haar weiß geworden ist.“

Er stützte sich schwer auf ihren Arm. Sie wanderten schweigend weiter.

„Aber jetzt sind sie gesetzt,“ fuhr er nach einer Weile fort, denselben Gedanken weiterspinnend, „und es thut gut, dieselben mit klaren, unbefangenen Augen zu sehen. Es kostete mich viele schlaflose Nächte, ehe ich so weit kam. Aber diese Stunde am Grabe war heilsam. Bei aller Bitterkeit war sie eine saftige Frucht.“

Sie waren beim Bischofshause angekommen. Bevor er die Treppe hinan- stieg, sagte er:

„Diesen Ausspruch that ein Heide, Erneste, ohne unsere Hoffnung. Es hat große Menschen in der Welt gegeben, und ich war einer von den kleinen.“

Sie standen wieder in seinem Studierzimmer. Er zog sie vor das Porträt.

„Wie gut er hier aussieht, Erneste.“

Dann wandte er sich dem Fenster zu, das die Aussicht auf den Dom bot.

„Lassen sie Pastor Eidrup sagen, daß ich am Sonntag selbst predigen werde. Und nun bedarf ich der Ruhe, Kind.“

Er schlief etliche Stunden und ging abends früh zu Bett. In dieser Nacht brannte kein Licht bei ihm.

VI.

Die Domkirche war beinahe überfüllt gewesen. Seit dem Tode des Sohnes hatten Hochwürden nicht gepredigt.

„Diese Predigt zeugte nicht von seiner gewöhnlichen Erudition,“ äußerte der Rektor beim Fortgehen.

„Er hat den Krummstab niedergelegt!“ versetzte der Bürgermeister. „Das steht ihm wohl an.“

„Er sprach von Herzen, und es war Kraft darin,“ bemerkte der Baron.

Ja, es war Kraft gewesen in seiner Rede, so daß es seine Gestalt höher machte und seiner Stimme Klang verlieh. Aber es war wie ein letztes Aufklackern, hernach brach er so sonderbar plötzlich zusammen. Krank war er nicht, aber schwach.

Still saß er den ganzen Tag am Fenster, das die weite Aussicht über den Fjord darbot. Sie saß neben ihm, arbeitend und lesend. Sie sprachen nur wenig zusammen; es war ihm aber ein Bedürfnis, sie neben sich zu wissen. Selbst studierte er nicht mehr; er hatte aber seine Freude daran, die Schiffe absegeln zu sehen.

„Sie schwinden wie ein Punkt in dem lichten Rande draußen hinter der Landzunge — gerade wie wir,“ sagte er.

Dann saß er wieder lange Zeit regungslos.

Plötzlich sagte er eines Tages:

„Liebten sie ihn wirklich nicht, Erneste?“

Sie wußte, daß es ihm Schmerz bereiten würde, aber es war ihre Pflicht, ihm offen die Wahrheit zu sagen. Dazu kam noch, daß in demselben Augenblick das Bild einer breitschulterigen, sonnverbrannten Gestalt vor ihr auftauchte, mit einem so ehrlichen Flehen in den ernstesten blauen Augen; — sie wußte jetzt, wie die Liebe eines Mannes aussah. Sie erinnerte sich zugleich der artigen, auf Wunsch des Vaters ins Werk gesetzten Werbung des jungen Pfarrers und der dann folgenden gierigen, schlecht unterdrückten Sinnlichkeit — damals hatte sie dieselbe nicht verstanden. Ein plötzliches Schamgefühl kam über sie: ja, ohne Zweifel, Aufrichtigkeit war ihre Pflicht. Daher erwiderte sie auch, daß es sich so verhielte, wie sie ihm an jenem traurigen Tage gesagt hätte: sie wäre unspinnen, bestrickt gewesen in Ehrfurcht vor ihm, den Sohn hätte sie niemals geliebt.

Der Bischof seufzte tief.

„Also wirklich nicht? Ja, verstehen sie mich recht; ich weiß und ich wußte, daß er tief unter ihnen stehe. Und trotzdem — ich glaubte doch — — also garnicht?“

Er brach fast zusammen; es war, als ob er mit einem Male weit schwächer und kraftloser würde.

Dann fing er an über England zu sprechen, über die einsame Grafschaftsstadt, den Dom und die Bibliothek. Seine Fragen trugen ein ganz eigentümliches Gepräge, das von ihrem sonstigen weit verschieden war. Man erhielt fast den Eindruck, als ob dieselben mit List das umgingen, was er eigentlich fragen wollte. Es schien, als habe das vorausgegangene Gespräch sein Fassungsvermögen geschärft. Sie merkte selbst, daß sie von Unruhe befallen wurde, als er sich nach der Hilfe

erkundigte, die ihr der Bibliothekar bei ihren Studien geleistet hatte. Es war, als gestalteten sich ihre Äußerungen alle zu einer unfreiwilligen Antwort auf das, wonach er nicht gefragt hatte.

Plötzlich brach er ab und ließ seine Hand über ihr Haar hinstreifen. Sie saß auf einem niedrigen Tabouret an seiner Seite.

„Wäre ich ein Weib,“ sagte er mild, „so würde ich Sie bitten, mir etwas zu offenbaren, und dann dürfte ich vielleicht hoffen, reinen Bescheid zu bekommen. O, seien sie unbesorgt! ich werde nicht fragen. Ich fürchte aber, daß sie einem abgelebten, alten Manne ein noch größeres Opfer bringen, als ich erwartet hätte. Aber das ist eine Fügung des Himmels, Erneste. Sonst lese ich niemals Annoncen, und — ja! ich hab's ihnen ja erzählt! es ist eine Fügung des Himmels.“

„Das glaube ich selber,“ sagte sie und sah ruhig, wenn auch mit Thränen in den Augen, zu ihm empor.

Am folgenden Tage ließ er den Notar der Stadt und ein paar geachtete Männer zu sich bescheiden. Obgleich er sie sonst immer um sich haben mußte, so verlangte er ausdrücklich, daß sie während dieser Verhandlung fern bleibe. Den Zweck derselben berührte er ihr gegenüber mit keiner Silbe.

Ostern rückte heran. Am Gründonnerstag und Charfreitag war er seltsam traurig und gedankenvoll und sprach fast kein Wort.

Am Sonnabendmorgen sagte er:

„Ich habe seit undenklicher Zeit stets am Ostersonntag das heilige Abendmahl genossen. Wollen sie dasselbe mit mir genießen?“

Als sie eingewilligt hatte, und dem Pfarrer Bescheid geworden war, wurde er noch stiller und trauriger. In der folgenden Nacht war wieder einmal nach langer Zeit Licht in seinem Zimmer, und am andern Morgen war er matt, fast wie ein Sterbender.

„Ehe der Pastor kommt, muß ich ihnen noch eins vertrauen, Erneste,“ begann er zögernd. „Als die Verlobung aufgehoben war, kam ein Gerücht über sie in Umlauf, so beleidigend und fränkend, wie's nur immer sein konnte. Man glaubte demselben nicht völlig, aber trug es doch weiter. Es war über die ganze Stadt verbreitet —“

„Was sie mir da erzählen, ist mir nichts Neues.“

Sie wußten darum? War das der Grund ihrer Abreise?“

„Ja.“

„Erneste!“

Sie ergriff seine Hand und küßte dieselbe.

— Er zog sie beinahe mit Furcht zurück.

„Nein, thun sie's nicht, Erneste! was ich jetzt sagen will, können sie unmöglich wissen. Von mir ging das Gerücht nicht aus, ich trug aber doch im Grunde die Verantwortung dafür. Um seine Schuld zuzudecken, der im Grabe liegt, opferte ich sie, obgleich ich mit einem Worte — — Erneste! hätten sie mich so niedrig und feige geglaubt?“

„Was sie da sagen, macht sie in meinen Augen groß, so groß, wie sie nie waren.“

„Ist's wahr, Erneste? Sprechen sie wirklich die Wahrheit? Aber ihnen glaube ich — — Und sie wollen das heilige Abendmahl mit mir genießen?“

Der Pfarrer kam. Er ließ sich zum Lehnstuhl am andern Fenster führen, von wo man die Aussicht auf den Dom hatte, und die heilige Handlung ward vollzogen.

„Nun ist das Letzte heraus, was ich sagen wollte,“ rief er aus, nachdem er den Pfarrer hinausgeleitet hatte. „Nun ist nur noch eins zurück. — Lesen sie mir die Stelle vor, welche damals in Kopenhagen auf ihrem Tische aufgeschlagen lag. Ich habe jetzt Lust, mich einmal wieder selbst zu hören.“

Sie las die schönen, wohlklingenden Worte, in denen die Begeisterung des Dichters und die Kunst der Rhetorik sich so anmutsvoll an den durchsichtigen Fluß der Gedanken schmiegte.

„Hier fehlt etwas!“ sagte er und hob den Finger zum Zeichen, daß sie inne halten möge. — Es fiel ihr ein, daß sie drüben in England dieselbe Empfindung gehabt hatte.

„Hier fehlt etwas!“ fuhr der Bischof fort, „und dann ist hier zu viel. Größere Einfachheit würde größere Kraft verliehen haben. Die gerade Linie ist der kürzeste Weg — immer! — ich“ — der Verfasser kam zum Vorschein — „ich hätte es jetzt besser gemacht.“

„Aber das, was fehlt,“ setzte der alte Mann fort und wurde totenbleich, „das fehlte auch hier.“

Er legte die Hand auf das Herz.

Dann umschloß er ihre beiden Hände mit den seinen.

„Erneste, ich wußte, was in ihnen wohnte. Ich wollte sie an ihn knüpfen, und ich selbst wurde es, der — — Das ist die Fügung des Himmels!“

Er schloß die Augen und murmelte unverständliche Worte. Dann sah er plötzlich wieder auf, mit einer wunderbaren Klarheit im Blicke und hob den einen Arm.

„Sehen sie den Dom da draußen“ — sie merkte, daß er irre rede — „wie er über die niedrigen Dächer emporragt — — Die Sonne wirft ihre Strahlen darauf — — hoch! hoch!“

Der Arm sank leblos herab, und die Hand, welche die ihre umschloß, wurde wie Eis.

VII.

Seit Anlegung der Eisenbahn wird die Kreisstadt allsommerlich oft von Kopenhagenern aufgesucht. Da wird es leicht geschehen, daß der Fremde in der Allee, die zum Friedhof hinaufführt, in den Vormittagsstunden einer Dame begegnet, die noch Spuren seltener Schönheit aufzuweisen hat und eher gewelkt als gealtert erscheint. Aber davon wie auch von der stolzen Einfachheit ihrer Kleidung abgesehen, wird jedem an ihrer ganzen Erscheinung ein eigentümliches Etwas entgentreten, das unwillkürlich zur Frage verleitet, wer denn eigentlich diese Dame sei. Jedermann grüßt sie, die Gebildeten mit Ehrerbietung, die Armen, denen ihr großes

ererbtes Vermögen in so reichem Maße zu gute kommt, mit Liebe. Fragt man einen der letzteren, wer sie ist, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ihren Namen nennen, sondern die Antwort geben:

„Des Bischofs Schwiegertochter!“



Das Junkertum in der Armee.

Von

Generalmajor z. D. von Bonin.

Das „Junkertum in der Armee“ ist eines von den Schlagworten, aus denen ein gewisser Teil der Presse und gewisse Bierstuben-Politiker von jeher reiches Kapital für ihre Zwecke schlugen. Nach den Kriegen von 1866 und 1870/71 war eine Pause in der Verwertung dieses ergiebigen Stoffes eingetreten; unsere realen militärischen Erfolge hatten die Phrase in den Hintergrund gedrängt und der Armee, insbesondere aber dem Offiziersstande eine Popularität gegeben, welche es nicht ratsam erscheinen ließ, die alten Angriffe zu wiederholen. Neuerdings scheint man die Zeitverhältnisse wieder für geeignet zu halten, den dankbaren Stoff der Vergessenheit zu entziehen und in allen möglichen Variationen der empfänglichen Phantasie des harmlosen Bürgers und Bauern ein schreckliches Gespenst vorzuführen: Haufen von Nichtsthuern im bunten Rock, die sich von dem Schweiß der Bürger und Bauern nähren, ihre Zeit mit wüsten Gelagen, Spiel und jeder Art von Lüderlichkeit verbringen, die armen Soldaten knechten und mißhandeln, und mit Hohn und Verachtung auf das arbeitende „Volk“ herabsehen. Dies ist ungefähr das Bild, welches von gewisser Seite — bald andeutungsweise, bald in breiter Ausführung — zur Charakterisierung unseres Offiziersstandes gegeben zu werden pflegt. —

Daneben gehen die Hinweise auf das Vorherrschen des Adels in der Armee, der als der eigentliche Träger des sogenannten Junkertums hingestellt wird, auf Begünstigung der adeligen Offiziere bei den Beförderungen, welche deutlich daraus zu erkennen sei, daß sich in den höheren militärischen Stellungen fast nur adlige Offiziere finden, während die unteren Chargen verhältnismäßig viel bürgerliche Namen zeigten, woraus klar hervorgehe, daß bürgerliche Offiziere selten in höhere Stellen gelangten, und dergleichen mehr. —

Der Zweck dieser Insinuationen ist klar: sie sollen dem mit den bezüglichen Verhältnissen weniger vertrauten Teil der Bevölkerung einen gründlichen Abscheu von der in erster Linie das Autoritäts-Prinzip im Staate vertretenden Armee und namentlich vor dem wegen seiner bevorzugten sozialen Stellung beneideten Offiziersstand heibringen, in die Armee selbst aber Unzufriedenheit und Zwietracht säen, und damit allmählich die Disziplin in derselben untergraben.

Gegen diese Manöver ist in neuerer Zeit mehrfach sowohl militärischerseits, wie von Seiten eines Teiles der Tagespresse aufgetreten, und namentlich ist das Verhältnis des Adels in der Armee wiederholt Gegenstand der Erörterung geworden. Es mag in dieser Beziehung unter andern auf einen im diesjährigen August-Hefte der „Internationalen Revue über die gesamten Armeen und Flotten“ enthaltenen Aufsatz; „Der Adel in der Preussischen Armee“ hingewiesen werden, worin der Nachweis geführt ist, daß das allerdings thatsächliche Vorherrschen adliger Namen in den höheren Offiziersstellen keineswegs aus einer Bevorzugung derselben, sondern aus den Veränderungen hervorgegangen ist, welche in der Zusammensetzung unserer Offizierkorps seit etwa 35 Jahren eingetreten, und deren Wirkung in den höheren Offiziersstellen naturgemäß nur allmählich zu Tage treten kann. Vor 35 Jahren war ein bürgerlicher Offizier eine Seltenheit; erst seitdem haben sich bürgerliche Elemente in jährlich steigender Anzahl dem Offiziersstande zugewandt, und dieselben können in den höheren Stellen natürlich nur nach Maßgabe ihres allmählichen Aufrückens erscheinen. Augenblicklich tragen weit mehr als die Hälfte der Leutnants — welche als die Hauptrepräsentanten des sogenannten Junkertums angesehen zu werden pflegen — bürgerliche Namen, und bei weiteren Nachforschungen nach dem Herkommen der Träger derselben wird man finden, daß sie allen möglichen sozialen Schichten, — vom Handwerker bis zum Großindustriellen, vom Subaltern-Beamten bis zum Minister, vom kleinen Krämer bis zum reichen Bankier — entstammen. Sieht man die Rang- und Quartierliste der Armee genauer an, so ergibt sich, daß bei vielen Infanterie-Regimentern unter den Leutnants nur ganz vereinzelt adlige Namen vorkommen, die doch unmöglich dem ganzen Stande das eigentümliche Gepräge geben könnten, welches im gehässigen Sinne als Junkertum bezeichnet wird. Ein solche Annahme wäre gleich bedeutend mit der Anerkennung eines geringeren persönlichen Wertes der bürgerlichen Offiziere, welchen die Gegner des Adels am wenigsten werden zugestehen wollen. —

Wenn man endlich nicht die einzelnen Individuen, sondern das Offizierkorps im ganzen und den Einfluß der Vorgesetzten für jenen Geist des Junkertums verantwortlich machen will, so betrachte man die große Zahl der Reserve- und Landwehroffiziere, welche nur ganz vorübergehend dem Einfluß der geschlossenen Offizierkorps unterliegen, und unter denen adlige Namen zu den Seltenheiten gehören; auch bei ihnen macht sich jenes eigentümliche Gepräge ganz entschieden bemerkbar und äußert sich namentlich in dem Bestreben auch in ihrem bürgerlichen Verhältnisse in festem Verbande zusammenzuhalten und mit Vorliebe den „Reserve-“ oder „Landwehr-Offizier“ zu betonen.

Der Adel hat also mit dem Geiste des Junkertums gar nichts zu thun; ein besonderer Geist ist in unsern Offizierkorps in der That vorhanden, aber keineswegs als das Produkt einer künstlich anezogenen besonderen Richtung, sondern als ein notwendiges Attribut des Offizierstandes. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man diesen besonderen Geist „Junkertum“ nennen will, er ist aber sehr verschieden von der Karrikatur, welche nach der Darstellung der Gegner weiter

oben gezeichnet ist; er hat nicht eine frivole, sondern eine durchaus edle und sittliche Grundlage und entspringt aus dem Geiste der Selbstverleugnung und Pflichttreue und einem innern idealen Streben, dessen Kern zwar oft durch Auswüchse verschleiert sein mag, in unseren Offizierkorps aber überall vorhanden ist und den vorurteilsfreien Beobachter unwillkürlich an die Blütezeit des ritterlichen Geistes im Mittelalter erinnert. — Dieser Geist eines echten Junkertums ist aber nicht nur eine Folge des Standesbewußtseins, sondern eine wertvolle Eigenschaft des Offiziers und wird daher nicht nur bei uns, sondern in allen Staaten, in denen eine tüchtige Wehrkraft für notwendig gehalten wird, bei der Heranbildung des Offizierstandes sorgfältig gepflegt. —

Wenn ein junger Mann aus bürgerlichem Kreise die Schule verläßt und die Universität besucht, so hält man es für selbstverständlich, daß er sich zunächst ein Paar Semester der erlangten Freiheit erfreut, denn: „Jugend muß austoben!“ Man erachtet das fast als eine notwendige Vorbedingung für die Heranbildung eines späteren soliden Beamten. Ähnliche Gesichtspunkte spielen heute eine Rolle bei der Neigung zum Wandern und Reisen der Handwerkergejellen und der jungen Handels- und Gewerbebesliffenen. Der junge Soldat kennt keine solche Freiheitsperiode; aus der Zucht der Schule tritt er alsbald in die viel straffere Zucht des Militärstandes, die äußerlich zunächst eine vollständige Aufgabe seiner Individualität, ein gänzliches Aufgehen im gemeinsamen Streben nach einem bestimmten Ziele von ihm verlangt. Für das „Austoben der Jugendkraft“ bleibt ihm nur die Zeit und der Spielraum, die ihm sein Beruf übrig lassen, und die Zeit ist nicht lang, der Spielraum nicht groß; das noch sehr verbreitete Vorurteil, daß der Offizier ein Nichtsthuer sei, beweist nur die geringe Kenntnis, die bei einem großen Teil unserer Bevölkerung noch über die Verhältnisse unseres Militärdienstes mit seinen vielseitigen Anforderungen besteht. —

Der Soldat und namentlich der Offizier soll aber überhaupt nicht „austoben“, sondern sich seine Jugendfrische und alle daraus hervorgehenden Eigenschaften, Thatkraft, rasche Entschlossenheit, Selbstbewußtsein, soviel als möglich bewahren; selbst wenn sie im Übermaß als Unbesonnenheit und Überhebung zu Fehlern ausarten, sind sie immer noch besser als ihr völliger Mangel. Die gewissenhafte Pflichterfüllung, welche einem Beamten eine geachtete Stellung verschafft, kann für einen Offizier zwar in ruhigen Friedenszeiten allenfalls genügen, ist aber für sich allein unzureichend, um alle denselben im Kriege zufallenden Aufgaben zu lösen. Hier fordern die Umstände von dem Offizier außer der selbstverständlichen gründlichen Fachbildung oft eine Menge von Eigenschaften, welche einander fast widersprechend scheinen, welche aber einzeln je nach den Umständen in Anwendung gebracht werden müssen.

Unbedingte Unterordnung, rückhaltslose Hingabe der eigenen Person und wiederum selbständiges, entschlossenes Handeln; Schonung der ihm untergebenen Kräfte und auf Erfordern rücksichtsloses Einsetzen derselben; kein Zurücksehen vor irgend einer Verantwortung, wenn damit der vorliegende allgemeine Zweck gefördert werden kann, und vor allem jener Enthusiasmus, welcher nicht nur den

Einzelnen zu großen Thaten führt, sondern ihn auch befähigt andere dazu mit fortzureißen. Das ist ein Teil der wesentlichsten Eigenschaften, welche von dem guten Offizier im Kriege verlangt werden müssen, und man erkennt leicht, daß dieselben bei einem gewissenhaften Pflichtmenschen, etwa bei einem tüchtigen Beamten, nicht ohne weiteres erwartet werden können. Sie müssen zwar in den Charakter-Eigenschaften des Einzelnen ihre Basis finden, in der Hauptsache aber anerzogen werden; ihre Erhaltung auch bei zunehmendem Lebensalter ist allein durch die Fortdauer einer gewissen Jugendfrische zu ermöglichen, welche eine fortgesetzte Übung erfordert, soweit solche neben der auch für den Offizier notwendigen etwas trockenen und durch Reglements und Instruktionen eingeengten Friedens-Pflicht-Erfüllung irgend erreicht werden kann. — Wir sehen denn auch, daß die durch Kriegslust hervorragehenden Offiziere fast niemals philisterhafte Naturen sind und in der Regel mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um sich in Friedensverhältnissen in die nach allen Richtungen ihnen gezogenen Grenzen zu finden. —

Dieser Geist der manchmal übersprudelnden Frische und Lebenskraft ist eine der Hauptquellen der Kriegslust eines Offizierkorps und muß daher erhalten bleiben, insbesondere da, wo die allgemeine Wehrpflicht und eine kurze Dienstzeit des Soldaten den Offizier zum eigentlichen Träger des militärischen Geistes in der Armee macht. Er ist aber auch die Hauptquelle des Geistes des Junkertums in der edleren Bedeutung des Wortes. Wenn dieser Geist bisweilen den außerhalb der Armee Stehenden unbequem ist, so mögen sie ihn als ein notwendiges Übel ansehen; es wäre aber im allgemeinen Interesse zu wünschen, daß der Unbequemlichkeit keine größere Bedeutung beigelegt würde, als sie verdient. Wenn in einer Universitätsstadt von Studenten irgend welche Exzesse verübt werden, so finden dieselben zwar wohl in dem Lokal-Blatte Erwähnung, aber nur die etwa direkt darunter Leidenden sprechen sich besonders tadelnd darüber aus; die große Masse der Leser freut sich im stillen über den lebhaften Geist der akademischen Jugend, und die ganze Geschichte ist in wenig Tagen vergessen. Wenn aber junge Offiziere in jugendlichem Übermuth irgendwo gleiche Exzesse begangen haben, so wird die Sache sofort von der gesamten Presse aufgenommen, nach der Art der Klatschereien allmählich zu einem großen Verbrechen aufgebaut und monatelang zu Entrüstungsartikeln gegen den ganzen Offizierstand verwertet. Diesem sich immer von Zeit zu Zeit wiederholenden Verfahren ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn in der großen Masse unserer Bevölkerung, welche ihre Weisheit allein aus ihren Zeitungen schöpft, so unrichtige Ansichten über den Geist unseres Offizierkorps bestehen, und es wäre Pflicht aller ernsthaften Publizisten, solchen gewissenlosen Aussäen von Zwietracht zwischen Offizierstand und Bürgerstand energisch entgegenzutreten. —

Wenn aber hier dem Geist eines edlen Junkertums in der Armee das Wort geredet ist, so sollen damit keineswegs auch schädliche Auswüchse dieses Geistes beschönigt werden, und leider fehlt es nicht an solchen, welche das alte Sprichwort: „Viel Licht, viel Schatten!“ bewahrheiten. — Es kann nicht in Abrede

gestellt werden, daß das notwendige Selbstbewußtsein bei jungen Offizieren bisweilen in einen gewissen Dünkel ausartet, der durch sein Zurschautragen geeignet ist den Bürgerstand zu verletzen. Die äußeren Verhältnisse des Offizierstandes sind sehr geeignet diese Richtung zu befördern. Die kleidsame und mehr oder minder glänzende Uniform läßt den Offizier im Kreise bürgerlicher Röcke überall hervortreten; sein Stand erfordert, daß er nicht mit einem der vielen heute leider so verbreiteten körperlichen Mängel behaftet ist, sondern sich eines tadellosen Wuchses erfreut, der in der Uniform vorteilhaft bemerkbar wird. Diese äußeren Eigenschaften, im Vereine mit guten gesellschaftlichen Formen, auf deren Angewöhnung in jedem Offizierkorps Wert gelegt wird, verschaffen dem Offizier überall von vornherein eine angesehenere gesellschaftliche Stellung, die sich der bürgerliche Rock — wenn ihm nicht besonders begünstigende Verhältnisse zur Seite stehen — oft erst mit einigen Schwierigkeiten erobern muß. Es ist bekannt genug und hat schon oft zu Reibungen Veranlassung gegeben, daß namentlich unsere jungen Damen in der Gesellschaft den bunten Rock gern bevorzugen. Ist es da ein Wunder, wenn mancher junge Offizier dahin gelangt seine eigene Bedeutung zu überschätzen und durch das Zurschautragen dieser Überschätzung seinen bürgerlichen Mitmenschen unbequem zu werden? — Sieht man sich aber die Repräsentanten dieser Richtung näher an, so wird man meist finden, daß dieselben nicht dem Adel, — den man so gern des Dünkels und der Überhebung anklagt — oder den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen, sondern in der Regel solchen Berufskreisen entsprossen sind, denen die bevorzugte soziale Stellung früher ungewohnt gewesen ist; der scheinbare Dünkel soll oft nur einen noch vorhandenen Mangel an wirklichem und berechtigtem Selbstbewußtsein äußerlich verdecken und ist also eigentlich recht harmlos. — Daneben wird man freilich im Offizierstande Persönlichkeiten finden, welche durch besondere äußere Umstände, durch einen glänzenden alten Namen, oder durch Reichtum, oder durch angesehenere Verwandte und dergleichen sich verleitet sehen, einen gewissen Dünkel zur Schau zu tragen. Gleichen Erscheinungen begegnet man aber auch in allen anderen Berufsklassen, und wenn sie bei dem Offizierstande mehr hervortreten, so liegt das eben an der im allgemeinen bevorzugten gesellschaftlichen Stellung des letzteren. Dieser Stellung wegen wäre es aber zu wünschen, daß jener an sich zwar unschädlichen, aber bei Unkundigen den Offizierstand in ein falsches Licht bringenden Richtung mit größerer Energie entgegengetreten würde. Von Seiten der Vorgesetzten allein ist das nicht ausführbar, da es in der Hauptsache außerhalb des dienstlichen Lebens und Treibens des Offiziers liegt; hier muß der kameradschaftliche Geist des Offizierkorps eintreten, dem die angegebene Richtung im großen und ganzen fremd zu sein pflegt, und der am ehesten geeignet ist die Schwächen des Einzelnen zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. —

Bedenklicher ist der zunehmende Luxus in den Offizierkorps, welcher mit der dem Offizierstande zugeschriebenen Überhebung in einem gewissen Zusammenhange steht. Dies Übel hat aber seinen Ursprung nicht in dem Geiste des letzteren, wird nicht in ihnen groß gezogen, sondern ist von außen durch unsere sozialen Verhältnisse hineingetragen und wird durch dieselben Verhältnisse dauernd gesteigert. —

Es ist schon oft über die Verschiedenheit geschrieben worden, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte zwischen der äußeren materiellen Lebenslage einerseits der auf ein bescheidenes festes Einkommen angewiesenen Beamten und Offiziere, andererseits des Kaufmanns und Gewerbetreibenden sich herausgebildet hat. Ersterer muß kalkulieren: „Soviel habe ich, soviel kann ich verbrauchen.“ Letzterer sagt: „Soviel brauche ich, soviel muß ich haben,“ und richtet danach seinen Geschäftsumfang und seine Preise ein. Freilich gelingt letztere Spekulation nicht immer, und mancher geht dabei zu Grunde. Bei der Leichtigkeit aber, mit welcher der Geschäftstreibende seine etwa zerrütteten Verhältnisse durch eine Konkursanmeldung und durch ein Arrangement mit seinen Gläubigern ohne jede Schädigung seines guten Namens regulieren kann, hat das Mißlingen für ihn nicht viel zu bedeuten, während ein gleiches Verfahren den Offizier oder Beamten um Stellung und guten Namen bringen würde. —

Aus dieser Sachlage, im Verein mit dem Aufschwung, den Handel und Industrie in der Neuzeit genommen, hat sich allmählich jenes Mißverhältnis in der äußeren Lebenslage der verschiedenen Standesklassen herausgebildet, und zwar bis zu einem Grade, daß unsere großen Industriellen und Bankiers ihren ersten Beamten oft höhere Gehälter geben als der Staat seinen Ministern, kommandierenden Generälen und Oberpräsidenten. Das Mißverhältnis steigert sich noch durch den Umstand, daß den Privatmann und Privatbeamten keinerlei soziale Pflichten drücken, während von den Staatsdienern, und namentlich von den höheren derselben, traditionell eine kostspielige Repräsentation verlangt wird. —

In unserer heutigen materiellen Zeitrichtung ist aber die äußere Lebenslage von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Ansehen der Person und weiterhin des ganzen Standes; es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Staatsbeamten und Offiziere — von früher her gewohnt auch sozial als tonangebende Klasse betrachtet zu werden — diesen Vorzug nicht aufgeben mochten und dadurch gezwungen wurden, nach außen hin eine Schein-Existenz zu zeigen, die oft nur notdürftig die Entbehrungen und Sorgen verdeckt, mit welchen gekämpft werden muß, um jenen äußeren Schein aufrecht zu erhalten. —

Diese Betrachtungen beziehen sich zwar zunächst auf die höheren Offiziere; das dabei gekennzeichnete Verhältnis ist aber nicht ohne Rückwirkung auch auf die jüngeren Offiziere geblieben; namentlich seitdem in die Reihen der letzteren während einiger Jahrzehnte eine beträchtliche Zahl junger Leute aus dem Handel- und Industriestande getreten sind und die sehr gesteigerten äußeren Lebensansprüche und Luxusgewohnheiten der letzteren mitgebracht haben. —

Die Gewöhnung an äußeren Lebenskomfort geht bekanntlich sehr leicht und rasch vor sich, und da ist den der alten militärischen Generation entstammenden und noch von Hause aus an eine gewisse Einfachheit gewöhnten jungen Offizieren nicht zum großen Vorwurf zu machen, wenn sie sehr schnell die Neigung dazu angenommen haben. Um ein Bild von dieser Wandlung zu bekommen, betrachte man z. B. die Einrichtung eines in den Ehestand tretenden jungen Offiziers von heute und vor 30 oder 40 Jahren. Wenn heute ein junger Offizier selbst in den

einfachsten Verhältnissen sich verheiratet, so wird eine elegante Wohnung, wertvolle Möbel mit Seidenstoffen bezogen, Portieren, Teppiche und dergleichen Luxusartikel für unentbehrlich gehalten. Wer alt genug ist, um sich der früheren Zeit zu erinnern, wird ein ganz anderes Bild von der Häuslichkeit eines Leutnants oder Hauptmanns vor Augen haben. Der verstorbene Feldmarschall Graf Roon pflegte in seinen späteren Lebensjahren, nachdem die Gnade seines Kriegsherrn ihn in Würdigung seiner großen Verdienste reich mit irdischen Gütern bedacht hatte, mit Vorliebe zu erzählen, daß er als Hauptmann im Generalstabe zu Berlin mit Frau und Kindern in einer elenden Dachwohnung zwischen gebrechlichen Möbeln gelebt habe und bei starken Regengüssen genötigt gewesen sei über seinem Bette einen Schirm aufzuspannen. Diese kümmerliche Einfachheit hat nicht gehindert, daß sein Name in der Armee als leuchtendes Vorbild fortleben wird, was nicht viele von der heutigen verweichlichten Generation erreichen dürften. —

Die Bedeutung der äußeren Verweichlichung des Offiziers wird oft unterschätzt und durch den Hinweis auf unsere letzten großen Kriege bestritten, wo unsere Offiziere trotz der behaupteten Friedens-Verweichlichung mit Ausdauer alle Entbehrungen ertragen hätten. Man vergißt aber dabei, daß diese Kriege durchweg siegreiche waren, in deren Verlauf unsere Verwaltung ziemlich regelmäßig funktionieren konnte. Es könnte auch einmal eine unglückliche Kriegsperiode kommen, bei der die bezüglichen Verhältnisse ganz anders wären und uns Entbehrungen auferlegen möchten, von denen wir uns jetzt keine Vorstellung machen. Wer erinnert sich nicht noch der Schilderungen der schließlich vielfach zu physischer und moralischer Verkommenheit führenden Qualen, welche die gewiß tüchtigen und opferfähigen, aber äußerlich sehr verweichlichten englischen Offiziere in dem Krimkriege durchzumachen hatten? —

Aber die Verweichlichung ist nicht das bedenklichste Resultat des steigenden Luxus-Bedürfnisses; viel ernster sind die mittelbaren Folgen desselben, mit deren Erwähnung wir wieder auf den Geist des Junkertums zurückkommen. — Es ist kein Geheimnis, daß die Vermögenslage der großen Masse unserer Offiziere mit den heutigen Luxus-Anforderungen nicht im richtigen Verhältnis steht, und das Bestreben zur Aufrechterhaltung eines gewissen äußeren Scheines ist bei den durch ihre Uniform überall hervortretenden Offizieren ein lebhafteres als bei dem Beamten. Es ist nur wenigen bevorzugten Naturen gegeben, solches Verhältnis in ruhiger Würde zu tragen und dabei in den notwendigsten Grenzen zu bleiben; die große Masse der Durchschnittsmenschen wird leicht dahin kommen letztere zu überschreiten und durch eine affektierte Sicherheit im öffentlichen Auftreten, die leicht als Hochmut und damit als Rücksichtslosigkeit gegen andere erscheint, durch das Zurschautragen einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Geldausgaben, die dem Einzelnen oft schwer genug werden, durch übertriebenes Geltendmachen der sozialen Rechte, welche die Offiziersuniform verleiht, die Welt zu täuschen. Daraus entspringt sehr häufig jenes falsche Junkertum; daraus entspringen die großen und kostspieligen Gelage, bei denen man Gästen anderer Stände gegenüber zu besonderer Repräsentation glaubt verpflichtet zu sein; daraus entspringt das

leichtfinnige Schuldenmachen, die Sucht nach Geld und demzufolge die Neigung zum hohen Spiel, die die Existenz manches hoffnungsvollen jungen Mannes vernichtet. Die Zahl derer, welche in einem Offizierkorps in diesen Richtungen die Grenzen überschreiten, ist vielleicht nicht groß; sie treten aber im öffentlichen Leben überall in den Vordergrund, und wenn sie mit einiger Berechtigung als Vertreter des verhaßten falschen Junkertums angesehen werden können, so ist es sehr erklärlich, daß der mit den Verhältnissen nur oberflächlich vertraute Bürger sie mit dem ganzen Offizierstande identifiziert, ohne zu beachten, daß er nur einzelne Abnormitäten vor sich hat. —

Auch gegen dies Übel ist als bestes Heilmittel der kameradschaftliche Geist und die gegenseitige Einwirkung innerhalb des Offizierkorps zu betrachten, und solches wird um so wirksamer sein, nachdem wir infolge des neuerdings sehr langsamen Avancements wieder ältere Leutnants in den Offizierkorps haben, deren größere Reife und Lebenserfahrung ihnen eine Einwirkung auf ihre jüngeren Kameraden erlaubt. Unmittelbar nach den letzten Kriegen, wo die Offiziere oft schon mit dem dreißigsten Lebensjahre zum Hauptmann befördert wurden, war jene Klasse fast verschwunden, und die große Masse der Leutnants bestand aus ganz jungen Offizieren verschiedensten Herkommens, unter denen keiner ein allgemein anerkanntes Recht auf Beeinflussung seiner jungen Kameraden hatte; der Hauptmann aber stand letzteren zu ferne, um solchen Einfluß auszuüben. In Zukunft wird dies voraussichtlich anders werden, nachdem die unmittelbar nach den Kriegen unvermeidlich etwas zusammengewürfelten Offizierkorps sich konsolidiert und einen Stamm von älteren erfahrenen Leutnants wieder erlangt haben. —

Aber auch die Vorgesetzten haben in dieser Richtung ihren Einfluß geltend zu machen. Es ist ja nicht zu verkennen, daß der junge Offizier auch bei bescheidenen Lebensansprüchen mit seinem Dienst Einkommen heute nicht mehr ausreichen kann; nur wenigen, besonders soliden Naturen gelingt solches; die große Masse kann eines Zuschusses, dessen notwendige Höhe nach der Waffengattung, nach der Garnison &c. verschieden sein wird, aus privaten Mitteln nicht entbehren. Der Kommandeur, der einen jungen Mann zur Beförderung zum Offizier annimmt, muß daher die Annahme ganz mittelloser junger Leute vermeiden und die Zusicherung eines bestimmten Zuschusses zur Annahmebedingung machen. Um nicht zu ungleichmäßige Verhältnisse in ihrem Offizierkorps zu haben und um in letzterem nicht einen unnötigen Luxus aufkommen zu lassen, haben manche Kommandeure einen Maximalsatz für diesen Zuschuß festgesetzt, der von dem Einzelnen nicht überschritten werden darf. Es ist aber zu fürchten, daß die meisten Kommandeure in dem Wunsche ein recht flottet Offizierkorps zu haben und um der Sorge vor Schuldklagen überhoben zu sein, die Zulageansprüche möglichst hoch schrauben und damit nicht nur Luxusgewohnheiten aller Art Thor und Thür öffnen, sondern auch die weniger bemittelten Offiziere, die ihnen etwa aus dem Kadettenkorps oder auf anderem Wege überwiesen werden, in eine üble Lage bringen. —

Jeder Kommandeur sollte sich vor Augen halten, daß der Soldatenstand

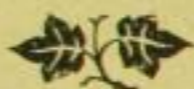
seiner ganzen Natur nach ein Stand der Entfagung ist, und daß ihm daher eine gewisse spartanische Einfachheit am ehesten ziemt. Die ungemessene Steigerung der Zulageansprüche schädigt unausbleiblich diese Einfachheit und führt leicht Zustände herbei, welche den dem Stande vorgeworfenen Geist eines frivolen und falschen Zunftums in der That zur Wahrheit könnten werden lassen. —

Aber die fortwährende Steigerung der Zulageansprüche hat noch eine andere sehr bedenkliche Folge. Unsere älteren Offiziere und unsere Gutsbesitzer, aus deren Söhnen sich der Offizierstand früher fast ausschließlich rekrutierte, sind bei dem heutigen Stande des Geldwertes der großen Mehrzahl nach nicht mehr in einer sonderlich günstigen Vermögenslage. Hat einer derselben zwei oder drei Söhne, welche er früher dem Offizierstande zugeführt hätte, so wird er heute sehr ernst erwägen müssen, ob seine Verhältnisse ihm auch erlauben, diesen Söhnen die erforderliche hohe Zulage zu gewähren, oder ob er dieselben nicht für eine andere Laufbahn bestimmen solle. Es liegt daher die Gefahr nahe, daß durch die Steigerung der Zulageansprüche der Armee ein großer Teil gerade derjenigen Elemente verloren gehen könnte, welche durch ihre Familiengeschichte und durch ihre Erziehung am besten für den Offizierstand geeignet sind. Diese Elemente gehören traditionell mit wenigen Ausnahmen unseren alten adligen Familien an; man könnte also aus der Bewegung der letzteren in der Armee leicht einen Schluß auf die Berechtigung der eben ausgesprochenen Befürchtung ziehen. Nun ergiebt eine Prüfung der Ranglisten, daß die Zahl der adligen Offiziere in den letzten 35 Jahren sich nicht nur relativ sondern auch absolut um mehrere hundert Köpfe vermindert hat; da nun eine Verminderung der Zahl der lebenden Repräsentanten adliger Familien in dieser Zeit schwerlich eingetreten, die Zahl im Gegenteil durch zahlreiche Adelsverleihungen namentlich in den Kriegen beträchtlich vermehrt wurde, so ist jene Erscheinung nur dadurch zu erklären, daß die angedeutete Gefahr schon eine ziemlich dringende geworden ist. —

Wer sich nicht der Erkenntnis verschließt, wie es einmal im Gange der Natur liegt, daß Eigenschaften und Gewohnheiten sich vererben, daß also im allgemeinen — mit Ausnahme des selten genug vorkommenden Genies — der Sprößling einer alten Soldatenfamilie mehr Garantie für tüchtige militärische Leistungen bieten muß als etwa der Sohn eines Bankiers, der wird diese Darlegung nicht mißverstehen. Es wird damit dem Bürgerstand keinesweges die Fähigkeit abgesprochen, brauchbare Offiziere zu liefern, sondern es soll nur auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, bei der Auswahl des Ersatzes für unsere Offizierkorps weniger die Geldfrage in den Vordergrund zu bringen, um nicht zum Nachteil der Armee einen Teil des früheren natürlichen Ersatzes zurückzuschrecken. —

Das Zunftum in der preußischen Armee ist nicht so bössartig, als es oft geschildert wird; es mag das selbstbewußte Auftreten unserer jungen Offiziere bisweilen verletzen, oder die bevorzugte gesellschaftliche Stellung derselben Neid erregen: mit ruhiger Überlegung wird der gutgesinnte Bürger anerkennen müssen, daß beides durch die Verhältnisse eine gewisse Berechtigung hat, und daß die Verlustlisten der letzten Kriege, — denen zufolge die Verluste von Offizieren ver-

hältnismäßig stets mindestens dreimal größer waren als diejenigen von Mannschaften — solche Berechtigung einigermaßen begründen. — Die Partei-Presse wird darin freilich nicht einstimmen, sich aber doch vielleicht bewogen finden, den Geist eines echten Junfertums mit größerer Nachsicht zu behandeln und sich darauf zu beschränken, die vorkommenden Auswüchse desselben zu geißeln. —



Gute und schlechte Luft.

Von

Felix Auerbach.

O welche Lust, in freier Luft
Den Atem leicht zu heben.
Nur hier, nur hier ist Leben,
Der Kerker eine Gruft.

Wer würde nicht auf's tiefste ergriffen von diesen durch die Herrlichkeit Beethovenscher Musik gehobenen Worten, mit denen die unglücklichen Genossen Florestans das ihnen nur für kurze Augenblicke vergönnte Sonnenlicht begrüßen. Wer empfindet nicht selbst die unendliche Wohlthat der freien Atmosphäre, wenn er aus dem Arbeitszimmer auf den Erker, aus dem Hause in den Garten tritt, wenn er die Stadt mit dem Lande oder die Tiefebene mit dem Hochgebirge vertauscht?

Die Luft ist für den Menschen in zwiefacher Hinsicht ein unentbehrliches Kleinod. Sie ist sein tägliches Brot mit mindestens derselben Berechtigung wie das Brot des Bäckers, und sie ist andererseits sein Eiskeller, ohne den er zugrunde gehen würde, wie der Wein, den er lagern hat. Zum Verständnisse hierfür ist es nicht nötig, weit auszuholen. Daß die Luft des Menschen tägliches Brot, also seine wesentlichste Nahrung ist, wird man zugeben, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man unter normalen Umständen tagtäglich etwa dreiundzwanzig Pfund Luft in den Organismus aufnimmt, während die gesamte übrige Tagesnahrung sich selbst bei kräftigster Entwicklung des Appetites höchstens auf sechs bis acht Pfund beläuft. Andererseits aber ist es bekannt, daß die gesamte Lebens-thätigkeit des Menschen an eine Reihe chemischer Vorgänge geknüpft ist, und daß diese Vorgänge nicht, oder wenigstens nicht in der zur Erhaltung des menschlichen Lebens erforderlichen Weise stattfinden können, wenn nicht die Temperatur seiner Organe innerhalb ganz bestimmter und eng eingeschlossener Grenzen sich bewegt.

Nun erzeugen aber jene Vorgänge selbst eine gewaltige Wärmemenge, welche jedenfalls, sie mag den Umständen nach kleiner oder größer sein, genügen würde, um innerhalb der kürzesten Frist die Körpertemperatur bis zu einer tödlichen zu steigern, wenn nicht Gelegenheit geboten wäre, den größten Teil jener Wärme nach außen abzugeben. Hierzu ist die Luft unserer Atmosphäre in hervorragender

Weise geeignet, weil sie im allgemeinen kühler als der Mensch ist; und somit rechtfertigt sich die Behauptung, daß die Luft der Eiskeller ist, welcher den menschlichen Körper auf der seine Existenz bedingenden Temperatur erhält.

Nachdem dies vorangeschickt worden, ist es klar, was man unter guter und schlechter Luft zu verstehen hat: gute Luft ist solche, welche wohl geeignet ist, ihre beiden Obliegenheiten als Nahrungsmittel und als Abkühlungsmittel zu erfüllen; und Luft, welche in einer von beiden Hinsichten oder gar in beiden nur unvollkommen befähigt ist, werden wir als schlechte Luft bezeichnen müssen. Zu untersuchen ist mithin erstens, welche physikalischen und chemischen Eigenschaften der Luft diese Befähigung verleihen, zweitens, unter was für örtlichen Verhältnissen die Luft solche Eigenschaften besitzt, und drittens, was man thun muß, um ihr dieselben, falls sie ihrer verlustig gegangen ist, wieder zu ersetzen.

Unter den physikalischen Eigenschaften der Luft sind hier die wichtigsten die Temperatur, die Dichtigkeit, die Feuchtigkeit und die Beweglichkeit: alle diese müssen sich in bestimmten Grenzen bewegen, wenn der Mensch in ihr soll existieren können.

Für die Temperatur sind diese Grenzen allerdings außerordentlich weite; denn es ist festgestellt, daß es bewohnte Gegenden giebt, in denen die Luft um achtzig Grad hin und her schwankt. Nun wird man freilich die Luft weder, wenn sie allzu kalt, noch, wenn sie allzu warm ist, gut nennen dürfen; aber in dem weiten Raume zwischen minus zehn und plus zwanzig Grad dürfen wir Deutsche es zweifellos thun, während für andere Völker infolge der verschiedenartigen im Laufe der Jahrtausende stattgefundenen Anpassungen die Temperaturgrenzen der guten Luft zwar andere absolute Werte haben, aber nicht minder weit auseinander stehen. Auch in bezug auf die Luftdichtigkeit, mit welcher der Luftdruck bekanntlich in ganz bestimmtem Zusammenhange steht, kann der Mensch ganz erhebliche Schwankungen vertragen, da sein Körper sich sowohl durch inneren Ausgleich auf den verminderten oder vermehrten Oberflächendruck einrichten, als auch durch Schnelligkeit und Kraft des Atmens das ersetzen kann, was der dünneren Luft an Quantität abgeht. Bei allzu dünner Luft freilich wird die dadurch bedingte Anstrengung zu groß, und so ergibt sich eine untere Druckgrenze für gute Luft, während andererseits die obere Grenze eine noch beträchtlich näher liegende ist, da schon in einer gegen den normalen Zustand nur wenig verdichteten Luft der Aufenthalt höchst beschwerlich ist. Um Wiederholungen zu vermeiden, werden wir gut thun, gleich hier uns über die örtlichen Bedingungen zu orientieren, unter denen die Luft in bezug auf Temperatur und Luftdruck gut oder schlecht ist. In ersterer Hinsicht ist natürlich die geographische Breite von dem maßgebendsten Einfluß, und es genügt, an die Überwinterungen der Nordpolfahrer zu erinnern. Der Druck der Luft andererseits ändert sich am stärksten mit der Höhe über dem Meeresspiegel, und hier sind es die Luftschiffahrten, welche das interessanteste Material beigebracht haben. Namentlich kann man nach den übereinstimmenden Resultaten des Engländers Glaisher und des Franzosen Tissandier mit ziemlicher Sicherheit die Höhengrenze der dem Menschen zuträglichen Luftdichtigkeit angeben, nämlich

zu sieben- bis achttausend Meter, und dieser Höhe entsprechen ein Luftdruck und eine Luftdichtigkeit von kaum noch der normalen Größe. Auf die Dauer würde es selbst noch in dieser Höhe unmöglich sein, noch zu existieren, und thatsächlich liegen die höchsten menschlichen Ansiedlungen, wie beispielsweise die Stadt Potosi in Bolivia nur drei- bis fünftausend Meter hoch, also in einer Höhe, in welcher Druck und Dichtigkeit der Luft noch etwa drei Viertel so groß wie am Meeresspiegel sind. Man kann also sagen, daß unterhalb eines Barometerstandes von fünfhundert Millimeter die Luft keine gute mehr ist, vielmehr durch Atemnot und Mattigkeit, Appetitlosigkeit und Erbrechen, Steigerung der Pulsfrequenz, Herzklopfen und Durst sich nachtheilig bemerklich macht.

Im übrigen läßt sich bei alleiniger Betrachtung von Temperatur und Druck nichts Bestimmtes sagen, weil beide Momente, namentlich aber die Temperatur, in inniger Wechselbeziehung mit einer dritten Eigenschaft der Luft, mit ihrer Feuchtigkeit, stehen. Bei derselben Temperatur kann die Luft je nach ihrem Feuchtigkeitsgrade eine sehr gute oder eine sehr schlechte sein. Der Wassergehalt der Atmosphäre nämlich, welcher eine außerordentlich unstäte Größe darstellt, tritt zu unserem Körper insofern in die innigste Beziehung, als er zum großen Teil die Wärmeabgabe, namentlich aber die Wasserdampfausscheidung beherrscht. Je trockner die Luft ist, um so schlechter leitet sie die Wärme, um so schwerer macht sie mithin dem menschlichen Körper die Abgabe derselben, während sie andererseits infolge ihrer Befähigung, noch sehr viel Wasserdampf aufzunehmen, die Verdampfung des Körperwassers an der Oberfläche befördert und somit, da doch mit jeder Verdampfung ein Latentwerden von Wärme, also eine Abkühlung verknüpft ist, dem Menschen dazu verhilft, sich des überschüssigen Theiles seiner Eigenwärme zu entäußern. Man sieht, hier wirken zwei Einflüsse der Luftfeuchtigkeit einander geradezu entgegen, und es kommt auf die Umstände an, welcher von beiden der größere und ausschlaggebende ist. In der Mehrzahl der Fälle, namentlich wenn die Luft warm ist, also ohnedies schon keine beträchtliche Wärmeabnahme gestattet, überwiegt der schädliche Einfluß allzufeuchter, wie allzutrockener Luft; bei sehr niedriger Temperatur hingegen ist große Trockenheit bei weitem zuträglicher als große Feuchtigkeit, weil hier der Körper schon infolge der gewaltigen Temperaturdifferenz mehr als genügend Wärme abgibt, und es nur schädlich wirken kann, wenn ein reicher Wasserdampfgehalt der Luft durch seine Leitungsfähigkeit jene Abgabe noch befördert. Freilich könnte man in diesem Falle einwenden, daß derartige Trockenheit kalter Luft die Verdunstung an der Körperoberfläche begünstigt und somit auf diesem Wege schadet, was sie auf anderem nützt; aber es ist zu beachten, daß, je niedriger die Temperatur der Luft, desto geringer die Gesamtmenge an Wasserdampf ist, welche sie aufnehmen kann, daß also sehr kalte Luft, selbst wenn sie verhältnismäßig trocken ist, doch ihrem Sättigungspunkte nicht mehr fern liegt.

Hiernach kann man die Beziehungen zwischen der geographischen Lage und der Gesundheit eines Ortes wenigstens im allgemeinen übersehen. Mit der Höhe über dem Meeresspiegel nimmt die Feuchtigkeit der Luft ab; und zwar beträcht-

lich rascher als die Temperatur, so daß die Güte der Luft in gesundheitlicher Beziehung, wenigstens bis zu einer gewissen Erhöhung über das Flachland zunimmt. Es folgt daraus, daß tiefgelegene Orte in dieser Hinsicht mäßig hoch gelegenen nachstehen. Besonders feucht und ungesund aber wird die Luft an solchen Orten sein, welche, ohne sich durch eine gleichmäßige, milde Temperatur auszuzeichnen, in der Nähe großer, insbesondere stehender Gewässer liegen. Eine Ausnahme bildet, eben wegen der Gleichmäßigkeit der Temperatur die Luft über der Meeresküste, wo es bekanntlich gerade die Feuchtigkeit ist, welche den menschlichen Organismus gegen Erkältungen feilt, sodaß er frische Brisen vertragen kann und bei einer Temperatur sich noch behaglich fühlt, bei welcher er im trockneren Binnenlande bereits vorziehen würde, durch Kleidung und andere Gegenmaßregeln ihre unangenehme Wirkung zu paralyzieren. Schließlich besteht auch zwischen Berg und Thal ein unverkennbarer Gegensatz in bezug auf die Feuchtigkeit der Luft, jedoch läßt sich derselbe nur von Fall zu Fall spezialisieren. Wesentlich spielt dabei die Beweglichkeit der Luft eine Rolle. Während auf Bergspitzen ein reger Ausgleich der Dampfmassen stattfindet, giebt es Thäler von solcher Engigkeit, daß die Luft und mit ihr der Wasserdampf in ihnen sich staut — ein Umstand, der große Feuchtigkeit und häufige Entladungen der schwebenden Wassermassen zur Folge hat. Glücklicherweise sorgt in diesen und ähnlichen Fällen die Natur selbst für den Ausgleich, indem sie entweder durch derartige Entladungen die Luft trocknet oder durch Erzeugung von Luftströmen die überschüssige Feuchtigkeit zerstreut. Dieser natürliche Ausgleich ist desto vollkommener, je freier und exponierter der Raum ist, in welchem die Luft sich befindet, und er bezieht sich nicht bloß auf Temperatur und Feuchtigkeit, sondern auch, und zwar ganz besonders, auf die chemischen Eigenschaften der Luft. Hier ist es namentlich die Wechselwirkung in der Respiration der organischen Wesen. „Fortwährend,“ sagt Bettenkofer, „streicht die Luft durch die überall ausgespannten Filtren der Tier- und Pflanzenlunge, hier gereinigt von dem, was dort mitging, dort verbrauchend, was hier zurückbleibt.“ Sauerstoff und Kohlensäure, Kohlensäure und Wasserstoff, das ist der Kreislauf des tierisch-pflanzlichen Wechselwirkens. Die Winde aber, sowie die Eigenschaft der Luftarten, auch bei Windstille allmählich aber stetig sich zu mischen, in einander zu diffundieren, schaffen die Kohlensäure da, wo sie sich in überreichem Maße gebildet hat, mit größerer oder geringerer Schnelligkeit fort und ersetzen sie durch Sauerstoff. Am längsten wird sich ein von der Norm abweichender Zustand dort erhalten, wo am kräftigsten und ununterbrochensten Kohlensäure resp. Sauerstoff erzeugende Kräfte thätig sind. Ersteres kommt vereinzelt in gewissen Thal- und Höhlenbildungen vor, und hier herrscht eine für den Menschen oft tödliche Atmosphäre. Umgekehrt ist die Luft in vegetationsreichen Erdstrichen besonders sauerstoffreich und deshalb von einer für Mensch und Tier wohlthätigen erfrischenden Wirkung. Sie erleichtert die Haut- und Athemthätigkeit, sie modifiziert den gesamten Arbeitsprozeß des menschlichen Organismus, und es ist keine bloße Redensart, wenn man Kranken oder Angegriffenen die Vorteile eines Luftwechsels vorhält. Dieser wesentliche Einfluß des Kohlensäuregehaltes

der Luft ist um so wunderbarer, als derselbe äußerst gering ist und selbst im besten, also schlimmsten Falle, noch nicht ein Tausendstel des Rauminhaltes beträgt, und auch seine Schwankungen sich meist als sehr geringfügige erweisen. Der menschliche Organismus ist hier nicht selten ein empfindlicheres Reagens als physikalisch-chemische Methoden. Noch viel beständiger freilich ist das Zusammensetzungsverhältnis, welches die Luft in bezug auf ihre beiden quantitativ wichtigsten Bestandteile aufweist, nämlich in bezug auf das Verhältnis von Sauerstoff zu Stickstoff. In den verschiedensten Höhen und in den verschiedensten Gegenden hat man immer ziemlich genau 79 Prozent Stickstoff gefunden, sodaß, da der Anteil der Kohlensäure und der übrigen etwa in der Luft enthaltenen Bestandteile bei diesen Zahlen nicht in betracht kommt, für den Sauerstoff 21 Prozent übrig bleiben. Die größte Erniedrigung dieser Zahl in der freien Atmosphäre fand Regnault in Luftproben, welche in heißen Klimaten über dem Ganges in Indien oder über dem Wasser in Seehäfen der tropischen Zone gesammelt waren; aber selbst hier fehlte noch nicht ein ganzes Prozent zu dem genannten Betrage.

Nächst der Kohlensäure müssen noch zwei andere atmosphärische Gase kurz erwähnt werden, das Ammoniak und das Ozon, wenn auch bei beiden Stoffen die hygienische Bedeutung noch sehr im Dunklen liegt. Beim Ammoniak ist es wenigstens klar, daß es die Luft verschlechtert, zumal, wenn es sich wie gewöhnlich, als kohlensaures Ammoniak vorfindet. Übrigens findet es sich zwar fast allenthalben in geringen Spuren, in schädlichen Mengen aber nur da, wo größere Massen stickstoffhaltiger organischer Materie in Fäulnis sich befinden. Beim Ozon aber ist man, wie die von Flügge in seinem Lehrbuch der hygienischen Untersuchungsmethoden gegebene Zusammenstellung beweist, über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit noch völlig uneins; die betreffenden Beobachtungen sind teils zu unvollkommener Natur, teils haben sie gar keine ausgeprägten Ergebnisse geliefert, wie man denn beispielsweise das eine Mal Minima von Ozonmengen zur Zeit von Epidemien, ein anderes Mal aber noch stärkere Minima zur Zeit der geringsten Morbidität und schließlich ein drittes Mal Maxima gerade während der heftigsten Epidemien festgestellt hat. Der verbreiteten Ansicht, daß ozonreiche Luft auch immer besonders gute Luft sei, ist also energisch entgegen zu treten. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die freie Natur. Ganz anders und selbstverständlich viel ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse da, wo die menschliche Thätigkeit die Luft beeinflusst.

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Fast kann man es auch in hygienischer Beziehung sagen. Der schädliche Einfluß des Menschen auf die Atmosphäre, die ihn umgiebt, macht sich nicht nur in seinem Wohnhause und den seiner Arbeitsthätigkeit dienenden geschlossenen Bauten geltend, er erstreckt sich indirekt auch auf die freie Natur, wenigstens dann, wenn diese Natur in Gestalt eines engen Thales nur eine geringe Befähigung besitzt, mit ihrer Umgebung durch Luftströmungen und Diffusion zu verkehren.

Es giebt genug derartige Thäler, welche, an sich wie zum Sommeraufenthalt prädestiniert, durch den Einfluß zahlreicher Fabrikanlagen verpestet werden, und nicht selten ist diesem Umstande sogar ein Badeplatz oder ein klimatischer Kurort zum Opfer gefallen.

Die Stoffe, durch welche der Mensch und seine gewerbliche Thätigkeit die Luft verunreinigen, sind entweder feste, staubförmige oder gasige Bestandteile. Die ersteren sind außerordentlich zahlreich. Da giebt es Steinteilchen, Kohlenstaub, feinen Sand, Fragmente von der menschlichen Wohnung und Kleidung, Stärkekörner, Federn, Spinnfäden und dergleichen mehr. Es läßt sich hiergegen nicht das Mindeste thun; selbst was das Abstäuben des Zimmergeräts betrifft, so ist es noch sehr fraglich, ob man durch Fortschaffung des Staubes mehr Gutes oder durch Aufwirbeln desselben, selbst wenn man ihn naß aufnimmt, mehr Schaden stiftet. Das einzige, wirklich stichhaltige Mittel ist hier, dem Staub der Stadt und der winterlichen Wohnung zu entfliehen. In der ländlichen, von Etablissements gewerblicher Art verschonten Natur ist zwar die Luft auch noch weit davon entfernt, keine festen Teilchen zu enthalten; die Thätigkeit und Beweglichkeit der organischen Welt sorgt sogar dafür, daß Bakterien, Salzkrystalle und andere Stoffe nie und nirgends fehlen; aber gegen die Dicke der städtischen Luft ist der Unterschied doch ein durchgreifender. Es giebt eine ganze Gruppe von Krankheiten, welche der Staub in der Luft erzeugt; und je nachdem sie eine einfach schädliche oder eine ausgesprochen giftige Wirkung darstellen, teilt sie Bettenkofer ein in Staub-Inhalations-, Staub-Infektions- und Staub-Digestionskrankheiten einerseits und in akut oder chronisch toxische Staubkrankheiten andererseits.

Noch beträchtlich wichtiger für Leben und Gesundheit des Menschen sind aber die gasigen Bestandteile der Luft, wie sie teils die Atmungsthätigkeit erzeugt, teils chemische Prozesse, deren indirekter Urheber ebenfalls der Mensch ist, in die Luft befördern. An Kohlensäure darf die Luft des Zimmers allerhöchstens ein Tausendstel enthalten, darüber hinaus ist sie als entschieden schlecht zu betrachten. Geradezu tödend wirkt sie freilich erst, wenn sie, namentlich im Verein mit einem verwandten Gase, dem Kohlenoxyd, fünf bis zehn Prozent der Luft ausmacht. Diese Verunreinigung rührt bekanntlich von der Heizung her, und man irrt, wenn man durch die jetzt wohl allenthalben durchgeführte Abschaffung der Klappen jede Gefahr beseitigt meint. Auch wenn der Luft der Weg in den Schornstein offen steht, wird sie nicht ihn, sondern den ins Zimmer wählen, falls sie hier geringerem Widerstande begegnet — ein Umstand, der bei großer Kälte nicht selten eintritt. Es ist daher durch Herstellung genügenden Luftzuges von vornherein zu verhindern, daß jene Gase sich bilden.

Dies führt uns auf die Frage der Verhütung schlechter Luft in Wohn- und Arbeitsräumen. Schließt man diejenigen Verunreinigungen aus, welche bei gehöriger Ordnung, Reinlichkeit und erforderlichen Falls Desinfektion vermeidlich sind — hierher gehören namentlich alle durch die Zersetzung menschlicher und tierischer Leichen und Auswurfstoffe, sowie der Abfälle in die Luft geratenden Stoffe, — so blieben diejenigen Verunreinigungen übrig, welche nicht vermieden

werden können, weil sie vermeiden dasselbe bedeuten würde wie aufhören zu leben. Der Mensch bedarf der Luft, also muß er sie auch notwendig verändern. Hier hilft kein anderes Mittel als dies, die Luft samt ihren Verunreinigungen fortzuschaffen und durch noch unverdorbene zu ersetzen. Die Ventilation ist geradezu ein Universalmittel gegen schlechte Luft. Sie setzt erstens die durch die Abgabe der Körperwärme und durch die Beleuchtung gesteigerte Temperatur wieder auf den geeignetsten Grad herab; sie erzeugt eine wenn auch ruhige Bewegung der Luft — eine für die Hautthätigkeit nicht zu unterschätzende Leistung; drittens säubert sie die Luft von Staub und Gasen wenigstens bis zu einem gewissen Grade; und viertens, indem sie für Mischung verschieden gesättigter Luftmengen sorgt, trocknet sie die Zimmerluft. In einem Hörsaal würde, bei Zugrundelegung gewisser Zahlen, innerhalb einer Stunde der Sauerstoffgehalt ohne Ventilation von 21 auf 20 sinken, der Kohlensäuregehalt von 4 auf 12 Tausendstel und die Temperatur von 18 auf 24 Grad Celsius steigen; die Ventilation schafft diese Veränderungen zwar nicht gänzlich fort, setzt sie aber auf 10 Prozent ihres Betrages herab. Man hat in den letzten Jahren versucht, die von einem Menschen pro Stunde erzeugte Kohlensäuremenge zu bestimmen und, je nach Individuum und Umständen, 10 bis 40 Liter, im Durchschnitt etwa 20 Liter gefunden. Man kann hiernach eine für die Hygiene überaus wichtige Größe wenigstens annähernd berechnen: den Ventilationsbedarf. Die Berechnung muß natürlich berücksichtigen, für welche Zahl von Personen der betreffende Raum bestimmt ist, und außerdem, durch wieviel Gasflammen er etwa beleuchtet werden soll; durch die Einführung des die Luft bekanntlich nicht beeinflussenden elektrischen Lichts wird sich künftighin in letzterer Beziehung die Rechnung wesentlich vereinfachen. Ferner ist festzusetzen, wie oft pro Stunde die Luft sich soll erneuern dürfen. Man nimmt gewöhnlich an, daß dies nicht mehr als dreimal geschehen dürfe, weil sonst Zugluft entsteht. Schließlich ergibt sich, ob sich das Zimmer unter diesen Bedingungen überhaupt ventilieren läßt, und wenn, mit welchen Mitteln: Sollten diese Mittel doch nie gescheut werden, wo es sich um des Menschen, um der Menschheit höchstes Gut handelt!



Die La Platastaaten

unter der spanischen Herrschaft bis 1810.¹⁾

Von

J. J. von Tschudi.

Ein früher kaum geahntes reges, geistiges Leben durchweht die meisten Staaten Süd-Amerikas, und die Leistungen der dortigen Männer der Wissenschaft fangen an in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf sich zu

¹⁾ Vicente V. Lopez, Historia de la República Argentina. Su origen, su revolucion y su desarrollo politico hasta 1852. 2. Tom. Buenos Aires 1883.

Das hier zitierte Werk, das zu der vorliegenden historischen Skizze teilweise das

ziehen. Insbesondere gilt dieses von der argentinischen Republik, die lange nur von politischen und materiellen Interessen absorbiert, wissenschaftlichen Bestrebungen ziemlich ferne stand, während ihre stammverwandten Nachbarn im Westen und die nördlichen in Brasilien sich mit vollem Ernste denselben hingaben. Nachdem sich aber die Republik von der menschenunwürdigen Stellung, die sie unter dem Diktator Juan Manuel Rosas eingenommen hatte, freigemacht (3. Febr. 1853) und die darauf folgenden langjährigen kouvulsivischen Zuckungen mutwillig herauf beschworener Revolutionen, die Frucht von Parteilichkeiten, Eitelkeit, Haß, Habgucht und Gewissenlosigkeit von Prätendenten, die zum Teil nichts weniger als geistig bevorzugt waren, glücklich überstanden hatten, begann mit dem Regierungsantritt des als Mensch, als Gelehrter und als Staatsmann gleich ausgezeichneten Dr. Domingo Faustino Sarmiento als Präsident der Republik (12. Oktob. 1868) eine Epoche gewaltigen, geistigen und materiellen Fortschrittes. Zwar dauerten die Revolutionen in kürzeren oder längeren Zwischenräumen noch bis 1880; sie vermochten aber diesen Aufschwung nur etwa zu verzögern, aber nicht zu hindern.

Glückliche klimatische Verhältnisse und ein zum größten Teile fruchtbarer Boden, mit immensen Viehtriften und einem für Cerealien reichen Ackerlande begünstigen die Bevölkerung der La Platastaaten. Sie ist von sehr gemischter Abstammung: von reinen Spaniern und reinen Indianern; von Spaniern mit indianischen Frauen der verschiedensten Stämme und anderen Europäern aus der meisten Herrn Ländern. Es fehlt ihr auch nicht an dem bei Rassenmischungen das perverste Element bildenden Negerblute, aber doch in weit geringerem Maße als in anderen einstigen spanischen Kolonien, insbesondere aber als in dem benachbarten Brasilien. Gegenwärtig sind die Neger nur noch in vereinzelten Individuen in der Republik vertreten. Es hat sich übrigens auch hier der alte Erfahrungssatz bestätigt, daß sich durch die Blutmischung jede der drei Rassen nur verschlechterte. Aus diesen Elementen hat sich allmählich eine eigene Bevölkerung die „Argentinos“ herangebildet. Sie ist in den verschiedenen Provinzen, je nach der Blutmischung eine auffallend verschiedene; im ganzen genommen ist sie ziemlich, teilweise sehr roh, abgehärtet, aber träge, insolent und doch hochfahrend. In den höheren Gesellschaftsschichten ist sie geistig äußerst glücklich beanlagt und mit großem Sinne für Bildung und geistiges Streben begabt. Wenn die Volksbildung durch weitere Entwicklung der Volksschulen, die

Material bot, behandelt in den zwei bis jetzt erschienenen Bänden die Einleitung zur Geschichte der argentinischen Republik unter dem Titel: „Paralelismo de la historia colonial con la historia europaea“. Nach seiner Einleitung zu urteilen, verspricht das Werk eine hervorragende Stellung unter den Geschichtswerken über Süd-Amerika einzunehmen. Der Verfasser gebietet über einen eleganten, fesselnden Stil, und da ihm nicht nur die Archive von Buenos Aires und der Provinzialhauptstädte der Republik, sondern auch viele im Privatbesitze befindlichen Urkunden zugänglich sind, so ist das Werk sowohl für den ernstesten Geschichtsschreiber von besonderer Wichtigkeit als auch für weitere Kreise eine angenehme und spannende Lektüre. Wir wünschen demselben, indem wir hiemit die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten auf diese neue Publikation ziehen, einen raschen und glücklichen Fortgang.

schon unter Sarmiento in achtungswerter Zahl über die Republik verbreitet waren ¹⁾ verallgemeinert wird, so dürfte auch einerseits die in manchen gebildet sein wollenden Schichten tief danieder liegende Moral sich heben, andererseits die wüsten Brutalitäten der unteren Klassen allmählich milderen Sitten weichen; aber es wird wohl noch lange dauern, bis der Beamten- und Militärstand bis in die einzelnen Glieder von ethischem Bewußtsein durchdrungen und der übermütige, anmaßende Gaucho sich der Erziehung zugänglich zeigen wird. —

Auf einem Flächenraume, der sich vom 22—48° s. Br. und dem 57—70° w. L. ausdehnt und 2 142 946 qkm umfaßt, leben nach amtlichen Schätzungen von 1880 circa 2 400 000 Einwohner, zu denen noch etwa 75—80 000 wilde Indianer im Gran Chaco und in Patagonien zu zählen sind.

Die Geschichte dieser Republik gleicht in ihren großen Zügen der fast aller ehemaligen spanischen Kolonien: Entdeckung durch kühne Seefahrer oder Soldaten eines mehr oder weniger dicht von mehr oder weniger kultivierter Bevölkerung occupierten Landes, leichtere oder schwerere Eroberung desselben, Befehrung der Eingebornen zum Christentum, Unterjochung derselben durch Soldaten- und Priesterherrschaft, Zwangsarbeiten in Bergwerken und schweren landwirtschaftlichen Kulturen, Mischung der Eroberer mit den autochthonen Frauen, aber trotzdem quantitative Verminderung der einheimischen Elemente infolge der namenlos harten Behandlung durch die Spanier; Nachschübe aus dem Heimatslande, insbesondere von Soldaten und Beamten, rücksichtslose Abschließung von Ämtern und Würden für die einheimische farbige und weiße Bevölkerung, selbst der gebildeten Schichten, vollständige Abhängigkeit hinsichtlich des Handelsverkehrs vom Mutterlande, bei strengem Ausschlusse jeder kommerziellen Beziehung zum Auslande, daher die gewissenloseste Ausbeutung nicht nur der betrogenen Eingebornen, sondern auch der spanischen Deszendenzen; nach ein paar Jahrhunderten einer grenzenlosen Auszugung des Landes durch die spanischen Monarchen und ihrer Satelliten allmählich erwachendes Selbstgefühl des Volkes, beginnende Auflehnung gegen das mütterländische Regiment, endlich entschiedener Widerstand gegen den Druck desselben, schließlich Erklärung der Unabhängigkeit, lange andauernder, heftiger Kampf gegen die spanische Herrschaft bis zu deren Vertreibung, Konstituierung zum unabhängigen Staate und darauf folgende durch Jahrzehnte sich hinausziehende Revolutionen. Dies ist der allgemeine Umriss der Geschichte der spanischen Kolonien auf dem Festlande von Mittel- und Südamerika. Natürlich hat die Geschichte eines jeden Staates ihr spezifisches Kolorit, ihren eigenen Entwicklungsgang, der auch das spätere, unabhängige Staatsleben mehr oder weniger beeinflusste!

Die Spanier trafen bei ihren Eroberungszügen in der neuen Welt bald auf Kulturvölker, die auf einer verhältnismäßig hohen Bildungsstufe standen und eine Geschichte hatten, bald auf Indianer, die entweder herumschweifende Jägervölker

¹⁾ Im Jahre 1875 bestanden in der Republik 1896 Primarschulen; Unterricht genossen im ganzen 125,150 Schüler. Sie zählte damals zwei Universitäten (Córdoba und Buenos Aires) und 120 Kollegien. An den höheren Anstalten unterrichteten eine Anzahl trefflicher, zum Teil ganz ausgezeichnete Lehrkräfte.

waren, oder, mehr oder weniger feßhaft, sich mit Agrikultur, Jagd und Fischfang befaßten, aber keine Geschichte hatten. Zu letzteren gehörten die Bewohner der La Platastaaten, die dem größeren Teile nach besonders im Norden dem großen Stamme der Tupi-Guaranis zuzuzählen sind, unter denen besonders die Guerandes, Bayawas (Agaces), Timbus, Huayafurus, Charruas u. e. a. den Spaniern viele Not und große Verluste verursachten und von denen manche noch heute ungezähmt und unbezwungen auf ihren heimischen Gründen jagen. Im Süden und Südwesten lebten die herumschweifenden, jetzt berittenen Stämme der Puelches oder Aukas, der Tehuelches und der Rankeles, die heute noch von Viehzucht und Viehraub leben. Nach Nordwest gegen die Anden zu waren die Kalfaki-Indianer und noch andere Stämme ansässig, die zum interandinen Sprachgebiete gehören und fälschlich „Khetsuas“ (quichuas) genannt werden. Bei ihnen fand sich Gesittung, die sich auch auf ihre näheren Nachbarn nach Osten ausdehnte. In den Landschaften, östlich von den Anden wurde im allgemeinen Khetsua gesprochen; dieses Idiom verbreitete sich mehr oder weniger intensiv selbst bis nach Córdoba. Wir finden heute noch im Innern der argentinischen Republik manche Ortsnamen, manche Worte in den Sprachen der Guaranis und der Pampasindianer, die aus der Khetsuasprache herzuleiten sind. Khetsuasprechende Indianer bevölkerten das westliche La Platagebiet, lange bevor die Inkas ihren Kriegszug gegen die Kalfaki-Indianer ausführten, ja, lange bevor überhaupt eine Inkadynastie in Peru herrschte. Es ist daher durchaus irrig, wenn man irgendwie den Inka eine wenn auch nur teilweise Zivilisierung der einstigen Bewohner der La Platastaaten zuschreiben will. Die sogenannte Inka-Kultur basiert auf einer früheren viel höheren Kultur einer Nation, die durch Ereignisse, welche uns bis jetzt noch unenthüllt sind, wieder versumpfte, die einst aber mächtig war und sich viel weiter ausdehnte als die späteren Inkaperuaner¹⁾.

Die Inkas haben auf die von ihnen unterjochten Stämme nie einen zivilisatorischen Einfluß ausgeübt, im Gegenteil, sie unterdrückten höhere Kulturen als die ihrige und zwängten in den spanischen Stiefel ihres Sonnendienstes, ihrer sozialistischen, drakonischen Gesetze, ihrer Sprache alle von ihnen besiegten Nationen, von denen manche eine viel vernünftigeren Staatsverfassung, eine weit freiere geistige Entwicklung und vorgeschrittenere Industrie hatten. Es ist daher geradezu unfaßlich, wie es ein neuer Geschichtsforscher wagt die Inkaperuaner ein eminent zivilisiertes, sozusagen ein auserwähltes geistig und moralisch ungemein hochstehendes Volk und die Inkafamilie eine erhabene Musterdynastie zu nennen!

Im Jahre 1515 entdeckte der spanische Großpilot Juan Diaz de Solis die Mündung des Parana guasü (La Platastromes), wurde aber bei seiner Landung an einer Insel, die er zu Ehren seines Piloten „Martin Garcia“ nannte, von den Eingebornen angegriffen und erschlagen. Ihm folgte 1527 der Großpilote Sebastian Cabot, der mit zwei Schiffen in den Paraná eindrang und da, wo sich der

¹⁾ Die sogenannte Inkastraße zwischen Kusko und Quito war ein Werk jener Nation. Die Inkas hatten die ziemlich verfallene Straße nur ausgebessert und ergänzt.

R. Carcaraña (Rio Tercero) in ihn ergießt, ein Fort errichtete, das er „Sancti Spiritus“ nannte. Hier sammelte er die Truppen seiner Expedition und segelte mit den Schiffen den Strom nach Norden noch ungefähr 300 Leguas bis zum 27° 27' s. Br., wo seine Weiterfahrt durch Stromschnellen gehindert wurde. Er kehrte bis dahin, wo sich der R. Paraguan in den Paraná ergießt, zurück und fuhr den R. Paraguan hinauf, wurde aber beim Einflusse des R. Bermejo in denselben von einer Flotille Bahawas-Indianern angegriffen, schlug sie und machte Frieden mit ihnen. Durch sie erhielt er Gold- und Silbergegenstände, die sie einige Jahre früher von einem Kriegszuge nach Peru mitgebracht hatten. Cabot überzeugt, daß der Strom in dem Lande entspringe, wo dieses Silber gefunden wurde, nannte ihn den „Silberstrom“, Rio de la Plata. Dieser unpassende Namen blieb ihm für alle Zeiten.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Cabot nach Spanien zurück. Im Jahre 1534 erbat sich ein reicher Mann am Hofe Kaiser Karls V., Pedro de Mendoza, die Erlaubnis, eine Expedition nach dem La Plata zu unternehmen, und es wurde ihm vertragsmäßig gestattet, auf eigene Kosten 1000 Mann und die nötigen Schiffe auszurüsten, dafür erhielt er den Titel eines „Adelantado“ (Militär- und Zivilgouverneur) und Zusicherung aller Vorteile der Expedition; nur ein Fünftel des Gewinns sollte dem Kaiser zufallen. Der Zudrang zu diesem Unternehmen war ein außerordentlicher, und am 1. Sept. 1534 verließ Mendoza mit 14 Schiffen und 2500 Mann, darunter 500 Deutschen,¹⁾ den Hafen von St. Lukas. Im Juni 1535 langte die Expedition in Parana Guazo an. Mendoza gründete am südwestlichen Ufer des Stromes der Insel Martin Garcia, gegenüber bei einem kleinen Flüsschen (Riachuelo) eine Niederlassung und nannte sie Puerto de Santa Maria de Buenos Aires, weil die Schutzpatronin der Matrosen der Expedition „Santa Maria de los buenos aires“, die Schiffe während ihrer Überfahrt mit „guten Winden“ begünstigt hatte.

Die Expedition hatte einen unglücklichen Verlauf. Die Eingeborenen, Guerandis-Indianer, griffen die Spanier an, töteten von ihnen 140—150 Mann, darunter die besten Ritter und den Bruder des Adelantado, den Admiral Diego de Mendoza. Die Spanier wurden nun förmlich von den Indianern belagert und litten furchtbar an Hunger und Krankheit. Nach Jahresfrist waren von den 2500 Mann kaum noch 600 am Leben.

Der Aguacil mayor der Expedition, Juan de Nolas, die rechte Hand Mendozas, war 1536 mit einigen Schiffen den Paraná und R. Paraguan hinaufgefahren, gründete nicht weit von der Mündung des Araguayassu in denselben unter friedlichen Indianern die Stadt Nra Sra de la Assuncion, die dann bis 1620 die Hauptstadt sämtlicher La Plataländer war, machte bald darauf einen Kriegs-

¹⁾ Unter diesen Deutschen befand sich auch ein Ulrich Schmiedel aus Straubing, der nach seiner Rückkehr einen hochinteressanten Bericht über die Expedition veröffentlichte. Es ist ohne Zweifel die wahrheitsgetreueste, einfachste und schlichteste Schilderung dieses unglücklichen Unternehmens.

zug, um nach Peru zu gelangen, wurde aber von den Paywasindianern mit seinen sämtlichen Gefährten erschlagen.

Mendoza, durch die ungeheuren Mißerfolge vollständig entmutigt, setzte Anzulas, von dessen unglücklichem Ende er nichts wußte, zu seinem Nachfolger ein und schiffte sich, körperlich und geistig gebrochen, 1537 nach Spanien ein. Er starb während der Überfahrt, wie es heißt an der Tollwut, infolge des Genusses von Fleisch eines kranken Hundes, da an Bord Hungersnot herrschte. Sein von den Zurückgebliebenen erwählter Nachfolger war Martinez de Yrala, ein kluger, tapferer und ehrlicher Soldat aus Biskaya. Er richtete vorerst sein Augenmerk auf die Vergrößerung der Stadt Assuncion, da er fand, daß sie, obgleich vom Meere weit entfernt, den Spaniern den besten Schutz gewähre und auch der geeignetste Ausgangspunkt für künftige Expeditionen sei.

Als die Nachricht von Mendozas Tod und der Lage in den La Plata-Ansiedlungen nach Spanien gelangte, erbat sich D. Alvaro Nunez Cabeza de Baca vom Kaiser die Stelle des Adelantado, indem er sich erbot, 8000 Dukaten aus eigenen Mitteln zur Ausrüstung einer neuen Expedition beizutragen und segelte am 2. Nov. 1540 nach Südamerika. An der brasilianischen Küste erfuhr er durch einige Leute, welche sich vom La Plata bis hierher durchgeschlagen hatten, die Lage der dortigen Dinge und beschloß mit 250 seiner besten Leute zu Lande von der Mündung des Rio Itakubu in Brasilien nach Assuncion zu gehen. Der kühne Zug gelang; nach 130 Tagen erreichte Baca den Paraguay; seine Schiffe trafen erst 8 Monate später in Assuncion ein. Der neue Adelantado verstand es nicht, sich beliebt zu machen. Nach vierjährigem Regimente wurde er durch eine Revolution gestürzt und gefangen nach Spanien geschickt. Yrala wurde wiederum zum Gouverneur gewählt und 1555 erhielt er sein vom Kaiser signiertes Bestallungsdekret als Generalkapitän und Gouverneur. Yrala hatte 1548 einen Zug nach Peru unternommen, gelangte bis nach Chuquisaca im heutigen Bolivia, mußte aber auf Befehl des Gouverneurs von Peru, Pedro de Gasca, sogleich wieder umkehren. Nachdem er die während seiner 1½ jährigen Abwesenheit vorgefallenen Unordnungen in Assuncion geregelt, unternahm er einen Zug nach Brasilien, eroberte die Provinz La Guayra, unterwarf die dortigen Tupiindianer und gründete am östlichen Ufer des Paraná die Niederlassung Ontiveros und verteilte dann ca. 40000 indianische Familien unter etwa 400 Konquistadoren. Die Indianer wurden denselben auf zwei Köpfe, d. h. dem Konquistador und dessen unmittelbaren Erben zugesprochen; nach dem Tode des letzteren waren sie frei und fürder nur noch Kronunterthanen. Die männlichen Indianer hatten die Verpflichtung, vom 16. bis zum 50. Jahre den sechsten Teil ihrer Arbeitszeit ihren Herren zur Verfügung zu stellen; also eine nicht allzuharte Dienstleistung. Yrala starb 1557, siebenzig Jahre alt, an einem perniziösen Fieber. Sein Schwiegersohn Mendoza war sein Nachfolger, er starb sehr bald, und das Amt ging auf seinen Schwager, Ortis de Vergara über, der aber durch schmählichen Verrat seine Würde bald verlor. Der Vizekönig von Peru, D. Andres Hurtado de Mendoza, Marques de Cañete ernannte nun einen seiner Günstlinge, D. Juan Ortis de Zarate, zum Gouverneur der

La Platastaaten, der auch sogleich nach Spanien abreiste, um sich bestätigen zu lassen. Bis zu seiner Rückkunft sollte ein gewisser Caceres sein Stellvertreter sein. Als Caceres in Assuncion anlangte, wurde er von allen Seiten mit Verachtung behandelt und nach vierjährigen Wirren schließlich gefangen als Staatsverbrecher nach Spanien geschickt. Bald darauf erhielt Juan de Garay, ein tapferer Biscayer, der in Santa Fé eine Ansiedlung gegründet hatte, durch einen Boten die Nachricht, daß der neue Generalkapitän an der Mündung des La Plata angekommen sei, aber von den Guerandisindianern belagert werde und zu Grunde gehen müsse, wenn nicht bald Hülfe komme. Garay zögerte nicht, ihm dieselbe zu bringen und geleitete Zarate mit seinem Gefolge glücklich nach Assuncion. Krankheit und Unglück hatten die Gesundheit des Gouverneurs untergraben; er starb wenige Monate nach seiner Ankunft und bestimmte Garay zu seinem Nachfolger. Zur nämlichen Zeit gründete D. Gerónimo Luis de Cabrera, Gouverneur von Santiago del Estero und Tufuman, die Stadt Córdoba mit einem ausgedehnten Gerichtssprengel und gewann sich die sämtlichen, meist sesshaften Comchingonesindianer der ganzen Landschaft.

Garay in vollkommen richtiger Würdigung der Wichtigkeit, welche die La Plata-mündung haben werde, bevölkerte von neuem die von Mendoza gegründete, später aber wieder aufgelassene Niederlassung Santa Maria de Buenos Aires (1580); er gab ihr mit Königl. Bewilligung die Attribute einer Stadt und eine Municipaleinrichtung nach dem Muster der freien Städte seines Heimatlandes Biscaya. Buenos Aires entwickelte sich nun nach den damaligen Verhältnissen ziemlich rasch, und im Jahre 1617 wurde die Stadt, die bisher unter dem Gouverneur von Assuncion stand, zur Hauptstadt einer eigenen „Gobernacion del Rio de la Plata“ erhoben.

Garay hatte die Genugthuung, gegen das Jahr 1582 das erste Schiff mit einheimischen Produkten (Zucker und Häuten) nach Spanien zu senden. Sein Hauptaugenmerk war nun auf die Gründung neuer Städte und Ortschaften gerichtet, die er mit Glück und Umsicht durchführte, bis er 1583 auf einer Reise nach Assuncion in der Nähe des ehemaligen Fort Sancti Spiritus von Minuasindianern samt seinem Gefolge nachts ermordet wurde.

Um das Jahr 1609 kamen die Jesuiten in die La Platastaaten. Sie hatten von der Krone besondere Privilegien erwirkt, um die Indianer nach einem von ihnen erfundenen Systeme zu zivilisieren und gründeten 1610 am oberen Paraná und La Guayra die ersten Missionen, die sie nach und nach weiter ausdehnten und aus denen sie die bekannte, vielbesprochene, verdammte und bewunderte „Jesuitenrepublik“ bildeten, die zwar viele Vorteile hatte, aber auch manche schweren Nachteile verursachte und endlich mit Aufhebung des Jesuitenordens ihr Ende nahm.

Einer der Gouverneure von Paraguay, Luis de Céspedes Xera, dessen Name für alle Zeiten der tiefsten Verachtung preisgegeben ist, schloß mit den brasilianischen Portugiesen einen Vertrag, wodurch er ihnen gestattete, 70 000 Guaranis-Indianer, friedliche, ansässige, spanische Unterthanen zu fangen und in die Sklaverei zu führen, unter der Bedingung, daß der Gewinn aus dem Verkauf

zwischen ihm und den Sklavenjägern geteilt werde. Die Portugiesen, namentlich die Bewohner der mittelbrasilianischen Provinz S. Paulo, die sogenannten Paulistas oder Mameluken, wie sie auch nach ihrer Kleidung bezeichnet wurden, ein abgehärteter, namenlos roher Menschenschlag, setzten, gestützt auf diesen Vertrag, durch lange Jahrzehnte den Menschenraub und Sklavenhandel fort. Es ist eins der schönsten Verdienste der Jesuiten in Paraguay, daß sie mit allen möglichen Mitteln, besonders durch wohlorganisierte Bewaffnung der Missionsindianer die Eingebornen schützten und den entmenschten Horden der portugiesischen Sklavenjäger viele empfindliche Niederlagen beibrachten.

Im zweiten Dezennium des 17. Jahrhunderts wurde eine Universität in Córdoba gegründet. Sie erlangte später eine gewisse Berühmtheit. An Primärschulen gab es damals sechs in Córdoba und vier in Buenos Aires. Das weibliche Geschlecht war von jedem Schulunterricht ausgeschlossen, denn Lesen und Schreiben wurde als unmoralisch für Frauen betrachtet, „da dieses nur als Versuchung diene um zu sündigen und sich der elterlichen Aufsicht zu entziehen.“ Selbst zu Anfang des 19. Jahrhunderts war die Kenntniss des Lesens und Schreibens bei den argentinischen Frauen sehr selten.

Die Demütigungen Spaniens im 17. Jahrhundert hatten auch ihre Rückwirkung auf die La Platastaaten. Die schlau berechnenden, in handelspolitischen Angelegenheiten gewöhnlich scharfblickenden Engländer, die einesteils für ihre Waren einen Abfluß nach den argentinischen Landen anstrebten, andernteils auch vermeinten auf diesem Wege zu den Reichtümern Perus zu gelangen, stachelten die Portugiesen gegen die Spanier, die ohnehin mit einander in stetem Zwiste lebten und in wenig freundlichen Beziehungen standen, auf und ermunterten sie sich am La Plata niederzulassen. Zu diesem Zwecke wurden Karten gefälscht, welche die läppische Demarkationslinie des Papstes Alexander VI. um 40 Legua nach Westen rückten, so daß sie vom Amazonas in gerader Linie auf das östliche Ufer des La Plata fiel. Die Regierung in Lissabon gab daher dem Gouverneur von Rio de Janeiro Manuel Lobo 1679 den Befehl, sich am Rio de la Plata festzusetzen, was dieser auch mit einer kleinen Flotte, 200 Soldaten und 30 Kolonistenfamilien ausführte, indem er Buenos Aires gegenüber am Rio S. Juan die „Kolonia del Sacramento“ gründete und mit Wällen umgeben ließ.

Der Gouverneur von Buenos Aires, Don José de Garro, ein energischer Mann, forderte Lobo auf, sich unverzüglich wieder einzuschiffen, und da dieser der Aufforderung nicht Folge leisten wollte, ließ ihn Garro in der Nacht vom 6. August 1680 angreifen. Lobo und seine ganze Garnison wurden gefangen genommen und das Lager zerstört. Als die Nachricht davon nach Europa kam, brach Portugal, von England und Frankreich aufgehetzt, die diplomatischen Beziehungen mit Spanien ab. Letzteres schickte 26000 Mann über die Grenze, sie wurden aber von kaum 15000 Portugiesen geschlagen. Die spanische Regierung sah sich infolge dessen zum Nachgeben gezwungen. In einem provisorischen Vertrage von 1681 machte sich Spanien verbindlich die Kolonia del Sacramento an Portugal zurückzugeben und vollen Schadenersatz zu leisten. Der verdienstvolle

Gouverneur Garro wurde seiner Stelle entsetzt, aber doch als Gouverneur nach Chile geschickt.

Im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges befahl der Vizekönig von Peru dem Gouverneur von Buenos Aires D. Juan Baldes Inclan die Kolonia del Sacramento den Portugiesen wieder abzunehmen. Inchan übertrug den Oberbefehl der Expedition dem Kapitän Garcia Roß, der den 17. Oktober 1704 mit der Belagerung begann und kurz darauf die Portugiesen zur Flucht auf ihre Schiffe zwang.

Beim Frieden von Utrecht wurde wiederum von Spanien die Kolonia samt dem nötigen Terrain zu ihrer Verteidigung für ewige Zeiten an Portugal abgetreten; gleichzeitig bedang sich England durch einen eigenen Vertrag mit Spanien (asiento de negros) das Recht aus durch 30 Jahre die spanischen Kolonien mit Negerflaven zu versehen. In Buenos Aires sollten jährlich 1200 eingeführt werden dürfen.

Während des nach dem Tode Ludwig XIV. ausgebrochenen Krieges landete eine halb kriegerische, halb kommerzielle französische Expedition unter einem gewissen Moreau in dem östlichen Hafen Maldonado und befestigte sich daselbst; aber bei der Annäherung des Gouverneur Zavala mit überlegenen Streitkräften schifften sich die Franzosen eiligst wieder ein. Acht Monate später kehrte Moreau sogar mit Landungstruppen wieder zurück und verbarrikadierte sich bei Castellös. Dort wurden die Franzosen vollständig geschlagen, Moreau und viele seiner Gefährten getötet, der Rest gefangen genommen.

Im Jahre 1773 schickte Portugal eine wohl ausgerüstete Expedition nach den La Platastaaten, um an der Ostküste einen festen Platz anzulegen. Der Gouverneur Zavala griff sie an, schlug sie und errichtete auf Befehl des Vizekönigs von Peru das Fort von San Felipe Puerto de Montevideo. Die Portugiesen der Kolonia del Sacramento, welche zu einem für die damalige Zeit fast uneinnehmbaren Platze umgestaltet worden war, versuchten, verstärkt durch die von Montevideo vertriebenen Portugiesen und in Verbindung mit den Guenoasindianern, die an der Küste und im Innern am Uruguay wohnten, einen Aufstand gegen die Spanier. Der Gouverneur von Buenos Aires, D. Miguel Salcedo, griff den Platz an, wurde aber zurückgeworfen. Spanien, um seine Erfolge in Italien nicht bloßzustellen, sah von weitem Angriffen auf die Kolonie ab.

Im Asiento de Negros wurde bestimmt, daß England unter keiner Bedingung andere Waren als Sklaven nach den Kolonien einführen dürfe. Unbekümmert darum betrieben die Sklavenhändler den unverschämtesten und frechsten Schleichhandel. Die spanische Regierung erließ daher eine Verordnung, daß die englischen Schiffe, ob sie Sklaven an Bord hätten, oder nicht, sich einer Untersuchung nach Contrebande unterziehen müßten. England wollte diese Verordnung nicht anerkennen, und es kam daher 1739 zum Kriege zwischen ihm und Spanien. Die englischen Seeexpeditionen, in einer bis dahin noch nie dagewesenen Stärke ausgerüstet, waren nicht glücklich. Der Kommodor Vernon, der die Truppen des General Berthwooth an Bord hatte, wurde bei Karthagena geschlagen. Admiral

Knowles mit 17 Schiffen und 4000 Soldaten wurde bei Caracas zurückgeworfen. Die welthistorischen Ereignisse, die sich zu jener Zeit in Europa abspielten, veranlaßten die Engländer gemäßigte Seiten aufzuziehen und führten zum Frieden von Aquisgran. Unterm 5. Oktober 1750 wurde im Buen Retiro zwischen England und Spanien ein Vertrag abgeschlossen, in welchem das Privilegium der Einfuhr von Sklaven auf 4 Jahre verlängert und das Untersuchungsrecht geregelt wurde. Infolge dieser Kriege beschloß die Regierung des Königs Ferdinand V. die großen Regierungsflotten, welche bisher den Verkehr zwischen dem Mutterlande und den Kolonien vermittelt hatten, aufzulassen und den Handel der spanischen Privatschiffahrt unter der Bedingung zu überlassen, daß die Schiffe nur von Cadix absegeln und die Schiffspapiere nur vom Konsulate dieser Stadt ausgestellt werden dürften.

Portugal, immer noch an dem Gedanken festhaltend von den La Platastaaten nach Peru vorzudringen und darin von England heimlich unterstützt und aufgehetzt, richtete sein Augenmerk nach den Ländern von Rio grande, drang den R. Jacuy hinauf, errichtete von 10 zu 10 Leguas bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Flusses befestigte Punkte, näherte sich so den Missionen der Jesuiten am Uruguay und begann auf religiös-sozialem Terrain einen heftigen Krieg gegen dieselben. Der von gewissenlosen und schlecht informierten Ministern beratene und unter dem Einflusse seiner Frau, einer portugiesischen Prinzessin, stehende König, willigte in den von der schlauen portugiesischen Regierung proponierten Tausch der Kolonia del Sacramento am La Plata gegen die guaranischen Missionen, die sogenannten „Siete pueblos del Uruguay“ mit allen ihren Bewohnern, und im Februar 1750 wurde dieser unglückliche Tauschvertrag (convenio de la permuta) abgeschlossen. Vergeblich waren die politisch und humanistisch wohl begründeten Protestationen der Jesuiten, vergeblich die von mehr als 20000 Guaranisindianern, die nun Aussicht hatten als Sklaven an die Fazendeiros in der Provinz S. Paulo in Brasilien verkauft zu werden. Sie leisteten mit den Waffen in der Hand Widerstand, so daß die spanische Regierung sich veranlaßt fand, den Gouverneur von Buenos Aires zu beauftragen mit bewaffneter Hand zur Ausführung des Vertrages zu helfen. In Madrid kam man endlich unter König Karl III. zur Einsicht, welcher schmählichen Tausch man eingegangen und suchte ihn rückgängig zu machen; er kam auch wirklich nicht zur Ausführung, aber die „Siete pueblos“ waren verheert worden.

Während des Krieges infolge des Familienvertrages zwischen Spanien und Frankreich waren die Verbündeten überall gegen England im Nachtheile, nur am Rio de la Plata hatten die Spanier durch die Intelligenz, Energie und Tapferkeit des Gouverneurs D. Pedro de Ceballos Vorteile errungen. Er zwang die Kolonia del Sacramento zur Kapitulation, brachte der englischen Flotte unter dem Kommodor Denara bei einem Landungsversuche eine Niederlage bei, zog dann nach Rio grande und nahm den Portugiesen fast alle ihre dort eroberten Positionen wieder weg. Der Friede von Paris (10. Februar 1764) machte dem glücklichen Feldzuge Ceballos ein Ende, und das Schlussergebnis für die

La Platastaaten war das alte Spiel der Rückgabe der Kolonia del Sacramento an die Portugiesen.

Im Jahre 1770 wollte der berühmte französische Seefahrer Bougainville die Falklands-Inseln für Frankreich in Besitz nehmen. Er wußte nicht, daß sowohl Spanien als England Ansprüche auf dieselben machten. England entsendete alsbald eine Expedition um an der Westküste der Insel eine Niederlassung „Port Egmont“ zu gründen. Mit Spanien setzte sich Frankreich bald friedlich auseinander. Der Gouverneur von Buenos Aires Buccarelli unternahm mit 5 Schiffen und 1400 Mann Landungstruppen unter dem General Antonio Gutierrez eine Expedition gegen die Engländer und zwang sie nach zweitägigem Gefechte zur Kapitulation.

Sobald die portugiesische Regierung Kenntniss dieser Vorgänge erhalten hatte, glaubte der schlaue Marquez Pombal einen Krieg zwischen Spanien und England unvermeidlich und schickte, um möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen, eine starke Expedition aus um Rio grande wieder zu erobern.

England aber, angesichts der Erhebung in Nord-Amerika gab sich Spanien gegenüber mit diplomatischer Satisfaktion zufrieden; Portugal blieb also isoliert. Die spanische Regierung schickte den 13. November 1770 eine Flotte von 117 Segeln und 10000 Mann Landungstruppen gegen die Portugiesen nach Südamerika. Sie hatte den neuen, ersten Vizekönig von Buenos Aires, D. Pedro de Cevallos an Bord. Die spanischen Staatsmänner hatten nämlich in richtiger Würdigung der Verhältnisse beschlossen die ausgedehnten Länder westlich von den Cordilleren von dem übermäßig großen Vireinat von Peru zu trennen. Das neue Vireinat umfaßte die Provinzen Buenos Aires, Paraguay, Córdova, Salta La Plata, Santa Cruz de las Siuro, Cochabamba, La Paz, Puno; die westlich gelegenen Landschaften Chiquitos, Moros, ferner Montevideo, die Missionen am Uruguay und Parana, dann Patagonien und sämtliche atlantischen Inseln an der Südspitze Südamerikas. Fast gleichzeitig wurde auch der Handel mit Buenos Aires für Schiffe aus allen Häfen Spaniens gestattet und später auch noch der freie Handel der spanischen Kolonien unter sich erlaubt; Maßregeln von höchster Wichtigkeit für den Wohlstand dieser Länder.

Die Flotte eroberte zuerst die brasilianische Insel Santa Catharina, dann die Kolonia del Sacramento, und als sich Cevallos gegen Rio grande wenden wollte, erhielt er die Nachricht vom Frieden von S. Ildefonso, durch den die Insel Santa Catharina an Portugal zurückgegeben wurde; dieses verlor dagegen die Kolonie del Sacramento und verzichtete auf sein vermeintliches Recht der Beschiffung des La Platastromes außerhalb der brasilianischen Besitzungen.

Der Vizekönig Cevallos wurde 1778 abberufen und durch den Marschall Juan José de Vertiz ersetzt. Es war dies ein in jeder Beziehung ausgezeichneteter, hochherziger Mann, der in allen Zweigen der Verwaltung ungemein segensvoll wirkte. Er richtete sein Augenmerk in erster Linie auf sanitäre Verbesserungen in der Hauptstadt und auf Hebung der öffentlichen Moral, beförderte Handel und Industrie, entwickelte große Thätigkeit in bezug auf den öffentlichen Unterricht und richtete auch eine Druckerei in Buenos Aires ein. Seine Regierungszeit war durch die

wichtigsten Verbesserungen gekennzeichnet, aber auch durch eine von der Madrider Regierung verfügte Maßregel von den allernachtheiligsten Folgen für die Kolonialregierung. Auf die geheimen Berichte der beiden ausgezeichneten Mitglieder der internationalen Gradmessungskommission (1723) Don Jorge Juan und D. Antonio de Ulloa hin erließ 60 Jahre später die spanische Regierung eine sogenannte „Ordenanza de Intendentes“, wodurch neben den Vizekönigen und unabhängig von denselben die Stelle eines Intendantgenerals geschaffen wurde, dem die Kriegs- und Finanzverwaltung unterstanden. Die Regierung wurde dadurch gewissermaßen in zwei Departements geteilt, das eine für die Kriegs- und Finanzverwaltung, das andere für das Innere, den öffentlichen Unterricht, die Polizei und Justiz; ersteres unter den Befehlen des Superintendanten, letztere unter dem des Vizekönigs, jedes von dem anderen unabhängig und nur der Königl. Regierung verantwortlich.

Diese Maßregel hatte nicht einmal theoretisch eine annehmbare Berechtigung, praktisch erwies sie sich aber als ein großer Unsinn. Der Vizekönig Vert.3 sah die Folgen dieses unglücklichen Dualismus voraus und demissionierte 1783. Unter seinem Nachfolger, dem Marquez de Loreto, einem grundehrlichen, aber reizbaren Manne, kamen die häßlichsten Konflikte zum Ausbruche; sie gestalteten sich um so akuter, als der Superintendant Francisco de Paula Sanz, ein aufgeblasener, dummdreister Patron, mit nichtswürdigen Helfershelfern sich die skandalösesten Diebstähle und Betrügereien zu Schulden kommen ließ. Vizekönig Loreto berichtete darüber umständlich nach Madrid; Sanz, der große Protektion bei Hof genoss, wurde zwar seiner Stelle in Buenos Aires enthoben, aber nach dem reichen Potosi versetzt, wo er noch günstigere Gelegenheit zu Raub und Diebstahl hatte. Die Generalintendanz wurde nach kurzem Bestande wieder aufgehoben.

Dem vielgeplagten Vizekönige Loreto folgte der Generalleutnant D. Nicola, de Arredondo (1795).

Buenos Aires entwickelte sich unterdessen in jeder Beziehung günstig. Während von 1778 nur 12 bis 15 Schiffe von Spanien nach dem La Plata abgingen, liefen 1794 schon 75 Schiffe von Cadix, Barcelona und Coruña mit der Bestimmung nach Buenos Aires mit einem Ladungswerte von 3000000 Thalern ein, während die Ausfuhr nur nach Havana mehr als eine Million Häute und andere Artikel betrug, der Gesamtwert der Ausfuhr sich auf 7000000 Thlr. bezifferte.

Unter dem Vizekönige D. Joaquim Pino wurden Versuche gemacht dem Journalismus Eingang zu verschaffen, aber die erste Zeitschrift, die erschien, wurde infolge großer Taktlosigkeit ihres Redakteurs, eines spanischen Obersten, unterdrückt, während eine Wochenschrift „Seminario de agricultura y comercio“ prosperierte. Eine anatomische Lehrkanzel wurde 1801 an der Universität gegründet, und unter einem vorzüglichen katalonischen Arzte eine klinische Schule, aus der tüchtige Ärzte hervorgingen.

Die napoleonische Politik, die soviel Unglück über Spanien brachte, hatte auch auf die Kolonien eine unglückliche Rückwirkung. Als auf Napoleons Befehl Spanien an Portugal den Krieg erklären mußte, organisierten die brasilianischen Portugiesen einen Kriegszug gegen die Spanier am Rio grande, bemächtigten sich

der ganzen Linie von Cerro Largo bis Siete pueblos am Uruguay. Das Vireinat verlor 1802 die Provinz Guayra, die heute die beiden immensen brasilianischen Provinzen „Matto groß“ und „Guyaba“ bildet, ebenso verlor es die Grenze des R. Jacuy und die 7 Dörfer am Uruguay.

Nachdem Frankreich mit Spanien verbündet England den Krieg erklärt hatte, richtete dieses seine Operationen gegen die auswärtigen Besitzungen seiner Feinde. Der Admiral Popham nahm zuerst die holländischen Besitzungen am Cap der guten Hoffnung, dann segelte er, jedoch ohne Ermächtigung seiner Regierung, mit 1600 Mann unter dem General Beresford nach dem La Plata. An der Spitze der Vireinates stand damals der Marquez de Sobremonte, ein total unfähiger Mann um so wichtigen Ereignissen die Spitze zu bieten. Beim Erscheinen der englischen Flotte war er durchaus nicht vorbereitet; nicht einmal Pulver oder Feuersteine standen zur unmittelbaren Verfügung. Es herrschte eine solche Kopflosigkeit, daß die Engländer sich unschwer den 27. Juni 1806 in Besitz der Hauptstadt setzen konnten.

Gleich nach der Einnahme der Stadt machte der Admiral den Behörden die weitgehendsten Versprechungen hinsichtlich der Administration des Landes, der Handelsfreiheit u. s. f., fand aber nur taube Ohren. Man rüstete sich zum Widerstande und zu einem Racheakt, wollte anfangs sogar durch zwei Minen die Quartiere der Engländer in die Luft sprengen. Da der Bizkönig Sobremonte sich gleich bei der Einnahme von Buenos Aires nach Córdoba geflüchtet hatte, so stellte sich ein geborener Franzose in spanischem Dienste D. Santiago Liniers y Bremont, Schiffskapitän und Militärkommandant des Hafens Ensenada, an die Spitze der nationalen Verteidigung. Er trat unverzüglich in Verbindung mit dem Gouverneur von Montevideo, D. Pascual Ruiz Hidrobo, erhielt von demselben 1250 Mann, meistens gut geschulte Soldaten und setzte sich allsogleich in Marsch. Den 12. Aug. 1806 gelang es ihm, unterstützt von der ganzen streitbaren Bevölkerung, den englischen General Beresford zur Kapitulation zu zwingen. Beresford übergab den Siegern 1100 Gewehre, 36 Kanonen, 4 Mörser, 4 Haubitzen und die Fahne des schottischen 76. Regimentes. Am Abend des Siegestages langte eine Depesche des Bizkönigs an, in der er befahl, man solle keinen Angriff wagen, bis er mit seinen berittenen Milizen eintreffe und das Kommando übernommen habe. Er hatte nämlich in Córdoba Milizkavallerie gesammelt, mit der er die Hauptstadt befreien wollte. Der im höchsten Grade erregte Volkswille wollte von Sobremonte nichts mehr wissen und übertrug dessen Stelle an Liniers. Nach vielen Verhandlungen kam endlich ein Kompromiß zustande, nach welchem Sobremonte, bis die Antwort auf einen ausführlichen Bericht aus Madrid anlange, Bizkönig bleiben, während Liniers Generalleutnant von Buenos Aires sein und die Nationalverteidigung leiten sollte. Es täuschte sich nämlich niemand darüber, daß England trachten werde, bald möglich die Scharte auszuweihen. Auch wußte man, daß Beresford noch vor der Übergabe sowohl vom Kap als von England dringendst starke militärische Nachschübe verlangt hatte.

Liniers war ein befähigter Mensch von vortrefflichem Charakter, aber unge-

mein schwach und rücksichtsvoll. Diesen Umstand benutzte der überaus schlaue General Beresford und wußte es durch Pfiffigkeit, Heuchelei und Weiberhilfe dahin zu bringen, daß ihm Liniers eine fingierte Kapitulation übergab, die den General seiner Regierung gegenüber entlasten sollte. Liniers bereute zwar sehr bald seine leichtsinnige Kondezzenz, er konnte das Geschehene aber nicht mehr rückgängig machen, leitete aber mit Energie die Organisation der Verteidigung. Es wurden 10 Bataillone Miliz gebildet, die von dem besten Geiste beseelt waren. Sobremonte kämpfte mit seinen Milizen zuerst an den Ufern des Paraná und begab sich dann nach Montevideo, wo er sich als Bizekönig installierte.

Auf das frühere Begehren Beresfords um Truppen kamen vom Kap unter dem Oberstleutnant Bachhouse 980 Mann, die sich im Hafen von Maldonado ausschifften und stark befestigten, auch einen schlecht organisierten Versuch, sie zu delogieren, tapfer abwiesen. Obgleich die englische Regierung die unüberlegte und eigenmächtige Politik des Admiral Bopham entschieden mißbilligte und dem Jubelgeschrei der City entgegentrat, mußte sie dennoch, als die Nachricht von der Kapitulation Beresfords eintraf, zur Rettung der militärischen Ehre neue Truppen nach dem La Plata senden. Sie beorderte eine Flotte unter Sir Samuel Achmuty und dem Brigadier Lumley, denen sie vorsichtige und gemäßigte Instruktion mitgab, die durchaus nicht die Absicht enthielt, bleibende Eroberungen zu machen. Achmuty landete im Januar 1807 in Maldonado und eröffnete am 19. Januar die Operationen gegen Montevideo, das er 3. Febr. in der Frühe mit Sturm nahm, wobei die englischen Truppen große Grausamkeiten verübten. Der Bizekönig Sobremonte zeichnete sich auch hier durch erbärmliche Feigheit aus. Nach einem kurzen Geplänkel mit den englischen Truppen floh er in der Richtung von Córdoba. Er wurde später sowohl von der Munizipalität als vom obersten Gerichtshof seiner Stelle entsetzt.

General Beresford, dem ein richtiger politischer Scharfblick in vollem Maße zugestanden werden muß, suchte im Interesse des englischen Handels dahin zu wirken, daß das Bizinat sich mit dem moralischen Beistande Englands vom Mutterlande unabhängig erklären solle. Diese Idee fand manche geheime Anhänger, die große Masse der Bevölkerung schien aber diesem Unternehmen keineswegs geneigt. Mit Hülfe einiger Freunde, worunter wahrscheinlich auch Liniers, gelang es Beresford, kurz bevor er nach Catamarca interniert werden sollte, nach Montevideo zu Achmuty zu entfliehen. Er kehrte bald darauf nach England zurück, um im Sinne seines Planes beim dortigen Ministerium zu wirken. Achmuty suchte unterdessen einen beruhigenden Einfluß auf die Bevölkerung auszuüben und ließ eine doppel-sprachige Zeitung „der Südstern“ erscheinen, um ihr die Idee von Unabhängigkeit und vollkommenster Handelsfreiheit mundgerecht zu machen, aber ohne welchen günstigen Erfolg. In militärischer Beziehung sah er sich veranlaßt, auch die Kolonia del Sacramento zu besetzen. Unterdessen langte General Whitelocke mit neuen Truppen und gemäßigten Instruktionen von Costlernagh in Montevideo an. Admiral Bopham wurde nach England zurückberufen, um sich vor Gericht wegen seiner unüberlegten Handlungsweise zu verantworten. Admiral Stirling ersetzte ihn im La Plata.

Nachdem General Whitelocke das Kommando über sämtliche Truppen in Maldonado und Montevideo übernommen hatte, entschloß er sich aggressiv gegen Buenos Aires vorzugehen, schiffte den 1. Juli seine Truppen in der Ensenada aus und schickte den 2. eine Vorhut von 3000 Mann unter dem Generalmajor Lewison Gower zur Refognoszierung ab. General Liniers griff sie an, wurde aber geschlagen und seine Truppen in wilder Flucht nach Buenos Aires zurückgeworfen.

Die geschlagenen Truppen ermannen sich sehr bald und während der Nacht sowie während des 3. und 4. Juli wurde von den argentinischen Offizieren mit Kenntniss und fieberhafter Energie die Verteidigung der Stadt, von Whitelocke mit Umsicht der Angriffsplan vorbereitet. Den 5. Juli 1807, noch vor Beginn der Morgendämmerung, schritten die Engländer zum Angriffe. Es entwickelte sich bald ein ungeheuer erbitterter Straßenkampf, bei dem die Einwohner mit vielem Vorteile von den flachen Dächern den Feind beschossen; in einzelnen Straßen fand sogar der Kampf auf den Dächern statt. Das Schlachtenglück wechselte auf und ab, blieb aber schließlich den Verteidigern hold. In den Nachmittagsstunden sah sich General Crauford genötigt, mit ungefähr 2000 Mann zu kapitulieren. Whitelocke blieb mit den Truppen, die entfliehen konnten, aber demoralisiert waren, und mit jenen, die einige Vorteile errungen hatten, außerhalb der Stadt; er hatte einen Verlust von 2600 Mann an Toten. General Liniers glaubte nun den günstigen Augenblick gekommen, Whitelocke zur Kapitulation aufzufordern. Der Vorschlag fand keine ungünstige Aufnahme, und unter Vermittelung des General Mucray kam eine Kapitulation mit nachfolgenden Bestimmungen zustande: 1. gegenseitiger Austausch der Gefangenen beider Expeditionen. 2. Wiedereinschiffung Whitelockes mit seinen Truppen, die unterdessen im Retiro interniert sein sollten, im Zeitraume von 10 Tagen und Räumung des Platzes von Montevideo binnen zwei Monaten mit Zurücklassung der Geschütze und Waffen, welche der Platz zur Zeit der Einnahme hatte. Die Einschiffung der Truppen in Buenos Aires begann den 9. Juli und war den 11. Juli beendigt. Die Räumung von Montevideo wurde zwischen dem 23. Juli und 20. August ausgeführt.

Raum war der Siegesrausch vorüber, als auch schon innere Zwistigkeiten und Refrimationen begannen, die vorzüglich zwischen einem Mitgliede des Gemeinderates, Miguel de Alzaga, einem reichen und überaus ehrgeizigen, aber wenig gebildeten, unfeinen Spanier, und dem General Liniers stattfanden. Ersterer war Vertreter der altspanischen Partei, letzterer derjenigen der Eingebornen. Die Volksgunst erhob Liniers zum Liebling der Kreolen. Der Mann war aber viel zu wenig ernst, hatte zu wenig sittlichen Gehalt, um sich für die Dauer in seiner bevorzugten Stellung halten zu können. Er war von den Erfolgen, die nicht er oder hauptsächlich er, errungen hatte, wie berauscht, und sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen mehr. Er vergaß sich soweit, ein direktes Schreiben an Napoleon durch einen seiner Adjutanten zu senden und sich ihm gewissermaßen zur Verfügung zu stellen. Zu seiner Entschuldigung mag gelten, daß er Franzose war und als solcher dem Helden Napoleon seine Bewunderung zollen wollte. Wie es scheint

interessierte sich der Kaiser Napoleon für ihn, und infolge dessen wurde er vom König von Spanien zum Vizekönig von Buenos Aires erhoben.

Es war vorauszusehen, daß England diese neue und zweite Niederlage seiner Truppen nicht ruhig hinnehmen werde, und in der That ließ die englische Regierung nach Kenntniss derselben sogleich eine neue Expedition von 15000 Mann in Cork unter dem schon erprobten Generalleutnant Sir Arthur Wellesley (nachmaligen Herzog von Wellington) ausrüsten, aber bevor sie noch an den Ort ihrer Bestimmung abgehen konnte, hatte Napoleon Spanien und Portugal besetzt und seinen Bruder Joseph zum König von Spanien in Madrid installiert. England, dem Hülfseruf der Einwohner der Halbinsel folgend, sandte die Expedition statt nach dem La Plata an die Küste von Portugal, wo sie so ruhmvoll gegen die Franzosen operierte.

Bekanntlich war die spanische Insurrektion gegen das französische Regiment durch die in Sevilla vereinte Junta Suprema de la España y de la India vertreten. Dieselbe kündigte unterm 30. März 1806 dem Vizekönig von Buenos Aires ihre Konstituierung an und verordnete, daß die übliche Eidesleistung für Ferdinand VII. vorgenommen werden solle. Unterdessen langte auch ein französischer Gemißär, Graf Sainssenay (oder de Chatenay) mit Beglaubigungsbriefen von der Junta Suprema de Madrid vom 14. Juni in Montevideo an, von wo er sich unverzüglich nach der Hauptstadt begab. In den Schriftstücken, die er zu überreichen hatte, war die Mitteilung enthalten, daß Joseph Bonaparte den spanischen Thron bestiegen habe. Der Vizekönig samt dem Cabildo befanden sich in der größten Verlegenheit und nur durch Vergleichung der Daten der verschiedenen Schriftstücke konnten sie sich annäherungsweise ein Bild von den Vorgängen in Spanien machen. Da die Depeschen von der Junta in Sevilla unvollständig waren und wichtige Akten fehlten, so erhoben sich schwerwiegende Bedenken, die von den Regierungsjuristen reiflich erwogen wurden. Sainssenay hatte Briefe von Napoleon, dem Kriegsminister D'aril und dem Finanzminister Azanza, in denen die neue Dynastie in Spanien angezeigt und Drohungen und Versprechungen in vollem Maße beigefügt waren. Eine unaussprechliche Entrüstung der Einwohner der Hauptstadt folgte der Bekanntmachung dieser Schriftstücke und der Beschluß des Cabildo, die Eidesleistung für Ferdinand VII. den 21. August mit üblichem Pompe vorzunehmen.

Seit dem Siege vom 12. Aug. 1806 war zwischen der Stadt Montevideo und der Kapital Eifersüchteleien und Streitigkeiten ausgebrochen. In Montevideo herrschte das spanisch-europäische Element der Kaufleute vor, in der Hauptstadt die einheimischen Abkömmlinge der Spanier, die gebildeten Kreolen, Landwirte und Großgrundbesitzer. In Buenos Aires selbst war aber auch eine ähnliche Spaltung, die spanische europäische Partei unter dem Kaufmann Azaga gegen das einheimische Patriziat, das zu Liniers hielt.

Mit der Expedition von Achmuty und bald hernach war nämlich eine größere Zahl von Handelsschiffen, reich beladen mit englischen Fabrikaten aller Art nach Montevideo gekommen. Als die Engländer sich zurückziehen mußten, blieben diese

Manufakturen in den Händen der Kaufleute dieser Stadt. Der Vizekönig Liniers und die Fiskalbehörden der Hauptstadt glaubten nun, daß es gegen die Interessen des Staates sei, wenn diese Waren zollfrei eingeführt würden. Es wurde daher verordnet, daß diese Waaren mit 25% ad valorem verzollt werden müssen. Diese sehr gerechte Maßregel erbitterte die Montevideaner in hohem Grade gegen den Vizekönig, den sie auch als Franzosen haßten. Dieser Haß wurde von dem Militärgouverneur Elío, einem niedrigen Charakter, der über mehr Grobheit und Eigendünkel als über Verdienste verfügte, einem der erbittertsten Feinde des Vizekönigs, und dem schon erwähnten Alzaga genährt, und es bildete sich in Montevideo eine förmliche Verschwörung gegen Liniers.

Nun trat aber auch ein neuer weit wichtigerer Faktor in die Geschichte des Vireinats auf. Da Carlotta Joaquina de Bourbon, Tochter König Karl IV., Gemahlin des Prinz Regenten von Portugal, die, veranlaßt durch die Ereignisse in Portugal mit ihrem Gemahl nach Brasilien geflüchtet war, plante nichts Geringeres als sich zur Königin der La Platastaaten aufzuwerfen und wurde in dieser Idee von einem jungen Manne aus Buenos Aires Saturnino Rodriguez Peña unterstützt, dem sich auch einige andere, sonst durchaus ernste junge Männer aus den besten Familien von Buenos Aires anschlossen. Dem Einflusse ihres Mannes und des englischen Gesandten in Rio de Janeiro gelang es Da. Carlotta, der übrigens in Buenos Aires ein übler Empfang bereitet worden wäre, von ihrem Vorhaben abzubringen, nachdem sie vorher noch ihren getreuen Peña als Verräter gebrandmarkt, ihn schimpflich von sich gestoßen hatte, sogar unterm 1. Nov. 1808 dem Vizekönige Peña und die ganze Angelegenheit denunziert hatte.

Den 1. Januar 1809 brach endlich die Verschwörung gegen den Vizekönig aus, der vielfach gewarnt und genau informiert, weder die Energie noch den Mut fand, entschieden gegen die Verschworenen aufzutreten. Von früher Morgenstunde an occupierten sie das Cabildo, da an diesem Tage die Wahlen der regelmäßigen Stadtvertretung stattfinden sollten, wählten natürlich nur Mitglieder ihrer Partei und beschloßen auch unverzüglich den ebenso beschränkten als rohen Bischof Lue zum Vizekönige zu senden um von ihm seine unverzügliche Abdankung zu verlangen. Während Liniers zum Nachgeben geneigt, noch mit dem Bischof verhandelte, trat D. Cornelio Saavedra mit den Spitzen der Legion der Patrizier in den Saal und machte der Unterhandlung ein rasches Ende. Der Bischof mußte sich gedemüthigt zurückziehen, Liniers wurde im Triumph auf die Straße getragen. So endigte diese Verschwörung. Der Königl. Gerichtshof verurtheilte die Rädelsführer zu der gelinden Strafe der Verbannung bis zum Eintreffen der endgiltigen Königl. Entschließung.

Sobald die portug. Regierung in Rio de Janeiro Kenntniss von der Verschwörung Elíos erhalten hatte, so glaubte sie im Trüben fischen zu können und schickte den Feldmarschall Franzisko Xavier Curado mit geheimen Instruktionen nach Montevideo um von der Regierung entweder Abtretung der Ostküste des La Plata oder doch deren freie Benützung zu erlangen. Da Elío sich nicht nach

Buenos Aires wagte, gab er den Intriguen des portugiesischen Unterhändlers Gehör, der schlau genug glauben machte, Liniers beabsichtige das Vireinat Napoleon in die Hände zu spielen, daß Portugal dagegen wirksam Hilfe leisten könne, wenn dessen Protektorat angenommen und der Hafen von Montevideo mit der ganzen Ostküste an Portugal abgetreten würde. Zur nämlichen Zeit fing auch Da. Carlotta von neuem ihre Intriguen an. Bei Liniers fanden aber weder Curados Versprechungen, noch Donna Carlottas Bemühungen den geringsten Anklang. Er berichtete darüber an den spanischen Gesandten, den Marquez de Caza Trujo in Rio de Janeiro, der vom englischen Gesandten unterstützt Reklamationen beim Hofe in Rio gegen ein solches Gebahren erhob und dem Elio strengstens untersagte je wieder Unterhandlungen mit Curado oder Donna Carlotta zu pflegen. Zugleich berichtete er auch an die Junta zentral, indem er ihr begreiflich machte, wie dringlich notwendig es sei, einen fähigeren und energischeren Vizekönig nach Buenos Aires zu schicken. Die Junta befolgte diesen Rat, beschloß Liniers seines Amtes zu entsetzen und den Generalleutnant D. Baltazar Hidalgo Cisneros, einen ehemaligen Marineoffizier und intim befreundet mit Liniers, als Vizekönig nach dem La Plata zu senden. Man wollte Liniers mit allen möglichen Ehrentiteln begnadigen, ernannte ihn taxfrei zum Grafen von Buenos Aires und setzte ihm eine Pension von 100,000 Realen aus, zahlbar durch die Staatskasse des Vireinats. Da aber die Junta das fernere Verbleiben Liniers am La Plata für staatsgefährlich hielt, so beorderte sie Cisneros denselben allsogleich nach Europa einzuschiffen.

Es war von der Junta perfid gegen Liniers gehandelt, ihn nach Europa zurück zu berufen, gleichzeitig ihm aber auch seinen Gehalt auf die gänzlich erschöpfte Staatskasse von Buenos Aires anzuweisen. Es hieß dies ihn samt seiner zahlreichen Familie dem Hunger und Elend preisgeben. Ein ferneres Dekret, das der neue Vizekönig mitbrachte, bestimmte, daß die spanisch-amerikanischen Besitzungen aufhören sollten, überseeische Besitzungen der Krone zu sein, sondern integrierende Provinzen der Monarchie bilden sollten. Auch diese Verordnung war wie Hohn, denn das ungeheure Vireinat sollte nur eine Provinz bilden und als solche, wie die kleinste Provinz Spaniens nur zwei Deputierte in die Cortes schicken. Zudem ernannte sie Elio zum Generalinspektor sämtlicher Truppen des Vireinats, und dieser freute sich schon darauf seine Rache an den Patriziern von Buenos Aires auszulassen, ihre drei Bataillone aufzulösen und sie zu demütigen. Er verlangte daher unverzüglich vom Vizekönig die Vollmacht Liniers, Saavedra, alle Bataillonschefs und Offiziere vom Hauptmann aufwärts kriegsgerichtlich zu behandeln. Cisneros war aber nicht der Mann sich auf so brutale Weise Forderungen stellen zu lassen.

Die Ernennung Cisneros und die Entsetzung Liniers erregten unter der heimischen Bevölkerung in Buenos Aires ein peinliches Aufsehen, und die Milizen waren entschlossen Cisneros nicht als Vizekönig anzuerkennen. Es bildeten sich verschiedene Parteien. An der Spitze einer derselben standen jene Männer, die schon einmal mit Donna Carlotta unterhandelt hatten und die sich nun als Junta

provinzial konstituierten und wieder mit der Infantin anknüpfen wollten, als der einzigen Person des königlichen Hauses von Spanien, welche frei sei und der man die Regentschaft des Vereirates während der Gefangenschaft des Königs übertragen solle. Sie unterhandelten auch mit einem Agenten der Prinzessin, einem gewissen Felipe Contuci. Eine zweite Partei unter D. Vicente Antonio Chevarria wünschte, daß gerade so vorgegangen werde wie am 1. Januar, daß man sich vorerst mit Liniers verständigen und Cisneros wohlwollend empfangen solle. Liniers, dessen Haltung vorwurfsfrei war, trug eine Vermittelung zwischen den Patriziern und Cisneros an und es gelang auch seinen Bemühungen, daß nach langen und interessanten Verhandlungen der Vizekönig sich von Montevideo nach der Kolonia del Sacramento begab, dort von den sämtlichen Behörden der Hauptstadt die Eidesleistung entgegennahm und dann erst nach Buenos Aires übersiedelte.

Cisneros hatte in Montevideo den Elio durchschaut und gefunden, daß diesem Menschen unmöglich das Militärkommando übertragen werden könne, er betraute daher mit diesem Mandate einen seiner besten Freunde, den er von Spanien mitgebracht hatte, den Generalmajor Vicente Nieto, einen höchst untergeordneten unsympathischen Menschen, der von Anfang an dem Patriziate und dessen Truppen feindlich gesinnt war und der, wie es bei solchen Charakteren häufig vorkommt, glaubte durch rücksichtslose Strenge alles zu erreichen. Elio in höchstem Grade über seine Zurücksetzung gegen Cisneros erbittert, schiffte sich bald darauf nach Spanien ein um bei der Junta zentral gegen den Vizekönig zu intrigieren. Die Ernennung Nietos erragte den tiefen Mißmut der Eingebornen gegen den Vizekönig; Cisneros war aber zu übermütig oder zu kurzfristig, um diesen Symptomen Beachtung zu schenken und einzusehen, daß die täglich sich steigende Unzufriedenheit der Bevölkerung schließlich zur Revolution führen werde; er vermeinte, daß die Unzufriedenheit nur auf kleinlichen Chikanen zwischen den europäischen Spaniern und den Eingebornen beruhe und sich bald wieder geben werde. Er wünschte nach seinem Sinne und Gutdünken zu regieren und glaubte sich stark genug dazu.

Unterdessen waren in Alto Peru, sowohl in Chuquisaka, wo die Rechtsschule des Vereirates war, als in La Paz ziemlich ernste Unruhen ausgebrochen. Am ersten Orte war ein bejahrter, etwas geisteschwacher General Ramon Garcia Pizarro Gouverneur und befand sich schon lange her mit der Bevölkerung in Konflikt. Bei einem Streite wegen einer Wahl, der zwischen dem Bischof und dem Domkapitel ausgebrochen war, nahm Pizarro Partei für den Bischof, während die Bevölkerung für das Kapitel war. Da das Maß schon voll war, kam es zur offenen Auflehnung gegen Pizarro, der weichen mußte.

Die Bewegung in La Paz war mehr eine revolutionäre im Sinne der Unabhängigkeit und konnte um so leichter einen bedrohlichen Charakter annehmen, als der interimistische Gouverneur von La Paz ein schwacher achtzigjähriger Greis war. Der Vizekönig ernannte einen gewissen Goyeneche zum Gouverneur von Kusko, der, reichlich mit Geld unterstützt, binnen wenigen Monaten eine ziemlich beträcht-

liche Truppenzahl organisierte, gegen La Paz marschierte und den 26. Oktober 1809 die Stadt einnahm. Cisneros seinerseits entsetzte ohne weiteres den Gouverneur Bizarro seines Amtes, ernannte seinen Günstling Nieto zum Gouverneur der Provinz Carcas und ermächtigte ihn, 1500 Mann nach Chuquisaca mitzunehmen. Im Einverständnis mit dem Vizekönig, der die Patrizier um jeden Preis schwächen wollte, entnahm er trotz aller Protestationen diese 1500 Mann ihren Bataillonen, wodurch die Stimmung gegen beide nur noch gereizter wurde. Nieto vor Chuquisaca angelangt forderte die Audiencia auf, sich zu ergeben, was ganz anstandslos geschah und wodurch die Angelegenheit erledigt schien. Nieto aber ließ nun alle Teilnehmer an der Bewegung gegen Bizarro gefangen nehmen, verurteilte viele zum Kerker in den Kasematten von Lima, andere zur Deportation nach entfernten Gegenden. Auf Cisneros und seinen Befehl hielt Goyeneche in La Paz ein schauerliches Strafgericht, indem er die Teilnehmer am Aufstande füsilierte oder erwürgen ließ. Die Glieder von zehn der einflußreichsten Männer wurden abgeschnitten und an Pfähle genagelt, die an den Hauptstraßen aufgerichtet wurden.

Als diese Nachrichten nach Buenos Aires gelangten, erhob sich ein wahres Wutgeschrei gegen Cisneros, man war sich nun klar darüber, wessen man sich seiner zu versehen hatte. Der gute Eindruck, den einige seiner Maßregeln gemacht hatten, z. B. die Eröffnung des freien Handels (5. Okt. 1809) einerseits mit England via Brasilien, andererseits mit den Unionsstaaten Nordamerikas, weil die erschöpften öffentlichen Kassen Geld brauchten, die Unterdrückung des Banditenwesens in der Hauptstadt und deren Umgebung, sowie der täglich vorkommenden Messer-Zweikämpfe, wurden augenblicklich wieder verwischt, und tiefer Haß gegen ihn gewann die Oberhand. Um das Maß voll zu machen, nahm er entschieden Partei für die Verschworenen am 1. Januar 1809, begnadigte sie nicht nur, sondern billigte ihr Vorgehen als im Interesse Spaniens gelegen. Von diesem Momente an war Cisneros ein verlorener Mann, und wenn nicht der ruhige und kluge Oberst der Patrizier D. Cornelio Saavedra zur Mäßigung angeraten hätte, wäre die Revolution unverzüglich ausgebrochen. Der Vizekönig lebte einsam in Buenos Aires, die Patrizier hatten sich von ihm zurückgezogen, und nur einige wenige, wie der Dr. Leiva, Antonio Cerviño, näherten sich ihm noch von Zeit zu Zeit, um ihm die Klagen der öffentlichen Meinung und die Gefahren, deren er sich aussetze, wenn er ihr nicht Rechnung trage, vorzustellen.

Anfangs Mai (4.—8.) fingen die Gerüchte über den trostlosen Zustand Spaniens an in Buenos Aires zu zirkulieren; man erzählte sich, daß die Junta zentral nach London geflüchtet und ganz Spanien in den Händen Joseph Bonapartes sei. Nun fingen die Patrizier in der Hauptstadt an sich über die Situation klar zu werden. Ein Teil, Saavedra und Belgrano an der Spitze, riet noch zur Mäßigung, während andere, wie Rodriguez Peña, Casteli u. s. w. zur unmittelbaren Handlung drängten. Samstag den 19. Mai fand in der Wohnung von Peña eine große Versammlung statt unter dem Vorsitze des allgemein hochgeehrten Kommandanten D. Martin Rodriguez, wobei der Beschluß gefaßt wurde, daß, nachdem die legitimen Behörden hinfällig geworden seien, Buenos Aires nun das

Recht habe für eine eigene Regierung zu sorgen, daß die Bewohner der La Platastaaten keineswegs verpflichtet seien, dem Schicksal des von den Franzosen unterjochten Mutterlandes zu folgen, sondern ipso facto das Selbstbestimmungsrecht erlangt haben, daß der Bizekönig seines Amtes zu entsetzen sei und eine Junta de Gobierno aus passenden Männern, so wie sie der Ernst der Lage erheische, dessen Funktionen zu übernehmen habe. Wiederum suchte die gemäßigte Partei zu temperieren und verlangte, man solle auch den so allgemein geachteten D. Cornelio Saavedra, der sich seit einiger Zeit nach St. Isidro zurückgezogen hatte, einvernehmen. Er wurde berufen, und als er ankam, konnte er sich nur noch überzeugen, daß an ein Zurückweichen nicht mehr zu denken sei. Es wurde beschlossen, daß Saavedra und Beigrano den Alkalde major von allem verständigen sollten und daß dieser zu Cisneros geschickt würde, um ihm mündlich zu berichten, seine Zustimmung zur Abhaltung einer Gemeindeversammlung (Cabildo abierto) als einziges Mittel zur Vermeidung blutiger Exzesse zu verlangen. Dr. Lezica suchte zwar diese Intervention abzulehnen, mußte sich aber fügen. Am Morgen des 20. Mai, nachdem er die Mitglieder der Munizipalität versammelt und ihnen erklärt hatte, daß er das Begehren, welches an ihn gestellt worden sei, erfüllen müsse um große Exzesse zu vermeiden und schon auf den Straßen bedenkliche Rufe gegen den Bizekönig laut geworden waren, begab er sich endlich zu Cisneros. Dieser empfing ihn zwar wohlwollend, gab ihm aber zu verstehen, daß er wohl über hinreichende Mittel verfüge, um Herr über eine verführte aufwieglerische Menge zu werden. Was die Gemeindeversammlung betreffe, so wolle er für den Augenblick nichts entscheiden, sondern abends um 7 Uhr mit den Kommandanten der Truppenkörper sprechen. Diese Antwort erregte den Unwillen der Patrizier. Um 4 Uhr versammelten sich die Offiziere im Quartier des 1. Bataillons, um über eine einmütige Haltung dem Bizekönig gegenüber zu beraten, und da Stimmen laut wurden, daß Cisneros die Kommandanten nur zu sich berufe, um sie gefangen zu nehmen, so veranstalteten einige Offiziere die nötigen Vorsichtsmaßregeln, um einem möglichen Überfalle wirksam entgegen zu treten. Der Bizekönig empfing am Abend die Offiziere; es kam zu unerquicklichen und scharfen Äußerungen. Cisneros versprach schließlich am künftigen Morgen die Mitglieder des Munizipalitätsrates einzuberufen, um mit ihnen zu beraten, was zu thun sei.

Schon in den frühen Morgenstunden waren die Straßen und Plätze voll Menschen, und überall wurde die Lage auf das leidenschaftlichste besprochen. Um 9 Uhr gaben sich die Abgeordneten des Cabildo D. Mannel José de Ocampo und D. Andres Dominguez zum Bizekönig, um ihn zu ersuchen, daß er die Einberufung eines „Cabildo abierto“ gestatte. Eine Stunde später kehrten sie mit der Antwort Cisneros zurück, daß er zwar die Einberufung der erweiterten Gemeindevertretung gestatte, aber nur unter der Bedingung, daß außer der Munizipalität bloß noch die hervorragendsten Bürger mit persönlichen Einladungskarten teil nehmen dürfen, daß an den Thüren des Stadthauses Soldaten postiert würden, die jeden ohne Karte zurückzuweisen hätten. Darüber große Enttäuschung unter der Bürgerschaft, bis endlich durch Saavedra der Compromiß zu stande kam, daß er

selbst die Garde an den Straßenmündungen des Stadthausplatzes verteilen und deren Kommando einem durchaus verlässlichen Offizier übergeben würde, daß Einlaßkarten gedruckt und den Mitgliedern des Gemeinderates in gewünschter Zahl zur beliebigen Verteilung übergeben werden. Nachdem dies geordnet, begab sich Saavedra auf das Stadthaus, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf wurde Cisneros nach Spanien zurückgeschickt.

Lange dauerte es indessen noch, bevor die La-Platastaaten ihre volle Unabhängigkeit erkämpften. Als Spanien wieder sich selbst zurückgegeben war und Ferdinand VII. wieder an der Spitze der Regierung stand, wurden gewaltige Anstrengungen gemacht, die Kolonien der Krone zu erhalten. Umsonst! das Geschick der Staaten mußte sich erfüllen; eine nach der anderen bröckelte vom Mutterlande ab. Aber erst ein Vierteljahrhundert, nachdem die ersten kampfhaften Anstrengungen nach Freiheit und Selbständigkeit sich zu zeigen begonnen hatten, war die Unabhängigkeit sämtlicher süd- und mittelamerikanischen Kolonien Spaniens eine vollendete Thatsache.



Verirrungen und Abwege.

Ein Mahnwort an das deutsche Volksgewissen

von

Moritz Carriere.

Man erzählt von Reisenden in den Polargegenden, daß sie tagelang auf Rentierbespannten Schlitten nordwärts fuhren und dann bemerkten, daß sie weit nach Süden gekommen, denn dahin trieb die ungeheure Eisscholle, auf der sie sich befanden und die sich losgelöst hatte. So haben manche Beobachter der Zeitgeschichte die Frage aufgeworfen: ob Deutschland bei allen mächtigen äußeren Erfolgen nicht doch im Rückschritte begriffen sei. Denn es ist doch die geistige und sittliche Kraft, es sind die Ideen, welche ein Volk groß machen, und wo der Materialismus des Kopfes und Herzens vorwaltet, wo Genußsucht und Gewinnsucht die Einfachheit des Lebens und die Pflichttreue überwuchern, da zersetzen sich die gesunden Säfte, auf welchen die nationale Kraft beruht, und es ist noch das Heilvollste, wenn Schicksalsschläge schwerer Art das Volk zur Besinnung bringen, und wieder von innen her eine Erneuerung und Erhebung beginnt. Macchiavelli hat das die Rückkehr zum Zeichen genannt, die Wiederaufnahme des ursprünglichen Sinnes, der idealen Ziele.

Wir können nicht dankbar genug sein, daß wir eines dieser Ziele, das gemeinsame Vaterland, das in Freiheit geeinte Reich erlangt haben, nicht durch eine Revolution von unten in allgemeinem Umsturze, sondern unter der Führung großer Männer in Vereinbarung von Volk und Fürsten, daß nicht in einem Bürgerkriege, sondern auf dem Schlachtfelde im Auslande, in der Verteidigung

der nationalen Ehre und Selbstbestimmung, das neue Deutschland aufgerichtet worden, und indem konservative Männer der Staats- und Kriegskunst den Gedanken des Liberalismus verwirklichten, die Sehnsucht nach dem einen Vaterlande erfüllten, indem das deutsche Heer den deutschen Reichstag möglich machte, ward offenbar, daß hier keine Parteiangelegenheit, sondern die Sache der ganzen Nation zu günstiger Entscheidung kam. Damals nach dem Tag von Sedan hörte man von Millionen Lippen das Bekenntnis: das ist kein Zufall, das ist ein Gottesgericht, da sind ethische Faktoren im Spiel, da erkennen wir die sittliche Weltordnung! Ich muß gestehen, daß, als bald darauf eine wirtschaftliche Gründer- und Schwindelperiode eintrat, mir manchmal der Gedanke kam: ob es nicht heilsamer gewesen wäre, wenn wir die Not des Kampfes schwerer erfahren, wenn sie das Volk zu einer tieferen Einker in das innere Leben getrieben, wenn die Wechselfälle mannigfaltiger gewesen, und erst nach größerer Anspannung aller, auch der in Friedensarbeit thätigen Kräfte die beglückende Entscheidung gekommen wäre. Jedenfalls aber sollte uns der so über Erwarten gute Erfolg immer von neuem daran mahnen, daß die Staaten durch das erhalten werden, was sie emporgebracht, und daß der religiöse, der opferfreudige, pflichttreue Sinn, daß der Idealismus, wie er seit Kant und Schiller die Edelsten und Einsichtigsten des Volkes begeisterte, nicht erlösche, daß wir um der äußeren Macht willen die idealen Güter nicht geringer schätzen, die ihr erst den rechten Inhalt geben und das Leben lebenswert machen.

Ich habe nicht wie manche Andere nach dem politischen Aufschwunge Deutschlands sofort eine frische Blüte von Poesie und bildender Kunst erwartet. Die Litteratur, Dichtkunst und Philosophie sind diesmal der Erhebung des Volkes, der Wiederaufrichtung des Reichs vorausgegangen, vom Geiste aus ist das Nationalgefühl erweckt worden, das im Jugendalter der Menschheit die Einzelnen hält und trägt und in Thaten sich ausprägt, bevor es erkannt wird. Ich weiß zu gut, daß selten wie in Hellas zur Zeit des Themistokles und Perikles oder in England zur Zeit der Elisabeth die staatliche Machtentfaltung mit einem Höhepunkte des Dichtens und Denkens zusammentrifft; es ist gewöhnlicher, daß irgend eine Sphäre des geistigen Lebens die besten Kräfte an sich heranzieht, wie die religiöse Reform es im 16. Jahrhundert in Deutschland that, während die Malerei in Italien oder die dramatische Poesie in Spanien und England sich herrlich entfaltete, und ich glaube, daß der religiöse Genius in Luther, der politische in Bismarck, der kriegerische in Moltke uns genügen dürfe. Aber waltet der Sinn, der diese Männer beseelt, der streng ernste Geist, der Hinblick auf das Ewige und Göttliche, der ihre großen Thaten hervorgebracht oder begleitet hat, waltet er auch in der Tageslitteratur oder treten uns da nicht vielmehr recht bedenkliche unsittliche Elemente und Tendenzen entgegen, und steht das Triviale, ja das gesucht Ordinäre auf ästhetischem Gebiet nicht in Widerspruch mit dem Hohen und Edlen, mit dem großen Stil, der in den Werken jener Helden herrschte? Kaum war die Nation durch sie auf der Bahn der Ehre im Kampf um ideale Güter zu überraschenden Siegen geführt, und es brach der Materialismus des Kopfes, die

Theorie, gegen die eine kleine Schar von Denfern fortwährend angekämpft, in einer Gewinnjagd und Genußsucht hervor, die zwar kein so erschütternd abschreckendes Gepräge trug wie die Greuel der Pariser Kommune, die ja auch die Gottesleugnung als Spruch in ihr Schild geschrieben; der große Krach blieb hier so wenig aus wie dort, aber zu rechter Besinnung hat er doch die Menge nicht gebracht, und wenn nun auch der wissenschaftlich Gebildete allmählich einsah, wie haltlos und bloß durch prahlerische Worte, nicht durch Gründe erklärend die Dogmatik des materialistischen Unglaubens ist, gerade unter den Feuilletonschreibern, unter den Handlangern der Presse erscheint es immer noch wie ein Zeugnis des freien Geistes, wenn man den freien Geist, den göttlichen wie den menschlichen, leugnet und die Welt für das Ergebnis blindwirkender Kräfte im Wechsel von Zufall und Notwendigkeit hält. Der frech gewordene Materialismus ward etwas verschämter, als die Attentate auf den Kaiser von einheimischen Nihilisten den Abgrund bloßlegten, vor dem wir stehen; man konnte einen Augenblick glauben, daß der Kaiser, den die Vorsehung so reich begnadet, nun mit seinem Blute die Nation zur Einkehr, zur sittlichen Vertiefung berufe; es mag auch bei vielen geschehen sein, aber die Kluft ist nicht überbrückt, welche das Volksgemüt zerreißt. Hier eine irreligiöse Doktrin und dort das Hegen von Formeln und Formen, die vor der Vernunft nicht bestehen, die evangelische einfache Wahrheit in Sätzen, welche der Natur- und Geschichtswissenschaft widersprechen. Die Männer mehren sich wohl, welche Kopf und Herz in Einklang bringen, welche das Wesen der Religion in der Gesinnung sehen, darin, daß man dem Willen Gottes sich ergiebt und den Willen Gottes thut, welchen die eignen Worte Jesu und sein vorbildliches Leben mit der wirklichen Erkenntnis der Gegenwart zusammenbringen und das Wissen durch den darauf begründeten, nicht ihm widersprechenden Glauben ergänzen. Aber in der Tageschriftstellerei merkt man nicht viel davon, die gefällt sich lieber im Naturalismus auf der einen Seite oder auf der anderen Seite in der Annahme päpstlicher oder lutherischer Unfehlbarkeit und in dem Kampf gegen das selbständige Denken und die auf die Geistesheroen unserer Litteratur sich stützende Bildung.

Dabei ist es ein wahrer Jammer, wie pfäffische Litteraten der katholischen Jugend unsern Lessing, Goethe, Schiller herabsetzen, wie nicht bloß Historiker, sondern auch Romanschreiber die Reformatoren in ein übles Licht stellen, die Geschichte geradezu verdrehend und fälschend, täuschend durch Zitate, die aus dem Zusammenhang gerissen sind, und dabei die Gegenreformation schönfärbend. So werden auch hier im endlich geeinten Vaterland statt der Grenzpfähle und Schlagbäume auf den Straßen nun trennende Schranken in den Köpfen ausgerichtet, und ein ungeheurer Rückschritt ist hier nicht zu verkennen, wenn wir an die Zeit vor hundert Jahren zurückdenken, als die Humanitätspredigt Herders auch auf katholischen Kanzeln widerhallte, und Goethe den echt evangelischen Geistlichen in Hermann und Dorothea zum Träger seiner eigenen Ideen machte, ihn so darstellen konnte, daß man darüber disputieren mag, ob er Protestant oder Katholik sei. Gerade die Konvertiten haben die giftige, verheerende Sprache eingeführt,

fern von der tiefsinnigen Gottinnigkeit eines Angelus Silesius, oder von der volkstümlichen Lebensauffassung einer großen Dichterin wie Annette Droste-Hülshoff oder dem patriotisch milden Geist eines Oskar von Redwitz. In Frankreich begreift man es gar nicht, daß deutsche Geistliche an der nationalen Erhebung keine Freude hatten, ja die deutschen Siege mit Bedauern sehen konnten; die lange Vaterlandslosigkeit hat uns viel geschadet, und daß der Elsässer durch die französische Revolution ein freies Vaterland gefunden neben dem zerstückelten und geknechteten „geographischen Begriffe“ Deutschland, von woher die Flüchtlinge nach Straßburg kamen, welche für die Heimat das erstrebten, was Frankreich besaß, — daran müssen wir uns erinnern, wenn dort die Herzen sich sehr langsam befehren. — Jenes Verleunden und Zwietrachtsäen aber gehört zu den unsittlichen Elementen unserer Litteratur.

Unsittlich ist ja nicht bloß die der guten Sitte hohnsprechende Unverschämtheit, mit welcher Zola die Sprache der Schnapskneipen und Bordelle in die Litteratur einführt, ja man kann sogar eine sittliche Tendenz darin finden, daß er mit seiner erstaunlichen Schilderungskraft vor dem Säuserwahnsinn warnen will, daß er die geistreich freche Dirne wie eine Pestfliege aus den unteren Ständen in die oberen eindringen läßt, um Rache zu nehmen für die Töchter der Armen, welche von den Reichen ihren Lüsten geopfert werden, oder wenn er ein verlüderlichtes Geschlecht den leichtsinnigen Ruf erheben läßt: A Berlin! Aber es wird durch seine und seiner Genossen Stimme, — und auch Daudet ist zum Hetärendichter herabgesunken! — eine falsche Lebensansicht verbreitet. Der echte Roman giebt uns als Epos ein Weltbild, und so sehen wir da eine Welt, in welcher die Frauen verführerisch oder verführt, die Männer verlumpt und versoffen, die Ehen unglücklich oder lieblos gleichgiltig sind; es wird der Schein erregt, als ob es keine frischen Quellen, nur faule Pfützen gäbe, als ob alle Äpfel wurmfstichtig und alle Weine geschmiert seien. So wird das Leben der heranwachsenden Jugend verderbt, und der landläufige Pessimismus stimmt auch in Deutschland ein, er will seine Erhabenheit darin bezeugen, daß er alles elend und gemein findet, während der echte Dichter mit dem Blick der Liebe das Positive, den ewigen Wahrheitskern der Dinge erkennt und erkennen lehrt, während der echte Dichter zeigt, welch ein edler Wert auch in den kleinen und unscheinbaren Verhältnissen liegen kann, wie der sittliche Adel der Pflichterfüllung oder der opferfreudigen Hingabe auch im gewöhnlichen und alltäglichen Leben Weihend und verklärend wirken kann, — ich erinnere an Jean Paul und an neuere Dichter wie Bizius, Auerbach, Melchior Meyr, ich erinnere daran, wie Hense nicht bloß durch die Formvollendung, sondern auch dadurch uns erfreut hat, daß er noble Naturen schildert, daß er psychologische Probleme so zu lösen versteht, wie es unser Gewissen verlangt.

Es ist ja etwas Richtiges und Tüchtiges, daß ein Zug nach Naturwahrheit durch die europäische Kunst geht, daß anstatt des Konventionellen und elegant Verflachten das individuell Charakteristische gesucht wird; aber dieser Verismus oder Impressionalismus stellt nun der schattenhaften Schönheit die Häßlichkeit,

den Schmutz, das Ordinäre und Gemeine gegenüber; er vergißt, daß die Kunst ganz überflüssig wäre, wenn sie die Natur bloß abschreiben wollte, zumal sie da ihr Ziel doch nie erreicht und der Wirklichkeit nicht gleichkommt; statt in solch eitlem Bemühen sich zu vergeuden, hat sie die Aufgabe das Seinsollende darzustellen, die Wahrheit, die immer bleibende Wesenheit, nicht den vergänglichen äußeren Schein der Wirklichkeit zu erfassen und auszusprechen und die im Kampf der Entwicklung, in der Entzweiung der Gegensätze, in der Not des Daseins befangene Welt zu trösten, zu erleuchten, zu versöhnen durch Bilder des Lebens, welche das erreichte Ziel der gewonnenen Harmonie, der Verwirklichung des Guten und Vernünftigen anschauen lassen. Die echte Kunst offenbart in der poetischen Gerechtigkeit die sittliche Weltordnung, die falsche Kunst setzt sich darüber hinaus; sie findet es pikanter das Unrecht siegen zu lassen, wie wenn man ein Musikstück nicht mit dem Akkord, sondern mit einer Dissonanz, ja mit dem Zerreißen der Saiten oder mit verstimmtten Tönen schließen wollte. Aber so sei der Lauf der Welt, sagt man, als ob nicht gerade dieser gemeine Weltlauf eben unser sittliches Bewußtsein empörte und unsere Thatkraft aufriefe, so viel an uns ist durch Wort und Werk ihn anders zu machen, die Selbstsucht, die Lüge, die Schaffheit zu überwinden und Kraft und Recht in Einklang zu setzen, wie Aeschylos in seinem Agamemnon dem Jammer und dem Verbrechen gegenüber den Ruf erhebt: Das Gute soll siegen! Das verlangt das Kindergemüt und hört es aus jedem Märchen heraus, das erhebt unser Herz in den großen Volksepen, darauf beruht die Freude am Tragischen bei Shakespeare und Schiller, darin liegt das Prophetenamt der Poesie, das ist die Forderung der Weisen, wie das Verlangen der Kinder, aber das dünkt neomodischen Litteraten kindisch und gewöhnlich, sie wollen ihre Geistesfreiheit darin bekunden, daß ihnen kein Sitten- und Kunstgesetz gegeben sei, sie wollen Eindruck machen, aufregen, sich hervorthun, und so wird die Mißgestalt ihr Göze statt des Ideals der Schönheit, und die Frivolität geht dazu fort zu sagen: daß sie ja gerne auch diesem huldigen würde, wenn das Göttliche, die Tugend etwas mehr wäre als eine Illusion, ein Wahngewilde für die blöde Menge, die man durch den Glauben daran gänge, die sich damit über die Misere der Welt hinwegtäuscht. Und da kommt eben den Poetastern eine moderne Philosophin, Fräulein Dr. Rubinstein zu Hülfe: sie tadelt den Aeschylos, weil er die Schicksalsidee als das Wirken und Walten des Vernunftgesetzes und der ewigen Gesetze der Natur auffasse und ruft ihm zu: „Glücklicher Aeschylos! wo nahnst Du die Brille her, mit der Du in diesem jedem logischen Vorgehen hohnsprechenden Wirrsal, an diesem tollen Jammerstücke herzlosester Willkür, das Vernunftgesetz erblicken konntest?“ Nicht eine Brille hatte Aeschylos sich von Schopenhauer schleifen lassen, um das Zerrbild der Geschichte zu erblicken, vielmehr war es das sehende Auge und das große Herz, was ihn befähigte, den Kampf und Sieg der freien Volkskraft (— den er selber ja miterstritten, indem er sich nicht mit seiner vornehmeren Befähigung entschuldigte oder vom Kriegsdienst loskaufte —) diese Schlachten von Marathon und Salamis, als das Werk mannhafter Gesinnung und planvoll wirkender Geisteskräfte zu erkennen und so das Walten der sittlichen Weltordnung

zu erleben und von dieser Erfahrung aus auch in den Mythen der Vorzeit wie in der Geschichte der Gegenwart das Vernunftgesetz zu veranschaulichen. Auch Sophokles nahm nicht mit Herrn Kirchmann an, daß das Sittliche oder Unsittliche das sei, was der gebietende Wille der Machthaber als solches festsetze, sondern er ließ seine Antigone sich an das ungeschriebene Gesetz des Herzens, an das göttliche Gebot der Liebe halten zum Trotz der Machtgebote Kreons und erkannte die ewigen Rechte, in denen der göttliche Wille sich offenbart.

Aber was sind unsern neumodischen Litteraten Aeschylos und Sophokles, was ist der genannten Philosophin Heraklit, der zuerst den Logos, die Vernunft, als das Band der Dinge bezeichnet, dem alle menschlichen besonderen Rechte von dem einen göttlichen gewährt waren? Soweit wie der Franzose Richopin ist man in Deutschland noch nicht gegangen, der seine Gedichte geradezu auf dem Titel schon renomistisch Blasphemieen nennt und sich auf die Kniee wirft, um Gott dafür zu danken, daß er nicht an ihn glaubt! Er fordert Gott heraus, ein Lebenszeichen zu geben, sonst wolle er ihn ohrfeigen, als ob man das Nichtseiende durchprügeln könne! Ja dieser Versemacher, dessen drittes Wort ausspucken ist, der alle Ideale anspuckt, will aus seinen Versen spitze Waffen schmieden, um auch die Natur tot zu stechen, und er sagt sich wie Franz Moor von jeder Pietät los: Vater und Mutter haben ihn ja nicht gewollt, als sie ihrer Lust fröhnten! Und er läßt den Teufel uns zurufen: „Taucht bei mir das Brot der Wahrheit in der Gotteslästerung Wein!“ Das wird freilich auch unsern meisten Naturalisten zu scharfer Pfeffer sein; aber ich frage: ist es nicht noch ärger als diese rohen Ausbrüche eines effektsüchtigen Poeten, wenn ein Herr von Hellwald am Schluß seiner sogenannten Kulturgeschichte, die nach ihm nur eine Naturgeschichte ist, alle Ideale für Illusionen, ja Lügen erklärt, Gott, Freiheit, Liebe zu leugnen für die Aufgabe der Wissenschaft ausgiebt? Und doch sollen diese illusorischen Wahnvorstellungen notwendige Irrtümer, d. h. hölzernes Eisen sein und die Lüge sich als treibendes Weltprinzip erweisen! Und das lesen die Halbgebildeten, Schulmeister wie Handlungsreisende, und ich hörte einen solchen einmal das freche Wort aussprechen: wir Professoren würden auch so reden, wenn wir nicht vom Staat angestellt wären. Die Leugnung der sittlichen Ideen, der Freiheit, des Gewissens, kann bei dem, der sie theoretisch vollzieht, noch mit der Beachtung derselben vereinigt sein, weil die Erziehung in ihm nachwirkt, die ihm etwas Besseres lehrte, weil ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit doch in der Brust sich regt, weil das Herz sich von der Verdrehtheit des Kopfes noch nicht hat verwirren lassen; aber ein Geschlecht, das mit solchen Lehren aufwächst, das wird der nacktesten Selbstsucht, den wildesten Trieben und Lüsten folgen, und die Thaten des Nihilismus werden den Worten folgen; die Nation aber, die solcher Lehre huldigt, wird sich zerfleischen oder wird verwesen. Und unsere revolutionäre Sozialdemokratie ist von solchen Lehren durchseucht, und hier und da beginnt auch bei uns der ruchlose Sinn sie zur That werden zu lassen, ihnen gemäß zu thun. Es handelt sich hier nicht um Schulmeinungen, es handelt sich hier um das Leben.

In der Malerei hat sich der Naturalismus, die individuell charakterisierende

Zeichnung und der Reiz der Farbe als ein Gegenschlag gegen den Idealismus der Gedankendarstellung und der rythmisch-geordneten Komposition, der überlieferten Typen geltend gemacht und zunächst in großen Künstlern wie Menzel, Piloty, Knaut, Defregger sein Recht behauptet, ohne die allgemeinen Gesetze des Schönen zu vernichten und das Charakteristische im Gemeinen und Häßlichen zu suchen, vielmehr darauf bedacht, das Tüchtige, Kernhafte hervorzuheben und Seelenstimmungen ausdrucksvoll zu gestalten. Aber sind nicht auch hier schon Gemälde aufgetaucht, welche in dem Christusknaben im Tempel nicht bloß das kluge, sondern das dreckige und schlaue Judenjüngelchen darstellten und sich die dümmsten Trommler, die schmutzigsten, kartoffelnasigsten Kinder herausuchten, um sie abzukontrefeien? Ist nicht auch bei uns die lüsterne Fleischmalerei, Lorettenmalerei bewundert worden? Auf dieser abschüssigen Bahn gerät die Kunst in den Sumpf, während die nun errungene Technik, das Bestreben nach individueller Lebenswahrheit und Lebensfähigkeit zu einem Gipfel führen kann, wenn die Künstler sich mit Gedanken erfüllen, wenn sie nach idealer Größe des Gehaltes und der Form trachten. Dazu gehört aber die Anerkennung der sittlichen Ideen und die eigene sittliche Kraft; die künstlerische Meisterschaft fordert als Trägerin die menschliche Tüchtigkeit.

Welch ungeheuere Masse von Papier wird täglich in Deutschland bedruckt! Wenn da die Schreiber von jedem unnützen Wort einmal Rechenschaft geben sollten! Vor allem die Zeitungsschreiber! Möchten sie doch bedenken, daß ihre Blätter in die Hände der Unmündigen wie der Mündigen kommen, bedenken, daß Zeit verderben, Leben verkürzen heißt! Die Zeitungslitteratur ist ein Merkzeichen unserer Epoche. Sie überwuchert in bedenklicher Weise. Jedes Städtchen will sein Blättchen, jede Stadt mehr als ein Blatt. Das soll alles gefüllt werden, und so ersetzt man, wenn Sensationellnachrichten mangeln, sie durch sensationelle Erfindungen. Nur wenige politische Blätter großen Stils haben sich davon frei gehalten durch Romane oder Novellen ihr Publikum zu zerstreuen, und auf diese Weise wie durch die belletristischen Zeitschriften ist eine Überproduktion auf diesem Felde der Poesie hervorgebracht worden, die geradezu als ein nationaler Schaden betrachtet werden kann. Als der Feuilletonroman durch Eugen Sue in Schwung kam, äußerte Balzac zu Georg Sand: „Da können wir nicht mitthun, dafür sind Sie zu gut. Wir erstreben ein künstlerisches Ganzes, einen Gesamteindruck, und hier wird alles zerstückelt und zerbröckelt! Wer kann da von Tag zu Tag die kleinen Fäden im Sinn behalten?“ — Eugen Sue richtete seine Schriftstellerei danach ein; er verstand in jedem Feuilleton etwas zu bringen, das für sich bestehen konnte und zugleich die Spannung auf das kommende Blatt zu erregen geeignet war, er schrieb von Feuilleton zu Feuilleton, das gab kein organisches Kunstwerk, aber doch eine Reihe packender Szenen, wie sie namentlich die Geheimnisse von Paris boten. Aber unsere Deutschen schreiben eine Novelle, einen Roman für sich fertig, und der Redakteur nimmt davon, wie viel er gerade für eine Nummer der Zeitung braucht, und zerschneidet auf diese Weise das Ganze unbarmherzig. Ich habe nie verstehen mögen, wie selbst Dichter von wahrem Kunstsinne ihre Werke dazu hergeben können. Sie lassen sie freilich bald als Buch er-

scheinen und denken wohl, das müßige Publikum, das einen Roman in Zeitungen liest, weiß einen Organismus, die planvolle Gestaltung einer Idee in psychologisch fein entwickelten Charakteren, in Begebenheiten, welche diesen gemäß sind, sie bedingen oder durch sie bedingt werden, doch nicht zu würdigen, — und die Sache bringt Geld ein, der Mensch will leben. Aber werden nun nicht dadurch, daß jedes Blatt seine Erzählung haben will, eine Menge schlechter Fabrikate ins Dasein gerufen, deren Verfasser wahrlich etwas Besseres thun könnte, als das Gehirn mit zwecklosen Erfindungen abzuplagen, deren Leser etwas Besseres thun könnten, als sich durch wertlose Phantastereien aufregen oder zerstreuen zu lassen? Dem wirklich Guten und ewig Schönen, welches die Poesie der verschiedenen Zeiten und Völkern bietet, werden dadurch die Stunden entzogen, welche ihm gewidmet, einen bleibenden Gewinn für das Leben, eine Erhöhung, Erleuchtung, Befreiung der Seele bringen könnten, und wer sich an jene zerstückelte, flüchtige, öde Leserei gewöhnt, der verliert den Sinn für das Große, das stets Aufmerksamkeit fordert, den Geist in Waffen ruft und nicht eine müßige Neugier befriedigt, sondern die Lösung eines Lebensräthels, die Darstellung einer Lebensidee zu dauerndem Genuß bietet. So verderben Schriftsteller und Leser einander, statt einander zu erziehen und zu fördern.

Es ist ja wahr, die Zeitungen verbreiten Bildung, sie erörtern die Fragen des Tages, sie klären das Volk über seine Interessen auf, sie sind eine mächtige Waffe im Kampf für Wohlstand und Freiheit, für Licht und Recht. Aber das Publikum gewöhnt sich auch in einem geistreich schillernden Feuilleton sich über die Ergebnisse wissenschaftlicher Werke berichten zu lassen, statt, was doch allein Frucht bringt, ein Buch der Philosophie, der Geschichte, der Naturkunde selbst zu lesen; es entwöhnt sich von der ernsten Arbeit um Kenntnisse zu gewinnen und glaubt sie spielend im Durchfliegen eines Zeitungsartikels zu erhaschen. Es betrügt sich dann selbst, und die Zeitungen sind nicht bloß Organe der Parteien, sie sind auch ein Geschäft und werden gar vielfach wie ein solches behandelt; sie sollen Geld einbringen und richten sich danach. Die litterarische Kritik wird bald nach Parteirücksichten geübt, bald ist sie in den Händen der Kameraderie, und ich las jüngst in einem der besseren Blätter die Verteidigung eines hauptstädtischen Kritikers, dem nachgesagt worden, daß er ein Buch nur dann anzeige, wenn der Verleger eine Banknote dem Freieremplar mit auf den Weg gäbe. Ein Buch zu lesen, das fordre Zeit, das Blatt, in dessen Spalten die Besprechung erscheine, könne den Aufwand jener Zeit nicht honorieren, und wenn der Kritiker immer eine Summe extra erhalte, so werde er nicht in Versuchung geführt, nur einzelne um des Geldes willen zu loben. Ob aber auch die Verleger den Tadel besonders bezahlen? Goethe würde sagen: „Es ist nicht reinlich!“ Wie selten liest man eine Kritik von wohlwollender Einsicht, in welcher die Eigentümlichkeit eines Buches, seine Stärke und seine Grenze klar bezeichnet, seine Beziehung zu Vorgängern und Mitarbeitern beleuchtet, ja der Verfasser über sich selbst aufgeklärt wird! Lobsprüche wie sie dem Genius gebühren, werden Halbtalenten gezollt, und ein maßvolles anerkennendes Urtheil sieht unter den Verhimmelungen der Zunftge-

nossen wie eine kühle Ablehnung aus. Ich brauche ein Beispiel, ich nehme ein geachtetes Zeitungsblatt in die Hand und sehe, wie der eine Kamerad den andern als „Wortdichter“ feiert; ich weiß zunächst nicht, ob das ein Gegensatz zum Gedanken-, Sachen- und Gefühlsdichter, oder zum Länddichter sein soll, und lese dann, er sei ein so sprachgewaltiger Geist, daß es scheine, als ob er jedes Wort zum erstenmal in den Mund nehme, und von dem folgenden gehaltlosen Verslein soll ich gepackt werden, wie wenn ich Sappho oder Byron lese:

Unstät bin ich ein Wandrer
 Und mein Herz gewöhnt sich an keinen Ort;
 Wenn ich erwache am Morgen,
 Frag' ich mich oftmals:
 Wo ich denn bin?

Ja so frage ich mich auch, wenn solch Zeug zu einem „Meisterstück“ von der Kritik aufgebauht wird.

Zu dem allen kommt ein Zeitungsdeutsch, das uns die Muttersprache zu ruinieren droht, und kommt eine Illustriererei, welche dem Leser die Mühe abnimmt sich in seiner Einbildungskraft die Gruppe einer Novellenszene vorzustellen, oder welche gar Goethesche oder Heinesche einfache Empfindungslyrik mit realistischen oder phantastischen Figuren verunziert; und wenn dann ein Kritiker doch merkt, daß die Bilder etwas ungeheuerlich oder trivial sind, so soll nicht der Zeichner, sondern der Dichter schuld daran sein! Und da nehmen wieder die gähnenden Leserinnen oder Leser solche Prachtwerke im Salon, oder solche Journale im Kaffeehaus in die Hand, betrachten blätternnd die Bildchen und legen das Ganze gelangweilt bei Seite. Erfreuen kann man sich an der Buchbinderarbeit der Salonlitteratur, wie überhaupt an dem Aufschwung unsres Kunsthandwerks; nur gleitet es, statt die Formen der Frührenaissance zum Ausgangspunkt zu nehmen, statt sich an antiken oder auch mittelalterlichen Mustern für eine eigne zweckvoll gefällige Gestaltung der Geräte zu schulen, bereits auf der abschüssigen Bahn des Barocken dem Rokoko zu, wo dann in der Eleganz der Formspielerei die Franzosen es uns zuvorthun, mit denen wir siegreich wetteifern können durch solide Arbeit, welche den Zweck und die Bedeutung, die Funktion der Gegenstände wie der Hauptglieder derselben klar ausdrückt und sinnvoll verziert.

Ich will schließen. Meine Mahnworte richten sich an die Genossen von der Feder, die sie vielleicht bespötteln werden, denen ich aber dennoch zurufen möchte wie Schiller am Ende des vorigen Jahrhunderts den Künstlern:

Der Menschheit Würde ist euch in die Hand gegeben,
 Bewahret sie!
 Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich halten!

Ich bin kein Lobredner vergangner Zeiten; ich freue mich vielmehr, daß mir vergönnt war die herrlichen Tage mit zu erleben, in welcher unser Jugendtraum vom deutschen Vaterland sich erfüllte, und die Schranken fielen, welche früher dem freien Geist hemmend im Wege standen. Aber die Freiheit verlangt Selbstzucht, verlangt die Anerkennung der sittlichen Weltordnung. Als ein berühmter Natur-

forscher solches für ein Märchen erklärte, habe ich ein Buch geschrieben um sie als Thatsache wie als Forderung der Vernunft und des Gewissens zu erweisen. Das war mir eine Lebenspflicht, und einer solchen glaube ich auch hier zu genügen.

Die Thaten sind in unsrer Zeit größer als die Worte, auch in dem entschiednen Willen an die Lösung der sozialen Frage Hand zu legen und den christlichen Staat nicht in der Aufrichtung konfessioneller Satzungen, sondern in der Anerkennung der Solidarität aller Menschen und in gemeinsamen Werken der Liebe zu begründen. Die Thaten sind größer als die Worte, das ist kein Schaden, auch das rechte Wort ist eine That. Aber in unsrer Litteratur giebt es verkehrte und unsittliche Elemente genug, die dem Wirken der leitenden Männer nicht gewachsen sind, sondern leider von ganz andern Sinne Zeugnis geben. Vielleicht sind sie nicht mehr als Schaum und Blasen wie die bewegten Wellen sie hinführen, und hoffentlich ist es besser in der Tiefe des Volksgemütes, das wir hoffend und vertrauend nach jenen Thaten bemessen, vor unnützen verführerischen Reden bewahren, wenigstens davor warnen wollen.



Über das Weltende.

Von

Karl Haushofer.

Das Problem, mit welchem sich die folgenden Zeilen beschäftigen, mag für den ersten Anblick als etwas seltsam und in mehr als einem Sinne fernliegend erscheinen. Sicher wird es noch lange Zeit ungelöst bleiben; wahrscheinlich so lange, bis es sich selbst löst. Aber durch seinen unleugbaren Zusammenhang mit religiösen, metaphysischen und naturhistorischen Kardinalfragen erwarb es allezeit ein Interesse in weiteren Kreisen und kann deshalb auch eine zusammenfassende Betrachtung im Lichte alter und neuer Anschauung rechtfertigen.

Der Gedanke des Weltunterganges ist so alt wie das Menschengeschlecht und findet sich in den religiösen Vorstellungen fast aller Kulturvölker, die christliche nicht ausgenommen. In allen aber erscheint er als ein dies irae, als ein Tag des Zornes und Schreckens, an dem schließlich die Erde im Kampfe mit elementaren Mächten zu Grunde geht.

Im buddhaistischen Glaubenskreise fällt das Weltende mit der zehnten Verkörperung Wischnus zusammen, 12000 Jahre¹⁾ nach der Erschaffung des Menschen. Dann wird, nach dem Götterepos Rāmajana, die Erde bersten; Wischnu erscheint auf einem weißen Flügelrosse, in einer Hand ein flammendes Schwert, in der

¹⁾ Merkwürdigerweise stimmt dieser Zeitraum mit einer durch die Präzession der Tag- und Nachtgleichen bedingten astronomischen Epoche überein.

anderen den Ring der Zeiten, um nach dem Untergang der alten Erde das goldene Zeitalter wiederherzustellen.

Nach der Lehre Zoroasters erscheint am Ende aller Tage Sofias, der letzte Messias, um die Welt von der Herrschaft des bösen Prinzipes Ahriman zu befreien. Ein furchtbarer Kampf beider entbrennt. Ahriman schleudert den Kometen Gurzsher gegen die Erde, die sich dadurch in ein glühendes Chaos verwandelt, aus dem jedoch alles Bestehende, Ahriman nicht ausgenommen, geläutert hervorgeht, um unter der Herrschaft des Lichtprinzipes Ormuzd ein neues Leben der Reinheit und ewigen Herrlichkeit zu beginnen.

Die düstern und gewaltigen Bilder, in welchen der nordische und germanische Sagenkreis sich das Weltende zeichnete, sind durch den Abschluß von R. Wagners Trilogie unserer Empfindung etwas näher gerückt, obwohl erst ein eingehendes vergleichendes Studium der Quellen erkennen läßt, daß ihnen in den Hauptzügen eine Personifikation von Kräften und Vorgängen in der Natur zu Grunde liegt. Drei aufeinander folgende schreckliche Winter und abermals drei mit unerhörten Stürmen, Schneemassen und Verdunklung der Sonne zeigen das Herannahen des allgemeinen Unterganges, der großen Götterdämmerung an. Während der Fenrirwolf — d. i. die Vernichtung, — die Erde verschlingt, erstürmen die Riesen aus Muspelheim die Götterburg Asgard; ihr Anführer Surtur steckt sie in Brand, in welchem schließlich alles, Menschen, Riesen und Götter, zu Grunde geht. Aber auch dieser Mythos knüpft an den Untergang die Vorstellung eines neuen, geläuterten Lebens, dessen Ausgangspunkt ein gerettetes Menschenpaar, Lif und Liftrasor, auf einer neuen lieblich grünenden Erde bildet.

Nur die heitere Weltanschauung der Griechen und der staatsmännisch praktische Sinn der Römer scheint der Idee vom Weltuntergang wenig Geschmack abgewonnen zu haben. Man beschäftigte sich wohl mit ihr in den philosophischen Schulen, und während Plato im Timaeus entschieden ausspricht: es könne nicht Sache des gütigen Schöpfers sein, seine herrliche Schöpfung der Vernichtung zu weihen, sie werde deshalb vor Untergang und Verderbnis bewahrt bleiben und glücklich wie sie ist — prognostizierten ihr die Stoiker und Epikuräer sowie die jonischen Schüler Thales' ein Ende und zwar durch Feuer. Aber in den breiteren Schichten des Volkes faßte die Idee keinen Boden.

Aus der Geschichte des Mittelalters weiß man, daß die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Weltendes in Europa zeitweilig mit großer Energie auftrat und sich bis zum Charakter einer religiösen Monomanie verstärkte. Damit verband sich die Hoffnung auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, das tausendjährige Reich, Vorstellungen, die als Reminiszenzen aus den alten Religionen, besonders aber auch aus der Messiaserwartung der Juden in das Christentum übergegangen waren. In voller Geltung standen sie bei den Christen der ersten Jahrhunderte, welche in der Hoffnung auf eine daraus hervorgehende Herrschaft ihres Bekenntnisses einen starken Rückhalt und Trost in ihrer bedrängten Stellung finden mußten. Aus dem Elend und den Schrecken der Wirklichkeit flüchtete man sich in die geträumte Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches, von dessen Pracht

sich die sonderbarsten Vorstellungen ausbildeten. Diese Lehrmeinung, die man nach dem tausendjährigen Reiche, der Chiliade, als Chiliasmus bezeichnet, wurde herrschender Glaube und von rechtgläubigen Lehrern, wie Irenaeus, Justinus martyr eifrig festgehalten und verbreitet, vornehmlich gestützt auf die Weissagungen der Apokalypse. Die Gnostiker und die philosophierende alexandrinische Schule — namentlich Origenes — kämpften schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts nicht ohne Erfolg dagegen; aber erst als das Christentum zur herrschenden Religion des römischen Reiches erstarkt war, verloren die chiliaistischen Träume auch an Interesse für die Menge, und seitdem verwarf sie auch die Kirche. Nichtsdestoweniger lebten sie in den Kulturvölkern des Abendlandes fort. Besonders gegen die Wende des 10. Jahrhunderts gewann die Furcht vor dem Eintritt des Weltunterganges große Stärke und Allgemeinheit, unterstützt durch mancherlei elementare Ereignisse als Erdbeben, Kometen, Pestilenz, Mißernte und Hungersnot. Es fehlt nicht an Belegen dafür, daß die Klöster deshalb großen Zulauf an bußfertigen und reumütigen Seelen und einen erfreulichen Zuwachs an irdischen Gütern erfahren. Auch auf die verdüsterte und gebrochene Gemütsverfassung des jugendlichen Kaisers Otto III. scheint die allgemeine Aufregung, von der die Chronisten jener Zeit berichten und welche Felix Dahn in einigen Gedichten so stimmungsvoll zu zeichnen verstand, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Als aber das hangerwartete Jahr 1000 ohne alle ungewöhnlichen Ereignisse vorüber war, da atmete alles hoch auf, und die chiliaistischen Ideen verloren natürlich jeden Halt im Volke. Nur hier und da begegnen wir ihnen bei einzelnen Theologen im Mittelalter z. B. bei einem Bischof Berthold von Chiemssee 1524.

Während und nach der Reformation gelangte die chiliaistische Lehre bei einzelnen Sekten, wie bei den Wiedertäufern und mährischen Brüdern und bei einzelnen Schwärmern wieder zu Ansehen, nicht ohne blutige Spuren von Fanatismus und Martyrium in der Geschichte jener Tage zu verzeichnen. Allmählich aber, nachdem der Brand verraucht war, der 30 Jahre lang im Herzen Europas gewütet hatte, sank sie zum harmlosen Objekt des Federkrieges zwischen Theologen und Philosophen herab. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begegnen wir zum ersten Male dem Gedanken vom Weltende auf dem — damals freilich noch sehr unsicheren — Boden der Naturwissenschaft. Ein Engländer Thomas Burnet versuchte es, der Frage in seinem Buche: *Telluris sacra Theoria*, welches von dem Diluvium, dem Paradies, dem Weltuntergang und dem darauf folgenden Stand der Dinge handelt, so exakt als möglich nachzugehen. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Erde einmal doch zu Grunde gehen müsse — nach dem Zeugnis der alten Philosophen und dem der Offenbarung, welchen auch die Naturwissenschaft nicht widerspreche. Sie werde durch einen allgemeinen Brand zerstört werden, der in den vielen brennbaren Stoffen des Erdinnern und der Oberfläche seine Nahrung, in der Dürre der letzten Jahre, in dem Feuer der Blitze und Meteore seinen Ursprung und an den vulkanischen Küsten des Mittelmeeres seinen Ausgangspunkt finden werde. Die große Schwierigkeit, welche diesem Vorgang durch die Existenz der Meere bereitet wird, beseitigt er durch die Annahme, daß diese vorher

teils austrocknen, teils in die Spalten und Klüfte der Erde hinabsinken würden. Da er sich von den Vorstellungen des darauf folgenden tausendjährigen Reiches noch nicht losmachen kann, läßt er die aus jenem Verbrennungsprozeß hervorgegangene Schlackenmasse wieder zu einer glasähnlichen Erde erstarren, die verflüchtigten Substanzen und die Gewässer wieder zurückkehren und stellt jenen paradiesischen Zustand wieder her, den die Erde nach ihrer ersten Entwicklung aus dem Chaos besessen haben müsse, in welchem, wie Plutarch dem Zendavest nacherzählt, eine Welt von Glückseligen eines Glaubens, eines Sinnes, einer Sprache leben werde. Zweitausend Jahre müsse dieser Zustand währen; dann werde die Erde entweder in leichten Äther sich verflüchtigen, wie Heraclit und nach ihm die Stoiker meinten, oder, was ihm wahrscheinlicher dünke — als Fixstern in den fernsten Weltraum entrückt werden. „So wenig ich aber, fügt er hinzu, in dieser Frage irgend jemandes Ansicht folge, so wenig wünsche ich mit meiner Meinung für irgend jemand maßgebend zu sein.“ — In der That fand er auch keinen Anklang bei den Theologen, welchen er noch zu skeptisch, zu naturwissenschaftlich war!

Wenn auch die Ideen vom Weltuntergang und vom tausendjährigen Reich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts mehr und mehr erblaßten, so fehlt es doch auch seitdem nicht an seltsamen Erscheinungen, die damit zusammenhängen. So scheint die sogenannte Berufung an den jüngsten Tag, die „provocatio ad vallem Josaphat“ als eigentümliches Rechtsmittel lange bestanden zu haben, denn sie wurde ausdrücklich als solches in der bayrischen Gerichtsordnung von 1750 aufgezählt und zugleich verpönt. Der grundgelehrte württembergische Konsistorialrat Joh. Albr. Bengel trat um dieselbe Zeit entschieden für die Idee vom tausendjährigen Reiche ein und bestimmte an der Hand genauer Berechnungen das Jahr 1835 als das letzte vor dem Weltuntergang. Eine Massenpilgerfahrt und Auswanderung von Württembergern um die Wende des Jahres 1799 ins Werk gesetzt auf den Rat des Pfarrers Friedrich, die Ansiedlung der Mormonen — die sich ja selbst die „Heiligen der letzten Tage“ nennen — an den Salzsee von Utah im Jahre 1827 und andere chiliaistisch-schwärmerische Regungen z. B. im Wupperthale sind Zeichen von der Langlebigkeit jener Vorstellungen. Ja selbst in unseren Tagen begegnete man im Anschlusse an ungewöhnliche Himmelercheinungen und abnorme Witterungsverhältnisse noch Überresten von Weltuntergangsfurcht, welche freilich dem naturhistorisch disziplinierten Gebildeten kaum ein Lächeln oder Achselzucken abnötigen, in gewissen Volksschichten sich aber doch erstaunlich breit machen konnten.

Heutzutage spielt sich die Frage entschieden aus dem theologischen auf das naturhistorische Gebiet hinüber, und hier giebt es in der That einige Richtpunkte, mit welchen sie sich fester verbinden läßt.

Zunächst ist, um dahin zu kommen, ein Mißverständnis aus dem Wege zu räumen, welches sich an den Ausdruck: Das Ende oder — wie man noch häufiger sagt — der Untergang der Welt knüpfen kann. Dieser Ausdruck ist nicht wörtlich zu nehmen, etwa als ein Aufhören, eine Vernichtung des gesamten Kosmos. Die moderne Naturforschung kennt keine Vernichtung; tausendfache Erfahrung hat

ihr gezeigt, daß weder der geringste Teil einer Kraft noch ein Atom der Materie zu nichte werden kann. Was so aussieht, ist wissenschaftlich betrachtet nur der Übergang der Materie aus einer Form in eine andere, die Grenze einer Erscheinung oder Erscheinungsreihe gegen eine andere, die Umsetzung einer Kraft in Arbeit oder in eine andere Kraft. Es bedarf in der Regel nur anderer Beobachtungsmittel und -methoden, um die neuen Formen und Vorgänge verfolgen zu können.

Eine wahre Vernichtung der Welt oder auch nur der Erde ist demnach ausgeschlossen. Das Problem des Weltuntergangs wird damit zu der Frage, ob auf unserer kleinen Welt, der Erde, Veränderungen eintreten können, welche dem für uns wichtigsten Teile, der Menschheit und dem organischen Leben überhaupt, die Existenzbedingungen nehmen müßten. — Die Möglichkeit muß von vornherein zugegeben werden. Keine Gestaltung der Materie, kein Vorgang in derselben trägt in sich die Gewähr ewigen Bestandes. Das Leben des Einzelindividuum wie das ganzer Klassen von organisierten Wesen ist nur ein höher potenziertes, von außen bedingter Umgestaltungsakt. Wie es einen Anfang nimmt, kann und muß es auch ein Ende nehmen, wenn die äußeren Bedingungen es mit sich bringen.

Zu den ältesten Vorstellungen in dieser Hinsicht gehört die, daß die Erde einmal mit irgend einem anderen Gestirn zusammenstoßen und dadurch aus ihrem gegenwärtigen Bestande gebracht werden könne. In der That, wenn man die ungeheure Masse und Bewegung der Weltkörper bedenkt, kann man leicht zu Schlüssen über die Folgen einer solchen Kollision kommen. Abgesehen von der rein mechanischen Wirkung eines Zusammenstoßes würden durch die Umsetzung der Bewegung in Wärme sehr hohe Temperaturen in den zusammenprallenden Körpern sich entwickeln. Man hat berechnet, daß bei dem Zusammentreffen zweier Weltkörper von der halben Größe der Erde die Masse beider eine Temperatur von 20 bis 30 Tausend Grad C. annehmen müsse, daß schon die Wärmeentwicklung, welche durch einen Zusammenstoß der Erde mit dem Monde sich ergäbe, hinreicht, um die Gesteine der Erde bis zur dunklen Rotglühhitze zu erwärmen, also alles organische Leben ausnahmslos zu vernichten.

Für diese Anschauung, welche vielleicht in der Erscheinung herabstürzender Meteore ihren Ursprung hat, giebt es jedoch in der Mechanik des Himmels kaum irgend einen Anhaltspunkt. Die Bewegungen der Gestirne sind nach den Gesetzen der Schwere und Anziehung so fest geordnet, daß vorläufig jeder Zusammenstoß der Erde mit ihren Nachbargestirnen ausgeschlossen ist. Nur die Kometen könnten wegen ihres extravaganten Wandels Bedenken in dieser Hinsicht erregen. Ihre Masse ist jedoch, wie uns die Astronomen neuestens gezeigt haben, so locker und luftig, daß wir es überhaupt kaum merken würden, wenn die Erde durch einen Kometen hindurchflöge. Von dieser Seite ist also nichts zu befürchten.

Es bleibt demnach nichts übrig, als die möglichen Ursachen eines Unterganges der organischen Welt in dem Wesen der Erde selbst zu suchen. Und hier begegnen wir zunächst der — vielleicht unter den Schrecken vulkanischer Katastrophen zuerst entstandenen Idee, die Erde könne einmal durch eigene innere Revolutionen zer-

sprenge werden. Diese Vorstellung findet sich nicht bloß im buddhaistischen Mythos, sie hat auch in unseren Zeiten Vertreter und in gewissen astronomischen Thatsachen eine Stütze gewonnen.¹⁾ Es ist bekannt, daß in unserem Sonnensystem zwischen Mars und Jupiter eine große Lücke besteht, in welcher nach den Gesetzen der Gravitation ein Planet seine Bahn ziehen sollte. An dessen Stelle hat man nun nach und nach über 200 kleinere planetarische Körper, die Asteroiden, entdeckt und die Vermutung ausgesprochen, daß diese nur die Trümmer eines einzigen größeren Planeten seien, der durch eine ungeheure, von seinem Innern ausgehende Kraft in Stücke zersprengt worden wäre.

Thatsächlich durchlaufen alle diese kleinen Planeten Bahnen, welche im Mittel ziemlich gleich weit von der Sonne abstehen und sich vielfach durchkreuzen. Damit wäre allerdings die Abstammung derselben von einem einzigen größeren Planeten nahe gelegt, wenn auch nicht bewiesen. Aber wenn man selbst zugiebt, daß jene Erklärung für die Abstammung der Asteroiden zutreffen möge, so folgt daraus noch nicht, daß sie für unsere Erde anwendbar sei. Wir finden in der Dynamik unserer Erde nichts, was eine solche Befürchtung rechtfertigen könnte. Die explosionsartigen Erscheinungen, welche bei vulkanischen Ausbrüchen beobachtet werden, haben ihre Ursache in dem Zusammentreten von Wasser mit glutflüssigen Theilen des Erdinnern und der dadurch bedingten plötzlichen Dampfbildung. Sie spielen in verhältnismäßig sehr geringen Tiefen der Erde und können deshalb nur ganz lokale Wirkungen zu stande bringen. Aber selbst wenn man diese Dampfbildungs-herde in sehr große Tiefen legen könnte, würde der Effect derselben kein größerer — ja wahrscheinlich sogar ein viel kleinerer werden. Denn man darf nicht vergessen, welche verhältnismäßig geringen Mengen Wasser dazu verfügbar sind. Wenn man die mittlere Tiefe sämtlicher Meere zu einer halben Meile annimmt, berechnet sich daraus eine Wassermasse, welche zur Masse des Erdkörpers in dem Verhältnis wie 1:1000 steht. Zur Veranschaulichung dieses Mengenverhältnisses denke man etwa an einen Fingerhut voll Wasser und an eine Kegelfugel. Man wird einsehen, daß vielleicht die Wassermenge gerade hinreicht, um die Oberfläche der Kugel eben zu benezen. Selbst durch sehr große Erdspalten könnten nur verhältnismäßig geringe Mengen Wasser auf einmal in die Tiefe stürzen. Je größer aber die Tiefe ist, desto länger braucht das Wasser um hinabzustürzen; die Dampfbildung geht allmählich vor sich und vermindert dadurch die Explosionswirkung. Ja es läßt sich sogar sagen, daß in gewissen Tiefen einer Erdspalte unter dem Druck der auflastenden Wassersäule gar keine Dampfbildung mehr stattfinden, daß in großen Erdtiefen flüssiges Wasser mit weißglühendem, geschmolzenem Gesteinsmagma ohne Explosionswirkung zusammentreten könne.

Dazu kommt, daß die Erde in ihrer Entwicklungsgeschichte über die Phase der Spaltenbildung längst hinausgeschritten ist. Die Temperaturverhältnisse zwischen Erdkörper und Umgebung haben sich in ein solches Gleichgewicht gestellt, daß die Entstehung großer, in beträchtliche Tiefen hinabreichender Spalten vollständig ausgeschlossen erscheint.

¹⁾ Brenner, Der Welt Untergang. Meßler, Stuttgart 1872.

Wir sehen in der That nicht bloß, daß die Störungen, welche durch vulkanische Eruptionen in der Gesamtbeschaffenheit der Erde hervorgebracht werden, sehr geringfügig und örtlich beschränkt sind, sondern wir finden auch, daß sie im ganzen ohne Zweifel an Intensität abgenommen haben, wenn wir die gewaltigen vulkanischen Bildungen früherer geologischer Epochen in Betracht ziehen und uns in die Zeiten zurückversetzen, in welchen die Eruptivmassen der Auvergne, der Eifel, Ungarns und der Cordillera, die Basaltströme des böhmischen Mittelgebirges und Irlands, die Melaphyre Südtirols u. s. w. aus dem Erdinnern hervorbrachen.

Die Gefahr eine Zerstörung der Erde durch Explosion ist demnach mindestens ebenso gering als die der Zerschmetterung durch ein anderes Gestirn.

Man hat aber weder an das eine noch an das andere zu denken nötig, um doch Ursachen kennen zu lernen, welche hinreichen um wenigstens das organische Leben auf der Erde zu vernichten.

Das Studium der Geologie führt uns zur Kenntniss von großen Veränderungen im Kreise des Pflanzen- und Tierlebens, welche, auf das Menschengeschlecht ausgedehnt, wohl auch dessen Untergang bedeuten können. Nicht furchtbare Katastrophen, wie man früher meinte, sondern ganz allmählich sich vollziehende Wandlungen in der Land-, Wasser- und Wärmeverteilung an der Erdoberfläche bedingen auch wesentliche Umgestaltungen in der lebenden Welt. Im Verlaufe derselben sind Tierklassen, deren Mitglieder nach Milliarden zählten, Pflanzengeschlechter, die in unglaublicher Fülle das Land bedeckten, bis auf die letzten Reste ausgestorben, um neuen Formen das Feld zu räumen; in wohl erkennbaren Übergängen reihen sich die verschiedenen Gestaltungen des organischen Lebens an einander, ohne daß irgend einmal eine definitiv verschwundene Form wiedergekehrt wäre.

Daraus ergibt sich erstens: daß keine der beobachteten geologischen Thatfachen uns den Bestand der letzten Epoche auch nur im geringsten gewährleistet, und dann: daß die Ursachen einer so allgemeinen und stätigen Veränderung gewiß keine zufälligen, sondern ebenfalls stätige, nach einer Richtung sich ändernde sein werden.

Als eine der Hauptursachen der fortschreitenden Veränderungen in der organisierten Schöpfung muß die fortwährende Wärmeabnahme an der Erdoberfläche gelten, für welche man zwar keine direkten Beweise, aber eine Anzahl sehr gravierender Verdachtsmomente besitzt. Bekanntlich führten alle Untersuchungen der Frage, ob die Wärme auf der Erde seit Menschengedenken um eine meßbare Größe abgenommen habe, zu negativen Ergebnissen. Man weiß, wie genau die mittlere Jahrestemperatur eines Landstriches den Pflanzenwuchs desselben bestimmt, wie sich Vegetationsgürtel oder -grenzen nach Bruchteilen eines Grades in der mittleren Jahrestemperatur ausdrücken. Diese Vegetationsgrenzen haben sich, abgesehen von einzelnen lokalen Störungen, die oft auf Kultureingriffe zurückzuführen sind, nicht merklich geändert, seit man überhaupt glaubwürdige Aufzeichnungen besitzt.¹⁾ Palästina zeigt z. B. heutzutage genau dieselben Wachs-

¹⁾ Die gewaltigen Temperaturdifferenzen, welche die Eiszeiten bedingten, muß man als vorübergehende Erscheinung auffassen.

tumsverhältnisse in bezug auf gewisse Getreidearten und den Weinstock wie zur Zeit der Einwanderung der Kinder Mosi's, und es läßt sich an der Hand der bezüglichen Thatfachen feststellen, daß seit jener Zeit die mittlere Jahrestemperatur des Landes bis zu unseren Tagen noch nicht um $\frac{1}{4}$ Grad sich geändert habe.

Dagegen liefert das Studium der vorweltlichen, nur in ihren versteinerten Resten erhaltenen Pflanzenwelt für das Vorhandensein einer höheren Erdwärme in früheren Epochen Anzeichen, welche geradezu entscheidend genannt werden müssen. In der sogenannten Tertiärperiode — einer Vergangenheit, welche geologisch genommen als jung anzusehen ist — erstreckten sich am Nordabhange der Alpen hin von Ungarn herauf bis tief in die Schweiz hinein große untiefe Binnengewässer von teils salziger, teils süßer Beschaffenheit. Stattliche Waldungen von immergrünen Eichen, Ahorn, Platanen und Zimmtbäumen bedeckten die benachbarten Höhen, die sumpfigen Niederungen dichtes Unterholz von Lorbeer, Ficus, Myrten und Lianen. Vereinzelte Palmen, Mimosen und echte Akazien deuten an, daß ihnen das Klima schon nicht mehr recht behagte. In den Sümpfen hausten Heerden von Tapiren und Nashörnern; wildschweinartige Geschöpfe von der Größe eines Stiers in den Wäldern, niedliche Krokodile und Schildkröten in den Alpenflüssen.

Eine Sammlung von Gewächsen wird für jeden in der Pflanzengeographie erfahrenen Botaniker zu einer Urkunde, aus der er über das Klima und die Bodenbeschaffenheit des Landes, dem sie entnommen sind, zu urteilen imstande ist. Solche Schlüsse werden auch für vorweltliche Floren ihre Berechtigung dann haben, wenn man ihre charakteristischen Pflanzen-Formen mit solchen der Gegenwart vergleichen kann; sie werden um so sicherer zutreffen, je näher die verglichenen Pflanzen verwandt sind und je größer die Zahl der vergleichbaren Arten ist.

Nun gehören von allen Pflanzenspezies der Tertiärflora, welche mit lebenden verglichen werden können, 131 Arten der gemäßigten, 266 der subtropischen und 85 der tropischen Zone an. Die Mehrzahl verweist somit auf ein subtropisches Klima oder auf eine mittlere Jahrestemperatur zwischen 15° und 25° C. Man kann jedoch das Klima der Tertiärzeit noch genauer begrenzen. Die Fiederpalmen Ficus, Cassien und echten Akazien sind entschieden tropische Gewächse und vertragen den Winter der gemäßigten Zone nicht; dagegen gedeihen sie gegenwärtig in den Gärten auf Madeira vortrefflich. Die Dattelpalme geht unter allen Fiederpalmen am weitesten nach Norden, kommt aber auch in den wärmsten Gegenden von Europa nur sehr selten zur Fruchtreife. Sie bedarf dazu einer mittleren Jahrestemperatur von mindestens 20° C. Der Tulpenbaum, der in der Tertiärflora so verbreitet ist, findet seine vollste Entfaltung gegenwärtig in den Sümpfen von Louisiana und entwickelt sich auf Madeira zu wahren Riesenbäumen bei einer mittleren Jahrestemperatur von 20° C. Aus diesen Angaben kommt man zu dem berechtigten Schlusse, daß das Klima Süddeutschlands damals nur mit dem gegenwärtigen von New-Orleans oder Tunis gleichgestellt werden kann — mit einer mittleren Jahrestemperatur von $20\text{--}21^{\circ}$ C., einem Sommer von $27\frac{1}{2}$, einem Winter von $13\frac{1}{2}^{\circ}$ C.

Vergleiche in der Tierwelt führen zu ähnlichen, wiewohl minder scharfen Ergebnissen. Nimmt man unsere mittlere Jahrestemperatur zu 10° C., so ergibt sich, daß sie seit der Tertiärperiode um etwa 10° C. gesunken ist. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die mittleren Jahrestemperaturen noch weiter zurückliegender geologischer Epochen noch höher waren, wenn man z. B. die viel größere Verbreitung der Palmen und Thujen in der Kreideperiode, die wunderbare Entwicklung der Sagobäume und Korallen im Jura u. s. w. berücksichtigt. Je weiter wir zurückgehen, desto fremdartiger werden die Formen; in der paläozoischen Periode, zumal schon zur Zeit des größten Pflanzenwachstums in der Steinkohlenzeit finden wir eine gleichartige Vegetation über die ganze Erde verbreitet, über deren klimatische Verhältnisse allerdings die vollständig ausgestorbenen riesigen Pflanzengeschlechter jener Zeit uns keine sichere Kunde mehr geben. Aus dem Umstande aber, daß die Vegetation keine Unterschiede nach Zonen erkennen läßt, muß man schließen, daß eine gleichmäßige Temperatur auf der ganzen Erde herrschte, hoch genug, um von der Stellung der Erde gegen die Sonne und von dem Wechsel der Jahreszeiten nicht mehr beeinflusst zu werden.

Diese Thatsachen gehören zu den festesten Gliedern in der Beweiskette, die zu dem Satze führt, daß die Erde einst eine sehr hohe Temperatur besaß und durch allmähliche Abkühlung erst ihren gegenwärtigen Wärmezustand erlangte. Bekanntlich gelangten Kant und Laplace auf anderem Wege zu derselben Anschauung, welche heute den fast unbestrittenen Ausgangspunkt aller geologischen Spekulation bildet, unterstützt von zahlreichen kosmischen und geologischen Thatsachen. Zu den letzteren gehört die durch sehr exakte Untersuchungen gewonnene Erfahrung, daß die Wärme des Erdbodens von einem bestimmten Punkt an, der sich nach der mittleren Jahreswärme des Ortes reguliert, nach der Tiefe fortwährend zunimmt. In dem 1200 Meter tiefen Bohrschachte von Sperenberg bei Magdeburg hat man eine das ganze Jahr gleichbleibende Temperatur von 47° C. beobachtet. Wir kennen freilich von dem Körper der Erde nur ein sehr dünnes Häutchen; doch kann man dieser Thatsache gegenüber gewiß nicht an die Wärmewirkung der Sonne denken. Auch die viel umstrittene Frage nach dem Wesen der Vulkane wird durch die Annahme eines noch glühend flüssigen Erdkernes wesentlich vereinfacht. Je mehr und je verschiedenartigere Erscheinungen aber eine Hypothese auf ungezwungene Weise erklärt, desto größere Wahrscheinlichkeit muß sie gewinnen.

Der aus diesen Betrachtungen sich ergebende Schluß, daß die Wärme der Erde seit ihrer Entstehung bis zur Gegenwart fortwährend abgenommen habe, wird wohl nicht mehr ernstlich bestritten. Es liegt aber auch kein vernünftiger Grund vor anzunehmen, daß diese Abkühlung jetzt schon ihre Grenze erreicht habe. Denn der Weltraum, an welchen die Erde ihre Wärme abgibt, ist noch viel kälter — man hat seine Temperatur auf mindestens 100° C. unter dem Eispunkte berechnet. Die Abkühlung wird gesetzmäßig fortschreiten, wenn sie der Mensch auch in den nächsten Jahrtausenden nicht direkt beobachten können sollte. Sie wird erst vollendet sein, wenn die Erde die Temperatur des Weltraumes angenommen hat. Die Länge der Zeit, in welcher sich das vollzieht, würde sich

vielleicht im Hinblick auf die abgelaufenen geologischen Perioden auf einige Jahrhundertaufende schätzen lassen; allein es ist ein Umstand in Betracht zu ziehen, der den gegenwärtigen Zustand über einen unabwehrbaren Zeitraum verlängern muß.

An sich schon schreitet die Abkühlung nach einem von Newton entdeckten Gesetze immer langsamer vor, je geringer die Temperaturdifferenz zwischen Erde und Weltraum wird. Überdies aber empfängt die Erde noch von auswärts, von der Sonne, fortwährend Wärme, durch die sich ihr Verlust ausgleicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Oberfläche der Erde von der inneren Erdwärme schon jetzt gar nicht mehr beeinflusst; der gegenwärtige Wärmezustand an der Oberfläche unseres Planeten ist nur das Resultat der Bestrahlung durch die Sonne.

Damit ist aber der Erde eine Wärmedauer zugesichert, die weit über ihr eigenes ursprüngliches Vermögen hinausreicht. Solange in der Beschaffenheit der Sonne keine Veränderung sich geltend macht, bleibt auch der Wärmezustand der Erde unverändert. Nicht nur unser ganzes körperliches Dasein, auch die Existenz und die Dauer der ganzen organisierten Schöpfung ist an die der Sonne geknüpft. Die Infareligion bezeichnete die Menschen als Kinder der Sonne.

Aber auch die Sonne kann sich den Naturgesetzen nicht entziehen, wenn auch ihre Abkühlung infolge der kolossalen Masse viel langsamer vor sich gehen muß. Erlöschende Sonnen sind für die Astronomen keine unerhörte Sache. Wenn einmal eine Schlackenkruste sich auf ihr zu bilden beginnt und allmählich den ganzen glühenden Ball überzieht, dann wird die von dort kommende Wärme schwinden und mit ihr das Licht, und endlich einmal wird die Kälte und Finsternis des Weltraums das erloschene Sonnensystem umfassen.

Noch zwei andere Vorgänge, gleich verderblich für alles Leben, wirken mit der Erkaltung und Verfinsternung zusammen.

Unsere Erde ist, — soweit wir sie kennen — kein kompakter Körper. Zahllose Hohlräume, Risse, Spalten und Höhlen ziehen sich nach innen. Chemische Wechselwirkung zwischen Atmosphäre und Gestein arbeiten unaufhörlich an der Auflockerung der Erdkruste von oben herein. So wird der Boden für zwei folgenschwere Prozesse vorbereitet: für die Absorption der Luft und des Wassers. Die Masse der Meere, welche uns so gewaltig erscheint, ist ja, wie oben gezeigt wurde, im Verhältnisse zur festen Erde verschwindend klein, die Porosität der Gesteine groß genug, um die dreifache Menge Wassers aufzunehmen, als die Meere enthalten, obwohl sie seit dem Planetenzustand der Erde mindestens schon ebensoviel absorbiert haben. Von der Luft gilt ein gleiches wie von allen flüssigen Körpern. Sie werden insgesamt allmählich in die Tiefe wandern, von dem in seinem Innern erstarrenden Erdball aufgeschluckt werden. Mit dem Eintritt aller dieser Zustände ist die letzte Phase der Erde und überhaupt des Systemes von Gestirnen, dem sie angehört, bezeichnet und damit auch das Erlöschen des tierischen und pflanzlichen Lebens besiegelt. Das Menschengeschlecht dürfte aber dieses Ende kaum erleben. Schon lange vorher werden die Grundlagen seiner Existenz mehr und mehr geschwächt, seine Ernährungsverhältnisse durch eigene Konkurrenz und durch die Verschlechterung des Klimas verkümmert, sein Organismus herabgekommen

sein. Das Wachsen der helfenden Intelligenz hält nicht Schritt mit dem Wachsen der Not. Die Isothermen des nicht mehr tauenden Eises rücken in unabsehbaren Zeiträumen von den Polen gegen den Äquator vor und treiben vor sich die gesamte Lebewelt auf einen immer schmälern Gürtel zusammen, bis sie sich berühren und damit das Genus homo sapiens dem Schicksale der Saurier und Mastodonten überliefert haben werden. Es steht dahin, ob es eine dankbare Aufgabe wäre, den Kampf der letzten Menschen um ihr jammervolles Dasein auszu-denken. Da handelt es sich wahrscheinlich nicht um große elementare oder soziale Katastrophen, sondern um ein allmähliges Dahinschwinden, um Jahrtausende der Degeneration, welche das Ende vorbereiten.

Nordpolfahrer erzählen, daß sie manchmal in der eisigen Öde der Polarnacht Schneehütten getroffen hätten, in welcher ganze Eskimofamilien versammelt waren — aber erfroren und verhungert — vielleicht schon vor Dezennien. Damit wäre eine Illustration und ein Vorbild zu dem Roman „Die letzten Menschen“ gegeben. — Solchen Konsequenzen gegenüber muß uns die Zuversicht, daß die Gegenwart noch durch unermessliche Zeiträume von jenem Abschluß der Menschengeschichte getrennt ist, zum Trost reichen. Im Hinblick auf die dem Menschengeschlecht noch zugemessene Dauer kann man wohl sagen, daß es sich immer erst noch im Anfange seiner Entwicklung, in seinem Kindesalter befinde, kann man wohl bedauern, daß uns ein Blick in die Höhe der Entwicklung, zu der es noch sich aufzuschwingen die Zeit hat, verwehrt ist.

Wir sind eigentlich auf dem schwankenden Boden der Hypothesen weit genug vorgedrungen um Halt zu machen. Aber wie der Mythos bei dem Untergang nicht stehen bleibt, so können auch wir jenes Ende des Sonnensystems als kein definitives ansehen; wir können den Gedanken nicht fassen, daß die letzte Bestimmung der Weltkörper sei, als kosmische Leichen ewig durch den dunklen Raum zu ziehen. Es bestehen Gründe für die Annahme, daß auch in der Bewegung der Gestirne eine Änderung eintreten könne. Seit 2000 Jahren ist eine solche zwar noch nicht konstatiert worden. Wenn aber, wie es nach den Bewegungen der Kometen den Anschein hat, der Weltraum nicht absolut leer ist, sondern irgend welche Stoffe — freilich in sehr großer Verdünnung enthält, so ist damit ein Moment des Widerstandes gegeben, welches auf die Bahnbewegung aller Planeten schließlich nicht ohne hemmende Wirkung bleiben kann. Die Schwerkraft dagegen, welche die Erde gegen die Sonne zieht, wird nicht bloß dieselbe bleiben, sondern durch das Material der stets zufliegenden Meteore gesteigert werden und die Planeten zwingen, sich ihrem Zentralkörper in Spirallinien zu nähern und endlich mit der furchtbaren Geschwindigkeit solcher ungeheurer Massen und Fallhöhen in die erkaltete Sonne zu stürzen.

Mag es nun sein, daß schon der Zusammensturz unsres Planetensystems soviel Wärme frei machen sollte als nötig ist, um sofort nach der Katastrophe wieder in eine weißglühende Gasmasse zu zerstäuben,¹⁾ mag es sein, daß es dazu der

¹⁾ Man berechnet, daß die Gesamtmasse des Planetensystems durch den Zusammensturz auf etwa 28 Millionen Grad Celsius erhitzt würde.

Bereinigung des ganzen Sternhaufens bedarf, von welchem unser Sonnensystem nur ein kleiner Teil ist: in beiden Fällen würde der Kant-Laplace'sche Kreislauf, der die kosmische Vergangenheit umschließt, von neuem beginnen: die Gasugel kommt durch die Kontraktion in Drehung, schleudert Ringe ab, die sich zu glühenden Welten verdichten, und es kann der Tanz von neuem verlaufen mit neuen Planeten, neuen Geschöpfen und neuem Untergang.

So gelangen wir im Dämmerlichte der Vermutung zu demselben Ziele, nach welchem die divinatorische Kinderseele der Völker zagend und sehnsüchtig zugleich ausblickte. Unter dem Namen Kalpas begriff der altindische Mythos Weltperioden, die nach Myriaden von Jahresmillionen zählen. In unendlicher Reihe folgen sie aufeinander; jede einzelne endigt mit vollständiger Zerstörung des Weltalls, beginnt mit der Neubildung desselben. —



Berichte aus allen Wissenschaften.

Physiologie.

Der Mechanismus der Verdauung bei niederen und höheren Tieren.

Unter den im tierischen Körper sich abspielenden Prozessen bieten diejenigen, welche zur Aufnahme und Assimilation von Nahrung dienen, insofern ein besonderes Interesse, als dieselben einerseits wichtige Aufschlüsse liefern über das Wesen und das Zustandekommen der Lebenserscheinungen und als sie andererseits Licht verbreiten über jenen Entwicklungsgang, welchen die Organismenwelt seit ihrem ersten Auftreten auf unserem Planeten verfolgt hat. Wir fassen im Nachfolgenden die wichtigsten Ergebnisse neuerer Forschungen über die Verdauung bei niederen und höheren Tieren zusammen, indem wir des besseren Verständnisses halber einige Bemerkungen über die bisherigen Anschauungen betreffend den soeben erwähnten Vorgang voraus schicken.

Um mit den Protozoen zu beginnen — jenen auf niedrigster Stufe der Entwicklung stehenden tierischen Organismen, welche noch keine zellig-geordneten Organe und Gewebe aufweisen, vielmehr im wesentlichen aus einer ziemlich gleichartigen schleimiggelatinösen Masse, dem sogenannten Protoplasma oder der Sarkode bestehen — so ist es eine längst bekannte Thatsache, daß bei denjenigen Tieren, welche eine Mund- und Afteröffnung entbehren, die Nahrungsaufnahme durch „amöboide Bewegung“ bewirkt wird. Letztere, die wir als eine der organischen Substanz und den primitivsten Formen des organischen Lebens von vornherein zukommende Thätigkeit und zugleich als den Ausdruck jener aus den im Tierkörper angehäuften Spannkraften hervorgehenden vitalen Energie zu betrachten haben, äußert sich in der Weise, daß die soeben bezeichnete kontraktile Masse des tierischen Organismus mit Hilfe der von ihr in der Form von zarten

Wurzelausläufern (Pseudopodien) ausgeschickten Fortsätze Nahrungspartikel an sich und in sich hineinzieht, um dieselben dem eigenen Körper einzuverleiben¹⁾. Wir haben es also hier mit einem ausschließlich mechanischen Modus der Nahrungsaufnahme zu thun, wobei freilich von vornherein zugestanden werden muß, daß der eigentliche Assimilationsprozeß erst innerhalb des Sarkodeleibs der besagten Organismen stattfinden kann. — Auch erregte es seiner Zeit nicht geringes Aufsehen, als vor einigen Jahren durch Untersuchungen von Gegenbaur, Barker und Metschnikoff festgestellt wurde, daß die „amöboide Bewegung“ nicht nur auf jene Wesen beschränkt ist, welche wie: Rhizopoden, Infusorien u. dergl. an der Grenze des tierischen Lebens stehen, sondern daß auch bei den bereits auf etwas höherer Stufe der Entwicklung sich befindenden Spongien und bei einer Anzahl von ächten Coelenteraten (Tieren mit Zellgeweben von radiärem Bau und mit einem für Verdauung und Zirkulation gemeinsamen Körperraum) diejenigen Zellen, welche die Leibeshöhle auskleiden, ebenfalls mit Hilfe des soeben erwähnten Vorgangs Nahrung in sich aufnehmen. — Was den Mechanismus der Verdauung bei den übrigen Metazoen (Tieren, die im Gegensatz zu den Protozoen einen zellig-geordneten Bau aufweisen) anlangt, so wurde die Frage, wie die Nahrungsaufnahme bei diesen erfolge, früher einfach mit dem Hinweis auf die Verdauungssäfte beantwortet, von denen man annahm, daß sie in den Magen und Darm eingeführte feste Nahrungstoffe in Lösung überführten und es auf diese Weise ermöglichten, daß die in löslichem Zustand befindlichen Nährsubstanzen mit Hilfe des als „Endosmose“ (Austausch) der Bestandteile zweier Flüssigkeiten durch eine sie trennende Membran hindurch) bekannten, physikalischen Vorgangs, resp. durch eine unter Mitwirkung von Darmkontraktionen zu stande kommende Filtration die Wandungen der den Darm auskleidenden Zellen (Epithelzellen) passierten und durch die mit letzteren in Verbindung stehenden Kanäle in den Säftestrom gelangten.

Nebenbei sollten auch — so nahm man an im Hinblick auf jene feine Strichelung, welche die soeben erwähnten Zellen an ihrem der Darmhöhlung zugekehrten Ende unter dem Mikroskope erkennen lassen — in dem Basalsaum des Darmepithels porenartige Öffnungen existieren, durch welche körnchenartige feste Körper, so wie Fetttröpfchen ins Innere der besagten Zellen und von dort aus in die Lymphbahnen gelangten. — Was freilich die Resorption von in Lösung befindlichen Nährstoffen durch Endosmose und Filtration anlangt, so müßte die Thatsache, daß um Eiweißkörper in die lösliche Form der Peptone überzuführen, Pepsindrüsen erforderlich sind, zusammengehalten mit dem Umstand, daß gerade bei den

¹⁾ Die Bezeichnung: amöboide Bewegung ist der Amöbe entlehnt, jenem aus Sarkodeleib und größeren gelappten oder fingerförmigen Fortsätzen bestehenden niederen Organismus, der gewöhnlich zur Ordnung der Foraminiferen, von G. Haeckel, soweit die Schleimmasse des Tierkörpers keine Kerne enthält, zu den Moneren gerechnet wird. Der besagte Vorgang, den S. Philipp (Vergl. die Schrift: „Über Ursprung und Lebenserscheinungen der tierischen Organismen. Leipzig, G. Günther 1883) in geistreicher Weise zu erklären versucht, wird übrigens nicht nur bei Tieren, sondern auch bei Pflanzen, so z. B. bei gewissen Pilzen (Myxomyzeten) beobachtet.

phyletisch ältesten Wirbeltieren — wie bei Amphiorus, den Cystostomen und wahrscheinlich auch bei den Dipnoern — solche Drüsen vollständig fehlen, von vornherein Zweifel an der Allgemeingültigkeit dieser Erklärung erwecken oder doch wenigstens die Frage nahe legen: Wie geht bei jenen Tieren, welche den zur Erzeugung von auflösenden Verdauungssäften erforderlichen Drüsenapparat nicht besitzen, die Eiweißresorption vor sich? —

Was nun letztere Frage anlangt, so haben allerdings, wie schon eingangs angedeutet wurde, die neueren Forschungen erheblich dazu beigetragen, unsere Kenntnis vom Mechanismus der Verdauungsvorgänge bei verschiedenen Tiergattungen wesentlich zu berichtigen, resp. zu vervollständigen. In einer kürzlich erschienenen Arbeit¹⁾ veröffentlicht nämlich R. Wiedersheim die Resultate seiner am Grottenmolch (*Spelerpes fuscus*) gemachten Beobachtungen, aus denen sich ergibt, daß die mit Hilfe der „amöboiden Bewegung“ stattfindende Nahrungsaufnahme, die man wie oben bemerkt, bisher auf die Urtiere, sowie auf Spongien und Coelenteraten beschränkt glaubte, auch bei Wirbeltieren — also bei auf hoher Stufe der Entwicklung stehenden tierischen Organismen — nachgewiesen werden kann. Der besagte Gelehrte fand nämlich, als er das Darmepithel des Grottenmolchs sofort nach der Tötung des Tieres und ehe noch eine Austrocknung der Gewebe stattfinden konnte, unter das Mikroskop brachte, daß unter solchen Verhältnissen von jenem mit feinen Strichen versehenen Basalsaum, welcher zur Entstehung der oben erwähnten Hypothese von den die Wandung der Epithelzellen durchsetzenden Porenkanälchen Veranlassung gegeben hat, nichts zu bemerken ist. Die freien Ränder der Zellen erscheinen vielmehr in frischem Zustande ohne jegliche scharfe Begrenzung, gleichsam offen, unregelmäßig gelappt und da und dort wie eingerissen und in dicke Fliedhaare zerfallend. Auch konnte Wiedersheim das Vorhandensein der „amöboiden Bewegung“ — darin bestehend, daß in den soeben erwähnten faserartigen Zellenfortsätzen langsame Formveränderungen vor sich gehen und daß diese Fortsätze wieder in den Zellenleib zurückgezogen werden — deutlich wahrnehmen. — Läßt sich nach dem Gesagten — (eine analoge Beobachtung hat auch von Thalhoffer am Darmepithel des Frosches gemacht) — wohl kaum bezweifeln, daß bei gewissen Wirbeltieren die Darmepithelzellen in der nämlichen Weise bei der Ernährung mitwirken wie die entsprechenden Zellen der niedersten Metazoen und wie das Protoplasma, aus welchem sich der Körper der Urtiere zusammensetzt, so erscheint eine andere Reihe von Beobachtungen, welche an die längst bekannten, unter der Schleimhaut des Säugetierdarms gelegenen Nester von weißen Blutkörperchen oder Lymphzellen anknüpfen, noch mehr geeignet über die der Nahrungsabsorption bei den höheren Tieren zu Grunde liegenden Vorgänge Licht zu verbreiten. In Übereinstimmung mit gewissen, von Eddinger schon vor mehreren Jahren gewonnenen Forschungsergebnissen gelangte nämlich

¹⁾ R. Wiedersheim, über die mechanische Aufnahme der Nahrungsmittel in der Darm-schleimhaut. Festschrift der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Freiburg und Tübingen 1883. Verlag von J. C. B. Mohr.

Wiedersheim durch an 2 jungen lebenden Haifischen gemachte Versuche (er fütterte dieselben mit farbstoffhaltiger Nahrung und konnte nach der bald darauf erfolgten Tötung der Versuchstiere die färbende Substanz in den Lymphzellen der Speiseröhre und des Mitteldarms, sowie im Innern der Epithelzellen nachweisen) zu dem Schlusse, daß bei diesen Fischen die weißen Blutkörperchen als Wanderzellen in die Darmhöhlung übertreten und, nachdem sie dort feste Nährstoffe in sich aufgenommen haben, in jene Nester, welche ganz den Lymphfollikeln der Säugetiere entsprechen, wieder zurückkehren. Auch konstatiert der nämliche Beobachter, daß bei den Haifischen — ebenso wie beim Grottenmolch und beim Frosch — die Darmepithelzellen durch Aussendung von Fortsätzen Nahrungsstoffe an sich und in sich hineinziehen, um dieselben wieder an die Lymphkörperchen (weißen Blutkörperchen) abzugeben. — Was speziell den Übertritt der Letzteren in den Darm anlangt — einen Vorgang, der zweifelsohne ebenfalls auf der amöboiden Beweglichkeit dieser Gebilde beruht — so sind gewisse von Stöhr und Zawarykin angestellte Untersuchungen wohl dazu angethan, die Schlüsse, zu denen Wiedersheim bezüglich der mechanischen Aufnahme der Nahrungsmittel in der Darmschleimhaut gelangt ist, zu bestätigen. Der zuerst erwähnte Gelehrte hat nämlich eine massenhafte Auswanderung lymphoider Zellen aus den Tonsillen, aus den einzeln und den in Gruppen stehenden Follikeln des Darms, sowie aus den Balgdrüsen und aus der die Lungenverästelungen der Bronchien überziehenden Schleimhaut beim Menschen und bei Säugetieren direkt beobachtet, ohne daß in den betreffenden Fällen die begleitenden Umstände diese Erscheinung als einen auf krankhaften Veränderungen beruhenden Vorgang hätten erkennen lassen, während Zawarykin durch gewisse an Darmstücken von Hunden, Kaninchen und weißen Ratten angestellte Versuche zu einem den Folgerungen Wiedersheims analogen Schlusse geführt wird. — Erwähnt sei hier endlich noch, daß auch die Untersuchungen von Hoffmeister nach derselben Richtung deuten. Nach dem zuletzt erwähnten Forscher bilden nämlich die Lymphzellen das Mittel um die Peptone (in löslichen Zustand übergeführte Eiweißkörper) vor ihrem Übergang in den Säftestrom festzuhalten und zu binden. Wenn diese Zellen nicht vorhanden wären, würden — so führt Hoffmeister aus — die direkt in die Blutbahn gelangenden Peptone Vergiftungserscheinungen hervorrufen, und falls der Weg zur Niere offen ist, ohne der Ernährung wesentlich zu gute zu kommen, mit dem Harn alsbald wieder ausgeschieden werden. Dies zu verhindern, ist aber nach dem besagten Gelehrten die Aufgabe der weißen Blutkörperchen (Lymphkörperchen), denen also bei den Verdauungsvorgängen eine Rolle zufällt, analog derjenigen, welche die den Sauerstoff bindenden roten Blutkörperchen beim Atmungsprozeß spielen.

Prüfen wir die im Vorhergehenden namhaft gemachten Beobachtungen mit Bezug auf die für die Embryologie und Deszendenzlehre sich aus denselben ergebenden Schlüsse, so ist zunächst daran zu erinnern, daß bei der embryonalen Entwicklung der tierischen Organismen in der Anlage des Keimes schon frühzeitig 2 Zellschichten, nämlich: das Ektoderm oder äußere Keimblatt — aus

welchem Körperintegument (Haut) Nerven- und Sinnesapparate hervorgehen — und das Entoderm oder innere Keimblatt — welches die Auskleidung der verdauenden Cavität, beziehungsweise des Darmkanals und seiner Anhangsdrüsen erzeugt) — unterschieden werden und daß als drittes oder mittleres Keimblatt zwischen den beiden soeben erwähnten Zellschichten das Mesoderm — (aus welchem neben Muskelsystem und innerem Skelett das Gefäßsystem, sowie die körperlichen Elemente des Blutes und der Lymphe hervorgehen) — sich entwickelt. Auch ergibt sich, wenn wir die soeben bezeichnete Thatsache mit den Ergebnissen der oben erwähnten Untersuchungen zusammenhalten, daß bei den Verdauungsvorgängen eine Arbeitsteilung stattfindet, indem ebensowohl die entodermalen Epithelzellen des Darmes wie die mesodermalen Lymphzellen (weißen Blutkörperchen) mit der Aufnahme der Nahrungstoffe aus der Darmhöhle betraut sind. — Was speziell die amöboide Beweglichkeit dieser beiden Kategorieen von Zellen anlangt, so sind die zuvor erwähnten Forschungen insofern von höchstem Interesse, als sie uns, wie oben bemerkt, in die Entwicklung der Tierwelt und in die allmähliche Differenzierung der Ernährungsfunktion und ihrer Werkzeuge einen Einblick eröffnen. Wenn wir mit den Anhängern der Zellenlehre den tierischen Organismus als einen Komplex von Zellen — wie Huxley sich ausdrückt als „ein durch coordinierende Vorrichtungen zu harmonischem Zusammenwirken vereinigt Zellenaggregat“ — betrachten, so müssen wir uns vorstellen, daß mit der Abnahme der individuellen Selbständigkeit der einzelnen Zelle auch ihre universelle, ursprünglich auf die Aufnahme der mannigfaltigsten oder aller Stoffe sich erstreckende mechanische Fähigkeit (amöboide Beweglichkeit) umsomehr zurücktritt, als der Chemismus der Verdauung durch das Auftreten der verschiedensten Drüsenapparate und durch die Ausscheidung lösender Säfte und Fermente eine immer größere Rolle zu spielen beginnt. Dementsprechend wäre also der mit Hilfe der amöboiden Bewegung der Epithel- und Lymphzellen sich vollziehende Verdauungsprozeß, wie solcher bei einer Anzahl von wirbellosen Tieren und selbst bei Wirbeltieren — wenn auch vielleicht nur für gewisse Nahrungsbestandteile — sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, als ein uraltes Erbstück zu betrachten, welches die in der Entwicklung fortgeschrittenen Tiere von ihren auf niedrigerer Stufe stehenden Vorfahren überkommen haben. Auch ist es begreiflich, daß gerade die aus dem Ektoderm (Haut und Nerven erzeugendes Keimblatt) sich entwickelnden Zellgebilde resp. Organe durch die an sie gestellten mannigfaltigen Anforderungen sowie durch den Einfluß, den die Berührung mit der Außenwelt auf sie ausübte, hochgradige Differenzierungen erlitten und hierdurch die Eigenschaft der amöboiden Beweglichkeit, die ursprünglich sämtlichen den Organismus zusammensetzenden Zellen zukam, schon früh verloren. Andererseits wird es nicht befremden, daß die aus dem Mesoderm hervorgegangenen Lymphzellen und die aus dem Entoderm sich entwickelnden Darmepithelzellen in Folge ihrer Anordnung im Tierkörper (Lage im Innern der Leibeshöhle) und ihrer in physiologischer Beziehung verhältnismäßig gleichartigen Aufgabe ihre ursprünglichen Eigenschaften

zum Teil beibehalten konnten. — Um zum Schlusse noch einen Umstand zu erwähnen, welcher auf den ersten Blick mit den im Vorhergehenden dargelegten Forschungsergebnissen in einem gewissen Gegensatz zu stehen scheint, so könnte man annehmen, daß das Vorhandensein des bekannten Flimmerepithels — wie solches bei einzelnen Wirbeltieren (Amphioxus) den ganzen Darm, bei andern nur gewisse Teile des Darms auskleidet — mit der Nahrungsaufnahme durch „amöboide Bewegung“ nicht in Einklang zu bringen sei. Dem gegenüber macht aber Wiedersheim geltend, daß es sich bei der Flimmerbewegung nicht etwa in jedem Falle um Fortschaffung irgend welcher Stoffe handle und daß die einzelnen Flimmerhaare (Cilien) nicht als Abscheidungen des Zellprotoplasmas, sondern als rapid hervorgestößene Fortsätze der Zellsubstanz, das Spiel der Flimmerhaare dementsprechend nur als eine mit rapider Schnelligkeit verlaufende „amöboide Bewegung“ aufzufassen sei. Auch dürften die in neuester Zeit bekannt gewordenen Beispiele des Übergangs vom strömenden oder pseudopodienartig vorgestreckten Protoplasma zur Flimmerbewegung wohl zu Gunsten dieser Auffassung sprechen.

Kassel.

Moriz Alsberg.

Litteraturgeschichte.

Die Tendenzromane Klingers.

Es ist eine schon oft angedeutete und keineswegs befremdende Thatsache, daß viele am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts auftauchende dichterische Produkte zweiten und dritten Ranges durch die gleichzeitigen klassischen Erzeugnisse derartig in den Hintergrund gedrängt worden sind, daß man sie entweder völlig vergessen oder nur noch zeitweise einer ehrenden Erwähnung für würdig befunden hat. Wenn wir nun aber die Werke unserer Klassiker in ihrer ganzen Größe in uns aufgenommen zu haben meinen und uns, wie es sich gebührt, auch jenen weniger hervorragenden Dichtungen mit Eifer und Liebe zuwenden, so werden wir gewiß zu unserem großen Erstaunen oft bemerken, daß viele der letzteren mit Unrecht eine so geringe Würdigung gefunden haben, und es ist eine ehrenvolle Pflicht für uns, die Spätergeborenen, aus dem Schutt der Vergangenheit und Vergessenheit die nicht bloß aner kennenswerten, sondern wirklich hervorragenden Erinnerungszeichen an solche Männer aufzufrischen, die, wenn auch von gottbegnadeten Geistern überragt, doch der Unvergänglichkeit Würdiges geschaffen haben. So sollen auch die folgenden Zeilen das Andenken an einen deutschen Dichter wachrufen, der — merkwürdig genug — durch seine unbedeutendsten Leistungen einer ganzen Periode der deutschen Litteratur den Namen gegeben, durch seine bei weitem besseren Schöpfungen aber keine bleibende Erinnerung zu erwerben vermocht hat, also in der That vergessen worden ist.

Wer kennt nicht Maximilian von Klinger, oder richtiger gesagt, wer glaubt ihn nicht zu kennen, jenen Verfasser von „Sturm und Drang“, den Dichter des Stückes, nach welchem wir die „Sturm- und Drangperiode“ bezeichnen, jenen Autor des vielgenannten und wenig gelesenen Trauerspiels „Die Zwillinge“,

welches den Triumph errang über Leisewitz, „Julius von Tarent“ und diesen Dichter leider für immer der so undankbaren Poesie abwendig machte! Jeder gebildete Mensch kennt diese beiden Stücke wenigstens dem Namen nach, aber wer hat sie gelesen? Wenige, und die Mehrzahl, welche sie nie las, dürfen diese Unkenntnis nicht bedauern. Wer könnte heute noch an „Sturm und Draug“ Gefallen oder Ergötzen finden, wer heute noch das verwunderliche Urtheil des Theaterdirektor Schröder billigen, welcher „die Zwillinge“ dem „Julius von Tarent“ vorzog? Diese beiden Werke haben ihrem Verfasser allerdings eine bleibende Erinnerung gesichert, aber dennoch ist Klinger ein Vergessener; denn nur der Mann, nur der Dichter lebt fort im Gedächtnis und in der Anerkennung der Nachwelt, dessen beste und erhabenste Schöpfungen unvergessen sind.

Klingers Meisterwerke sind nimmermehr jene wenig bedeutenden Dramen, vielmehr seine von echt dichterischer Schöpfungskraft zeugenden und ihrem Inhalte nach ebenso schönen wie belehrenden erzählenden Dichtungen, seine Tendenzromane. Nur kurz soll in folgendem auf sie hingewiesen, aber dringend der Wunsch ausgesprochen werden, daß mancher, der sie nie gelesen oder gar sie nie hat nennen hören, sich mit ihnen und so mit den wirklich hervorragenden Werken eines „Vergessenen“ bekannt mache.

Wenn Klinger in seinen „Gedanken und Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur“, (dem Werke, aus welchem wir den edlen und ernstesten Charakter des Dichters so klar erkennen), darüber so häufig klagt, daß Deutschland keine Satiriker habe und daß die Werke der Moralisten ebenfalls wertlos seien, weil sie zu dogmatisch verführen und „das Menschentier“ viel zu wenig nach seiner physischen Seite betrachteten, so scheint es, als habe er durch seine Erzählungen diese Lücke in der deutschen Litteratur ergänzen und in dieser Gattung seiner Werke Satire und Moral vereinigen wollen. Die Fehler und Laster der Menschen vom Könige bis zum Geringsten im Volke werden wahrheitsgetreu geschildert, und die Satire ist oft bitter genug und entbehrt auch des Witzes nicht, welchen Klinger bei ihr fordert; aber moralisch wirken sollten und können alle jene Erzählungen, und wenn das Gemälde, welches er vor unseren Augen entrollt, auch hier und da zu düster gefärbt scheint, wenn insbesondere die Einmischung des Satans und seiner Trabanten, überhaupt der ganzen Höllenmaschinerie in den Gang der Entwicklung störend wirkt, wenn überhaupt unser Urtheil und unsere Erfahrung auch vielfach von den in den Tendenzromanen niedergelegten Ansichten abweichen mag, so finden wir doch eine solche Fülle moralischer Betrachtungen und Lehren, daß jene Erzählungen dem von Klinger hineingelegten Zweck, moralische Kraft zu entwickeln, gewiß entsprechen können. Hierzu kommt noch als Vorzug, daß sie, als Erzählungen betrachtet, ebenso spannend wie unterhaltend im besten Sinne sich darstellen.

Dies zeigt sich sogleich in dem ersten Werke dieser Gattung, in „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt.“ Faust, durch das Wissen unbefriedigt, lechzt nach dem Genuß, den nur der Reichtum geben kann; diesen soll ihm die Buchdruckerkunst verschaffen, und deshalb reist er mit seiner gedruckten Bibel umher.

In seinen Hoffnungen betrogen ruft er „den Geist aus jener Welt;“ dieser kommt und zeigt Faust die allgemeine Schlechtigkeit der Menschen. Zunächst strebt Faust im Glauben an das Gute im Menschen noch danach, die Menschheit an ihren Unterdrückern zu rächen, in Rom aber wird er von allen Illusionen und vom Glauben an das Gute geheilt. Der Traum vom Genius der Menschheit auf der Insel treibt ihn nach Hause und zur früheren Arbeit zurück, aber er findet bald seinen Untergang. — Der Fehler des Ganzen liegt in der einseitigen und darum ungerechten Beurteilung. Es ist entschieden falsch, daß das Gute, wie hier geschildert ist, fast überall unterliegt; falsch ist die Verhöhnung aller Wissenschaft und Geistesarbeit, wie sie im „allegorischen Ballet“ dargestellt ist, indem als Begleiter der Metaphysik der Stolz und der Wahn, als Gefährtin der Moral die Kultur Hand in Hand mit Tugend und Laster, in Verbindung mit der Geschichte die Furcht und die Schmeichelei, mit der Medizin die Charlatanerie, mit der Astrologie und Theologie (schon an sich eine wunderbare Zusammenstellung!) Aberglaube, Wahnsinn und Betrug, als Genossen der Politik die Schwäche und der Betrug, als unzertrennlich von der Theologie die Herrschsucht und die Tyrannei hingestellt werden. Und dennoch zeigt dieses Werk unverkennbare Vorzüge: Reichhaltigkeit, Abwechslung und spannende Darstellung der einzelnen Geschichten, eine scharfe und witzige Kritik über die verschiedensten Kreise der menschlichen Gesellschaft.

Noch mehr Anerkennung verdient Klingers: „Geschichte des Don Raphael de Aquillas.“ Abgesehen von der in sie gelegten Tendenz, Inquisition und überhaupt den päpstlichen Fanatismus zu geißeln, eine Tendenz, deren Berechtigung wir nicht anfechten können, wenn wir auch die versöhnende Erwähnung besserer Seiten des Christentums und des Papsttums vermissen, verdient diese Erzählung durch die gelungene und ergreifende Darstellung edler, männlicher Tugend, wahrer Frömmigkeit und aufopfernder Liebe entschiedenes Lob, und wir dürfen sie wohl zu Klingers besten und gediegensten Schriften rechnen.

Raum geringere Anerkennung werden wir der „Geschichte Giasars des Barmeciden,“ zollen. Spannend und interessant wie in allen Erzählungen Klingers ist die Entwicklung der Handlung, groß und wertvoll ist die Menge der darin enthaltenen Lehren z. B. wie der Kaiser in der Krankheit seiner Vögel, so sieht jeder in seinem Kummer das allergrößte Elend und spottet über das vielleicht viel größere der anderen; als unreifer Mensch will Giasar gutes thun und wirkt dadurch nur schädlich; leicht ist es die Gewaltthätigen der Erde zu verdammen, schwer es besser zu machen; es liegt in des Menschen Kraft, glücklich zu sein und glücklich zu machen u. a. Versöhnend wirkt vor allem die Lehre, daß die Tugend, selbst wenn sie dem Laster zu unterliegen, dem sie Üben den nur Unglück zu bringen und Elend zu stiften scheint, zuletzt doch über die Hölle siegt und daß die moralische Kraft des Menschen schließlich triumphiert und er durch sie dasteht als ein Bild des Ewigen. Dieselbe Tendenz finden wir auch in der „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ niedergelegt. Mag auch die Schilderung des für die Tugend und für ihre Durchführung im Leben so begeisterten Ernst zuweilen

etwas überspannt erscheinen, so giebt doch die feine psychologische Zeichnung der Charaktere, z. B. des Hadem, des Präsidenten u. a., der spannende Fortschritt der Handlung und die schöne Sprache dem Werke einen besonderen Reiz; als Satire unterwirft es die Intriguen des Hofes und der Staatsmänner einer scharfen Kritik; als moralisches Werk lehrt es ebenso wie das vorher besprochene, daß die Tugend, wenn sie auch in der verderbten Welt selten etwas erreicht, öfter vielmehr dem, der sie übt, Unheil, Verdruß und Verderben bringt, dennoch dem eigenen Bewußtsein das höchste Glück verleiht und als unvergängliches Gut schließlich den Sieg davonträgt. — Außerdem berührt uns gerade die Lektüre dieses Werkes so wohlthuend, weil hier Klinger, dem Rußland ein zweites Vaterland geworden, mit so schönen und sicher tief empfundenen Worten die Vorzüge seiner Landsleute, der Deutschen, schildert und andern Nationen gegenüber hervorhebt.

Besondere Erwähnung wegen der in ihr enthaltenen scharfen Kritik über verschiedene Klassen der menschlichen Gesellschaft verdient Klingers Schrift: „Reisen vor der Sündflut.“ Indem der Dichter Mahal, den Schwager des Noah, vom Gebirge zu den kultivierten Kindern der Ebene hinabgehen und ihr Thun und Treiben beobachten läßt, schildert er den verderblichen Einfluß einer falschen Kultur auf das Leben und die Sitten der einfachen Naturvölker; im weiteren Verlaufe der Erzählung finden wir alsdann eine scharfe und interessant durchgeführte Satire gegen die Geldgierigen, in deren Augen nur der Reiche einen Wert hat, gegen die freundlichen Spötter, die Egoisten, die Schriftsteller und besonders gegen die Philosophen, deren nur blendende, aber nicht belehrende und bessernde Wissenschaft als eine Quelle der Verderbnis, der Thorheit und des Wahnsinns — der Einfalt als der besten Herrscherin entgegengestellt wird. Die Fortsetzung dieser Schrift ist „der Faust der Morgenländer,“ worin der Großvezier Abdallah den Geist beruft, von dem er die Wahrheit lernen will. Trefflich schildert Klinger hier die ränkevolle und egoistische Bosheit der Würdenträger und Staatsmänner, den ursprünglich vorhandenen, durch die Hofleute absichtlich unterdrückten, durch gute Belehrung wieder erweckten Edelsinn des Herrschers, die Treue des alten Sklaven Masul und führt durch die Entdeckung, daß Abdallah der totgeglaubte Bruder des Kalifen und der Großvezier der Anstifter alles Bösen ist, einen schönen, befriedigenden Schluß herbei.

Wie in den „Reisen vor der Sündflut“, so schildert Klinger in seiner Schrift: „Sahir, Ewas Erstgeborener im Paradiese,“ vorher schon unter dem Titel: „goldner Hahn“ bearbeitet, den verderblichen Einfluß der Kultur auf die Naturvölker. Inhaltlich und moralisch weniger bedeutend, z. B. schon dadurch, daß es uns „Naturvölker“ vorführt, an denen die Kultur in vielen Punkten nicht mehr viel zu verderben hat, bietet uns das Werk in den Erörterungen über Deutschland, welches Sahir, „der Geist der wahren Erleuchtung“, besonders liebt, manches Interesse, wenn auch weniger als die bisher erwähnten Erzählungen Klingers.

Als eine treffliche Illustration seiner Ansichten über die Anschauungen und Grundsätze des Dichters und des Weltmannes müssen wir schließlich noch Klingers Schrift: „Der Weltmann und der Dichter“ betrachten. Abweichend von seiner

sonst so herben Beurteilung läßt Klinger hier die Fehler und Vorzüge beider in einer milden, ruhigen Kritik hervortreten, und wir hoffen während der Lektüre, am Schluß ein Verständniß zustande kommen und die alte Freundschaft zwischen beiden erneuert zu sehen. Aber trotz aller Annäherung kommt es zu keinem Ausgleich; wenn auch äußerlich einig, trennen sie sich innerlich fast völlig fremd, und damit will Klinger seine mehrfach angedeutete Ansicht beweisen, daß der wahre Dichter und der wahre Staatsmann so verschieden von einander sind, daß eine Versöhnung beider nicht stattfinden kann, ebenso wie diese auch bei Klinger selbst sich niemals vollzogen hat.

Wenn Klinger sagt, das deutsche Volk sei so gutmütig und hochherzig und erkenne gern alles Große an, so ist entschieden zu wünschen, daß auch die unverkennbaren Vorzüge der Werke Klingers immer mehr Beachtung und Berücksichtigung finden, und mancher jugendliche, besonders aber mancher zum Manne gereifte Leser wird seine Werke nicht bloß mit Interesse, sondern auch mit großem Nutzen für seine eigenen Anschauungen und Grundsätze studieren. Jedenfalls werden wir aus ihnen in dem Dichter selbst eine Persönlichkeit kennen lernen, deren ernste Würdigung und Betrachtung auf uns den Einfluß üben wird, welchen Klinger selbst als den besonderen Zweck seiner Werke hinstellt: „Kraft erwecken.“

Breslau.

Carl Schmidt.

Geschichte.

Frankreich nach der Niederlage bei Roßbach.

Die Schlacht bei Roßbach war geschlagen. König Friedrich hatte mit 21600 Mann die mit einem französischen Korps vereinigte, 64000 Mann starke Reichsarmee — ein getreues Vorbild des VIII. deutschen Bundeskorps vom Jahre 1866 — in fast unglaublicher Art aufs Haupt geschlagen. Es hatte dieser Sieg auch nicht nur an Ort und Stelle entschieden und Thüringen, wie Sachsen von der Gegenwart dieser beutelustigen Feinde befreit, sondern es war auch die selbstverschuldete, fatale Lage der preußischen Alliierten in Westfalen-Hannover-Lüneburg (Herzog von Cumberland) dadurch aufgehoben worden. Der Herzog von Cumberland hatte sich trotz der Langsamkeit und Fehlgriffe der ihm gegenübergestellten französischen Hauptarmee bisher von Stellung zu Stellung abgezogen und war endlich strategisch abgedrängt bei Zewen zu dem übrigens auch so noch recht übereilt zu nennenden Abschluß einer Konvention¹⁾ gezwungen worden. Nun desavouierte ihn die englische Regierung sofort, und auch die alliierte Armee vereinigte ihre Teile sehr bald wieder unter einem neuen Führer, dem Herzog von Braunschweig, aber nun zur Wiederaufnahme der Operationen in offensivem Sinne, beide angefeuert durch den herrlichen Sieg des Königs. Es gelang dadurch hier

¹⁾ Die Konvention mutete dem Herzog von Cumberland zu dafür haftbar zu werden, daß die alliierten Truppen sämtlich in ihre Heimat zurückgeschickt würden; unter dieser Bedingung nur sehe man von Kriegsgefangenschaft ab. (Anm. d. Verf.)

im Westen den Gegner bald trotz seiner großen Übermacht zurückzuwerfen, ja über den Rhein zu verfolgen, jedenfalls aber mehr oder weniger direkt alle seine Anstrengungen zu nichte zu machen, namentlich in bezug auf Diverfionen zu Gunften Öfterreichs.

Wie mächtig der Einfluß jenes preußifchen Sieges vom 5. November 1757 und wie fadenscheinig andererseits der Prunkmantel der franzöfifchen Glorie gewesen, zeigen uns nun zwei Schreiben, wie fie uns bei einschlägigen Studien über den fiebenjährigen Krieg zur Hand gekommen find. Wir meinen fast aus den darin enthaltenen Klagen dieselbe Misere herauszuhören, wie es unser Gegner vom Jahre 1870—71 zur Beschämung und nicht, wie fie meinten, zur Ehre ihrer Nation laut werden ließen. Verrat, Bestechung und derartiges sollten hier wie dort alles übrige beschönigen, die Nation selbst und ihre Tugend sollte rein bleiben trotz der allseitigen Korruption ihrer Zustände.

Der hannöversche Gesandte Graf Lynar, ein unglücklicher Mitarbeiter an der Konvention zu Zewen, sonst übrigens ein anerkannt fähiger und erfahrener Diplomat, richtet an die Gräfin Reuß-Cöftnik, d. d. Oldenburg 1758, Februar 8. folgendes Schreiben:

„Gestern habe von meinen ehrl. alten Richelieu¹⁾ ein tendre Abschied= Schreiben erhalten, es gehet Mir nahe, wenn seine Lands Leute auf ihn schmälen, und ihn le petit Papa de la maraude nennen; sonst ist er gewiß gut genug, ob er freylich ein Auge zugeedrückt, wo die andern geplündert und sich eben nicht zu Tode geärgert, wenn so ein guter Bissen für ihn mit abgefallen. Allein der Duc de Broglio macht's zu arg, wenn er bey öffentl. Tafel jaget, und so oft es einer hören will: Dans un Siécle, spricht er, les françois ne se laveront pas de la honte, dont ils se sont couverte dans cette campagne, par le vol, le pillage et la maraude. Pour expier la faute le Roy devoit faire pendre (=hängen) 2. Lieut: Generaux, 30. Marechaux de Camp et le reste à proposition. Der Comte de Clermont bringet seine Maitresse mit, Mademoiselle, le Duc und 2 Generals, die sein Conseil formieren, aber kein Kommando haben sollen. Das wird eine lustige Wirtschaft geben. Die französische Offiziers sagen öffentlich: Nous aurons cette Campagne en Allemagne trois cens mille bras, mais pas une tête. Daß ist zwar übertrieben, denn ich kenne unter denen Generals vortreffliche Leute, allein Sie reden wohl von denen nur, so zu befehlen haben oder hauptsächlich gefraget worden. Vorgestern waren wieder ein paar charmante Officiers bey mir; das Herz sitzt ihnen auf der Zunge und Sie nehmen sich nichts übel; le Roy, heißt es, est un aimable mortel pour la Société, doux comme un agneau, mais trop bon pour être Roy; ferner heißt es, nos Ministres sont comme le Grand Visir (= Vezir) à Constantinople, qui n'a de l'attention que pour les Intrigues du Serail. D'Estrées étoit un homme

¹⁾ Der Oberbefehlshaber der franzöfifchen Hauptarmee zur Zeit der Konvention zu Zewen, 3. August 1757 bis 14. Februar 1758. Er folgte auf den nicht unglücklichen Estrées infolge von Hofintriguen und ward später ersetzt durch den gradezu unfähigen Clermont. — (Num. d. Verf.)

methodique, Mais trop Scrupuleux. Le duc de Mirepoix, apprenant qu'il avoit accepté le commandement, dit: à Dieu ne plaise, que je commande une Armée, ou il y aura 100 Officiers Generaux et 23 Princes du Sang; so raisonniren sie öffentlich. Das Geld, so die Franzosen (übrigens) zu Osnabrück genommen und denen Amsterdamer Sud gehöret, beträgt zuverlässig mehr als 200000 Holl. Gulden."

Ein ähnliches Bild entrollt der zweite beregte Brief eines ungenannten Privatmannes aus Paris, vom Januar 1760 datiert; er lautet in der Übersetzung:

„Der König, von den Zauberkünsten der Madame de Pompadour bis zum Sterben umstrickt, weiß kaum eine Silbe von dem, was in der Welt vorgeht. Chifane und Voreingenommenheit beeinflussen unsre Conseils, und was eine Partei durchgesetzt hat, überbietet eine zweite, während sie beide von einer dritten angegriffen werden: einige sind für den Frieden, die anderen für einen energischen Krieg, und der Rest sucht seine Rechnung in dem Elend des Vaterlandes und bemüht sich die Sache auf dem alten Standpunkt zu erhalten. Man kann darauf schwören, daß jeder Hösling zufrieden ist seinen Nachbar irgendwie auszustechen, und daß, wenn sich zwei von diesen Schurken gegenseitig verständigen, dies einzig und allein den Ruin eines dritten bezweckt; haben sie diesen Zweck durchgesetzt, so gehen sie sofort auf einander los. Die drei oder vier großen Parteien des Hofes zersetzen sich wieder in ein Schock kleinerer, und diese wieder in Unterkoterien, welche sämtlich nur ihren Sonderinteressen nachgehen, jede über die ihnen gegenüberstehende hinwegschreitend oder sonstwie gegen sie operierend. Einig scheinen sie nur darin, ihr Vaterland in das Elend und Verderben möglichst rasch hineinzuziehen.

Das Mißgeschick macht eben einen weiteren Fortschritt in der Hauptstadt Paris selbst, die Geschäftsstille, welche durch die Unterbrechung des Verkehrs bei den königlichen Bankhäusern eingetreten ist und welche auch seit längerer Zeit schon andere Teile des Staatskörpers mit ergriffen hat, hat jetzt ganz überhand genommen, und man hört und sieht nichts als Klagen, Unordnung, Beschwerden und Vorwürfe gegen König und Ministerium. Die fortgeschrittenen Blätter liest und verbreitet man allerorts in Massen. Eins führte unter anderen das Motto: „Frankreich braucht einen Ravallac oder Damiens, sonst stürzt es in den Abgrund, der ihm droht“, und obwohl man eine große Menge dieser aufrührerischen Stimmen streng zur Rechenschaft gezogen, scheint dies sogar erst recht die Gährung zu vermehren, anstatt sie zu mindern. Mit einem Wort, jedermann will die Aufregung oder verfällt der feigsten Entmutigung. Was vom Hofe kommen mag, ob Expresbote oder Courier, immer mutmaßt man sofort, daß es sich um eine Steigerung unseres Unglückes handeln muß. Wir sind schon so sehr an schlechte Nachrichten gewöhnt, daß wir die Niederlage einer Armee oder den Verlust einer Flotte mit der größten Seelenruhe und wie eine gewöhnliche Sache betrachten, von der wir überzeugt sind, daß sie gar nicht anders ablaufen könne.“

Schließlich noch eine andere Stelle in demselben Schreiben, welche besagt, der Marschall von Conflans, der doch durch sein Verhalten bei dem letzten Seetreffen die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen, habe es doch nicht zu hindern

vermocht, daß 4 Fregattenkapitäns gegen ihn ausgesagt hätten, so zwar daß seine Lage dadurch eine recht prekäre geworden sei. Tags darauf habe übrigens der König beim Beginn der Tafel unter seinem Bedeckte einen Zettel gefunden, worauf die Worte:

„Kein Geld, kein Credit, kein General oder Minister, das sind, Ludwig der Kleine, die traurigen Folgen eines schmähligen Krieges. Der gerechte Lohn wird dir zu teil, aber auch Frankreich ziehst du mit hinein.“

So das wenig schöne Bild der alten Zeit. Merkwürdig, daß man sich französischerseits später dieser Erlebnisse und Zustände niemals ernstlich erinnerte, um dadurch wenigstens die Schwachheiten anderer Perioden leichter zu überwinden; jedes Volk und auch wir können aus solchen Erfahrungen immer nur lernen. —

Marburg.

H. Dechend.

Nationalökonomie.

Zur Arbeiterfrage.

Je mehr die Eigenart des Menschen geweckt wird, je mehr er selbständig denken, ruhig beobachten, tiefer empfinden, hinausstreben lernt in das Leben, desto mehr wird er auf seine Mitgeschöpfe blicken, wird er ihr Los erwägen, werden die sozialen Fragen für ihn wichtig werden, und unter ihnen dürften diejenigen am meisten Beachtung verdienen, welche sich auf das Fundament des Staates, auf das Familienleben beziehen. Eine solche ist es, die uns kurz beschäftigen mag.

Das platte Land entvölkert sich, die Städte wachsen, zumal die Großstädte, und zwar durch Menschen, welche nicht reich sind, sondern reich werden und die Freuden des Lebens genießen möchten. Auf dem Lande muß man in einigen Teilen Deutschlands den Ausfall an Kräften durch Fremde decken, während in den Großstädten tausende beschäftigungslos herumlungern. Kraft ihrer Konzentration sind nun die Großstädte Stätten der Bildung, des Fortschrittes, und zugleich des Verfalls, alles befindet sich hier dichter, unvermittelter, gesteigerter neben einander als auf dem Lande. Sie sind deshalb die Herde der Epidemien, der körperlichen sowohl wie der geistigen und sittlichen, von denen letztere als die viel gefährlicheren zu gelten haben, weil sie weniger sichtbar auftreten und weniger Gegenmittel haben. Ist die Atmosphäre einmal verdorben, so pflegt das darin befindliche Individuum davon berührt zu werden; je schwächer es ist, desto schutzloser befindet es sich den Einwirkungen gegenüber, desto unschuldiger ist es an seiner Schuld.

Die Menschenmenge in den großen Städten vermehrt sich, der Reichtum nicht immer in gleicher Weise, und wenn es geschieht, so sammelt er sich in wenigen Händen, während die Masse davon unwesentlich oder nicht berührt, oder richtiger kraft der Masse der Einzelne geschädigt wird. Schon dadurch wächst hier das Elend, schon dadurch muß es wachsen. Nun kommt aber noch eine Besonderheit unserer Zeit hinzu, die nämlich, daß sich die Individualitäten stärker ausbilden, als es in früheren Jahrhunderten der Fall zu sein pflegte. Kraft seiner Ent-

wicklung verlangt das Individuum Berücksichtigung, und diese prägt sich durchweg zunächst in der äußeren Erscheinung aus. Die Hülle soll dem glänzenden, bezw. sich glänzend oder doch sich selbstbewußt dünkenden Kerne entsprechen, d. h. das Individuum verlangt zunehmenden Glanz, d. h. ferner, das oben Gesagte herzugezogen, es wächst das glänzende Glend. Der Luxus steigt, der Verdienst sinkt. Sicher begründete Ehen werden seltener.

Unter allen diesen Verhältnissen leiden die Männer, aber bei weitem mehr die Mädchen, am meisten die Arbeiterinnen. Früher waren sie ihren Einkünften entsprechend einfach, oft dürftig gekleidet, weil es die eine war, so war es auch die andere, in den kleineren Städten ist dies auch jetzt noch der Fall; anders aber in den vorwärts stürmenden Großstädten, da stolziert jede möglichst „nobel“ einher, ihre Nachbarin, ihre Freundin thut es ja auch, da läßt es ihr weibliches „Ehrgefühl“, ihr Mangel an Bildung, nicht zu, gegen sie zurückzustehen. Sie alle leben eben in der gleichen Luft, die einzelne könnte kaum den Gedanken fassen, daß es anders möglich wäre, wenn sie sich nicht schämen sollte. Sie steht machtlos in der Gruppe.

So gestaltet sich denn die Stellung der großstädtischen Arbeiterinnen vielfach als die denkbar traurigste, zumal derer, die keine Eltern oder nahe Verwandte am Orte haben, d. h. zugleich: die der Mehrzahl. Bei großen Federhüten und sorgfältig geschnürten Korsets führen sie nicht soviel Geld in der Tasche, um sich ein Brötchen kaufen zu können. Es ist die bittere Not, die sie zu „Nebenverdiensten“ zwingt, und so angefrankt werden sie Ehefrauen und Mütter. Wie kann es da anders sein, als daß die ehelichen Bande sich lockern, daß Eltern- und Kindespflicht ersterben. Die Auffassung der Ehe der besser Gebildeten und der Arbeiter, ja überhaupt die gesamten sittlichen Anschauungen dieser beiden Gruppen sind vielfach so verschieden, daß man glauben möchte, sie gehörten verschiedenen Zeitaltern an.

Wir sagten bereits, die Arbeiterinnen leiden mehr unter den Zuständen als die Arbeiter, sie sind eben schwächer, sind schutzloser und werden infolgedessen mehr ausgebeutet; nicht immer von den Arbeitgebern, deren Lohnzahlungen sind durch die Konkurrenz bedingt, sondern durch diejenigen, die zugleich ihre besten Freunde sind, sein sollen oder zu sein glauben, — durch die Männer. Während sich diese durch Körperschaften und Vereine decken, stehen die armen Mädchen vereinzelt da. Sie sind zu festem, zweckbewußtem Zusammenhalten weniger geschult und weniger veranlagt — unwillkürlich hat das Weib mehr das Bedürfnis, sich einem Einzelnen anzuschließen, und zwar einem Einzelnen anderen Geschlechts. Kraft seines leichtlebigen Naturells empfindet es weniger seine traurige Lage, oder wenn es der Fall, so giebt sich das Mädchen doch weniger Rechenschaft darüber, und selbst wenn dies geschieht, so findet sie keinen Ausweg, sieht sie keine Möglichkeit einer Änderung und fügt sich, so gut es eben geht. Ihre geringeren Ansprüche kommen ihr dabei zu statten, sich leichter in das Unvermeidliche zu finden, sie erträgt und duldet im stillen Kämmerlein, höchstens den Freundinnen ihr Leid klagend, denen es gewöhnlich nicht besser geht, vielleicht

auch dem Freunde, — dem diese Klage nicht selten Wohlklang ist. Anders die Männer, schon in den Bierwirtschaften kommen sie dichter zusammen, die Getränke machen sie gesprächig und offenherzig, sie teilen sich ihre Unzufriedenheit mit und sinnen auf Abhilfe.

Es ist geradezu verzweifelt, daß die Zustände die Mädchen zu „Nebenverdiensten“ zwingen und zwar zu solchen, bei denen sie moralischen und physischen Schaden leiden, weil andere sich nicht genügend bezahlt machen. Und werden sie auf dem Irrpfade ertappt, so schickt man sie in Korrektionshäuser, die sie oft an verderblichen Kenntnissen bereichert verlassen, voll des bitteren Gefühles, daß an ihrem Dasein nichts mehr gelegen ist. Oder man geht noch weiter und stellt sie unter polizeiliche Kontrolle, womit der moralische Ruin der Ärmsten vollendet wird. Es mag ganz richtig sein, die Kontrolle als notwendige Sicherheitsmaßregel durchzuführen, aber genau besehen, beruht sie auf Männeregoismus, die Mädchen gehen dabei zu Grunde.

Es dürfte dringend geboten sein, hier auf Abhilfe oder doch auf Linderung zu denken. Abhilfe ist bei der Sachlage unmöglich, schon das Übergebot an Kräften steht ihm entgegen, deshalb muß man zu lindern suchen, und zwar in der Weise, daß man den ordentlichen Mädchen Gelegenheit bietet ordentlich bleiben, den gesunkenen, ordentlich werden zu können.

Doch bevor sich die Mittel erkennen lassen, muß man die Krankheit und deren Ursachen geprüft haben. Thun auch wir dies, sehen wir uns um: welche Gründe sind es, durch die die Mädchen zu Falle kommen?

Der Durchschnittsverdienst der Arbeiterinnen beträgt 6 bis 8, 10 Mark in der Woche, von denen $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Mark für Wohnung erlegt werden müssen. Oft kommen sie ganz außer Verdienst und zwar unverschuldet, einfach, weil ihr Arbeitgeber keine Verwendung für sie weiß, nicht selten sind sie bei mangelndem Geschäftsgange auf halben Verdienst gestellt. Wie kann nun aber ein Wesen unter solchen Verhältnissen mit ihren Einkünften auskommen? Was sie weiter treibt, ist also — die Not.

Die Mädchen, um die es sich handelt, sind durchweg in dem gefährlichen Alter von 16 bis 20 Jahren, sie sind leichtlebig und durch ihre Umgebung zu scheinbar notwendigem Kleideraufwande gezwungen. Die Mehrzahl ist fremd in der Stadt, nur wenige haben Angehörige, bei denen sie wohnen und die sie unter Wechselfällen ernähren können und wollen. Nach der Arbeit des Tags empfinden sie abends in ihren dürftig eingerichteten Kammern Langeweile, sie suchen nach Abwechslung, nach Aufheiterung und Zerstreuung, wofür sich die prunkvollen Tanzsäle, die billigen Vorstadttheater u. willig bieten. Trat von außen die Not an sie heran, so wirkt ihr von innen entgegen — der Leichtsin.

Not, Buß- und Lebenslust sind die Klippen, an denen die gebrechlichen, schlecht oder gar nicht geleiteten Schiffelein zerschellen.

Oft hat ein Mädchen wochenlang nicht ordentlich zu Mittag gegessen, sie steht vor einem Delikatessenfenster und sieht sehnsüchtig die schönen Würste und Braten vor sich ausgebreitet, da naht sich ihr ein eleganter Herr und bietet ihr

ein reichliches Mahl —, sie ist jung und hungrig, und ihre Freundinnen erzählten ihr, wie leicht und angenehm sich Geld gewinnen läßt. Oder: es naht der Winter, der kalte Wind pfeift durch die Straßen, der Regen rieselt feucht und fröstelnd herab und die Ärmste ist dünn gekleidet, ein leichtes Sommermäntelchen läßt ihre jugendlichen Formen mehr hervortreten, als es sie schützt — ach hätte sie doch nur 15 Mark für einen Regenschirm! wie glücklich wäre sie dann, und alle ihre Freundinnen besitzen ja solche Mäntel, — Oder: ihre Freundin trägt einen neuen Hut, der Hut ist so modern und so schön und er steht ihr so gut, aber ihr, die noch in einem verregneten Filz einhergeht, steht er nicht minder, nein, sogar noch besser, was thäte sie nicht, um auch so einen Hut zu haben! Und ehrlich verdienen kann sie sich ihn ja nicht.

Ist ein Mädchen einmal gefallen, so wird sie durch die Verhältnisse abwärts getrieben. Der Geldmangel bleibt, Furcht und Scham ersterben, ihre Bedürfnisse wachsen. Sie geht schließlich in Theater und Tanzsaal, nicht um sich zu amüsieren, sondern Gelegenheit zu Verdienst zu finden — und so verdorben, tritt sie in die Ehe.

Allem diesem läßt sich bis zu einem gewissen Grade entgegenarbeiten, wenn man den jungen Mädchen rechtzeitig das gewährt, dessen sie besonders bedürfen, einen Anhalt, ein sicheres Heim. Wir meinen Asyle, wie sie für ältere Frauen fast in allen Städten vorhanden sind, doch nach den abweichenden Bedürfnissen geändert. Dienen die der Greise dazu, diesen einen möglichst sorgenlosen Lebensabend zu verschaffen, so haben die der Mädchen den Zweck, möglichst unverdorben Frauen und Mütter, d. h. Stammhalterinnen der Zukunft, zu liefern, wie man sofort erkennt, einen unvergleichlich wichtigeren.

Zwar in manchen Städten existieren bereits derartige Einrichtungen als „Bereinshäuser“ und dergl., doch nicht selten in einer Weise, wie sie gerade nicht sein sollte. Das Institut ist anrüchig, so daß gewöhnlich nur solche Mädchen eintreten, die sich durch die Noth gezwungen sehen. Etwa ihrer 12 schlafen in einem Saale, worin sich niemand heimisch fühlen kann. Kleine Diebstähle sind an der Tagesordnung, bisweilen muß der „Fahnder“ fast tagtäglich erscheinen. Wer noch unverdorben ist, hat die beste Gelegenheit Böses zu lernen.

Nach unserem Dafürhalten muß die Grundlage solcher Asyle eine durchaus andere sein. Um sie wirkungsfähig zu machen, ließe sich das Folgende verbinden: 1. es sind billige und gesunde Wohnungen für niedrigen Preis zu liefern, 2. billige und gute Nahrung, zumal so, daß die Mädchen abends, wenn sie von der Arbeit müde und abgespant nach Hause kommen, ihr warmes Essen erhalten, 3. ein Stellen- und Nachweisungsbureau, 4. vielleicht eine Art von gegenseitiger Arbeitsversicherung, die, ganz niedrig angesetzt, nur im äußersten Nothfalle die Person zu schützen vermag, 5. eine passende Unterhaltung.

Am besten dürften städtische Stiftungen sein, etwa mit Unterstützung von Privaten, unter gemischter städtischer Privatverwaltung. Die Initiative für ihre Errichtung müßte zunächst von den städtischen Behörden ausgehen. Ein großer Teil der Kosten, bisweilen sogar die sämtlichen Ausgaben, ließen sich durch die ver-

schiedenen Einkünfte für Miete, Essen &c. decken. Daß jedes Mädchen ein Zimmer für sich besitzt, ist nicht nötig, doch dürfen auch nicht zu viele in einem Saale untergebracht werden, weil dadurch sonst die Gemütlichkeit des Heims, das Sichwohlbefinden in seiner Wohnung leiden würde, welches dem weiblichen Gemüte innewohnt und möglichst gepflegt werden muß.

Besonders wichtig ist, daß die Mädchen nach gethaner Arbeit unterhalten werden, denn gerade der Drang, in den freien Stunden das Leben zu genießen, führt leicht auf Abwege und unterdrücken läßt es sich nicht, wenn man nicht das Ganze schädigen will; ja, es wäre sogar unbillig, ihn unterdrücken zu wollen: die Menschen sind nur einmal jung, und die Vorsehung wußte, was sie der Jugend gab. Die Unterhaltungen können entweder den Zweck des Nutzens haben, wie Kochkurse, Nähkurse, Zeichnen, bildende Vorträge, Bibelerklärungen, Musik (zumal Gesang) und dergl., oder sie dienen wesentlich dem Vergnügen, wie billige Theaterbillets, dann und wann ein Tanzfränzchen, Sonntag ein Ausflug ins Freie &c.

Wie man es mit der Stellung zur Religion einrichtet, darüber kann man getrennter Ansicht sein, wir sind derjenigen, daß starkes Hervorkehren des Christentums die ganze Einrichtung schädigen würde; der augenblickliche Zeitgeist und die Lebenslust der 18 Jahre streben ihm entgegen, und dies sind Faktoren, so mächtig, daß mit ihnen gerechnet werden muß. Wird das Institut als Bethaus verschrieen, so ist seine Wirkung und damit sein Zweck verfehlt. Es handelt sich hier zunächst auch gar nicht um religiöse, sondern um moralische Hebung, welche zwar oft zusammengeworfen werden, aber durchaus nicht gleich sind.

Wie erreicht man nun jene Sittlichkeit, innere und äußere Wohlanständigkeit am besten? Offenbar durch taktvolle Einwirkung und Aufsicht. Beides kann von oben herab geschehen. Edeldenkende Frauen aus der besseren Gesellschaft können durch Besuche, durch thätiges Eingreifen den größten Segen bringen, die armen Mädchen erkennen dann, daß man anderwärts ein Herz für sie hat, nicht hochmütig und verächtlich auf sie herabsieht, und dadurch wird ihr Selbstgefühl und zugleich ihr innerer Halt gesteigert, der Wunsch, gut und ehrenhaft zu leben, gehoben, der, die Zufriedenheit und Achtung jener edeldenkenden Frauen auch zu verdienen, angeregt.

Man muß sich aber hüten, in solcher Beaufsichtigung von oben zu schroff vorzugehen, ja auch nur die Absicht zu sehr merken zu lassen. Weit wichtiger dürfte sich hier eine gegenseitige Überwachung erweisen, wie sie z. B. die Mädchen in manchen romanischen Ländern ausüben und zwar mit entschieden erfreulichem Ergebnisse. Dadurch daß Kontrollierende und Kontrollierte dieselben Personen sind, wirken sie unmittelbarer und heben sie sich gegenseitig. Es kann unbemerkt ein esprit de corps ausgebildet werden, der die beste Schutzwehr bieten würde. Die Mädchen der Institute müssen sich für besser halten als ihre vagierenden Schwestern. Und solch' eine Ansicht zu erzielen, ist gar nicht schwer, weil das Sichbesserdünnen zumal in der weiblichen Natur begründet liegt und der Deutsche an sich eine besondere Begabung für Cliqueswesen besitzt. Dieses gewöhnlich übel wirkende Talent kann hier, wie auch sonst bisweilen, zum Guten gewendet werden.

Notorisch leichtsinnige Mädchen sind aufzunehmen, doch etwas gesondert und schärfer beaufsichtigt zu halten und auszuweisen, wenn sie sich nicht bessern, zweifelhafte müssen zunächst verwarnt und liebevoll ermahnt werden.

Das unverdorbene deutsche Mädchen ist in der Regel gut geartet, und selbst bei dem tiefgesunkenen Geschöpfe findet man noch die überwucherten und verkümmerten Keime zum Guten. Es werden sich deshalb viele mit Freuden in die Institute begeben, wo sie die Möglichkeit haben sich selber treu zu bleiben und wo ihnen manche wirklichen Vorteile geboten werden. Die Folge wird sein, daß die Arbeitgeber die Kräfte aus diesen Instituten vorziehen und daß die besseren Männer der arbeitenden Klassen sich gern unter diesen Mädchen ihre Frauen erwählen. Gewiß erfreuliche Ergebnisse.

Möchte man doch den Gegenstand ernstlich in Erwägung ziehen und es nicht beim Achselzucken, Bedauern oder Beurteilen bewenden lassen. Es handelt sich um große und gefährliche Übel, doch zugleich um solche, denen sich entgegenwirken läßt. Dies nicht zu thun, könnte zu einem Vergehen werden gegen die Nothleidenden und schließlich gegen Staat und Vaterland.

Tübingen.

H. von Pflugk-Hartung.



Litterarische Revue.

Von den beliebteren Vertretern des historischen Romans ist in dieser Saison nur der unerschöpfliche Felix Dahn mit einem neuen Werke auf den Plan getreten. Dasselbe ist unter dem Titel: „Die Kreuzfahrer“ in zwei Bänden bei Otto Janke in Berlin erschienen und liegt uns in dritter Auflage vor. Wie uns eine Notiz auf dem Schmutztitel belehrt, ist es eine ältere, bereits im Jahre 1871 begonnene Arbeit des Autors, welche derselbe erst im laufenden Jahre zu Ende geführt hat. Das „nonum prematur in annum“ des Horaz ist also hier noch um ein beträchtliches überboten, nichtsdestoweniger ist die Arbeit nicht durchweg ausgeglichen, und namentlich gegen Ende hin verläßt den Autor die epische Ruhe, und der bisher gleichmäßige Gang der Erzählung wandelt sich in einen stürmischen Galopp, der über Stock und Stein dem Ziele zustrebt. An Lebhaftigkeit der Phantasie, Glanz und Feuer der Schilderung, Wohlklang der Sprache und Energie der plastischen Gestaltung ist indes auch dieser Roman den früheren Arbeiten des Verfassers ebenbürtig, und eine besonders anmutende Episode desselben bildet das zweite Buch, in welchem des blonden Knaben Hezilo und des fetten schwäbischen Weinwirts Boeppele lustige und furchtbare Abenteuer mit anmutender Laune und frischem Humor erzählt werden. Vielleicht wirkt der Parallelismus in den Schicksalen Hezilos und seines Herren Friedmuth, eines echten Ritters ohne Furcht und Tadel, tapfer und gottesfürchtig und den Frauen gegenüber von einer so keuschen Zartheit, daß der modernen Welt vielleicht das Verständnis dafür fehlen dürfte, einigermaßen störend, doch wird der lebendige, heitere und gesunde Ton gerade dieser Partien auch jene Leser fesseln, welche die Romantik des Rittertums und der Kreuzfahrerschaft nicht mehr in ihren zauberischen Bann zu schlagen vermag. Dahn hat übrigens mit vielem Geschick auch die Gestalten Walters von der Vogelweide und Hermanns von Salza in die Erzählung gewoben und mit nicht minderem Geschick diese selbst aus dem syrischen Wüstenlande über die Berge Tirols hinweg nach der bernsteinreichen Küste des Samlands ge-

spielt, wo wir am Schlusse den deutschen Ritterorden seine kultivierende Arbeit beginnen sehen. Die Tendenz, oder wenn man lieber will, den historisch-kritischen Gedanken seines Romans spricht Dahn in folgenden, dem Walter von der Vogelweide in den Mund gelegten Versen aus:

„Nicht fürder fern im Palmenlande
Verschwendet edle, deutsche Kraft,
Wo in der Wüste Wirbelsande
Nicht Schwert, nicht Pflug sich Heimat schafft.

Wo jetzt die Rogat und der Pregel
Durch herrenlose Sümpfe schleicht . . .

Dort, statt am Jordan zu vergeuden
Des Ritters Mut, des Bauers Kraft,
Dort sollt ihr fechten, harn und reuden
Mit Art und Grabsheit, Schwert und Schaft. . . .“

Im Vereine mit seiner Gattin Therese, geb. Freiin von Droste-Hülshoff, hat Felix Dahn ferner ein von uns bereits in Heft 13 angezeigtes, 9 Lieferungen umfassendes Werk „Walhall“ (Kreuznach, R. Voigtländer) veröffentlicht, welches, dem Andenken Jakob und Wilhelm Grimms gewidmet, alt und jung das Verständnis der germanischen Götter- und Heldenjagen näher bringen soll. Die Autoren haben sich in die Arbeit geteilt, und zwar hat Felix Dahn die Götterjagen, die Grundanschauungen der altgermanischen Mythologie u. s. w. zu schildern unternommen, während seine Gattin in fünf Abschnitten die Heldenjagen unter den Spitzmarken: „Die Wölsungen“ — „Beowulf“ — „Rudrun“ — „Aus verschiedenen Sagenkreisen“ (Wilfing, Wieland der Schmied, Walter und Hildegard) — „Aus dem Sagenkreise von Dietrich von Bern und von den Nibelungen“ vorführt. Beider Darstellung ist erschöpfend, klar, gewandt und dem Stoff angemessen schwungvoll, und der Zweck des Werkes, in dieser Götter- und Heldenwelt einen „unversiegbaren Jungbrunnen unsres Volkstumes“ immer weiteren Kreisen zu erschließen, dürfte um so eher erreicht werden, als die trefflichen und außerordentlich charakteristisch gehaltenen Illustrationen von Johannes Gehrts zur Erhöhung der Anziehungskraft wesentlich beitragen. Wird es auch für immer ein vergebliches Bemühen bleiben, durch Walhall den Olymp aus dem Herzen der modernen Kulturwelt zu verdrängen, so können wir es doch nur billigen, daß gerade durch solche populäre, poetisch durchdrungene und wiedergegebene Darstellungen, das Verständnis für die großartig-phantastische Sagendichtung der nordischen Urvölker mehr und mehr gefördert wird.

Wir wenden uns zum Roman zurück und bemerken, daß fast sämtliche uns sonst vorliegende Werke dieser Gattung moderne Stoffe zum Vorwurf haben. Durch und durch modern ist vor allem Theodor Fontanes neuester Roman „Graf Petöfy“ (2 Bde. in 1 Bd. Dresden F. W. Steffens), dem wir deshalb den Vortritt einräumen. Ob den Autor ein anderes Motiv als die Erregung allgemeiner Aufmerksamkeit bestimmt hat, den Namen des berühmten ungarischen Dichters an den Kopf seines Werkes zu setzen, wissen wir nicht; sachlich hätte jedenfalls jeder andere Name dieselben Dienste geleistet. Es ist nicht der Stoff, welcher an diesen „Grafen Petöfy“ fesselt — die Ehe eines alten Grafen und einer jungen Schauspielerin mit tragischem Ausgange — sondern die Behandlung, die geistreiche, beinahe plaudernde Darstellung, die lebendige, wahre und anschauliche Schilderung gewisser Kreise der modernen Gesellschaft, das ausgezeichnet wiedergegebene Lokalkolorit und die feine, bisweilen nur andeutende, immer aber klare und scharfe Zeichnung der handelnden Personen, welche in den mit sauberster Detaillirung ausgeführten Charakterköpfen des alten Grafen, seiner Schwester Judith und der Heldin Franziska eine Reihe von Glanzleistungen psychologischer Kleinmalerei geschaffen hat. Wie in Franziska, der evangelischen Predigerstochter, der Gedanke an die Konversion auftaucht, abgewiesen wird, wiederkehrt und sich ihrer mit immer zwingenderer Gewalt bemächtigt, bis die tragische Wucht der Ereignisse den letzten Widerstand über den Haufen wirft, wie hierbei die Sinnlichkeit, der

Uberglaube, alle die mystischen, geheimnisvollen Regungen und Neigungen der Frauenseele ihren Einfluß gegen die Klarheit des Geistes, gegen die Ruhe des Denkens, gegen die selbstbeherrschende Energie des Willens stärker und stärker geltend machen — das ist mit bewunderungswürdiger Sicherheit, Folgerichtigkeit und Wahrheit geschildert. Wenn wir es nicht schon wüßten, so würden wir es aus dieser Arbeit erfahren, daß Fontane einer der feinsten Kenner der Frauenseele ist. Nicht minder scharf und prägnant ist die bigotte und dabei doch so verstandesklare Gräfin Judith gezeichnet, nicht minder auch der alte Graf und die episodischen Figuren der Schauspielerin Phemi und des Paters Feßler, während der eigentliche Motor der tragischen Handlung, der Graf Egon, etwas in den Hintergrund tritt. Doch das ist kein Fehler der Komposition; es genügt zu wissen, daß Egon jung, frisch, gebildet und lebenskräftig ist, um die Notwendigkeit in der Entwicklung der Handlung zu begreifen. Neben dem psychologischen Interesse an den Charakteren wird auch die Sprache des Romans den Leser fesseln; wir bewegen uns die zwei Bände hindurch stetig in der geistig vornehmsten Gesellschaft, und Fontane hat mit Erfolg die leidige Neigung zu geistreichelnden, koketten Paradoxen zu überwinden gesucht, die beispielsweise seine Theaterkritiken unter Umständen ungenießbar machen. „Graf Petöfy“ ist ein interessantes, anregendes Buch und eine bedeutende Arbeit.

Gleichfalls auf modernstem Gebiete spielt sich ein anderer Roman ab, den Karl Manno unter dem Titel: „Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte“, bei Otto Sanke in Berlin veröffentlicht hat. Hinter dem Pseudonym Karl Manno verbirgt sich ein bekannter Ästhetiker, der schon mit seinem ersten Werke „Beowulf“ (ebenda) manches freudige Lachen erweckt hat, ein Lachen, welches dieser „süße Knabe“ gewiß in verdoppelter Stärke hervorrufen dürfte. Gleich „Beowulf“ spielt auch dieser Roman in den Kreisen des altpreussischen Junkertums; Deklaranten und Neu-, Frei- oder Liberal-Konservative pläzen schroff aufeinander, wenn auch die Gegensätze nicht so scharf herausgearbeitet sind wie in jenem ersten Werke und der politische Untergrund nur andeutungsweise skizziert ist. In dieser Junker-gesellschaft bewegt sich unser „süßer Knabe“, ein angeblich von seiner Mutter verzogener und verzärtelter, allem männlichen Thun und Treiben abholder Stubenhocker, ein „Milchfraß“, der sich schließlich als ein „Schwerenöter“ ersten Ranges entpuppt und mit seinen tollen Streichen die ganze Gesellschaft auf den Kopf stellt, Onkel und Tante, Mutter und Koufine in der schauderhaftesten Weise düpiert, ungeberdige Gäule meistert wie einst Alexander den Bucephalus, ungezogene Jungens in glänzendster Weise zur Vernunft bringt, merkwürdige und gefährliche Liebesabenteuer besteht und schließlich, ein Ritter und ein Held, auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour das eiserne Kreuz erwirbt. Unartig, wie der Verfasser sie nennt, ist die Geschichte nicht, wohl aber im höchsten Grade übermütig. Aber wir würden dem Leser einen Teil des Genusses rauben, wenn wir ihm einzelne Proben dieses Übermutes austischen wollten. Die Krone des Ganzen ist jedenfalls das Liebesabenteuer im achten Kapitel. Die Darstellung Mannos ist außerordentlich frisch, lebendig und humorvoll, seine Charakterisierung von großer Plastik und gesunder Natürlichkeit. Eine besondere Vorliebe besitzt er für die Tierwelt und alles, was mit dem Sport zusammenhängt; sein „Pferdeverstand“ ist von verblüffender Schärfe. Mitunter wird es dem Leser, der das Heil der Welt allenfalls noch in anderen Dingen als in der Bervollkommnung der Vollblutzucht zu sehen sich gewöhnt hat, in dieser Richtung vielleicht etwas zu viel, wie auch schon in „Beowulf“, aber den gesunden Grundgedanken des Werkes, den Manno in allen Tonarten variiert, daß bei der Ausbildung zum Manne Geist und Körper gleichmäßig entwickelt werden müssen, einen Gedanken, der ja unsere moderne Pädagogik beherrscht und zur Allgemeinanschauung geworden ist, der sich aber in Mannos Illustrierung keineswegs als trivialer Gemeinplatz darstellt, wird er in jedem Falle billigen müssen. Die Schilderung des Wettrennens im dreizehnten Kapitel ist ein Meisterwerk an Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und auch der Kampf der beiden erbosten Kammerzofen — man versteht allerdings Elias But, wenn man hinterher erfährt, was für sie auf dem Spiel stand — giebt der ähnlichen Szene in Zolas *Assomoir* an realistischer Deutlichkeit nichts nach. An Mannos Stil möchten wir nur die gar zu häufigen Interjektionen und Apostrophierungen tadeln; alle Augenblicke tritt der Autor hinter den Kulissen hervor und redet seine Helden und

Heldinnen mit dem vollsten Pathos des greisen Sängers von Chios an. Doch im humoristischen Roman mag das hingehen und jedenfalls wird es den Genuß an dem ergötzlichen Werke nicht im mindesten trüben.

Von neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Romanliteratur haben wir noch zu verzeichnen: Als Fortsetzung der „Grenzbotsensammlung“: Bd. 13—16 „Die Brüder Karamasow“, Roman von F. M. Dostojewski; Bd. 17—18 „Katharina“, Roman v. A. Niemann; Bd. 19—20 „Darja“, Roman von Robert Waldmüller; Bd. 21 „Die Engel auf Erden“, Roman von Viktor Bersezio. Auf diese Werke kommen wir ebenso zurück wie auf „Haus Wartenberg“, Roman von Oskar von Redwitz, (Berlin, Wilhelm Herß), „Sommer und Winter“ von Max Victor (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und „der Preuße“ von Viktor Blüthgen (Berlin, Ab. Goldschmidt). Von Rosengers „Ausgewählten Schriften“ sind der 18. und 19. Band soeben unter dem Titel „Das Geschichtenbuch des Wanderers“ erschienen (Hartleben, Wien); der erste Band enthält eine neue Serie von Dorfgeschichten, der zweite Bilder und Skizzen aus dem Weltleben. Namentlich die letzteren verdienen noch eine eingehendere Würdigung. Otto Hendel in Halle a. S. hat ferner einen zweiten Band der vortrefflichen Bilder aus dem Leben im Forsthaufe herausgegeben, die Ottilie Ludwig unter dem Titel: „Aus dem Waldleben“ zusammengestellt hat. Die ungekünstelte Einfachheit der Darstellung, die Frische der Empfindung, die Lebendigkeit der Schilderung, der freundlich-liebenswürdige Humor und vor allem die echte, warme und tiefe Liebe zum Walde und die genaue Bekanntschaft mit all seinen geheimnisvollen Schönheiten machen dies Buch zu einer überaus erquicklichen Lektüre, die auf jung und alt gleich ansprechend wirken muß. In der „Bibliothek für Ost und West“ (Wien, Hugo Engel) sind schließlich als Bd. 9 und 10 „Der geistliche Tod“ von Emil Marriot und „Vor fünfzig Jahren“, drei Novellen von Emerich Kanzoni erschienen.

Die unbeschreiblich geschmacklose Verballhornisierung eines der reizendsten und duftigsten dichterischen Gebilde des großen Humoristen, mit welcher Herr L'Arronge vor Jahresfrist in „Deutschen Theater“ als dramatischer Jurichter debutierte, hat wenigstens den einen günstigen Erfolg gehabt, daß die Aufmerksamkeit des Publikums neuerdings mit gesteigerter Lebendigkeit auf Charles Dickens' wundervolles Elfenmärchen: „Das Heimchen am Herde“ gelenkt wurde. Vielleicht gab sie auch Herrn Adolf Tixe in Leipzig den Gedanken an die Veranstaltung der uns vorliegenden Prachtausgabe ein, und damit wäre wieder einmal ein Beweis geliefert, daß böse Saat unter Umständen auch gute Früchte tragen kann. Diese in jeder Beziehung vortreffliche Ausgabe hat abgesehen von der eleganten äußeren Ausstattung — die Einbanddecke u. a. ist Kopie eines Originals aus dem 16. Jahrhundert — in den köstlichen Illustrationen Conrad Beckmanns, des durch seinen „Schützenkönig“, seine Illustrationen zu Fritz Reuter u. s. w. schnell zur Popularität gelangten Münchener Genremalers, ihren wesentlichen Reiz. Es sind sieben Vollbilder und zahlreiche in den Text gestreute Illustrationen, die uns sämtliche Gestalten der lebenswürdigen Dichtung in charakteristischer Wiedergabe vorführen. Beckmann hat sich mit intimstem Verständnis in seinen Stoff hineingelebt und so eine Reihe von Bildern geschaffen, welche den Gedanken und Absichten des Dichters in vollstem Maße gerecht werden; da sehen wir Dot und John, Lilly mit dem Wickelkind und den Allerweltfreund Boyer, sehen die blinde Marie und ihren Vater Kaleb, Edward und Herrn Tackleton, in Firma Sauer und Tackleton, und unter dem Zeichenstifte des Künstlers gewinnen diese Gestalten Form und Leben, so wie sie unsere im Banne der Dichtung gehaltene Phantasie sich ausgemalt hat. Unter allen für den Weihnachtstisch bestimmten Prachtwerken ist diese Ausgabe des „Heimchens“ zweifellos die anmutigste und in Inhalt und Ausstattung harmonischste. In gleichem Verlage erschien in ähnlicher Ausstattung „Mein Rhein“; Dichtungen von Carmen Sylva, mit Randverzierungen und Bignetten von Emil Döpler d. J. und 20 landschaftliche Radierungen, die unter Leitung von Hans Mayer (eines Schülers von Mandel) von F. Krostewitz, und R. Heinrich ausgeführt worden sind; diese Radierungen, welche die interessantesten und romantischsten Partien des Rheinflusses wiedergeben, sind durchweg vortrefflich, und die meist stilisierten Randzeichnungen Döplers zeichnen sich durch Reichtum

der Phantasie und der Erfindung aus und stimmen mit dem von der Dichterin angeschlagenen Thema stets in harmonischem Accord zusammen; vor den Versen selbst mag sich das kritische Richtschwert um so eher senken, als sie aus der Feder einer Dame und noch dazu einer Königin stammen. Und da wir einmal bei den gekrönten Häuptern sind, fügen wir hier die Anzeige an, daß von Friedrich von Bodenstedts „Königsreise“ bei Johannes Lehmann in Leipzig die dritte, sehr elegant ausgestattete Auflage erschienen ist. Es ist der Bericht über eine Reise, welche der Dichter im Sommer 1858 in Gefolge des Königs Maximilian II. von Bayern um die Ufer des Bodensees, durch den Bregenzer Wald und das ganze bayrische Alpenland gemacht hat, und an welcher außerdem noch General von der Tann, die Grafen Pappenheim und Ricciardelli, Baron Leonrod, Professor Riehl und Franz von Kobell teilnahmen. Wir stimmen der Voraussetzung Bodenstedts bei, welcher in der Vorrede bemerkt, daß diese Erinnerungsblätter an einen Fürsten, der ein begeisterter Freund der Musen war und für Kunst und Wissenschaft in Deutschland mehr gethan hat als irgend ein anderer Fürst seit Karl August von Weimar, vielen eine willkommene Gabe sein werden und nicht in letzter Linie denjenigen, welchen es vergönnt war, jene herrliche Gegenden Oberbayerns und Tirols selbst zu durchwandern.

Als tausend und erste der tausend in neuester Zeit bei uns erscheinenden „Bibliotheken“, „Kollektionen“ u. s. w. wird jetzt bei Bruckner in Leipzig eine „Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft“ herausgegeben, welche nach einem originellen Plane in zehn Abteilungen zerlegt ist und zwar: Lyrik, Geschichte, Drama, Länder- und Völkerkunde, Humoristika, Litteratur- und Kunstgeschichte, Roman und Novelle, Jugendschriften, Naturwissenschaften, Philosophie und Varia! Die letztere Rubrik wird es möglich machen, daß in dieser Bibliothek alles Aufnahme findet, was jemals mit der Druckerschwärze in Berührung gekommen ist. Indessen wird auch hier zu dem billigen Preise von Mk. 0,30 für das Heft mancher wertvolle Neudruck hervorragender älterer Schriftwerke geboten werden (— so bringt Nr. 2 Friedrichs des Großen „Abhandlung über den Krieg“ und seine „Reflexionen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.“ —), und so mag die „Bibliothek“ neben den Sammlungen von Speemann, Reclam u. s. w. sich ihren Platz erobern. Wir haben es hier nur mit Heft 1/2 zu thun, in welchem Friß Lemmermayer eine Anthologie der „deutschen Lyrik der Gegenwart“ bietet. Dieselbe enthält mit offener Bevorzugung der Stimmungslirik theils bereits gedruckte, theils ungedruckte Gedichte von ca. 90 lebenden Dichtern, wovon reichlich zwei Fünftel auf Oesterreich entfallen. Wir können aus dem 15 Bogen starken Hefte einzelnes nicht hervorheben; ob das Publikum den Geschmack des Herausgebers in allen Fällen für den seinigen erklären wird, möchten wir indessen bezweifeln. Von hervorragenden Autoren, die in einer Anthologie, welche ein Spiegelbild der gesamten modernen deutschen Lyrik geben will, doch nicht fehlen dürften, vermissen wir beispielsweise Alfred Meißner, Gottschall, Hopfen, Baumbach, Julius Wolff, Bodenstedt, Scheffel. Die letzteren werden in der Einleitung einfach mit einigen wegwerfenden Worten über anafreon-tifizierende Trinklyrik abgethan, aber Herr Lemmermayer wird selbst nicht glauben, daß damit jene Autoren und viele andere, die wir nicht mit aufgezählt haben, radikal aus dem goldenen Buche der Poesie gestrichen seien. Wenn er uns an ihrer statt Cappilleri, Faistenrat, Helene von Hülsen, Bernhard Stavenow, Ernst Wechsler und andere Götter minimarum gentium vorführt, so kommt eben nur sein individueller Geschmack in Frage; erklärt er sich doch für jeden in dem Buche enthaltenen Vers allein für verantwortlich. Zweckmäßig wäre es überdies angesichts der großen Zahl weniger bekannter Namen gewesen, wenn man dem Buche einen Anhang mit kurzen biographischen und bibliographischen Notizen beigelegt hätte. Einen solchen vermissen wir auch an dem trefflichen „Sächsisch-thüringischen Dichterbuch“, welches Emil Barthel im Verein mit Adolf Brieger und Curt von Rohrscheidt bei Otto Hendel in Halle a. S. hat erscheinen lassen. Die Herausgeber machen im Vorworte darauf aufmerksam, daß solche Dichterbücher für einzelne Bezirke am besten im Stande seien, die früheren Musenalmanache zu ersetzen, und namentlich auch junge Dichter mit Erfolg in die Litteratur einzuführen. Die lokalen Grenzen, welche sie sich für ihre Anthologie gesteckt haben, schließen die sächsisch-thüringischen Lande in sich, freilich eben nur im lokalen Sinne, denn so weit wir es

bei dem Mangel biographischer Angaben kontrollieren können, finden sich unter den im Buche vertretenen Dichtern mehrere, welchen die Wurzeln ihrer Kraft und ihrer Dichtung keineswegs durch die Geburt oder sonstige intimere Beziehungen aus sächsisch-thüringischem Boden erwachsen sind, sondern die lediglich aus Anlaß äußerer Verhältnisse ihren Wohnsitz in diesen Bezirken genommen haben. So glauben wir gewiß nicht, daß Rudolf Gottschall, der in Breslau geboren, am Rhein und in Ostpreußen erzogen wurde, in Königsberg, Breslau und Berlin studierte, nachträglich durch die Leipziger Luft in seiner poetischen Produktion beeinflusst worden ist. Doch das in Parenthese. Das vorliegende Dichterbuch ist offenbar mit besonderer Liebe und ungewöhnlicher Sorgfalt zusammengestellt worden und macht im Vergleiche mit dem Lemmermayer'schen Subjektivismus den wohlthuenden Eindruck einer nur von sachlichen Motiven und nicht von persönlicher Zu- oder Abneigung oder von ästhetischer Einseitigkeit geleiteten Auswahl. Daß die Herausgeber mit eigenem nicht geklagt haben, sei ihnen gedankt; der Leser wird sowohl in Adolf Brieger wie in Emil Barthel Dichter von hoher Formvollendung und echter Empfindung kennen lernen, und Rohrscheidts Romanzen zeugen von Feuer, Schwung und plastischer Kraft. Wir müssen es uns versagen, näher auf den reichen Inhalt des Bandes einzugehen, empfehlen denselben aber der Aufmerksamkeit unserer Leser aufs Beste.

Im übrigen hat der Baum der deutschen Lyrik in den letzten Monaten wenig Blüten von hervorragender Schönheit gezeitigt. Uns liegen vor: Max Boheimb; „Deutsche Lieder und Gedichte“. (Breslau, Trewendt); „Neue Gedichte“ von Rudolf Otto Consentius (Leipzig, W. Friedrich); „Lieder und Romanzen“ von W. Fischer (ebd); „Flocken“ von Alexis Comnik (Breslau, Preuß u. Jünger); „Neue Gedichte“ von Johann Pfeifer, 2. stark vermehrte Auflage (Meran, Boegelberger); „Es feit si' nix!“ Oberbayrische Gedichte von Peter Auzinger (München, Casar Fritsch) und eine erzählende Dichtung im Stile von Redwig und Scheffel: „Walter,“ eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Luz (Würzburg, Stabel). Dem seien angereicht: „Lieder und Leute“ von Georg v. Derßen, eine neue Liedersammlung des bereits wiederholt von uns gewürdigten gedankenreichen und originellen Dichters. Wir setzen das Motto der ersten Abteilung dieser Gedichte, „In Siebenmeilenstiefeln“ hierher, weil es in Form und Gedanken für den Autor charakteristisch ist:

Wer mit stolzem Finger weist,
Welche Fernen er durchhastet,
Rühmet nur, wo er gereist,
Kündet nicht, wo er gerastet.

Mann von heute, wo du warst,
Sah ich Spuren bald verstieben,
Daß du voll dich offenbarst,
Zeig', wo deine sind geblieben.

Auf einzelne der oben angeführten Gedichtsammlungen, sowie auf die zahlreichen bei uns eingegangenen Dramen kommen wir in unserer nächsten Revue zurück, für jetzt möchten wir zum Schluß nur noch eine neue Übersetzung des Horaz anzeigen, welche Prof. Dr. R. Fritsch bei Vinz in Trier hat erscheinen lassen. Die besten Übertragungen Horazischer Oden, die bisher in deutscher Sprache erschienen sind, stammen von Emanuel Geibel. Derselbe hat sich streng an das Versmaß des Originals gehalten, ja man darf beinahe sagen, er hat wörtlich übersetzt, und dennoch entwickeln diese Übersetzungen einen Wohlklang der Sprache und eine Poesie des Ausdrucks, wie wir sie reiner und vollendeter auch in den besten Leistungen unserer Originallyrik nicht antreffen. Ein Unerreichbares ist hier erreicht — aber nur ein Geibel konnte es erreichen, und der Versuch, uns den ganzen Horaz in der Originalform in äquivalenter deutscher Übertragung zu übermitteln wird nach wie vor ein frommer Wunsch bleiben, um so mehr, als einige der schwierigeren und selteneren Metren dem nicht klassisch gebildeten Deutschen trotz aller Gegenbehauptungen ebensowenig als Verse ins Ohr fallen wie etwa die Mehrzahl der sophokleischen Chöre. Professor Fritsch hat sich nun mit kühnem Mute zu einem radikalen

Schritte entschlossen und behält in Anlehnung an Gottschall, Leuthold u. a. und gestützt auf die Urtheile bedeutender Ästhetiker, die antiken Grundformen bei, ergänzt aber die Mängel, die das deutsche Ohr an ihnen empfindet, durch Hinzufügung des Reimes. Wir können ihm hier in die Irrgänge der Metrik nicht folgen, ebensowenig wie wir mit ihm über die Neueinteilung der horazischen Gedichte nach den Gruppen: „Vaterland und Religion,“ „Genuß und Maß“, „Liebe und Freundschaft“ und die Zugehörigkeit der einzelnen Oden oder über seine Textkritik rechten wollen, aber wir stimmen seinem Prinzip ausdrücklich bei und erklären diesen ersten konsequent durchgeführten praktischen Versuch im ganzen und großen für wohl gelungen, wenn es auch an eckigen und holprigen Stellen, wie an gelegentlichen Flichwörtern und Satzverrenkungen naturgemäß noch nicht fehlt. Gegen die vielfach beliebte Veränderung der Eigennamen möchten wir jedoch energisch protestieren; es ist nicht schön und klingt zopfig, wenn der Übersetzer beispielsweise Salage in Flore verwandelt. Im Übrigen wollen wir, dem Leser zur eigenen Kritik, die Übertragung des bekannten „Wechselgesanges“ hier folgen lassen. (O. III, 9.)

Horaz: Als bei dir ich noch Huld errang
Und kein Jugendgenos, mächtiger vorgerückt (potior?)
Dir den Lilienhals umschlang,
Stand ich über dem Herrn Perjiens hochbeglückt.

Lydia: Als noch Lydia dich entzückt
Und die Blonde noch nicht höhere Gunst erschwang,
Viel noch Lydias Nam' erklang,
Stand ich höher als Rom's Iulia ruhmgeschmückt.

Horaz: Nun übt Florea (?) süßen Zwang,
Die zur Laute versteht wonnigen Liederfang;
Für sie leide den Tod ich kühn,
Wenn der Holden ein Gott länger vergönnt zu blühen.

Lydia: Mich versetzet in Gegenglühn
Martius (?), flammender Blut, ferne von Unbestand;
Zweimal stieg' ich ins Todtenland,
Wenn dem Holden ein Gott länger vergönnt zu blühen.

Horaz: Wenn nun wieder in hellem Brand
Aufsteigt unserer Flamme immer noch glüher Kern,
Schmelzend Floreas ehern Band,
Hält auch Lydia dann Martius' Arme fern?

Lydia: Er ist schöner als jeder Stern,
Du bist schwanker als Rohr, jähler zum Zorn gewandt
Als die Fluten am Donaustrand
Doch, o Liebster, mit dir leb' ich und sterb' ich gern.

Man sieht, daß sowohl überflüssige Freiheiten wie unerfreuliche Gezwungenheiten nicht mangeln, aber im allgemeinen scheint uns hier der richtige Weg beschritten, der bei sorgfältiger Fortarbeit zum Ziele führen muß.



Litterarische Berichte.

Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, F. Huber, 1884. SS. XVI, 348. 8.

Zu Neujahr 1879 erschienen die Gedichte Heinrich Leutholds zum ersten Male, und sofort ward der Mann, welcher nach einem

wilden Leben krank in seine Heimat zurückgekehrt war und bald ein Asyl in der Züricher Irrenanstalt zu Burghölzli gefunden hatte, ein berühmter Lyriker. Daß Gottfried Keller die Sammlung empfehlend einleitete, trug dazu bei; dann that auch die alte Münchener Kameradschaft das ihrige, der Leuthold lange

angehört hatte. Aber dem allein verdankte das Buch seinen Erfolg nicht: dieser kam im Grunde von innen heraus, denn es that sich hier ein reiches lyrisches Talent auf, getragen durch schöne Formen und das Echo romantischer und vor allem platenischer prächtiger Töne. Wer Leuthold war, wird uns von dem Herausgeber, dem wackern Jakob Baechtold in Zürich, in dem Lebensabriß kurz und gedrängt, ohne Parteinahme und doch freundschaftlich erzählt; diese Biographie ist ein kleines Meisterstück. Und wenn man das Porträt dazu anschaut, diesen stark gebauten Menschen mit dem Gesicht voll Kraft und Unbändigkeit, Sarkasmus und Skeptizismus, so wird einem im Lebensgang und in den Gedichten vieles noch begreiflicher. Leuthold war ein fahrender poetischer Geselle, zum Einfügen in die Repositorien des Lebens nicht gewillt und nicht fähig; Wein und Weiber warfen ihn hin und her, ohne ihn zu sättigen, und schließlich brach der Geist zusammen, ehe der Leib verging. Es war ein unharmonisches Leben, ein Ringen, das niemals Genügen fand, aber es lag unendlich mehr darin als in dem unsrer meisten modernen Lyriker, und darum hatten diese wilden Früchte seines Liebens und Hassens, diese prächtig klingenden, fein ausgeschmolzenen Gußwerke seiner Leidenschaft in der Schweiz wie in Deutschland ihren Erfolg. Leuthold war durchaus Lyriker. Das Epos Penthesilea, auf das der Dichter selbst große Hoffnungen baute, ist eine interessante Studie in schwerlich gutgewählter Strophenform. Das Hannibalfragment kommt noch weniger in Frage. Die Uebersetzungen, meist aus dem Englischen, beweisen Leutholds Formgewandtheit und seine Gabe, sich fremdes anzueignen. Wir sind überzeugt, daß die neue Ausgabe seiner Gedichte dem geschiedenen Dichter neue Bewunderer gewinnen wird. Q.

Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz.

Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt (Rütten und Löning) 1884. Mit einer Silhouette von Lenz. SS. VIII. 335. 8.

Ueber dem litterarischen Nachlaß von Jakob Lenz, dem Jugendfreunde Goethes und in einer gewissen Spanne Zeit seinem glücklichsten Nebenbuhler, hat langes Dunkel gelagert. Derselbe ist an mehreren Orten verstreut. Der Teil, den der bekannte livländische Dichter und Reisende Segor v. Sivers in langen Jahren erworben hatte, ging nach seinem Tode auf Prof. K. Weinhold in Breslau über, der nun daraus den Litteraturfreunden den wertvollsten und größten Teil, den dramatischen Nachlaß, vorgelegt hat. Das Buch bietet zunächst zu den Lustspielen nach dem Plautus (1784 erschienen) wertvolle und lehrreiche Ergänzungen, hauptsächlich durch die Mitteilung einer früheren Gestalt der Uebertragung des Miles gloriosus und des Truculentus. Dann

folgt ein vollständiges kleines Spiel „Die Laube oder Henriette v. Waldeck“, das für das Leben von Lenz wichtig ist und einige schöne Lieder enthält. Darauf kommen Fragmente von drei verschiedenen Bearbeitungen einer Katharina von Siena, die ein Künstlerdrama werden sollte und schließlich den Anlauf zu einem religiösen nahm. „Die alte Jungfer“, welche folgt, geht von einer Erzählung der Frau von La Roche aus, während „der tugendhafte Taugenichts“ jene von Schubert mitgeteilte Erzählung dramatisch gestalten will, die Schiller unabhängig von Lenz, dessen bisher Manuskript gebliebenen Versuch er nicht kennen konnte, in seinen Räubern zur Grundlage nahm. Vielfach interessant sind die Skizzen, welche Lenz „die Kleinen“ überschrieb und worin er das Suchen nach echten Menschen, die in den unteren Gesellschaftsschichten (den kleinen Leuten) vorzüglich erscheinen, mit einer intriguenreichen Hofgeschichte verbinden wollte. Es folgen dann eine Menge kürzerer Fragmente, zum Teil Ergänzungen zu gedruckten Dramen Lenzens, so dem Neuen Menoza, den Soldaten, die Freunde machen den Philosophen, dem Engländer. Auch auf die Mitteilungen über die vernichtete Komödie „die Wolken“ machen wir aufmerksam. Mit Ausnahme der plautinischen Lustspiele und der Laube ist alles nur Fragment; schon dadurch ist ein rein ästhetischer Genuß an diesem Nachlaß fraglich. Aber des psychologisch Merkwürdigen, des Wichtigen für die Lebensgeschichte von Lenz und auch von Goethe bietet er viel. Der Herausgeber hat in sorgfältigen Einleitungen dies klar gestellt und die Orientierung darüber jedem erleichtert. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zu der Geschichte unsrer Poesie in der Sturm- und Drangperiode.

Q.

Unter der Kriegsflagge des deutschen Reichs.

Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. Elisabeth 1881—83 von Marinepfarrer P. G. Heims. Mit mehreren Karten. 400 S. gr. 8. Leipzig 1885. F. Hirt & Sohn.

Ein vortreffliches Buch. — S. M. S. Elisabeth wurde am 1. Oktober 1881 in Kiel zunächst als Übungsschiff für Seekadetten, von denen 29 an Bord kommandiert waren, in Dienst gestellt zu einer fast 3jährigen Reise um die Welt. Die Sorgfalt der kaiserlichen Admiralität richtet sich nicht allein auf die Hauptsache, auf die militärische und technische Ausbildung der zukünftigen Seeoffiziere, sondern auch darauf, daß die jungen Leute von den besuchten fernen Ländern etwas sehen, mehr sehen, als es den Seeleuten in der Regel möglich ist. Zu diesem Zwecke werden Landausflüge unter Führung von Offizieren gemacht. Letztere nehmen nur, wie es der Dienst gestattet, abwechselnd Teil, der „Herr Pfarrer“ ist aber immer von der Partie, und diesem Umstande, sowie der Muße und Lust das Gesehene und Erlebte sofort für die Lieben in der Heimat

niederzuschreiben, verdanken wir das Buch. Dasselbe ist frisch und lebendig, zum Teil mit einem köstlichen, feinen Humor geschrieben, — wir verweisen nur auf die Beschreibung der Ueberlandreise von Tientsin nach Peking, — der Verfasser teilt nur Selbsterlebtes und Selbstgesehenes mit, und daß alles dies unter den Fittigen des kaiserlichen Adlers von Deutschland gesehen und erlebt ist giebt dem Buche für jeden Freund des Vaterlandes und der Marine noch einen besonderen Reiz. Die Reise ging von Kiel über Montevideo durch die Magelhaensstraße nach Valparaiso und Callao. Der nun folgende Landausflug hoch auf den Anden nach Chila ist besonders interessant. Auch hier, mehr als 12000 Fuß über dem Meer, fanden die Reisenden das „Haus“ im Besitz eines Deutschen, die deutsche Flagge am First und die Zimmer geschmückt mit Bildern von den Schlachten bei Weißenburg und Wörth. Ueber den Stillen Ocean ging es dann weiter nach Honolulu und Yokohama, über verschiedene andere japanische, zum Teil für Fremde sonst noch verschlossene Häfen nach Wladivostok in Sibirien. Von dort wurden mehrere chinesische Häfen besucht, dann noch einmal Japan und zum Schluß noch Hongkong, Saigun und Singapore. In Hongkong ragt „hoch vom Bergabhänge hernieder ein Haus, von dessen Giebel ein goldenes Kreuz funkelt und vor dem am hohen Fahnenstock die schwarz-weiß-rote Flagge weht, das Findelhaus Bethesda, von Berlin aus gegründet, jetzt unter der Leitung des Herrn Pastor Hartmann.“ Das Haus enthält zur Zeit 76 chinesische Mädchen, die von den Eltern ausgehrt waren. Wie die Kleidung ist auch die Ernährung der Kinder die nationale. Aller Unterricht wird auf chinesisch erteilt; zur größeren Erleichterung der Lehrenden und Lernenden sind aber alle Bücher: Bibel, Gesangbuch, Katechismus &c. in chinesischen Lauten, aber mit lateinischen Lettern gedruckt. Nur die vielen Blinden können infolge des bei diesen hier allein auf Deutsch möglichen Unterrichts deutsch sprechen und verstehen.

Von Singapore ging es über Südafrika der Heimat zu. Die offizielle oder halboffizielle Stellung des Verfassers mag es mit sich gebracht haben, daß derselbe dort nur in brittischen Kreisen verkehrt hat, denn er ist z. B. dem niederdeutschen Stamme der weißen Bevölkerung Südafrikas nicht gerecht geworden. Dies wundert uns um so mehr, als der sprachgewandte Verfasser, — welchem unter anderen „Amtshandlungen“ während der Reise es möglich war in der Kapstadt unvorbereitet einen dänischen Gottesdienst vor mehr als 200 Zuhörern abzuhalten, — sicher so viel Plattdeutsch versteht, um mit dem niederdeutschen Teil der Bevölkerung verkehren zu können, unter diesen wäre er vielleicht auch den Empfehlungskarten der „Paarl Wine & Brandy Co.“ entgangen. Auch die Stadt Durban ist nach einem früheren Burenführer so genannt. Der letzte Teil der Reise führte über einen Teil

der jetzt deutsch-afrikanischen Häfen und an unserer ersten afrikanischen Kolonie „Groß-Friedrichsburg“ vorbei nachhause. Dieser Teil scheint uns während des Druckes, und nicht zum Vorteil des Buches, gekürzt zu sein, so z. B. hätten wir gern etwas mehr von Christiansburg gehört. Bei einer neuen Auflage würde es sich empfehlen die Beschreibung dieser Gegenden des tropischen Afrika, welche jetzt für alle Deutschen so hohes Interesse haben, etwas weiter auszuführen, und auch die beigegebenen Karten werden sich mancher Verbesserung fähig zeigen.

Das Buch ist auf vortrefflichem Papier gut gedruckt und sehr empfehlenswert. Der Preis ist ein billiger. Fr.

Allgemeine Musiklehre. Auf Anregung und unter Mitwirkung von Ludwig Erk weil. Kgl. Musikdirektor und Professor der Musik, bearbeitet und herausgegeben von Otto Tiersch. Berlin 1885. Verlag von Robert Dppenheim.

Wir kennen keine zweite Musiklehre, die in so knapper Form eine so vollkommene, allgemeinverständliche und streng sachliche Darstellung aller wissenschaftlichen Dinge auf dem Gebiete der Tonkunst bietet. Eigentlich liegt in den Namen der Verfasser schon eine sichere Gewähr für die Vortrefflichkeit des Buches. Besondere Vorzüge desselben erblicken wir in der Berücksichtigung der historischen Entwicklung der abgehandelten Gegenstände, in dem jedesmaligen Hinweis auf die einschlägige Litteratur, in dem angehängten Verzeichnis der musikalischen Zeichen und in dem umfangreichen Wort- und Sachregister, welches die Musiklehre auch zu einem wertvollen Nachschlagebuch macht. Das in seiner Art geradezu ausgezeichnete Werk sei allen Freunden der Musik, welche eine allgemeine musikalische Bildung anstreben, wärmstens empfohlen.

R. H.

Sophokles Tragödien, übersetzt von G. Wendt. 2 Bände. Stuttgart 1884. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wenn man von einem wissenschaftlich gebildeten Menschen mit Recht eine, wenn auch nicht eingehende und gründliche, so doch einigermaßen übersichtliche Kenntnis der bedeutendsten klassischen Werke des Altertums verlangt, so erfordert es die Billigkeit, daß ihm dieselben auch in einer ihn ansprechenden und anregenden Form zugänglich gemacht werden. Da nun nicht allen, dem weiblichen Teile der gebildeten Welt gar nicht, Gelegenheit geboten worden ist, jene in der Ursprache kennen und würdigen zu lernen, so stellt sich das Bedürfnis heraus, die Hauptwerke des klassischen Altertums in einer jenen Mangel möglichst ausgleichenden Uebersetzung weiteren Kreisen des gebildeten Publikums in die Hand zu geben, eine Aufgabe, welche in Beziehung auf Homer durch Boß so vortrefflich erfüllt worden ist. Wenn es nun bei denjenigen Uebersetzungen, welche dem arbeitenden Schüler nur als Erleichterungsbrücke für das geistige

Hinüberschreiten in die antike Welt dienen sollen, weniger auf die Form als auf die richtige und klare Wiedergabe des Inhalts ankommt, so erfordern solche, welche dem gebildeten Leser die klassischen Produkte der griechischen und römischen Dichter und Denker veranschaulichen und ihn dadurch bilden wollen, neben der selbstverständlich klaren Darstellung des Inhalts eine Form, welche erkennen läßt, wie die Alten durch die Werke ihrer Klassiker angeregt und ergriffen worden, was diese ihnen gewesen sind. Und wenn wir dies erkennen wollen, so müssen uns die Erzeugnisse der griechischen und römischen Litteratur nicht in griechischem und römischem Vers- und Strophenbau, sondern in einem uns vertrauten, uns ansprechenden, uns wohlklingenden Metrum durch den Uebersetzer geboten werden; alcäische, sapphische u. Strophen zeigen uns z. B., in welche Form Horaz seine Gedanken gegossen hat, aber sie enthalten für uns etwas Fremdartiges, das eben die Römer nicht dabei empfanden, weil jene Strophen ihnen geläufig waren. Wir aber erhalten dadurch zwar einen Einblick in die Produkte der Horazischen Muse, unser volles Verständnis aber wird durch die fremde Form gestört; wir müssen also den uns bilden und belehren sollenden Kern in einer uns gewöhnten und geläufigen Schale empfangen, und so lange uns die antiken litterarischen Werke nur in antiker Form gereicht werden, ist ein volles Verständnis und Nachempfinden nicht erreichbar. Warum die Scheu vor einer Uebersetzung in rein jambische und trochäische Verse mit dem Reime in den lyrischen, in den fünf Fußigen Jambus in den dramatischen Werken? Der Hinweis auf Boß, welcher den Hexameter auch nicht verworfen hat, ist unrichtig; denn dieses Versmaß ist uns durchaus nicht ungeläufig und thut der deutschen Sprache keinen Zwang an. Hingegen wird man gewiß zugeben, daß der gewaltige Inhalt der Klopstock'schen Oden durch die uns gewaltsam und ungeläufig klingenden Versmaße viel von der Kraft seines Eindrucks auf uns verliert. Es ist wohl nicht zutreffend, wenn der Verfasser des vorliegenden Buches im Vorwort sagt, der sechs Fußige Jambus könne uns durch Gewohnheit ebenso geläufig wie der fünf Fußige werden; wohl möglich, aber wozu? Wir sind eben durch unsre Dramatiker an den letzteren gewöhnt, und es ist vielleicht nicht bloß überflüssig, sondern vielmehr verfehlt, uns an ein neues Versmaß gewöhnen zu wollen; wir haben eben unsere klassischen Dramen in dieser Form und werden, an sie gewöhnt, Uebersetzungen fremder in derselben Form leichter und tiefer nachempfinden und verstehen. Und warum sollen die Chorlieder, bei denen das Metrum des Urtextes gewiß in der Uebersetzung wiedergegeben werden kann, wenigstens nicht hier und da den Schmuck des Reimes erhalten, um wie in der „Braut von Messina“ in der That ein „lyrisches Prachtgewebe“ zu werden? Wie schön würde sich beispielsweise das erste Chorlied in der Elektra und in den Trachinierinnen in dieser Form ausnehmen!

Doch genug davon, der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung steht zu unsrer Anschauung in prinzipiellem Gegensatz, es handelt sich also im weiteren nur um die Beurteilung der Art und Weise, in welcher er von seinem Standpunkt aus die Aufgabe einer Uebersetzung der Sophokleischen Tragödien gelöst hat.

Im allgemeinen darf eine gerechte Beurteilung der Wendtschen Arbeit ihre Anerkennung nicht versagen. Die Uebersetzung der Epeisodien zunächst zeigt, vielleicht mit Ausnahme der Trachinierinnen, deren Sprache uns etwas zu matt erscheint, eine entschiedene Gewandtheit in der Sprache und im geläufigen Bau der Verse, ein Vorzug, den wir um so mehr hervorheben müssen, als wir in anderen Uebersetzungen bei zu ängstlich genauer Wiedergabe des Urtextes mehrfach grade die Klarheit des Sinnes und den Wohlklang der Verse vermissen; vielleicht dürfte hier und da eine noch größere Freiheit der Uebersetzung wünschenswert sein, und es wären dadurch auch die übrigens sehr wenigen Ungewandtheiten vermieden worden, wie z. B. in dem Verse des Oed. rex: „O Herr, wie bist du in des Leidens Vollbesitz!“ Aus derselben gewiß zu peinlichen Anlehnung an Sinn und Form ist auch das öftere Vorkommen eines Versendes mit „und“ oder mit dem Relativum „den“ und „der“ in den Chorliedern zu erklären, Wendungen, welche ohne Zweifel den poetischen Eindruck stören. Von diesen allerdings unbedeutenden Fehlern abgesehen verdient grade die Uebersetzung der Chorlieder, was den Strophenbau und den poetischen Schwung der Sprache betrifft, volle Anerkennung, und auch hier ist durch die Form die Klarheit des Inhalts keineswegs beeinträchtigt, ebenfalls ein Verdienst, welches diesen Theilen anderer Uebersetzungen gegenüber hervorzuheben notwendig erscheint.

Einen fernerer Vorzug dieses Werkes möchten wir auch in den kurzen und übersichtlichen Einleitungen zu jedem Stücke und in der Hinzufügung kurzer Anmerkungen zu solchen Stellen sehen, welche einer Erläuterung entschieden bedürfen. Zahl und Umfang dieser Anmerkungen ist glücklicherweise soweit beschränkt, daß sie dem Leser die notwendige Erklärung geben, ohne durch allzuvielen und zu genaue Erörterungen den Gesamteindruck des poetischen Werkes zu stören. Eine eingehende und sorgfältige Lektüre der Wendtschen Uebersetzung des Sophokles dürfte demnach Kennern wie Nichtkennern des Originals unzweifelhaft zu empfehlen und von großem Nutzen sein. C. S.

Erträumte Märchen. Erzählt und illustriert von Marie Berg. — Für's Kind. Geschichten von Dietrich Theden. Leipzig 1884. Verlag von E. Tzietmeyer.

Zwei liebliche Kinderschriften aus dem Verlage von E. Tzietmeyer in Leipzig seien hierdurch der Aufmerksamkeit von Eltern und Kinderfreunden empfohlen. Solid und elegant ausgestattet sind beide; in dem ersten

unter dem Titel: „Erträumte Märchen“ vereint die Verfasserin die Dichterin mit der Künstlerin; sie hat die teils ernstern, teils heiteren Märchen mit zehn Vollbildern und zwölf zierlichen Initialen versehen und bietet den kleinen Lesern sowohl Stoff zum Nachdenken als zur Unterhaltung. Die zweite Jugendschrift: „Fürs Kind“ von Dietrich Iheden ist nur mit einem schönen Titelbild in Farbendruck geschmückt, aber der Inhalt ist ebenso ansprechend als mannigfaltig. Alles, was das Kinderherz in der schönen Natur erfreut, tritt hier handelnd und sprechend auf. Da der Verfasser sich auch einer einfachen aber lebendigen Schreibweise befleißigt, so wird sein Buch bald Freunde finden. M.

Johann de Muris. Seine Werke und seine Bedeutung als Verfechter des Klassischen in der Tonkunst. Eine Studie von Dr. Robert Hirschfeld. Leipzig 1884. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

In den Monatsheften für Musikgeschichte schreibt Robert Citner über diese Monographie unter anderem: Johann de Muris hat in Dr. Rob. Hirschfeld einen vortrefflichen Biographen und Erklärer seiner Schriften gefunden. Mit den nötigen philologischen Kenntnissen ausgestattet, entwirft der Herr Verfasser, auf den Schriften de Muris fußend, ein lebensvolles Bild des alten Theoretikers aus dem 14. Jahrhundert und gelangt zu Resultaten, die denen fast entgegenstehen, welche bisher über ihn bekannt waren.“ Nach eingehender Besprechung zitiert Robert Citner einige interessante Stellen aus der obigen Schrift und fährt fort: „Das Wenige wird genügen, um bewiesen zu haben, daß wir hier eine ganz eminente Leistung vor uns haben, die ein ganz neues ungeahntes Licht auf jene alte Zeit wirft. . .“ Das Urteil des berühmten Musikhistorikers ist die beste Empfehlung für das Buch. R.

Hervara, von L. (udwig) Freytag. Berlin 1883, bei R. Damsköhler. 126 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß man in der Litteratur, wie in der Kunst, sich mehr der altnordischen Sage zuwendet und die in den Sagas niedergelegten hochpoetischen Schätze zu heben bemüht ist. Eine sehr sachverständige und geschmackvolle Bearbeitung liegt in dem Epos Hervara vor uns. Es gehört zu einer Umdichtung dieser Sagen eine ebenso gründliche Kenntnis der altnordischen Sprache wie deren Litteratur. Beides steht dem Verfasser zu Gebote und setzte ihn so in den Stand nicht Hinzugehöriges auszumergen und das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt wiederzugeben. Was die poetische Behandlung anbelangt, so hat Freytag für die verschiedenen Gesänge verschiedene, dem Inhalt angepasste Metren gewählt um den Leser nicht zu ermüden. Der Inhalt des Ganzen ist vollkommen dramatisch, — der Frevel Svafurlamis zieht den Fluch der mächtigen Zwerge nach sich, und

dieser führt das Königsgeschlecht unaufhaltsam dem Verderben zu. Die Verse sind fließend und die Schilderungen von Szenerie und Handlung lebendig und reich. Der 19. Gesang ist als eine Einlage anzusehen, welcher eine Sammlung lyrischer Gedichte enthält, die Jung Harald singt. Im Anhang giebt der Verfasser sachliche und historische Erläuterungen, die zum besseren Verständnis des Textes dienen. Man spürt die frische Bergluft Tyrols, wo Freytag die Umdichtung vornahm, die belebend auf den Leser zurückwirkt. Bd.

Deutscher Kalender für 1885. Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe. I. Jahrgang. Berlin 1884. Verlag von A. Haack.

Dieser Kalender will an Stelle des nicht mehr erscheinenden „Illustrierten Kalenders“ von F. J. Weber treten. Er ist geschickt und sorgsam redigiert und enthält außer dem üblichen Kalendermaterial einen biographischen Säcular- und Erinnerungskalender, 4 biographische Säcularskizzen (mit Titelbild), die Jahreschronik, einen reichhaltigen Personal-Kalender, eine große Anzahl statistischer Tabellen und Nekrologe von 1883/84. Der Preis des Kalenders, der sich in fleiblen Leinwandband recht stattlich präsentiert, ist bedeutend geringer als der des ehemaligen Weberschen. R.

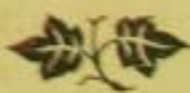
Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben von Sara Huxler. Breslau 1884. Druck und Verlag von S. Schottländer.

Junge Herzen. Erzählungen für die reifere Jugend von Sara Huxler. Stuttgart (1884). Verlag von Karl Krabbe.

Es ist ein eigentümliches Talent, dessen erste Blüten hier zu Tage treten; ein echt deutsches Gemüt in fremder Hülle, ein reich entwickelter Schönheitsfönn, dem es indes zuweilen an der Form gebricht, um ihn nach unseren Auffassungen einzukleiden, aber darum vielleicht um so mehr interessierend und spannend. In den vielartigen Skizzen, welche uns vorgeführt werden, ist es von besonderem Werte für den aufmerksamen Leser, einen doppelten Schluß zu ziehen: einmal nach der völkerysychologischen Seite hin, weil sich vielleicht zum erstenmale eine Deutsch-Amerikanerin in ihrer vollkommenen Individualität zeigt, welche uns demnach alle die Eigentümlichkeiten des eingeborenen Sprosses eingewanderter Deutschen in ihrer Abhängigkeit von der Kultur des Landes darbietet; dann aber auch nach der ethischen Seite, da uns hier die Summe der Einwirkungen jener ganz eigenartigen Erziehungsmethode der Amerikaner in einem durchaus unabhängigen weiblichen Charakter entgegentritt. In diesem Sinne halten wir (wenn auch nicht in allen Erzählungen gleichmäßig) die beiden Bücher der Verfasserin für erziehbliche und würden sie trotz mancher Excentricitäten der weiblichen Jugend unbedenklich in die Hände geben; die Verfasserin verhüllt nichts; sie tritt

offen und feck mit der Wahrheit hervor und sucht durch Beispiele im Guten, wie Bösen zu wirken; wir finden nichts in ihr von dem vertuschenden oder negierenden Wesen der meisten Jugendschriftsteller, noch weniger den frömmelnden oder moralisierenden Ton, welcher aus mißverständener Nachahmung Pestalozzi's für eine notwendige Ingredienz der Jugendllectüre gehalten wird. In den Charakterzeichnungen ist sie bestimmt und weiß in kurzen, schlagenden Sätzen, meist in den Worten der Geschilderten die Natur zum Ausdruck zu bringen; in den Entwicklungen der Handlung tritt ein sicheres dramatisches Talent hervor, welches ohne Reflexionen durch die Thatsachen allein wirken will. Der Boden der Erzählungen ist zumeist Amerika, das deutsche Adoptivland tritt mehr in den Hintergrund — offenbar knüpfen sich die Schilderungen der Verfasserin an die Eindrücke ihrer Jugendzeit, und man könnte manches kühn entworfene Köpfchen in dem charakteristischen, hübschen Porträt wiederfinden, welches dem zweiten unserer Bücher beigelegt ist. Die photographische Treue dieser Bilder wie der uns näher liegenden, in Deutschland sich abspielenden Szenen läßt uns auch an die Wahrheit uns befremdender Züge in den amerikanischen Erzählungen glauben. Bei diesen liegt die Vergleichung mit Bret Harte nahe; sei es nun die größere Stammesverwandtschaft der Verfasserin mit uns, sei es der höhere Zug allgemein menschlichen Gefühls, der sich in ihren Erzählungen ausspricht; uns berühren dieselben sympathischer, als jene „kalifornischen Geschichten“. Dies gilt namentlich von den Skizzen des ersten Buches, dessen allgemeine Tendenz eine größere Mannigfaltigkeit zuläßt, als beim zweiten Werke. „Jung-Amerika“ bringt ohne ein bestimmt ausgesprochenes Thema die Zustände der deutschen Kolonie New-Yorks uns näher: wir können hier Belege des intimen Lebens zu dem Buche eines unserer Landsleute, den Lebenserinnerungen Franz

Liebers finden: so etwa muß die Gesellschaft gewesen sein, in welche er trat, nachdem er England verlassen hatte; so die Kinder, welche er unterrichtete; seine Stellung als Lehrer ungefähr die gleiche, wie die des Herrn Prevost in der Erzählung: So kam's. Es liegt eben etwas uns Unheimliches, Verwandtes in diesen Blättern, was sie uns so überaus sympathisch macht. „Junge Herzen“ ist seiner Richtung nach eingeschränkter. Die neun Erzählungen, welche geboten werden, handeln von jugendfrischer Gesinnung und von dem Liebesfrühling junger Herzen; sie kommen vom Herzen und sprechen zum Herzen. „Durch die Liebe“ schildert die Wandlung eines eitlen und frivolen Mädchens in ein ernstes, tiefes, gemüthvolles, als es zum erstenmale die wahre Neigung zu einem Manne erfährt; „des Nachbarn Junge“ ist ein kleines psychologisches Meisterstück: ein wilder, häßlicher Straßenjunge, welcher nur an übermüthigen Tollheiten Vergnügen findet, trifft auf eine Frau, welche zum erstenmale Anteil an ihm, an seinem Fühlen und Trachten nimmt: dadurch erwacht in ihm das Gefühl seines Nichts, ein Widerstreit seines Lebens und Denkens, der ihn in den Tod treibt. Ebenso werden in den übrigen Skizzen Probleme aus dem Leben der Kinderwelt gelöst. Wir sehen hier die Verfasserin in einem ziemlich eng gezogenen Kreise eine Menge Herzensfragen aufwerfen und in verschiedener Tonart behandeln. In den Tonarten aber liegt ein gewaltiger Reiz; sie regen Herz und Gemüt an und werden namentlich auf den unverdorbenen Geist der jungen heranwachsenden Mädchen läuternd und fördernd wirken. Ist der Verfasserin ein Vorwurf zu machen, so ist es vielleicht nur der, daß sie ihren Kreis zu eng zieht — dadurch wird er ein *circulus vitiosus*. Aber wir können schließlich die Hoffnung aussprechen, daß sich das Talent der Frau Hugler immer mehr entfalten und erweitern und noch viele schöne Früchte zeitigen wird. R.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Anzengruber, Ludwig, **Der Schandfleck**. Eine Dorfgeschichte. Neue umgearbeitete Ausgabe. 2 Teile. 8. (Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)
 Bersezio, Victor, **Die Engel auf Erden**. Roman. 8. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)
Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Laden-

burg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abth. Lief. 39 enthält: Handbuch der Botanik Lief. 15. — Lief. 40: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie Lief. 13. — Lief. 41: Handbuch der Bo-

- tanik. Lief. 16: — II. Abth. Lief. 24 enthält: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie Lief. 7. — Lief. 25: Handwörterbuch der Chemie Lief. 11. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Erinnerungen an Friedrich von Nechtritz und seine Zeit** in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. gr. 8. (S. Hirzel, Leipzig.)
- Europäische Kolonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt.** gr. 8. (F. Dümmers Verlagsb., Berlin.)
- Frany, Raoul, Handbuch des Demagogen.** Aus dem Französischen übersetzt von Bruno Ossmann. 8. (Helwingsche Verlagsb., Hannover.)
- Gärtner, Max Hermann, Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit.** Mit vielen Originalzeichnungen von H. Lüders, A. Reinheimer u. A. Lief. 1/7. 4. (Gresner u. Schramm, Leipzig.)
- Gottschall, Rud. von, Im Banne des schwarzen Adlers.** Geschichtlicher Roman in einem Bande. 4. Aufl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gottschall, Rudolf von, Blütenkranz neuer deutscher Dichtung.** 16. 11. Aufl. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Göttinger, Dr. E., Reallexikon der Deutschen Altertümer.** Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des Deutschen Volkes. 2. Aufl. Lief. 7/15. fl. 8. (Woldemar Urban, Leipzig.)
- Hamlet, Der neue.** Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgegeben von Carl Ludwig. gr. 8. (Verlags-Magazin [S. Schabelitz], Zürich.)
- Hammerich, Dr. Martin, Die Kunst gemeinschaftlicher Darstellung.** Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 8. (Joh. Lehmann, Leipzig.)
- Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie,** herausgegeben von Dr. Anton Reichenow. Bd. III. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Homers Odysseus-Vied.** In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Joh. Laf. Engel. fl. 8. (Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)
- Jansen, Albert, Jean-Jacques Rousseau als Musiker.** Lex. 8. (Georg Reimer, Berlin.)
- Johnston, H. H., Der Kongo.** Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Aus dem Englischen von W. von Freedon. Mit 78 Abbildungen u. 2 Karten. gr. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)
- Jugendbibliothek, Trewendts. Neue Folge.** Bdchn. 12: R. Rother, die Wallfahrt nach Ebersdorf. Bdchn. 13: Richard Roth, Der Dolpatsch. Bdchn. 14: H. Grosch, Marx Hornfried, der Einbrecher. Bdchn. 15: M. Meisner, Kleinbürgerlich. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Kiehl, Dr. E. J., Anfangsgründe der Volkswirtschaft.** 3. Aufl. Neu bearbeitet von Professor Franz Richter. gr. 8. (Puttkammer u. Mühlbrecht, Berlin.)
- Kremer, Alfred von, Die Nationalitätsidee und der Staat.** 8. (Karl Konegen, Wien.)
- Leimbach, Dr. Karl L., Ausgewählte Dichtungen für Lehrer und Freunde der Poesie.** V. Lief. 1/3. gr. 8. (Th. Kay, Kassel.)
- Melzer, Dr. Ernst, Goethes philosophische Entwicklung.** Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. gr. 8. (J. Graveursche Buchh., Neisse.)
- Menzel, E., Feldnelken.** Hessische Dorfgeschichten. 8. (S. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.)
- Meyer, M. Wilhelm, Spaziergänge durch das Reich der Sterne.** Astronomische Feuilletons. gr. 8. (A. Hartlebens Verlag, Wien.)
- Müller, F. Max, Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.** Vorlesungen gehalten an der Universität Cambridge. Autorisirte Uebersetzung von Prof. Dr. C. Cappeller. gr. 8. (Wilh. Engelmann, Leipzig.)
- Neber, Franz von, Geschichte der neueren deutschen Kunst.** 3 Bde. gr. 8. (H. Häffel, Leipzig.)
- Nedwig, Oskar von, Haus Wartenberg.** Roman. 8. (Wilh. Herz, Berlin.)
- Reich, Das Russische in Europa.** Eine Studie. gr. 8. (S. Mittler u. Sohn, Berlin.)
- Rethwisch, Dr. Ernst, Der Irrtum der Schwerkrafthypothese.** 2. Aufl. 8. (Kiepert u. von Bolschwing, Freiburg, i. B.)
- Salinger, Eugen, Aus meiner Studienmappe.** Drei neue Erzählungen. 8. (S. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.)
- Schmidt, E., Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht** in den mittleren und oberen Klassen von Gymnasien und Realgymnasien. fl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Tiersch, Otto, Allgemeine Musiklehre.** gr. 8. (R. Oppenheim, Berlin.)
- Waldmüller, Robert, Darja.** Roman. 2 Bde. 8. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)
- Zopf, Dr. W., Die Pilzthiere oder Schleimpilze.** Mit 52 meistens vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von F. W. Steffens in Dresden.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane!

Soeben erschien:

„GRAF PETÖFI“

Roman von Theodor Fontane.

2 Bände in einem Bande fein broschiert Mk. 7,50.

— — — — —
fein gebunden „ 9,—

Vorrätig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in
Leipzig:

Ein Kampf ums Recht

von

Karl Emil Franzos.

Roman in zwei Bänden.

Zweite Auflage.

8. VIII, 387 u. VI. 372 S. geh. 10 Mk. —
Elegant geb. 12 Mk.

Der vorliegende Roman ist bereits ins Englische, Russische, Dänische, Holländische und Ruthenische übersetzt worden. Rudolf v. Ihering sagt über denselben in der neuesten Auflage seines Werkes „Der Kampf ums Recht“: „Franzos hat das Thema in neuer, seinem Vorgänger Kleist gegenüber völlig selbständiger und höchst ergreifender Weise behandelt. Sein Werk bildet ein würdiges Seitenstück zum Kohlhaas, es ist ein Seelengemälde von reiner Wahrheit und erschütternder Kraft, das niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann.“

Verlag von Eduard Czerwinski in Breslau:

Der Präsident

von

Karl Emil Franzos.

Erzählung in einem Bande.

Zweite Auflage.

8. 1884. Brosch. 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Ein sensationelles Thema behandelt der Verfasser in seiner Erzählung. Der Vater hat über seine Tochter zu richten, die ihr Kind gemordet hat: das ist die eigentliche Handlung des Kriminalromans. Der Konflikt im Herzen dieses Vaters, des Präsidenten, bildet den Angelpunkt der Geschichte. Es wird niemand diese ergreifende Erzählung von psychologischer Feinheit lesen, ohne davon tief berührt zu sein.

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

Mit

Porträt und Lebensabriß des Dichters.

XVI und 348 S.

Preis broschiert 5 Mk., in eleg. Lwbd. 7 Mk. noch bedeutend erweitern.

== J. Gubers Verlag in Frauenfeld. ==

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Auflage von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Bächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern früherer Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds

10 DEC. 84

Eph. lit. 767

